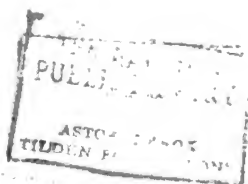

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08244426 0

60

Wimmer
BH





Tonga-Tabu.

Neuestes Gemälde von Australien,

oder

Beschreibung

der Lage, des Klimas, der Naturprodukte, Landeskultur, merkwürdigsten Städte, Gegenden, Kunstwerke, Ruinen und Denkmäler;

dann

der Einwohner, deren Lebensart, Kleidung, Handel, Künste, Wissenschaften, Religion und Staatsverfassung.

Von

G. A. Wimmer.

(Mit 6 Kupfern.)

Wien, 1834.
Zu haben bei Rudolph Sammer.

Einleitung.

Wir beginnen hier die Beschreibung einer Ländermasse, welche als Erdtheil, in der Erdkunde noch ganz jung und neu ist. Als solcher erscheint er wie ein Kind, um dessen Wiege eine Menge Verwandte, Tanten, Muhmen und Pathen stehen, die sich gegenseitig über den Namen streiten, welchen der Knabe führen soll. Während sich alle die Herren Entdecker unter einander streiten, hat ihm jedoch die unfehlbare Feder der Geographen bereits den Namen Australien ertheilt, und die lieben Pathen müssen sich begnügen ihre barbarischen Namen als eben so viele übelklingende Taufnamen von A bis Z den einzelnen Inselchen anzuhängen. Dieses thut nichts, wenn nur, wie in der Botanik, Übelklänge und Krachworte gehäuft werden! Wir erinnern uns, daß man für den neuen Welttheil Forstokoga in Vorschlag brachte, ein Name, den ein lateinisches Volk eben so wenig als unsere naturhistorischen Namen, womit Eitelkeit die Wissenschaft barbarisirt, auszusprechen wagen wird. Man hat diesen Erdtheil auch die Inselwelt benannt, eine Benennung, welche wenigstens den Vorzug hat, einen wahren Begriff von der Sache selbst zu geben. Indessen sind zu neuen Benennungen verschiedene Versuche gemacht worden. Merkator nannte diesen Erdtheil, den man im Australozean erst vermuthete, nach dem ersten Weltumsegler: Magellania; von Wilhelm Postel wurde er Chasdia benannt. Nach Cook kamen die Namen Australia, Neu-Holland und Polynesien in Gebrauch, letztere Benennung ist noch üblich und vielleicht die schönste und passendste; denn wiewol neuere Geographen Neu-Holland als einen Kontinent behandeln, so bleibt es demungeachtet nichts als die größte Insel, welche wir kennen; indem ihr die Kontinuität oder Fortsetzung durch die andern Welttheile fehlt. Die Franzosen, besonders Malte-Brun, nennen diese Erdgegend *Océanique* und stempelten das Wort

Oceania zu diesem Zweck; nach meiner geringen Meinung sehr unglücklich. Statthafter fänden wir die Benennung brittischer Geographen, welche in Voraussetzung eines vormaligen Zusammenhanges und nach einer richtigen Erdbeschauung den Namen Australasia wählten. Erwähnt zu werden verdient Walkenaers sehr bequeme Eintheilung, welche in einer rationellen Geographie wol mit der Zeit siegen dürfte. Er theilt nemlich die Erde in drei Theile, wie sie die Natur selbst gesondert hat; nemlich 1) Alte Welt: Europa, Asia, Afrika, umspült vom mittel- und indischen Meere. 2) Neue Welt: Amerika, bespült vom atlantischen Meere. 3) Inselwelt, der Archipel von Notasie oder Ostarchipel, Polynesien und Australien oder Neu-Holland, umspült vom großen Australozean. Übrigens gelten Namen wenig und sind von keiner Wichtigkeit, weshalb es überflüssig wäre einen neuen Namen aufzufinden.

Wir begnügen uns daher unter dem Namen Australien alle Inseln zwischen 35° nördl. und 66½° südl. Br. und 130° bis 270° östl. L. v. F. zusammenzufassen. Bevor wir jedoch an ihre Zeichnung gehen, dürfte es dem Leser nicht unangenehm sein, zu erfahren, wann und wie sie nach und nach aus ihrer Verborgenheit in das Gebiet der Geographie und wissenschaftlicher Forschung eingetreten seien. Wir werden daher einen kurzen geschichtlichen Abriß der Entdeckungen im großen Ozean beifügen.

Der Mensch ist in seinem Grundwesen ein sehr seltsames Geschöpf und es ist gewiß, daß auch die ausschweifendste Phantasie unmöglich ein Märchen ersinnen kann, das blau genug wäre um die Natur des Menschengeistes in seiner Trägheit und Beweglichkeit, seiner Beschränkung und weltumfassenden Kraft zu charakterisiren. Wie der Geist in Tausend und einer Nacht, diesem besten der Bücher, ein Jahrtausend lang von eines Zauberers Neid in einem engen Topf tief im Schlamme eines todten Sees vergraben und versiegelt schmachtet; zufällig aber zieht ihn ein einfältiger Schiffer ans Land, und im Glauben einen Schatz gefunden zu haben, öffnet er ihn. Den Schatz findet er nun nicht, aber er befreit den Geist, mit ihm ist der Sumpf verwandelt, der See wird zur Stadt, die Fische zu Bürgern und eine gebundene, durch Zauber gebundene Welt tritt in das freie Leben! Wahrlich dieses ist der Menschengeist. Wie in einem engen Topfe eingeschlossen begnügte er sich Jahrtausende lang mit einer kleinen Zahl von Ideen in einem engen Raume; begnügte sich fünfthalb Jahrtausende mit seinen phantastischen Meinungen, die den

Erdkreis einer Scheibe verglichen, und mit den unerforschten nur um das Mittelmeer ihm offnen drei alten Welttheilen. Da fiel es Columbus ein, den alten Topf zu zerschlagen. Die gehofften Schätze zur Eroberung des heil. Landes fand er nun zwar nicht, aber der Geist des Menschen war plötzlich von den kosmologischen Banden frei; und aus dem Topfe ptolemäischer Weltansichten strebte er riesig hervor, den verzauberten Sumpf der Irrthümer in eine neue Welt verwandelnd. Der Geist des Menschen bedarf nur eines Anstoßes, nur eines gelungenen Beispiels, und wuchernd steigen ganze Massen Abenteurer empor, welche oft nicht geringe Dienste leisten. Aber es war dieser große Mann, der in der Kulturgeschichte der Menschheit eine wahre Weltrevolution bewirkte, und der, was die Größe des Erfolgs und des wohlthätigen Erfolgs anlangt, alle Weltstürmer aller Zeiten beschämt und verdunkelt.

Nachdem die Bahn gebrochen war, wurden Entdeckungen Mode, und als Mittel sich und seinen Namen zu verewigen, wurden weite und gefährliche Fahrten gesucht und von mitunter ausgezeichneten Geistern als das würdigste Geschäft des Lebens betrachtet. Mehr als einem ist es gelungen seinen Namen dem des großen poetischen Columbus ehrenvoll anzureihen. Unser Zweck fordert hier nur diejenigen zu erwähnen und aufzuführen, welche um die Australwelt sich verdient gemacht haben. Columbus starb mit der festen Überzeugung, das Ostende Asiens berührt zu haben, ohne den Umfang seiner Entdeckung, noch die Folgen für die Menschheit zu ahnen. Um wieviel leichter hätte er den Undank der Mitwelt ertragen, hätte ein guter Genius ihm gestattet in die Zukunft zu blicken. Es war 1513, als Balboa, einer jener spanischen Abenteurer, die in Folge der Verdienste Columbus da ernteten, wo dieser gesäet hatte, von der Spitze der Cordilleren den stillen Ozean erblickte und denselben unter lächerlichen Feierlichkeiten für seinen Herrn in Besitz nahm. Indessen war es nicht so leicht, in dieses neue Besitzthum zu gelangen, bis man nicht eine westliche Durchfahrt durch den Kontinent von Amerika gefunden hatte. Die berühmte Meridianlinie, welche der Papst als Theilung der Erde zwischen den zwei Souveränen von Spanien und Portugal durch 30° westl. L. von F. gezogen hatte, erlaubte den Spaniern nicht gegen Osten zu segeln. Es blieb daher kein Mittel übrig in den großen Ozean zu gelangen, als eine westliche Durchfahrt zu entdecken. Zwei Umstände erschwerten die Entdeckung, einmal die päpstliche Demarkationslinie und dann die mangelhafte Kenntniß der Kugel-

gestalt der Erde, die dazumal noch nicht konstatirt war. Vermuthet war indessen diese Gestalt, wie auch, daß der große Australozean sich im indischen Meere endigen müsse. Der erste, welcher sich einen unsterblichen Namen durch Aufopferung seines Lebens in diesen Entdeckungen erkaufte, war Fernandus Magellanus (Magelhaes, Magelhäns). Dieser, ein edler Portugiese von Geburt, hatte früher unter dem berühmten Albuquerque zur See und in Ostindien gedient, sich mit seinem Hofe entzweit und das Vaterland verlassen. Er sah seine angebotenen Dienste von Kaiser Karl V. angenommen, auf dessen Befehl er mit fünf Schiffen den 20. September 1519 auf eine Entdeckungsreise von S. Lucar in Spanien nach der Südsee absegelte. Seine Mannschaft war 236 Mann stark, keineswegs jedoch so an Subordination gewöhnt und eingeschult, wie die Seetruppen unserer Tage, sondern nach den Schätzen des Großmogul lüstern. Überzeugt, daß zwischen beiden Amerika keine Durchfahrt vorhanden sei, beschloß er Südamerika zu umsegeln und berührte dieses, um die Demarkationslinie nicht zu verletzen, erst in Brasilien. Glücklich erreichte Magellan den 12. Jänner 1520 die ungeheure Mündung des La Plata-stromes und glaubte die Durchfahrt gefunden zu haben. Das süße Wasser überzeugte ihn jedoch gar bald, daß er sich an der Mündung eines ungeheuren Flußgebietes und also von seinem Ziele noch fern befinde. Vom 31. März an war er genöthigt, den unter 45° südl. Br. bereits harten südlichen Winter durch fünf Monate auszuhalten, wo er der ganzen Kraft seines Geistes bedurfte, um der Meuterei seiner Gold, und nicht Frost und Entbehrung suchenden Offiziere Herr zu werden. Mit der Festigkeit eines Seefahrers, der in Columbus Fußstapfen getreten war, erklärte er am 24. Aug. 1520, wo er seine Schiffe aus dem Hafen St. Julian führte, bis zum 75° südl. Br. zur Aufsuchung der Durchfahrt nach dem Südmeere fahren zu wollen. Schon im Oktober erreichte jedoch der kühne Seefahrer unter 52° südl. Br. das von ihm so benannte Kap de las Virgines, welches er dublirte, so in die nach ihm benannte Straße einfuhr, und am 28. Nov. 1520 zog er siegreich in den großen Australozean ein. Indessen hatte er bei der Einfahrt in die magellanische Meerenge noch einen Aufstand, bei welchem ein Schiff nach Europa umkehrte, zu bestehen. Drei Monate lang schiffte er nun durch den großen Ozean, der erstaunt über die nie erfahrne Kühnheit wie erstarrt war. Die sonst hier so häufigen Stürme ruhten gänzlich, darum ward er das stille Meer

benannt. Durch einen sonderbaren Zufall durchschifften sie über drei Monate lang die an vielen tausend Inseln reiche See, ohne mehr als zwischen dem 15 und 9° südl. Br. zwei wüste Eilande zu entdecken, die der Admiral, da sie die halbverhungerten Seefahrer in ihrer Hoffnung nach frischen Lebensmitteln so sehr täuschten, die Unglücklichen (*Desaventuratos*) nannte. Dem Hungertode nahe erreichten sie endlich am 6. März 1521 die Ladronen oder Marianen, wo sie sich erquickten, und endlich den Archipel St. Lazarus und zuletzt die Philippinen entdeckten. Nach dem Geiste der damaligen Zeit hatte der fromme Seefahrer nichts eifrigeres zu thun, als die Heiden zu bekehren, was ihm denn auch mit dem Könige der Insel Zebu gelang. Dagegen verlor er in einem Gefechte mit dem Könige der Insel Matan den 26. April 1521 sein Leben. Der Rest der Expedition ging nun nach den Molukken, aber nur ein Schiff, die Viktoria, kam am 21. Sept. 1522 unter Anführung des Cano, der sich nun den Namen des ersten Weltumseglers beilegte, nach S. Lucar in Spanien zurück. Indessen wird den Ruhm dieser Expedition dem geistvollen Magellan niemand streitig machen wollen. Viele und folgenreiche Resultate hatte diese Reise geliefert. Nun wußte man mit Gewißheit, daß die Erde eine Kugel sei, die Philippinen und Marianen waren entdeckt, was aber die Hauptsache war, der Weg in die Südsee war gefunden. Seltsam erstaunten sowol Portugiesen als Spanier, die durch die wohlmeinende Linie des Papstes sich getrennt glaubten, als der eine nach Westen, der andere nach Osten segelnd sich begegneten. Mit der Kunde dieser Entdeckungen war auch der Geist aller seefahrenden Nationen aufgeregt, und jeder Seemann brannte vor Begierde den neuentdeckten Ozean zu beschiffen; sicher dadurch seinen Namen auf eine rühmliche Weise auf die Nachwelt zu bringen. Der Spanier Loyasa folgte 1524 den Fußstapfen Magellans nach und erreichte dasselbe Ziel ohne bedeutende Entdeckungen zu machen; erst 1526 führte ein zufälliger Sturm, wie ein zweiter Habakuk, den Portugiesen Georg Maneses in einen der Häfen von Neu-Guinea; Saarvedra von Ferdinand Cortez ausgesandt, entdeckte die Mulgraveinseln, berührte Neu-Guinea und noch einzelne Gruppen.

Auch die Franzosen wollten an dem Ruhme der Entdeckungen in der Südsee theilnehmen; schon 1527 machte Vilegagnon eine Reise um die Welt, welche jedoch die Geographie eben so wenig als die in dieselbe Zeit fallende Reise des Portu-

giesen Simon de Alcagova bereicherten. Ferdinand Grijalva, ein Spanier, entdeckte 1537 die Christnachtinsel und die Pescadores. Ebenso waren die Spanier Juan de Gaeta, Bernhard de la Torres, Villalobos so glücklich, ihre Namen einigen von ihnen entdeckten Inseln beilegen zu können. Alvaro de Mendana machte endlich 1568 die Salomonsinseln der Welt bekannt und bereicherte die Karte der Südsee mit mehren einzelnen Inseln.

Um diese Zeit endlich traten auch die Britten auf den Schauplatz der Entdeckungen. John Oxham vollendete 1575 die vorgehabte Erdumseglung nicht, was jedoch dem mit Recht berühmten Franz Drake, dem ersten brittischen Erdumsegler, auf eine glänzende Weise gelang. Dieser geschickte Seefahrer lief 1577 von Portsmouth aus, um gegen die Spanier in Südamerika zu kreuzen, und ihre westlichen Kolonien zu beunruhigen. Er ging ums Vorgebirg der guten Hoffnung und entdeckte die nördlichen Marianen; es ist derselbe Drake, dem wir die Kartoffel verdanken, ein Geschenk, das mehr als tausend gewonnene Schlachten werth ist. Die Entdeckungen der Engländer Cavendish und Hawkins, des Spaniers Fernandez und ein paar andere sind spurlos verschwunden. Als jedoch Mendana auf den Salomonsinseln eine Kolonie anzulegen, um 1594 aus Spanien nach der Südsee abging, glückte es ihm, die Marquesasinseln unter 10° südl. Br. zu entdecken. Betrachtet man die Karte des Australozeans, so erstaunt man billig, wie es möglich war, daß die 23 von verschiedenen Nationen unternommenen Reisen um die Erde, in einem so beträchtlichen Zeitraum seit Magellans Entdeckungen: von 1519 bis zu der fruchtlosen Fahrt des Holländers Sebaldus van der Weert, von der ganzen Ländermasse im Australozean erst die Marianen, Neu-Guinea, die Carolinen, der Salomons-, Marquesas- und Santa-Cruz-Archipel entdeckt waren. Die Ursache war jedoch wol die, daß die Bekanntschaft mit diesen Meeren noch zu jung war; auch hatte sich die Frau Thetis von dem ersten Staunen, ihr großes Gebiet betreten zu sehen erholt, und war bei weitem nicht so stille als bei Magellans erstem Auftreten. Überdies spukten die alten geographischen Märchen noch immer in den Köpfen der Seefahrer, man wagte daher nicht leicht, die von Magellan befahrne Straße zu verlassen. Der Weg aller dieser Seefahrer, Drake ausgenommen, ging durch die Magellansstraße nach Callao und Acapulco, von da aber auf

die Philippinen los. Zudem muß man noch bemerken, daß die Entdecker des XVI. und der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts meist Spanier und Portugiesen waren, zu deren Grundsätzen es gehörte, aus ihren Entdeckungen vor aller Welt ein Geheimniß zu machen. Sollten sie daher auch wirklich größere Entdeckungen gemacht und vielleicht auch Neu-Holland berührt haben, so blieb ihre Entdeckung für die Erdkunde selbst ohne Nutzen, da sie der Welt nur das offenbarten, was zufällig davon verlautete. In einer Geschichte geographischer Entdeckungen sind sie daher als nicht vorhanden anzusehen.

Derselbe Umstand gilt auch von dem XVII. Jahrhundert bis zu dem Augenblicke, da Spaniens Flagge von der Brittenflagge verdunkelt zu werden anfing. Die erste und für die Erdkunde folgereiche Reise des siebzehnten Jahrhunderts war die des im spanischen Dienste stehenden Portugiesen Pedro Fernandez de Quiros, der 1606 mit zwei Schiffen Callao verließ. Dieser talentvollste Seefahrer seiner Zeit that alles, was bei den damaligen Hülfsmitteln möglich war. Nach einander entdeckte er unter 25° südl. Br. die Eilande Encarnation, S. Juan, St. Elmo, los quadros Coronados, la Decena im Süden des gefahrvollen Archipels; dann Sagittaria, das jetzige Otahiti, nebst einer Menge anderer Inseln und zuletzt Tierra el Espiritu Santo. Von hier aus sandte er das zweite Schiff unter dem Befehl des Luis Vaez de Torres aus; dieser segelte nach den Molukken und auf diesem Wege durchsegelte er zwischen Neu-Guinea und Neu-Holland die nach ihm benannte Torresstraße. Dieses war der letzte Triumph des spanischen Entdeckungsgeistes, und mit Quiros und Torres ward er begraben. Kein Spanier tritt mehr in die Reihen derer, die nach der Palme der Entdeckungen griffen; der Spanier auf den Lorbeern ruhend fand in dem reichen Amerika besser seine Rechnung als auf gefahrvollen Fahrten durch unbekannte Meere, die nur der Wissenschaft, nicht aber dem Golddurste dienen.

An die Stelle der Spanier und Portugiesen, welche letztere in Indien und Afrika beschäftigt waren, die goldenen Früchte früherer Anstrengungen zu sammeln, traten nun die Holländer. Nicht geringen Dienst leisteten der Erdkunde le Maire und Cornelius Schouten. Glücklich durchfuhren sie 1615 die nach dem ersten benannte Straße, wodurch erwiesen ward, daß das atlantische mit dem stillen Meer mittelst eines großen Südmeeres unterhalb Südamerika verbunden sei. Es wurden hierauf

im Norden Neu-Guinea's der Schoutensarchipel, die Nordküste Neu-Guinea's, die Admiralitätsinseln und die Küsten Neu-Irlands aufgefunden. Das Jahr 1616 wird in der Geschichte der Geographie durch die vom Holländer Diek Hardigh gemachte Entdeckung Neu-Hollands geschmückt. Dieser war der erste Europäer, welcher an der Westküste dieser gewaltigen Insel Anker warf. Er gab diesem Theile der Küste den schönen Namen: Eintrachtsland, den sie noch führt. Man findet indessen auf alten Karten aus den Jahren 1527 bis 1540 bereits südlich von der Torresstraße einen großen Kontinent verzeichnet. Daß Neu-Holland von den Portugiesen schon vor Hardigh entdeckt war, beweisen auch zwei alte Karten, die sich im brittischen Museum vorfinden, auf denen eine große Insel unter dem Namen Großjava genau auf dem Platze, wo Neu-Holland liegt, verzeichnet ist. Es sind sogar einzelne Gegenden der Ostküste Neu-Hollands benannt, wie das Kap Formose u. s. w. Eine andere Kartensammlung, die Kosmographie des Johann Rotz von 1542, ebenfalls im brittischen Museum, bewahrt einen schönen Planiglob. Hier ist Neu-Holland beinahe so verzeichnet, wie wir es in den Karten des XVII. Jahrhunderts finden, welches sich demnach die Entdeckung dieser großen Insel nur insofern zuschreiben darf, als sie dadurch erst allgemein bekannt in die Geographie aufgenommen ward. Sie heißt auch auf diesem Planiglob Großjava. Wir wissen zwar, daß Marco Polo den Namen Großjava, der großen Insel Borneo beigelegt hat, indessen ist auf der Rotzischen Karte Borneo gerade verzeichnet, wo es hingehört, so daß gar kein Zweifel ist, daß mit dem Namen Großjava hier wirklich Neu-Holland gemeint sei. Indessen gebührt der Ruhm jeder Entdeckung nur demjenigen, der dieselbe zum Gemeingut der Wissenschaft macht; wer sein Wohlgefallen an Geheimnißkrämerei findet, möge sich mit diesem begnügen.

In demselben Jahre 1616 ward durch die Holländer die Nordküste Neu-Hollands besucht, und zu Ehren des Anton van Diemen, Generalgouverneurs von Ostindien, Diemensland benannt. Sehr irrig schreibt man diese Entdeckung einem Holländer, Namens Zeachen oder Zehaan zu: ein solcher war nie vorhanden. Zechaan oder Seehaahn hieß das von Abel Tasman kommandirte Schiff; dem also auch wahrscheinlich die Entdeckung zugehört. In den zehn folgenden Jahren vollendeten Edel, Witt und andere Seefahrer, deren Namen verloren gingen, die Entdeckung der nördlichen und westlichen Küsten

Neu-Hollands, indessen verhinderte der wilde Anblick des Landes und die Gefahren, mit welchen man sich diesen Küsten nähert, die Anlegung von Kolonien. 1622 wurde von einem andern Holländer die nach dem Gouverneur von Batavia benannte Carpentariabai besucht und befahren. Peter Mut, unternehmender als seine Vorgänger, besuchte 1627 auch die Südküsten, indessen modern die gewiß sehr wichtigen Tagebücher dieses berühmten Schiffers in dem Wust der holländischen Archive. 1642 machte sich der berühmte Abel Tasman von Batavia auf, und umschiffte Neu-Holland, jedoch in zu weiter Entfernung, um die Küsten genau zu erforschen. Demungeachtet entdeckte er im Süden die Insel Van Diemensland, die man in neuerer Zeit ihm zu Ehren Tasmanien benannt hat und welche er für einen Theil Neu-Hollands hielt. Durch diese Umschiffung gewann die Geographie die Berichtigung des Irrthums, daß sich Neu-Holland als weitern Kontinent bis an den Südpol erstrecke. Da jedoch derselbe Seefahrer die Westküste Neu-Seelands entdeckte, so war die irrige Meinung eines großen Australkontinents, den die weitern Entdeckungen der neuesten Zeit erst austilgten, nur auf eine andere Stelle der Erdkugel verlegt. Tasman entdeckte jedoch außerdem noch die Eilande Pylstaat, Middelburg, Amsterdam und Rotterdam, die Freundschaftsinseln, Prinz Wilhelminseln, Hemskerksuntiefen und das folgende Jahr die Mackinseln 4° 35′ südl. Br. nebst der Küste von Neu-Irland, die er irrig für Neu-Guinea hielt. Seit dieser Zeit scheint Europa Neu-Holland gänzlich aus den Augen verloren zu haben, wie überhaupt ein langer Stillstand in den geographischen Fortschritten und Entdeckungen eintrat.

Der Einzige, welcher unter den verschiedenen englischen und holländischen Seefahrern jener Zeit der Erdkunde Gewinn brachte, war der unerschrockne Dampier, welcher die Westküste Neu-Hollands untersuchte und einige Küstenstriche zeichnete. Sehr erweiterte er aber das Gebiet der physischen Erdkunde durch seine Erfahrungen über die regelmäßigen Winde, Ströme u. s. w. Auch verdient er der erste wissenschaftliche Reisende der neuern Zeit genannt zu werden, welcher nicht blos das Dasein mehrer Länder und Inseln zur Kenntniß brachte, sondern auch Bemerkungen über Pflanzen, Thiere und Menschen sammelte. Seine Tagebücher sind Muster für seine Nachfolger geworden. Zwischen 1690 und 1710 sandte die holländisch-ostindische Kompagnie mehre Seefahrer aus, um die weitläufigen Län-

der, von denen sie sich als Souveräne betrachtete, zu untersuchen. Unter diesen, welche nicht alle bekannt sind, zeichnet sich Van Flamming durch seine Verdienste aus. Er untersuchte mehre Häfen und Buchten der Westküste Neu-Hollands und sah hier die ersten schwarzen Schwäne. Übrigens befolgten die Holländer die engherzige Politik des XVII. Jahrhunderts so, daß von ihren Entdeckungen wenig zur öffentlichen Kunde kam.

Die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts war eben so arm an neuen Entdeckungen im Australozean, wie die zweite Hälfte des verflossenen. Der Geist jener seefahrenden Nationen, welche im XVI. und XVII. Jahrhunderte geglänzt hatten, war erkaltet; denn so wie Ostindiens Schätze und Gewürze Portugals Unternehmungsgeist erschlafften, so erstickte Spaniens Großsinn in den Schätzen der neuen Welt. Die Früchte beider Indien aber häuften sich in den Banken jener kalten, klug berechnenden und thätigen Republikaner an, denen es mehr darum zu thun war, in allen Weltgegenden Komptoire zu haben, als Entdeckungen zu machen.

Überhaupt trägt jedes Jahrhundert von den drei letztern in Bezug auf Schiffahrt und Entdeckungen ein eigenes Gepräge an sich. Der Geist der Eroberung unter dem Deckmantel der Heidenbekehrung war es, welcher Portugal nach Osten und Spanien nach Westen trieb. Unter dem Vorwande die von Marco Polo als dem Christenthume geneigt geschilderten Mogolen zu bekehren, war von den Portugiesen der Seeweg nach Indien gesucht und gefunden. Unter demselben Vorwande sandte Spanien den großen Columbus nach Westen aus. Die gefundenen Schätze beider Indien zogen aus den beiden Reichen der pyrenäischen Halbinsel alle unternehmenden Köpfe und Abenteurer magnetartig an sich. Die unermeßlichen Reichthümer, welche sich in das Mutterland ergossen, kontrastirten zu sehr mit den Gefahren, um welche die Seefahrer des Australozeans ihren armen Ruhm erkauften. Mit dem XVI. Jahrhundert erlosch daher auch das Feuer und der Eifer neue Weltgegenden zu suchen bei beiden Nationen. Ein anderer Geist charakterisirt die Unternehmungen der Holländer und ihre Entdeckungsreisen im XVII. Jahrhundert. Anfangs mochte sie die Theorie eines großen Australkontinents locken etwas zu suchen, was einem neuen Peru oder Cattay ähnlich wäre. Getäuscht in ihren Erwartungen waren sie klug genug sich auf den ostindischen Inseln, den Antillen und am Vorgebirg der guten Hoffnung anzusiedeln. Der holländische Geist war daher auf Handel

gerichtet, ihre Seefahrten und Entdeckungen zielten darauf hin, und als sie ihren Zweck erreicht hatten, traten sie vom Schauplatze der Entdeckungen ab.

Ein edlerer und schönerer Geist charakterisirt in Bezug auf Entdeckungen in unbekannten Meeren das XVIII. Jahrhundert. Wir sahen in demselben zum ersten Male reinwissenschaftliche Reisen unternehmen, bei welchen Handel und Kolonisation der Wissenschaft untergeordnet sind. Besonders wetteifern in dieser Hinsicht zwei Nationen, die früher gleichgültig dem Treiben auf dem Wasser zugesehen hatten: die Britten nemlich und Franzosen. Zwischen 1708 und 12 machten die Engländer Edward Cooke und Wood-Roger eine Fahrt um die Erde. 1709 segelte der Franzose Frondad von China aus nach Californien. Der Spanier Badilla entdeckte 1710 die Pelewinseln. In diese Zeit bis 1721 fallen die Reisen der Franzosen Frezier, Legentil und des Britten Shelvok, wie auch des Holländers Roggewein um die Erde. Neben der Roggeweinsgruppe wurden auch die Inseln Aurora, Vespre u. a. entdeckt. Erwähnt muß hier auch werden die Reise um die Erde, welche der Britte Anson zwischen 1740 und 44 vollendete, und die uns von den Marianen und einigen andern Inseln genauere Kunde brachte.

Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts sieht man endlich Engländer und Franzosen mit neuer Begeisterung sich an die Durchschiffung des Australozeans machen. Dieses ist die Epoche, wo endlich der märchenhafte Schleier, womit seit dem Alterthume die Geographen die Erde umgeben hatten, zerrissen wurde. Von dieser Zeit an tritt auch Australien als fünfter Welttheil in die Wissenschaft ein. Der Britte John Byron durchsegelte die Südsee 1764 und entdeckte die Eilande Disappointment, die König Georgs-, Prinz Wales-, Herzog von York-, die Byrons- und Gefahr-Inseln. Ihm folgte unmittelbar Wallis, der die südliche Kette des gefahrvollen Archipels entdeckte und die Insel Sagittaria des Quiros wiederfand. Es ist diese das seitdem so berühmt gewordene Otahiti. Unmittelbar darauf machte Carteret eine wichtige Entdeckung; nachdem er die Insel Santa Cruz des Mendana berührt hatte, durchschiffte er der erste den St. Georgs-Kanal zwischen Neu-Britannien des Dampier und der Insel, welche seitdem den Namen Neu-Irland erhalten hat. Um dieselbe Zeit trat der Nestor der französischen Marine Bougainville in die Schranken. Er vollendete eine

reinwissenschaftliche Erdumseglung, welche der Geographie den größten Gewinn brachte und gewissermaßen als Ursache betrachtet werden kann, welche die folgenden Reisen der Engländer veranlaßte. Er untersuchte den gefahrvollen Archipel, von dem Wallis nur einen kleinen Theil zu derselben Zeit gesehen hatte, verweilte längere Zeit auf Otahiti, von deren Schönheit die Franzosen so bezaubert waren, daß sie dieselbe als einen würdigen Wohnplatz der Göttin von Paphos betrachteten und ihr den Namen Neu-Cythere beilegten. Bougainville schlug einen ganz neuen Weg durch den Australozean ein, auf welchem er die Schifferinseln, entdeckte. Zugleich berührte er auch den h. Geistarchipel des Quiros. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn seinen Lauf nordwärts zu richten, wo er den Archipel der Luisiada und der Salomonsinseln besuchte. Dieses war die erste mit so glänzendem Erfolg gekrönte Reise der Franzosen um die Erde. Wir wissen, mit welcher Begeisterung Alexander von Humboldt zu Paris den Seefahrer und zu Toulon sein Schiff begrüßte.

Indessen sollten alle Seefahrer seit Columbus durch den Britten verdunkelt werden, der jetzt auf den Schauplatz der Entdeckungen trat, und so viel entdeckte, daß für kommende Seefahrer wenig mehr zu entdecken übrig blieb. Kapitän James Cook wurde 1728 in der englischen Grafschaft Yorkshire geboren und kam in seinem 13. Jahre zu einem Kohlenschiffer in die Lehre, wo er durch alle Grade der Lehrburschenplackerei sich zum Schiffskoch und endlich gar zum Steuermannsgehülfen emporschwang. Sein lebendiger Geist erlaubte ihm nicht unter den Kohlensäcken zu verstauben, statt seine Ersparniß zu vertrinken, wandte er sie an, um Mathematik und Schiffahrtskunde zu lernen. Mit Hülfe dieser Kenntnisse ward er bald zu weitern Fahrten nach der Ostsee gebraucht und für sein pünktliches, treues und gutes Betragen 1759 zur Stelle eines Schiffmeisters erhoben. Er zeigte hier unter Admiral Saunders bei der Expedition gegen Quebeck so viel Muth, Vorsicht und Geschicklichkeit, daß man ihm 1764 das wichtige Geschäft Neufoundland aufzunehmen übertrug. Er vollendete diesen Auftrag mit so vieler Genauigkeit und Umsicht, daß ihn Lord Hawke 1769 zum Lieutenant und Befehlshaber des Schiffes ernannte, welches eine reinwissenschaftliche Reise in die Südsee unternehmen sollte. Der Zweck war, den Durchgang der Venus durch die Sonne auf einer der Südseeinseln zu beobachten. Joseph Banks und Doktor Solander nahmen an dieser

Reise nach Otahiti Theil. Der Auftrag ward auf das vollkommenste ausgeführt. Während der astronomischen Arbeiten wurde Otahiti umsegelt und nebst den benachbarten Inseln aufgenommen. Hierauf entdeckte Cook eine Durchfahrt bei Neu-Seeland, welche Cooksstraße heißt, und Neu-Seeland in zwei große Inseln theilt. Eben so durchfuhr er die Torrestraße, welche Neu-Guinea von Neu-Holland trennt. Endlich befuhr er die Ostküste Neu-Hollands, verweilte in der schönen Botanibai, und das reizende Bild, welches er von dieser schönen Bucht mitbrachte, gab Veranlassung zur Begründung der blühenden Kolonie von Neu-Süd-Wales. Im Triumphe kehrte der kühne Seefahrer 1771 nach Europa zurück. Die Bereicherungen, welche der Wissenschaft aus den Bemühungen Cooks, des Dr. Banks und Solanders zugeflossen sind, bilden eine Epoche in der Geschichte derselben. Sein König ernannte Cook zum kommandirenden Schiffsmeister und befahl sogleich, zwei Fahrzeuge, Resolution und Aventure, zur genauern Erforschung der Südsee auszurüsten. Noch immer suchte man einen südlichen Kontinent, womit fabelhafte Muthmaßungen die Karten des XVI. Jahrhunderts ausgestattet hatten. Am 13. Juli 1772 war die neue Expedition vollendet. Nicht gering war der Gewinn, welchen die Wissenschaften aus dem Umstande zogen, daß die zwei Forster, Vater und Sohn, als Naturforscher Cook zugesellt wurden. Die Früchte dieser Reise sind unermeßlich. Sie dauerte durch volle drei Jahre. Eine wesentliche Verbesserung wurde auf Forsters Rath auf den Schiffen eingeführt, der Genuß des Sauerkrauts als sicheres Mittel gegen den furchtbaren Skorbut bei langen Seereisen. Cook durchsegelte nun die Südsee bis zum 60° südl. Br., vernichtete dadurch die geographische Puppe von einem südlichen Kontinente, welchen man früher, um der nördlichen Erdhälfte das Gleichgewicht zu halten, als nothwendig da seiend vorausgesetzt hatte. Auf dieser Reise wurden die Freundschaftsinseln erforscht und die neuen Hebriden. Man entdeckte Neu-Caledonien und fand die Marquesasinseln des Mendana wieder auf. Neu-Seeland wurde genauer erforscht, und die beschreibende Geographie Australiens gewann unermeßlich durch die geistvollen Forschungen der beiden Forster.

Kaum war Cook 1775 glücklich zurückgekehrt, als er schon wieder im folgenden Jahre mit zwei Schiffen, Resolution und Discovere, in Gesellschaft Clarke's auf eine neue Weltumseglung ausfuhr, nachdem er vorher von seinem Könige zum

Kapitän ernannt worden war. Er besuchte Neu-Holland, Neu-Seeland und die Gesellschaftsinseln, brachte den Otahitern verschiedene europäische Thiere und neuholländische Muskatnußbäume. Der Hauptzweck seiner Reise war, die Behringsstraße und Nordwestküste Amerika's zu untersuchen, und wo möglich eine nördliche Durchfahrt in das atlantische Meer zu finden. Auf der Rückfahrt dieser Nordreise entdeckte er unter 22° nördl. Br. die Sandwichinseln. Diese Insulaner, welche nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, nahmen die Europäer mit religiöser Verehrung auf. Leider hatte der große Seemann hier weder einen Banks noch Forster bei sich, der Einfluß genug gehabt hätte, seine Härte zu mildern. Zu den Schwachheiten dieses großen Mannes gehörte auch die, daß er die Naturkinder der Südseeinseln durchaus nach englischen Gesetzen behandeln wollte, während er sie selbst nur gar zu häufig übertrat. Nachdem er die Insulaner wegen unbedeutender Diebstähle, die sie nicht einmal dafür erkannten, hatte hart züchtigen lassen, ließ er von seinem bösen Schicksal getrieben einen Morai oder Götterwohnung niederreißen und als Brennholz einschiffen, und als die Eingebornen sich durch Entwendung eines Bootes entschädigt hatten, wollte er ihren alten König, der ihn mit Beweisen der Freundschaft überhäuft hatte, aus der Mitte der Seinen gefangen wegführen. Dieses geschah am 14. Febr. 1779; als die erbitterten Insulaner ihren König mißhandeln sahen, fielen sie über Cook her, erschlugen ihn und zerrissen seinen Leichnam.

Während der Cook'schen Reisen war 1771 Du Fresne von Isle de France nach Van Diemensland und Neu-Seeland gegangen, wo er von den Eingebornen erschlagen wurde. Eben so waren ein paar Besuche der Spanier auf Otahiti für die Wissenschaft ohne Frucht. Thomas Forrest erforschte Neu-Guinea um 1774 bis 76, und der Britte Wilson brachte eine Zeitlang auf den Pelewinseln zu. Der nordwestamerikanische Pelzhandel veranlaßte mehre Fahrten durch die Südsee, von denen jedoch nur Dixon's, Portland's und Meare's Reisen für die Kunde Australiens einigen Gewinn brachten.

Dafür die Erdkunde zu entschädigen ward auf Ludwig XVI. Königs von Frankreich Befehl La Peyrouse mit zwei Fregatten, La Boussole und L'Astrolabe, zu einer reinwissenschaftlichen Reise ausgerüstet. Der König selbst hatte den Plan entworfen und nie ward vordem so viele Sorgfalt auf Ausrüstung

von Entdeckungsschiffen verwendet. Die Schiffe gingen 1785 unter Segel. Nördlich von den Sandwichinseln entdeckte er eine unfruchtbare kleine Insel, der er den Namen Necker gab; nachdem er die Nordwestküste Amerika's berührt und die Nordostküste Asiens befahren hatte, durchfuhr er das stille Meer bis Neu-Holland, auf welchem Wege er die Schiffer- und Freundschaftsinseln berührte. Von der Botanibai aus sandte er nebst seinen Tagebüchern Bericht über seine vorhabende weitere Reise nach Frankreich und ist seitdem mit seinen beiden Schiffen verschwunden.

Die Reisen d'Entrecasteaux's, La Billardiere's, Baudin's und ähnliche haben nur wenige Entdeckungen hinzugefügt. Ihre Aufgabe hatte zum Zwecke den unglücklichen La Peyrouse aufzusuchen; ihre Mühe war indessen verloren; erst in der neuesten Zeit gelang es den Schiffskapitänen Dillon und d'Urville auf der Insel Wanicolo die Spuren des Schiffbruchs, so wie selbst einige Trümmer der zwei Fregatten La Peyrouse's aufzufinden. Baudin, der 1800 seine Reise vollführte, nahm den größten Theil der südlichen und westlichen Küsten Neu-Hollands auf und gab der Erdkunde Napoleonsland und den Archipel Bonaparte. 1788 ward endlich auf Neu-Holland die Verbrecherkolonie von Neu-Süd-Wales durch einen Deutschen Arthur Philipp gegründet. In eben dem Jahre bereiste der Britte Shortland den größten Theil der Westküste des Salomonsarchipels. Zwischen 1790 bis 95 ward von Vankouver eine Reise um die Erde vollendet, und der Nordamerikaner Ingraham entdeckte 1791 die nördlichen Marquesasinseln. Der Britte Baß durchfuhr 1701 die Baßstraße, welche Neu-Holland von Van Diemensland trennt. John Turnbul berichtigte die Geographie der Freundschaft- und Sandwichsinseln und James Grant nahm die Südküste Neu-Hollands zwischen 38° und 39° südl. Br. auf. 1804 entdeckte der Amerikaner Crooker Strongis-Island. 1805 machte endlich wieder ein Spanier Juan Baptist Monteverde eine Entdeckung von 29 Inseln in einer Gruppe, die seinen Namen führt. 1815 ward von den Britten die Auklandsgruppe und 1816 von dem Russen Kotzebue die Rumanzoff-, Sspiridoff-, die Nurikskette-, die Kutusoff-, Suvarow- und Radakinseln aufgefunden. Damit keine seefahrende Nation fehle, fand 1820 der Schwede Graaner die Oskarsinsel. Von 1823 bis 26 vollendete Kotzebue auf

dem Schiffe Pretpriatie abermal eine Reise um die Welt, ohne jedoch neue Entdeckungen zu machen.

Im Allgemeinen genommen sind, was Neue Länder anbelangt, die Entdeckungen auf unserm Planeten vollendet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend ein bedeutendes Land vorhanden sei, welches bis jetzt den Seefahrern entgangen wäre. Einzelner Inseln oder auch Inselgruppen mögen allenfalls noch ein paar Dutzend im ungeheuren Weltozean von den Europäern unentdeckt zerstreut liegen, bedeutende Entdeckungen sind mit Bestimmtheit nicht mehr zu machen. Für den Forschungsgeist der Menschen öffnen sich indessen neue Laufbahnen und es bedarf eben so kühner, entschlossener, und bei weitem noch mehr gebildeter Männer, welche die gemachten Entdeckungen nun auch in ihrem Innern erforschen und so der Erdkunde wirklich einverleiben. Bis jetzt sind es nur ihre Namen. Selbst Amerika mußte dreihundert Jahre nach seiner Entdeckung durch Columbus, durch einen Alexander v. Humboldt gleichsam neu entdeckt werden. Dasselbe galt von den canarischen Inseln bis Leopold v. Buch, indessen dürften wol mehr als drei Jahrhunderte vergehen, und diese müßten an ähnlichen Männern außerordentlich fruchtbar sein, bevor alle seit den letzten 300 Jahren gemachten Entdeckungen als eben so viele Erd- und Völkergemälde in einer beschreibenden Erdkunde prangen können. Man scheint dieses auch bereits allgemein zu fühlen und die neuesten Reisen in die Südsee haben mehr den Zweck wissenschäftlicher Erforschungen als neuer Entdeckungen. Wir erinnern hier an die glänzenden Unternehmungen der Franzosen, besonders die glücklich durchgeführte Reise des Kapitän Freycinet, welche im Jahr 1817 unternommen, bis 1820 dauerte und die Wissenschaft mit einer Masse neuer Thatsachen bereicherte, wie keine andere vor ihr. Eben so erfreuliche Resultate lieferte die Reise des Schiffslieutenant Dupperrey vom Jahr 1822 bis 25. Diese Reise kann in Betreff dessen, was sie für die Erdkunde leistet, der vorigen kühn an die Seite gestellt werden. Wenn die Britten für die eigentliche Entdeckung Australiens den Preis des größern Verdienstes ansprechen, so muß man gestehen, daß die Wissenschaften selbst den Franzosen den größten Dank schuldig sind. Dieses gilt ganz vorzüglich von der Weltumseglung d'Urville's, welche von demselben in den Jahren 1826 bis 1829 ausgeführt wurde; so wie kein früherer d'Urville an Bildung und Wissenschaft gleichkommt, so auch keine

Erdumseglung, dieser an wissenschaftlichen Resultaten. Auch Tromelin hat seitdem seine Erdumschiffuug vollendet.

Zum Schluß dieser historischen Übersicht müssen noch die Verdienste Krusenstern's, Campbell's, Hunter's und des Engländers Foster erwähnt werden. Übrigens gehört eine Reise um die Welt nicht mehr zu den Wundern, und es ist dem menschlichen Geiste gelungen, die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung bis auf einen solchen Grad zu beseitigen, daß eine Reise um die Welt in unsern Tagen bei weitem weniger Entschlossenheit erfordert, als zur Zeit Martin Behaims eine Reise nach dem Kap der guten Hoffnung. Zur leichtern Übersicht fügen wir hier die Übersichtstabelle der geographischen Entdeckungen in der Südsee bei.

Allmäliges Hervortreten der Bestandtheile Australiens in chronologischer Ordnung:

Jahr.	Bestandtheile.	Entdecker.	Nation.
1521	Marianen	Magelhaes	Spanier
1526	Neu-Guinea	Maneses	Portugiese
1528	Carolinen	Saavedra	Spanier
1567	Marquesas	Mendana	Spanier
1576	Salomons-Archipel	Mendana	Spanier
1595	Santa-Cruz-Archipel	Mendana	Spanier
1606	Espiritu-Santo-Archipel	Quiros	Spanier
—	Sagittaria oder Tahiti	Quiros	Spanier
1606	die Torresstraße	Luis Vaez de Torres	Spanier
1606 bis 1797	Südlicher Archipel	Quiros-Wilson	Span. u. Britte
1616	Westküste des Australlandes	Derik Hartig	Holländer
—	Archipel des bösen Meeres	Schouten	Holländer
1617	Neu-Ireland	Schouten und le Maire	Holländer
1618	Nordküste des Australlandes	Tasmann	Holländer
1627	Südküste des Australlandes	Nuits	Holländer
1642	Vandiemensinsel	Abel Tasmann	Holländer
—	Schouteninsel	Abel Tasmann	Holländer
—	Neu-Seeland	Abel Tasmann	Holländer
1643	Fidschiinseln	Abel Tasmann	Holländer
—	Tongainseln	Abel Tasmann	Holländer
1699	Neu-Britannien	Dampier	Britte
—	Anton Gave	Dampier	Britte
—	Garret Denis	Dampier	Britte

Jahr.	Bestandtheile.	Entdecker.	Nation.
1721	Osterinsel	Roggewen	Holländer
1722	Roggeweensinsel	Roggeween	Holländer
1765	Desappointmentinseln	Byron	Britte
—	Byroninsel	Byron	Britte
1767	Neu-Hannover	Carteret	Britte
—	Admiralitätsinseln	Carteret	Britte
1768	Luisiada	Bougainville	Franzose
—	Schifferinseln	Bougainville	Franzose
—	Gefährlicher Archipel	Bougainville	Franzose
1769	Sozietätsinseln	Cook	Britte
1770	Norfolkinsel	Cook	Britte
—	Ostküste des Australlandes	Cook	Britte
1774	Neu-Caledonia	Cook	Britte
1774	Savayeinsel	Cook	Britte
—	Palmerstoninsel	Cook	Britte
—	Herveyinsel	Cook	Britte
—	Watiuinsel	Cook	Britte
—	Mantschiainsel	Cook	Britte
1776	Sandwich-Archipel	Cook	Britte
1783	Pelewinseln	Wilson	Britte
1787	Nekkerinsel	La Peyrouse	Franzose
1788	Matthews (Klippe)	Gilbert	Britte
—	Charlotte Bank	Gilbert	Britte
—	Gilbertinsel	Gilbert	Britte
—	Knoxinsel	Gilbert	Britte
—	Charlotteinsel	Gilbert	Britte
—	Matthewsinsel	Gilbert	Britte
—	Schortlandinsel	Schortland	Britte
—	Middletoninsel	Schortland	Britte
—	Hendervilleinsel	Marschall	Britte
—	Hopperinsel	Marschall	Britte
—	Harbottleinsel	Marschall	Britte
—	Mulgraveinsel	Marschall	Britte
—	Macauley- und Curtisinseln	Watts	Britte
—	Penesyninsel	Watts u. Saver	Britte
—	Howeinsel	Ball	Britte
1791	Herzog von Yorksinsel	John Hunter	Britte
—	Huntersinsel I.	John Hunter	Britte
—	Sandwichinseln	John Hunter	Britte
—	Stewartinseln	John Hunter	Britte
—	Rotumah	Edwards	Britte
—	Washingtoninseln	Ingraham und Marchand	Nordamerikaner u. Franzose
—	Recherche-Archipel	d'Entrecasteaux	Franzose
1792	Keemandek	d'Entrecasteaux	Franzose
—	Muskitogruppe	d'Entrecasteaux	Franzose

Jahr.	Bestandtheile.	Entdecker.	Nation.
—	Baringsinsel	d'Entrecasteaux	Franzose
1793	Stephansinsel	d'Entrecasteaux	Franzose
—	St. Vincenthafen	Kent	Britte
1794	Durand (submarine Klippe)	Butler	Britte
—	Walpoleinsel	Butler	Britte
—	Renne- und Bellonainseln	Butler	Britte
1795	Youngs Williamsinsel	Butler	Britte
—	Carolineinsel	Broughton	Britte
1796	Mortlokinsel	Mortlok	Britte
1798	Barwellinsel	Mortlok	Britte
1799	Drummondinsel	Bishop	Britte
—	Sydenhaminsel	Bishop	Britte
—	Baßstraße	Baß	Britte
1800	Bonaparte-Archipel	Baudin	Franzose
—	Penantepoideinsel	—	—
1801	Pleasontinsel	Feare	Britte
—	Carpentariabusen	Flieders	Britte
—	Mattouchyinsel	Bishop	Britte
—	Flintinsel	—	—
1802	Palmyrainsel	Sawle	Britte
1803	Margaretinsel	Turnbull	Britte
—	Buyersgruppe	Turnbull	Britte
—	Philippsinsel	Turnbull	Britte
—	Holtinsel	Turnbull	Britte
1804	Loyaltyinseln	Turnbull	Britte
—	Oceaninsel	—	—
—	Strong- oder Ualaninsel	Crooker	Nordamerikaner
1805	Monteverdegruppe	Monteverde	Spanier
1806	Auklandsinseln	Bristov	Britte
—	Sydney Schnal-Klippe	Forrest	Britte
1809	Hopeinsel	Forrest	Britte
—	Patersoninsel	Forrest	Britte
—	Banhaminsel	Forrest	Britte
1810	Campbellinseln	Hagelbourgh	Britte
1811	Macquarininsel	Monteverde	Spanier
1812	Laughlaninsel	Laughlan	Britte
1814	Dublon	Dublon	Franzose
—	Suwaroff	Lasarev	Russe
1815	Kuritskette	Kotzebue	Russe
—	Krusensterninsel	Kotzebue	Russe
1817	Rumanzofsgruppe	Kotzebue	Russe
—	Radakskette	Kotzebue	Russe
1818	Arthurinsel	—	—
—	Nicholson (zwei Klippen)	Nicholson	Britte
1819	Pensterinsel	Peyster	Nordamerikaner
—	Elliceinsel	Peyster	Nordamerikaner

Jahr.	Bestandtheile.	Entdecker.	Nation.
—	Elisabethinsel	King	Britte
1820	Oskarinsel	Granner	Schwede
1821	Peters und Alexanders Eiland	Bellinghausen	Deutschrusse
1822	Jarvisinsel	Brown	Britte
—	Minervainsel.	—	—
1823	Huntersinsel II.	Hunter	Britte
—	Avorsisland	Sommer	Britte
1824	Roxburghinsel	Wright	Britte
1824	die Insel Ualan	Duperrey	Franzose
1825	Neederlandsche Eiland	Eng	Niederländer
—	Maldeninsel	Lord Byron	Britte
—	Insel an der Ostküste von Neu-Holland	Salmon	Britte
1826	Bordelaiseinsel	Saliz	Franzose
—	Koffinsgruppe	Koffin	Britte
1829	Foveauxinsel	Chase	Franzose
—	Banks (Halbinsel)	Chase	Franzose

Außer diesen sind in der neuesten Zeit besonders von den Nordamerikanern noch verschiedene Inselgruppen, einzelne Inseln, Klippen, Riffe und Untiefen in Australien entdeckt worden; und täglich treten neue Entdeckungen solcher Art hervor. Nicht allein die Seefahrer, sondern die Natur selbst ist unaufhörlich thätig, um neues Land über die Oberfläche des Meeres zu fördern.

Allgemeine Uebersicht von Australien.

Schon der Name dieses Welttheils zeigt uns seine Lage an. Wir stehen so zu sagen am äußersten Ende der Erde. Vor unsern Blicken liegt der ungeheure Ozean, dessen unendlicher Spiegel sich ins Unermeßliche ausbreitet. Von 50° S. B. bis zum 35° N. B. denken wir uns dieses Meer zwischen dem 130° und 270° O. L. v. Ferro ausgedehnt. Nicht weniger als das größte Drittel unsers Planeten bedeckt dieser Wasserspiegel und in ihm zerstreut erheben sich die Glieder des kleinsten Erdtheils im größten Raume. Das Meer von Kamtschatka mit der Kette der Aleuten bildet im N. die Grenzen; im S. ist es der Pol selbst, im W. spiegeln sich die rauchenden Gipfel der amerikanischen Andenkette in den Australgewässern, welche im O. die lange Kette der kurilischen, japanischen, chinesischen und indischen Inseln bespülen und sich ostwärts Neu-Hollands mit dem atlantischen Ozean selbst vereinigen.

Nur gering ist der Flächenraum, welcher hier in dieser Unermeßlichkeit den Menschen zum Wohnsitze angewiesen ist, und dieser selbst zerfällt in eine unzählbare Menge Inseln und Inselgruppen, deren Gesamtfläche in geographischen Quadratm. ungefähr die Zahl von 170000 betragen mag. Australien bietet daher so ziemlich dieselbe Oberfläche wie Europa dar.

Die Länder, welche diesen ganzen Erdtheil bilden, zu charakterisiren und unter einen Überblick zu bringen, ist ziemlich schwer. Das Beste hierüber haben Lesson, einer der Begleiter Duperrey's, und Chamisso, der Begleiter Kotzebue's auf seiner ersten Reise, als Augenzeugen berichtet. Ihren Ideen wollen wir auch hier folgen. Nach ihnen liegen die Inseln des stillen Ozeans größtentheils innerhalb der Wendekreise zu beiden Seiten des Äquators, jedoch etwas mehr und zum größern Theile gegen den Wendekreis des Steinbocks hin. Man könnte überhaupt diesen Erdtheil passend einem Kometen vergleichen, dessen Kern Neu-Holland bildet, der einen immer dünner werdenden Schweif von Inseln nach sich zieht. Dieser Schweif wäre sodann hauptsächlich von Neu-Holland aus nordöstlich gerich-

tet. In dieser Richtung zieht sich in einiger Entfernung von Neu-Holland eine große Kette von Inseln bedeutender Ausdehnung herum. Diese Inselkette schließt sich mit der Westspitze von Neu-Guinea dem indischen Archipel an, und indem sie die östlichen Umrisse Neu-Hollands so ziemlich wiedergibt, läuft sie parallel mit diesen bis zur Südspitze Neu-Seelands hin. Außerhalb dieses Inselgürtels, dehnen sich nun lange Ketten aus einer Unzahl kleiner Inseln bestehend, in den nordöstlichen und östlichen Theil des Ozeans aus.

Nicht unwahrscheinlich ist die kosmologische Bemerkung Humboldt's, welche auch von den Weltumseglern größtentheils begünstigt wird, daß Asien einst seine kontinentalen Glieder bis gegen den 50° S. B. hin ausgestreckt habe. Nach dieser Hypothese hätte eine gewaltige Naturrevolution zwischen den Wendekreisen den Kontinent zertrümmert; der indische Archipel und Neu-Holland mit dem Inselgürtel von Neu-Guinea und Neu-Seeland wären alsdann Trümmer dieses gewaltigen Kontinents. Wir erinnern uns, daß Humboldt dasselbe von dem Meerbusen von Mexiko und den Antillen behauptet. Die Gebirgskette, welche auf der Landenge von Panama dem Stoße der Gewässer ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzte, war im indischen Archipel zu schwach, um Widerstand zu leisten.

Ebenso ist die auffallende Ähnlichkeit der spitzen Gestalt der Welttheile bemerkt worden. Wir finden diese Erscheinung in Neu-Holland wieder und Van-Dimensland dürfte einst das südlichste Kap Asiens, wie gegenwärtig noch das Kap Horn und das Vorgebirg der guten Hoffnung sich von Amerika und Afrika vorschieben, gewesen sein.

So plausibel diese Ansicht auch erscheint, so scheint ihr jedoch die Natur Neu-Hollands selbst zu widersprechen, indem alles, was bisher von dieser ungeheuren Insel zur Kenntniß gekommen ist, einen von Asien ganz verschiedenen Naturcharakter an sich trägt. Das Land selbst, wie wir weiter unter sehen werden, scheint mehr Ähnlichkeit mit Afrika als mit Asien zu haben. Thiere und Pflanzen sind von so verschiedener und sonderbarer Art, sowol ihrer Formen als Lebensweise nach, daß wir sie in unsere Systeme durchaus nicht einreihen können. Und in dieser Hinsicht scheint die Fabel eines fremden, etwa aus dem Mond in unsern Planeten hereingefallenen Landes durch die komischen Formen der Pflanzen- und Thierwelt bestätigt zu werden. Ist daher hier ein Erdtheil versunken; so dürfte mehr die

zwischen Neu-Guinea und Neu-Seeland liegende Inselkette seinen Rand bezeichnen. Wirklich trägt auch hier schon alles asiatischen Charakter, der um so entschiedener hervortritt, je mehr man sich dem Äquator nähert. Diese Kette zeichnet sich auch dadurch aus, daß sie durchgehends Urgestein aufzuweisen hat, und obwol von häufigen Vulkanen erschüttert, bilden diese doch keineswegs den Mittelpunkt der Inseln, um welche sich dann das übrige Land lagert, sondern sie sind mehr gegen den Ostrand der Eilande hin, als eine Reihe gewaltiger Essen aufgestellt, und scheinen, indem sie sich durch den indischen Archipel bis nach Kamtschatka hinaufziehen, der gegenüberliegenden amerikanischen Vulkanreihe zu entsprechen.

Eine andere Bewandtniß hat es mit den eigentlichen sogenannten Inseln des stillen Ozeans. Wir sind hier um so weniger genöthigt, uns auf Hypothesen einzulassen, als wir hier die schaffende Natur gleichsam mitten in ihrer geheimnißvollen Thätigkeit überraschen. Das Becken des stillen Meeres scheint mit Myriaden kleiner Kobolde angefüllt zu sein. Wir nennen sie Korallenthiere, eigentlich aber sind diese thätigen Werkleutchen wol kleine Meerfeien, welche hier angestellt sind, um der überhandnehmenden Menge der Menschen in den platten Gipfeln ihrer Korallenwohnungen neue Wohnsitze zu bereiten. So günstig dieser Umstand den Neptunisten erscheint, so feiern doch eben im stillen Ozean die Vulkanisten ihren entschiedenen Triumph; denn hier, scheint es, habe der alte hinkende Mundschenke der Götter, vertrieben aus dem hohen Olympos, seine vorzügliche Werkstatt aufgeschlagen. In der That zeigt das innerirdische Centralfeuer, welches, was man auch dagegen sagen mag, das eigentliche Lebensprinzip unsers Planeten wie aller Weltkörper ist, seine kraftvollste Thätigkeit. Unzählig sind die Vulkane, welche den Ost- und Westrand des großen Ozeans umgeben, aber nicht minder zahlreich und eben so gewaltig, wenn nicht noch gewaltiger, arbeiten diese innerirdischen Kräfte im Schoße des Ozeans selbst. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß es keinen Moment gebe, in welchem nicht auf diesem weiten Raume vulkanische Erschütterungen und Ausbrüche stattfänden. Die Erdmündungen, aus welchen der innerirdische Riese athmet, sind so zahlreich und zum Theil von solchem Umfange, daß sie alles übertreffen, was man in der alten Welt in dieser Art kennt. Von den mehr als 200 Vulkanen, die bekannt sind, gehören zwei Drittel dem stillen Meere an, und die von Stamford-Raffles und Blume besuchten Vulkane auf Java, besonders aber

der durch die Missionäre bekannt gewordene Mowna Roa oder Kiraue a mit seinem acht englischen Meilen im Umfange haltenden Feuersee können uns einen Begriff von der vulkanischen Thätigkeit der Urwelt geben.

Durch diese hebenden Kräfte, welche in der Vorzeit den Himalaya und die Anden hervorschoben, ist auch das Becken des stillen Meeres mit einer Fülle von glockenförmigen Erhebungen angefüllt worden. Diese Erhebungen sind es, welche das Daseyn der Südseeinseln bedingen. Neu-Holland gehört wahrscheinlich einer eigenthümlichen Bildung an, welche noch zu wenig erforscht ist, um ihre Natur zu bestimmen. Die Inselkette von Neu-Guinea bis Neu-Seeland bildet einen Theil der aus Urgebirg bestehenden Westküste des stillen Meeres. Wie in Amerika, brechen auch hier die Vulkane aus dem Urgebirge hervor. Ein eigenes Schauspiel der Erdbildung gewährt uns aber das stille Meer selbst. Wo die vulkanischen Kräfte die Kugel über die Oberfläche des Meeres hinaufgehoben haben, haben sich thätige Vulkane gebildet, um sie herum hat sich theils durch die Lavaergießungen theils durch Aschenauswürfe ebnes Land angesetzt, welches den Vulkan wie ein Kranz umgibt. Die Erhöbungen des Meergrundes, welche nicht an die Oberfläche des Wasserspiegels reichen, hat die Natur jenen geheimnißvollen Weichthieren oder Korallwürmern zum Ausbau an die Oberfläche übergeben. Diese Korallwürmer vollführen ihr Werk mit unablässiger Geschäftigkeit. Sie umgeben die Meerklippen mit ihren Gehäusen und bauen sie fort in kreisförmigen Korallenwänden bis beinahe an die Oberfläche des Wasserspiegels. Manchmal oder vielmehr meistens sind auch die vulkanischen Inseln selbst mit solchen Korallenriffen umgeben, wodurch dann ihr Umfang mit der Zeit bedeutend vergrößert wird. Sobald die Korallenbauten der Oberfläche sehr nahe sind, werden sie, wie es scheint, von den Thieren verlassen und den Meereswogen zur endlichen Vollendung übergeben. Diese spülen alsdann Seetang, den Sand der Schalthiertrümmer und ähnliche Substanzen auf und an diese Riffe hin, wodurch die flachen Inseln vollständig über die Oberfläche hervorgehoben werden, und so nach und nach als Riffe, Sandbänke und flache Inseln zu Wohnsitzen der Menschen heranreifen.

Man erblickt daher zwei Arten von Bildungen: die eine vulkanisch, die andere animalisch, und kann diese Bildung schon von weitem unterscheiden. Alle hohen Inseln des stillen Ozeans sind vulkanischen Ursprungs; sie liegen entweder vereinzelt oder

sind von niedrigen Koralleninseln umgeben. Eine zweite Abtheilung dieser Inseln besteht aus denen, deren Entstehung den Arbeiten der Korallthiere zugeschrieben werden muß, obwol ihre Grundlage meistens eine zuckerhutförmige Emporhebung ist, die nicht auf die Oberfläche des Meeres kam. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Korallenthiere irgendwo aus dem eigentlichen flachen Meeresgrunde hervorzubauen unternommen hätten. Diese Koralleninseln zerfallen wieder in drei Unterabtheilungen, welche der scharfsinnige Beobachter Lesson einfache Motous, Motous mit Lagunen und eigentliche Inselgruppen nennt. Mit einfachen Motous oder Korallengehäusen von geringem Umfang und flacher Oberfläche findet man blos die hohen Inseln besetzt, und umgeben. Die Lagunenmotous heißen jene kreisförmigen Korallenbauten, welche von den Weichthieren vermuthlich um unterseeische Kegelberge wallförmig herumgezogen werden. Sie gelangen nach und nach an die Oberfläche, bilden unregelmäßige Ringe, die aus durch Korallenriffe verbundenen Inselreihen bestehen und in ihrer Mitte einen See einschließen. Dieser See oder Lagune steht mit dem Meere gewöhnlich durch eine oder mehre weitere oder engere Einfahrten in Verbindung und bildet einen gegen die Wogen geschützten Hafen; manchmal sind sie aber auch ganz geschlossen und unzugänglich. Diese Lagunen findet man oft von bedeutender Tiefe, manchmal sind sie auch von Korallenthürmen besetzt; vermuthlich fangen die Weichthiere, nachdem sie den äußern Wall vollendet haben, innerhalb desselben ihr Werk von Neuem an. Die so von Klippen besetzten Lagunen werden nach und nach durch die Wellen ausgefüllt, es bildet sich ein immer flacher werdender Sumpf, der nach und nach verdunstet. Der Inselkreis vereinigt sich nun zu einer flachen Insel, deren Inneres jedoch ein gesenktes Becken zeigt. Sobald die Korallriffe als Inseln auf die Oberfläche hervortreten, bildet sich auch die Vegetation. Die häufigen Vögel der Südsee so wie die Meersäugethiere sind die ersten Bewohner. Sie tragen durch ihren Dünger nicht wenig dazu bei die nackten Kalkriffe für den Pflanzenteppich zuzubereiten; mit diesen kommen auch die unverdauten Samenkörner der fremden Inseln noch keimfähig an. Ein umgeschlagenes Boot oder eine überhängende Palmenkrone wirft einige Brotfrüchte oder Kokosnüsse in die Fluten, welche diese getreulich an den flachen Strand auswerfen. Mit der keimenden Kokospalme, mit der sprossenden Brotfrucht ist das Wohnhaus des Menschen eingerichtet, der in der Südsee auch nicht lange auf sich warten läßt. Dieses dürf-

ten so ziemlich die Grundzüge der Bildungsgeschichte dieser Inselwelt seyn.

Die Völker des stillen Ozeans bewohnen daher dreifachen Boden: Urboden, vulkanischen Boden, und niedrige Koralleninseln.

Überblick der Pflanzendecke.

Verborgen vor unsern Augen sind die geheimen Gesetze der Natur, wonach sie den Charakter der Pflanzenformen in den verschiedenen Erdtheilen gebildet hat; so viel aber ist gewiß, daß die Pflanzendecke, in jedem Theile der Erde selbst bei gleicher geographischer Breite eine verschiedene Gestalt und Form an sich trägt, die selbst dem Unkundigen auffällt. So zeigt uns schon ein flüchtiger Überblick, daß die afrikanischen, indischen und amerikanischen Pflanzenformen ein wesentlich verschiedenes Gepräge haben; ja sogar auf dem todten Papiere wird man eine gute Landschaft sogleich in den Erdtheil zu versetzen wissen, dem sie angehört.

Der Pflanzenteppich des Australozeans mit Ausnahme Neu-Hollands ist durchaus indisch, und so sehr er nach und nach von seinem Reichthum verliert, so bleibt er doch selbst auf der Osterinsel noch seinem indischen Charakter getreu. Diese Pflanzenverbreitung von Indien aus ist noch sehr räthselhaft, da sie gegen die Strömung der regelmäßigen Winde, welche mehr die amerikanische Pflanzenform begünstigt hätte, geschehen ist. Es finden sich zwar einzelne Amerika angehörende Pflanzen auch, ihre Anzahl ist jedoch zu geringe, um den indischen Teppich auch nur leise zu schattiren. Forster und Chamisso haben dieses außer Zweifel gesetzt. Es gibt Pflanzen, welche in dem ihnen zusagenden Himmelsstriche auf der ganzen Erde vorkommen, und die also den speziellen Charakter nicht bedingen. So hat man den Portulak, nach Lesson's Zeugniß, in allen von ihm besuchten Ländern der heißen Zone in beiden Ozeanen wahrgenommen.

Auf den Sundainseln findet sich die indische Vegetation noch in ihrer vollsten Pracht, welche nach Australien, in dem Sinne, wie wir dieses Wort zu nehmen genöthigt sind, bis Neu-Guinea in voller Stärke hinübergreift. Neu-Guinea prangt noch in der Fülle der Palmen, Lianen und baumähnlicher Farrenkräuter, von den zierlichsten Gestalten. Die Wälder bestehen, besonders im nordwestlichen Theile Neu-Guinea's, aus gewaltigen Riesenbäumen, der Gatip, Brotbaum, Muskatenbaum, Spondias u. s. w. entfalten sich hier noch in einer Üppig-

keit, welche unsere Phantasie kaum erreicht. Baumartige Lianen und Diocisten von allen Gestalten durchflechten und vereinigen diese prachtvollen Pflanzenriesen. Gegen die Torresstraße zu nimmt der übermäßige Reichthum ab, über dieselbe aber reicht noch die Kohlpalme, die indische Erythrina, die Sagopalme, zwei Muskatbäume, die indische Flagellarie und andere weit hinaus und sind hinreichend, den indischen Charakter zu bewahren. In ganzer Üppigkeit finden wir dieselbe wieder in den nach O. vorgeschobenen Inselketten Polynesiens, z. B. Neu-Britannien, Neu-Irland u. s. w. Hier stellt sich diese Vegetation wieder in ihrer ganzen Üppigkeit dar. Da sehen wir die Wälder mit Areka, Sagopalmen, Farrenbäumen, Baringtonien, Kalofylen, indischen Casuarinen u. s. w. besetzt. Die Zahl dieser Arten nimmt ab gegen S. und in Neu-Caledonien und den neuen Hebriden ist bereits manche indische Art verschwunden. Südlicher tritt man in die gemäßigte Zone über, welche natürlich der Pflanzenform einen andern Charakter gibt. Die Insel Norfolk unterm 29° zeigt bereits Nadelhölzer, und das Phormium Neu-Seelands obwol in der Nähe Neu-Hollands zeigt nicht die mindeste Ähnlichkeit mit diesen; dagegen ist merkwürdigerweise die Flora Neu-Seelands ganz indisch, und die Geschlechter der Olea, Piper, nierenförmigen Farrenkräuter, die man auf Isle de France wiederfindet, bestimmen den Pflanzencharakter desselben. Eben so tragen alle Inseln, besonders aber die hohen Inseln des Australozeans, den indischen Charakter an sich. Sie zeigen dieselben Gewächse, wie die großen Inseln des indischen Archipels. Die Kokospalme, der Brotbaum mit Früchten ohne Kerne, der Taro (*Hibiscus rosa Sinensis*), das Zuckerrohr, Bananen, der Pandanus, Ficusarten, Bambus u. s. w. haben sich bis zu den entlegensten Oster- und Sandwichinseln verbreitet und erst im amerikanischen Festlande eine Schranke gefunden. Tahiti und Borabora zeigen die Baringtonia und Filago, auf den Sandwichinseln findet sich das Sandelholz. Ärmer wird die Vegetation auf den niedrigen Inseln und die Flora der Motous ist dürftig. Die Kokospalme bildet, da sie niedrige Standorte liebt, den Hauptcharakter dieser Inseln, die ohne sie unbewohnbar sein würden. *Scaevola, Lobelia, Hibiscus tiliaceus, Pandanus odoratissimus,* Sandwinden und einige andere bilden manchmal die ganze Vegetation dieser von Hochwäldern entblößten Inseln. Einige Inselketten nordwärts vom Äquator, wie die Marianen, Ulalam, Pelewinseln, haben aus dem indischen

Archipel auch Citronen, Orangen und Broguerien erhalten, welche den übrigen Inseln fehlen. Hier findet man auch die Brotfrucht mit Kernen neben der ohne Kerne, wie auf Celebes und den Molukken, während auf Tahiti und den Marquesasinseln nur die ohne Kerne fortkommt; auf den Carolinen kommt die kernige allein vor. Die Sandwich-, Freundschafts-, Gesellschafts- und Fidschiinseln erzeugen in Menge den Taro, Yam und die süße Kartoffel nebst der Mombingpflaume (*Spondias dulcis*). Zur Zeit der Noth genießt man zu Tahiti das Mark eines Bergfarrenkrautes Cambare genannt, wie auf Madagascar und Isle de France. Eben so findet sich auf dem ganzen Australozean von den Sundainseln aus die Sthinuß (*Inocarpus edulis*). Die Bewohner Neu-Seelands liegen zu hoch im S. um an den Früchten der Wendekreisgewächse theilzuhaben, und müssen sich mit den trocknen Wurzeln gemeiner Farrenkräuter begnügen, wie dasselbe auch bei der ursprünglichen Negerrasse in Neu-Süd-Wales der Fall ist.

Die Flora Neu-Hollands trägt einen ganz eigenen Charakter an sich, welcher von dem aller andern Welttheile gleichsam gänzlich abweicht. Es scheint, als ob hier der schaffende Geist etwas unserm Planeten gänzlich Fremdes habe hervorbringen wollen. Mit Erstaunen sieht der Europäer Bäume, welche ihre Zweige mit langem herabhängenden Haare, wie den Kopf einer Meerfeie in die Luft strecken. Neu ebenfalls ist ihm das Schauspiel, daß Bäume während der Winterzeit ihre Rinde abwerfen und mit nacktem Stamme schlangenartige Körper zeigen. Hundertdreißig Gummi ausschwitzende Akazienarten, Mannabäume und wilde Theestauden machen Neu-Holland zu einem wirklich neuen Lande. Doch davon an seinem Orte.

Die Thierwelt.

Daß sich einst Asien weit nach Süden hinab fortsetzte, dafür spricht die Thierwelt noch bei weitem schlagender als die Pflanzenwelt. Neu-Holland bildet auch hier eine Welt für sich. Seine seltsamen Thierformen sind nicht weniger bizarr, als seine Pflanzenformen. Der schwarze Schwan, das abenteuerlich zierliche Känguruh, der Emu, das Schnabelthier, der Kasuar sind uns fremdartige Gestalten. Das übrige Australien jedoch schließt sich an Indien an. Die großen Inseln des indischen Archipels zeigen Asiens große Vierfüßer, von denen sich jedoch keine bis auf die Inseln des eigentlichen Australiens verbreitet

haben. Das wilde Schwein, das bis Neu-Irland übergriff, hat man bis jetzt in Neu-Guinea nicht gefunden. Das javanische Krokodil findet sich ebenfalls in einer großen Eidexe auf Neu-Irland, so wie die Eidexe von Bandang und Amboina. Die zahlreichen Schlangenarten Indiens vermindern sich gegen Südosten immer mehr, wiewol Matrosen auf der Insel Rotumah eine große Natter gefunden haben. Der fliegende Hund erstreckt sich bis Ualan; auf den Sandwichinseln hat man bis jetzt keine Fledermaus gefunden. Die Ratten haben sich auf dem ganzen australischen Archipel übersiedelt und bilden das einzige bis jetzt entdeckte Säugethier auf Neu-Seeland. Das jetzt daselbst sehr häufige Schwein war zu Cook's Zeiten noch nicht vorhanden.

Hunde und Schweine findet man in Polynesien durchgehends bis Neu-Caledonien, die Hunde sind von der Art mit aufrechtstehenden Ohren und scheinen früher nur auf den Pelew- und Marianeninseln einheimisch gewesen zu sein. Auf die Carolinen sind sie erst seit der Entdeckung durch die Europäer gekommen. Duperrey fand sie auf der neu entdeckten Insel Ualan nicht, und der Anblick der Hunde und Schweine jagte daselbst den größten Schrecken ein. Dasselbe war bei Kotzebue's erster Reise auf Radak der Fall. Zahlreicher als das Geschlecht der Vierfüßer ist das der Zweifüßer in Polynesien, man fand auf allen Inseln eine große Verschiedenheit von Landvögeln; das Haushuhn findet man auf allen hohen Inseln; Paradiesvögel, der Pfefferfresser u. s. w. zieren Neu-Guinea mit ihrem schönen Gefieder, herrliche Papageien, unter diesen der schöne Banks-Kakadu, so wie der weiße mit gelber Haube finden sich von Neu-Britannia bis Neu-Holland, und es ist wol keine Insel, die nicht mehre große und kleine Papageien besäße; einige Arten finden sich sogar auf den Maquarrieinseln unter 52° S. B. „Die generische Ähnlichkeit der Ornithologie dieses Ländersystems, sagt Lesson, ist wirklich auffallend. Der Helmcasuar von Neu-Guinea und den Molukken wird in Australasia bis nach Neu-Seeland hinab durch den Emu ersetzt, der Philedon oder Polochion durch zahlreiche Arten desselben Geschlechts und auf Neu-Seeland, wo doch die Vegetation ganz verschieden ist, sahen wir ganz eigenthümliche Arten von Philedons. Die Norfolkinseln und Neu-Caledonien besitzen auch ihre Arten. Die hohen Carolinen und die Belewinseln besitzen eine Taube und eine Drossel, die nirgends anders vorkommt. Die

Zugvögel und Wasservögel sind in den ihnen angewiesenen Himmelsstrichen überall dieselben; dieses gilt auch von den Fischen und Testaceen, die so ziemlich unter gleicher Breite in allen Gewässern dieselben sind.

Sehr arm sind die Inseln des Ozeans an Insekten, worüber sich die Insulaner selbst schwerlich beklagen werden. Neu-Holland macht natürlich eine Ausnahme und die Pflanzer daselbst wissen davon ein Lied zu singen.

Wir bemerken daher auch hier, daß die asiatische Natur in diese Ländereien tief eingreift und sich nur insofern nach und nach verliert, wie sie gegen Süden zu verarmt.

Der Mensch.

Das Völkergemälde Australiens zu entwerfen ist eben keine leichte Aufgabe, denn trotz Allem, was die Seefahrer aller Nationen berichtet haben, stehen uns doch nur einzelne flüchtige Beobachtungen und Bruchstücke zu Gebote. Es gehört mit unter die Anomalien des menschlichen Gemüths, auf sich selbst immer zuletzt den Blick zu wenden, und so ist gewiß keine Gegend der Naturwissenschaften dunkler als die Naturwissenschaft des Menschen. Wenige Reisende haben mit dem Blicke und mit der Aufmerksamkeit die Menschen beobachtet, wie Forster, Chamisso und Lesson. Alles, was Andere uns berichten von den Bewohnern Australiens, besteht in Beschreibungen solcher Momente, wo jene Menschen sich in einem aufgeregten Zustande befanden: Festlichkeiten, gottesdienstliche Ceremonien, Prügeleien u. dgl. Aus solchen dürftigen Berichten haben europäische Naturforscher ein Rassensystem gebildet, welches nirgend Stich hält; denn was man auch von kaukasischen, mogolischen, malayischen und amerikanischen Rassen spricht, und wie viele Systeme man auch aufstellt, so wird man doch am Ende gestehen müssen, daß im Wesentlichen sich die Menschen überall gleich sind, und daß wesentliche, organische Verschiedenheit durchaus nirgend stattfindet. Die von Pferde- und Hunderassen eben nicht sehr glücklich abstrahirte Rassenverschiedenheit scheint meiner Meinung nach von äußern Umständen allein ganz abzuhängen. Besonders wirken folgende ein: das Klima, die Nahrungsweise und die Kulturstufe. Die breite Nase, die aufgeworfenen Lippen, die hervorspringenden Backenknochen, das gestutzte Gesicht mit einem Worte, prägt sich in dem Maße stärker aus, als die Begriffe beschränkter sind. Je mehr sich der Geist in einen höhern Ideenkreis erhebt, je feiner und edler die Phantasiebilder werden, je erhabnere Gefühle die Brust dehnen, desto mehr tritt das Gebiß zurück, desto höher und hervordringender wölbt

sich die denkende Stirne; das glotzende Auge tritt tief einsaugend in die Höhle zurück, zwischen horizontale Wimpern, und die Züge, besonders von den Nasenflügeln über die Mundwinkel herabtretend, veredeln und verlängern sich zu sanften Linien.

Das mehr oder minder krause oder schlichte Haar, die hellere oder dunklere Hautfarbe sind durchaus Erzeugnisse des Klima; der senkrechte Sonnenstrahl braut das Öl der Haut nach und nach dunkel und dick, und kraust das Haar, welches eben dadurch die Ausdünstung mehr zurückhält und wollartig wird. Ich wünschte doch das Negerprofil oder die Hottentottenphysiognomie zu sehen, welche ich unter unserm Landvolke nicht wieder aufzufinden im Stande wäre, und ich fürchte sehr, daß alle Schedelmessungen und Protuberanzenvergleichungen, womit sich selbst berühmte Männer abgemüht haben, vergebliche Bemühungen gewesen sind. Ein großer Irrthum mag auch daraus entstanden sein, daß die Beobachter fremder Völker unsre mitunter auf derselben Kulturstufe stehenden, Berge, Thäler und Ebnen bewohnenden Landvölker zu wenig gesehen hatten, und an die weichen Physiognomien der Städter gewöhnt, diesen Maßstab anlegten. Die Hautfarbe dürfte am Ende der wesentlichste Unterschied sein, den wir unter Menschen wahrnehmen, und Klima, Lebensweise und Kulturstufe alle übrigen Nuanzen erklären. Nach meiner geringen Ansicht ist das Menschengeschlecht auf Erden überall und unter allen Umständen eines und dasselbe. Die Zeiten sind vorbei, wo es einer päpstlichen Bulle bedurfte, um schwarzen Völkern Menschenrechte zu vindiziren, und der stolze Europäer sollte doch einmal einsehen lernen, daß das Bischen Kultur, wozu sich am Ende jeder glücklich organisirte Wilde unter richtiger Anleitung in ein paar Jahren erhebt, den Unterschied keineswegs so groß mache, als er denkt. Am allerwenigsten dürfte er berechtigt sein, seine Mitmenschen wie Hunde- und Pferderassen zu klassifiziren, sich alsdann als den schönsten und edelsten an die Spitze zu stellen, um dadurch vielleicht in bessern Augenblicken sein Gewissen zu beschwichtigen wegen der Vierundzwanzigpfünder, die er unter diese wehrlosen Naturkinder hineinfeuert.

Schon Forster bemerkte, daß es eigentlich in Australien nur zweierlei Menschen gebe: schwarze und weiße, oder dunkler und heller gefärbte. Wahrscheinlich würde man richtiger sagen: früher und später eingewanderte; denn die Bezeichnung: Unterdrücker und Unterdrückte würde eben so passend sein. Vielleicht fand in früherer Zeit von Madagascar über die Inseln des

indischen Ozeans eine Einwanderung nach Neu-Holland und von da nach Neu-Seeland, Neu-Guinea und einigen andern Archipelen statt. Diese Einwanderung mußte in früherer Zeit geschehen sein, und ihre Nachkommen befinden sich als Papus in Neu-Guinea, den Papusinseln, Tasmanien, Neu-Holland, u. s. w. gewöhnlich als von dem Strande verdrängte im Innern. Die Dränger sind wahrscheinlich später gekommen. Diese Papus werden uns als thierischer geschildert, auf einer niedrigern Kulturstufe, schlecht proportionirt, mit auffallender Ausbildung der Organe des animalischen Lebens; daher gestutzte Körperformen, herabhängender langer Bauch, starkes Gebiß, offner Mund. Die Weiber haben runde kurze Formen, starke Brüste, sehr schwarzes rauhes Haar, großen offnen Mund.

Die eingewanderten Stämme scheinen aus Asien gekommen zu sein, und haben sich, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, von der malayischen Halbinsel und Hinterindien aus verbreitet. Ein anderer Zug scheint vom Hochplateau von Asien über China, Corea, die japanischen Inseln u. s. w. eingewandert zu sein, und in ihnen hat man das mongolische Element wieder erkannt. Die Malayen behaupten indessen die Oberhand, besonders in dem großen Inselarchipel entschieden. Sie haben sich hier zu jener schönen Menschenfamilie ausgebildet, von welcher man mit solchem Entzücken spricht. Indessen muß man nicht vergessen, daß die Malayen ihr Feudalleben in seiner ganzen abstoßenden Häßlichkeit hieher verpflanzt haben, und daß es eigentlich nur die höhere Kaste der Edlen und Krieger oder Jeris ist, von welcher jene Schilderung gilt. Die unterdrückten oder niedern Kasten sind eben jene Papus, oder durch geistigen und leiblichen Despotismus herabgewürdigten, unterjochten Menschen, die bestimmt sind, für die Edlen zu arbeiten und sie zu füttern. Diese sind durch regelmäßige Züge und feine Körperform ausgezeichnet. Sie haben hohen Wuchs, schön gezeichnete Muskelformen, einen schönen Kopf und ausdrucksvolle Gesichtsbildung. Die großen Augen treten unter buschigen Augenbraunen stark hervor; ihre Farbe ist hellgelb bei den Bewohnern hoher Eilande, dunkel und beinahe schwarz auf den flachen niedrigen Inseln, beinahe weiß bei den Frauen. Wie alle Menschen auf einer noch niedrigen Kulturstufe haben sie gestutzte Nasen, breite Nasenlöcher, großen Mund, dicke Lippen, sehr weiße schöne Zähne und kleine Ohren. Die Frauen, übermäßig gepriesen von ihren seefahrenden Verehrern, besitzen eine gewisse Zierlichkeit in ihren Zügen, große offne Augen, schöne Zähne, eine zarte

glatte Haut, schwarzes Haar, welches schlicht und lang ist, regelmäßigen Busen, mehr untersetzt und dick als schlank und zierlich. Werthvoll ist in dieser Hinsicht das Bild der Romahanna in Kotzebue's zweiter Reise. Seit 300 Jahren d. i. seit Magellan's und Pigafetta's erstem Besuch mag sich auf denen Inseln, wo die Europäer gastliche Aufnahme und erholenden Aufenthalt fanden, eine ziemliche Menge europäischen Blutes unter das einheimische gemischt haben, wenn die zuvorkommenden Gunstbezeigungen australischer Schönen, deren sich die Schiffer rühmen, auch nur zum Theil wahr sind. Zahlreiche Schiffbrüchige in diesen gefährlichen Archipeln, verlaufene Matrosen, Abenteurer und Missionäre mögen auch nicht wenig dazu beitragen, den vorgeblichen Rassenunterschied unkenntlicher zu machen.

Einen merklichern Unterschied bringt die Kulturstufe, auf welcher die Australvölker stehen, unter ihnen hervor. Auf der niedrigsten Stufe stehen die Australneger, jene Arten von schwarzen Menschen, welche wahrscheinlich von afrikanischen Einwanderern abstammen und Papus genannt werden. Die Bewohner von Neu-Süd-Wales liegen familienweise an den Flußufern zerstreut; die Unfruchtbarkeit des Bodens und die stiefmütterliche Natur haben natürlicherweise nachtheilig auf ihre Geisteskräfte eingewirkt. Eine wilde Liebe zur Unabhängigkeit macht sie beinahe jeder Civilisation unzugänglich und mitten unter europäischer Civilisation lebend haben sie ihre Barbarei beibehalten; bis jetzt haben sie nur die Laster der Civilisation ohne ihre Vortheile ihrem vorigen Zustande hinzugefügt. Nicht einmal zur Schamhaftigkeit, welche sie ihren Leib zu verhüllen nöthigte, hat man es bisher mit ihnen bringen können. Es ist kein Zweifel daran, daß sie Kannibalen sind. Sie sind von mittlerm Wuchs und ihre Frauen häßlich. Indessen zeigt die Sorgfalt für ihre Gräber auf den Glauben an eine andere Welt, mithin auf Religion hin. Sie verbrennen ihre Todten und beerdigen die Asche unter Bäume, die sie mit gewissen Denkzeichen schmücken. Ihre Sprache wechselt mit den Familien und ist so mannigfaltig, daß sie bei der nächsten Horde nicht mehr verstanden wird. Auf den kleinern Inseln, wo sie noch herrschend sind, sind sie ungastlich, wild, und alle Fremden verabscheuend, wahrscheinlich in Folge langer Erfahrungen.

Von anderer Art und Sitte sind die weißern Stämme, wiewol Verdorbenheit der Sitten, heimtückisches und falsches Wesen, welches man den Malayen allgemein nachsagt, in

dem Maße stärker hervortritt, als man sich Asien nähert. In den Reis:berichten der verschiedenen Seefahrer bemerken wir zwei Extreme. Leute, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatten, wie Georg Forster, Kotzebue und Andere, haben uns von den Bewohnern der Südseeinseln Bilder entworfen, welche die Geßnerischen Idyllen und alle Utopien weit hinter sich zurücklassen. Nach ihnen wäre hier die Natur die einzige Führerin unschuldiger Menschen, die unter einem ewig jungen Himmel in einer gastfreien Natur in paradiesischer Unschuld leben. Dem ungeachtet aber berichten auch sie von Herren und Sklaven, von müßigen Edlen und lastbaren Knechten, von wilden Sitten und blutigen Altären, auf denen Menschengebeine dorren. Mit Abscheu muß uns der Mißbrauch erfüllen, den fanatische Götzenpriester von ihrer Gewalt über das Volk machen, und die religiösen Feste, denen Cooks Begleiter beiwohnten, so wie die Mysterien, in welche sich Banks einweihen ließ, zeugen leider davon, daß die Welt nur da vollkommen sei, wo der Mensch mit seiner Qual wegbleibt. So wie wir bei dem Pflanzen- und Thierreiche gezeigt, daß südostasiatischer Einfluß seine Strahlen durch den Ozean ergossen habe, so können wir dasselbe auch von der Geistesbildung dieser Völker behaupten. Die Religion der Hindu ist auch die der ganzen Südsee, und wenn sie auch nicht gerade dieselben Formen zeigt, wie in Hindostan, so sind die Grundlinien doch unverkennbar dieselben. Die vorzüglichsten Grundzüge sind der Glaube an die Seelenwanderung, an die Verwandlung der Götter um unter die Menschen herabzusteigen, die Verehrung der Götter durch Bußübungen und Opfer, Gleichgültigkeit gegen das Leben u. s. w. Überall finden sich die Spuren der alten Religion des indischen Gesetzgebers Menu aufbewahrt, überall die drei Prinzipien Brama, Schiwen und Wischnu verehrt. Die Bildhauerarbeit auf den Pirogen der Oberhäupter, so wie die Pallisaden und grotesken Bilder vor ihren Morais oder Tempeln, stellen fast immer jene drei Gottheilen dar. Auf den Pirogen sieht man sie umgeben mit zahlreichen Kreisen, wahrscheinlich das Bild der großen Schlange Kalingan, von der Wischnu die Erde befreite, als sie dieselbe verschlingen wollte. Eben so findet man den Lingamkultus, der überall versinnlicht ist, und auf welchen auch die um die Morais unter den Götterbildern aufgestellten Phallus hinzudeuten scheinen. Die Australier tragen auch häufig kleine Götzenbilder am Halse, die Schiwen oder den Geist des Bösen darzustellen scheinen. Alle glauben an eine Dreiheit, ihre Götter nennen sie

Atua oder Akum; sie glauben: daß die Seelen der Frommen sich in Eatuas oder gute Geister verwandeln, so wie die schlechten Menschen in böse Geister, die auch in einer andern Welt ungebessert bleiben und gute Menschen zu verführen suchen. Die Verehrung gewisser Thiere und Pflanzen, die geistige Macht der Priester, die Auguren, die Menschenopfer, die Morais, Götzenbilder und Menschenfraß, welche aus ihrem Aberglauben hervorgehen, sind ein Band, das sie alle umschlingt, und an die Bewohner der Inseln im indischen Archipel knüpft, deren Religion unzweifelhaft indischen Ursprungs ist.

Die Gesellschaftsinseln hatten ihr Paradies, wohin sich die glücklichen Seelen der Tavanas begaben, welche der Gott, ein geflügelter Geist, wegtrug und läuterte. Die glücklichen Seelen der Freundschaftinsulaner bewohnen das liebliche Balotu, während die Bösen immer sterben. Die Neu-Seeländer glauben fest, daß nach dem Tode die Geister ihrer Väter über den Hippah schweben, der ihnen das Leben gab, und nach dem Elysium wallen, welches sie Ata Mira nennen. Der Eingang in das Elysium befindet sich zu Reinga unweit des Nordkaps unter dem Meere. Ist der Körper jedoch auf dem Schlachtfeld verzehrt worden, der Kopf in Feindesland geblieben und der Leichnam ohne Begräbniß, so irren die Seelen um den heiligen Berg und sind ewig unglückselig. Auch Ideen des Sabäismus haben sich unter sie eingeschlichen. Einige ihrer Organe verwandeln sich in Himmelsmeteore. Unter ihre abergläubischen Meinungen gehören auch folgende, besonders in den westlichen Archipeln heimische Ideen. Einem Feinde die Augen ausreißen, sein Blut trinken, sein zuckendes Fleisch essen, macht Muth; man erlangt dadurch die Kraft des Feindes und Gewalt über seine Götter. Wer erinnert sich hier nicht an jene feierliche Abberufung der Götter aus einer belagerten Stadt, welche eine der schauerlichsten Ceremonien bei den alten Römern war. Auf den Marquesas, den Fidschiinseln und Tonga ist dieser Aberglaube die Quelle der Wildheit. Sanfter werden die Sitten und milder die Denkweise, je mehr sie sich von Asien entfernen, so wie die sengenden Strahlen der Sonne desto schwächer wirken, je schiefer sie auffallen.

In der neuesten Zeit haben sich mehre Missionäre, besonders Methodisten und Herrenhuter, auch einige von der englischen Kirche in die Südsee begeben, und das Christenthum hat sich hin und wieder heimisch gemacht.

Mit der Religion hängen auch die Sitten zusammen. Kli-

ma, Religion und Standesverhältnisse haben zusammengewirkt, um ihre Sitten zu gestalten. Diese werden einfacher, je isolirter die Inselgruppen sind. Wie Kinder folgen sie ihren natürlichen Neigungen; sie gleichen Instrumenten, auf denen jede Neigung, jede Regung, jeder Naturtrieb sein Stückchen nach seiner Art spielen kann. Gutmüthigkeit bildet trotz aller Abnormität ihrer Religion und bürgerlichen Einrichtungen den Grundcharakter dieser Völker. Daher werden sie uns bald als zutraulich, kindisch, gutmüthig, zornig, diebisch, gastfrei, feindselig, herzlich, sittsam, wollüstig u. s. w. geschildert, je nachdem die Herren Zwölfpfünder gerade aufgelegt sind. Das Wahre an der Sache ist: sie sind Menschen, wie nun einmal die Menschen aus der Hand der Natur hervorgegangen sind. Bei ihrer einfachen Lebensweise, ihrem beschränkten Ideenkreise und wenigen Bedürfnissen kennen sie keine andern Gesetze, als die augenblicklichen Regungen ihres Herzens und den Pulsschlag ihrer Adern. Dieses sind die Quellen ihrer Tugenden und Unarten. Die häufigen Besuche der civilisirten Europäer haben zwar manches verändert, ob verbessert? wagen wir nicht zu behaupten.

Die Regierungform der Völker ist nach dem Stande der Kultur verschieden. In den gebildetsten Archipeln fanden die europäischen Auffinder feudalistische Monarchien vor; Landeigenthümer waren die Edlen oder Jeris; für sie arbeitet die andere Volksklasse, welche sogar von dem Genuß gewisser Nahrungsmittel ausgeschlossen war. Die Aristokraten waren wieder unter einem Oberhaupte oder König vereinigt, der nach dem Herkommen und überlieferten Gesetzen des Landes regieren mußte. Solche Staaten fand man besonders auf den Sandwich-, Gesellschafts- und Freundschaftsinseln. Mehr oder minder ausgebildet finden sie sich beinahe in allen Inseln des stillen Meeres wieder. Auf den größern Ländereien oder Inseln sind die Menschen auch wilder und am regellosesten und thierischsten auf der größten Insel Neu-Holland. Wie schon oben erwähnt, liegen diese Horden an den Flüssen regellos herum. An Verfassung, Eigenthum u. dgl. ist da nicht zu denken, wo der Boden nicht unter das Letztere gerechnet wird.

Die Zahl der Einwohner haben wir auf den 170000 Quadratmeilen, die man dem Erdtheile zuschreibt, folgendermaßen festgesetzt: Ungefähr 1,140000 Australneger, 1,500000 Australindier und 50000 Europäer. Wir gestehen indessen, daß diese Berechnung nur ein ungefährer Überschlag ist, dem gänzlich jeder Grund mangelt.

Die Papuas sind ohne alle Kultur, nur auf einigen Inseln im Osten von Neu-Guinea und auf Neu-Caledonien findet man diese Menschenart ackerbauend. Ihr Hauptgewerbe ist Jagd, sie sind alle Menschenfresser, was wir ihnen jedoch keineswegs als ein so abscheuliches Laster anrechnen wollen, wie man gewöhnlich thut. Es wäre ungerecht, sie nach unsern Gesetzen beurtheilen zu wollen, besonders da unsere Herrn Zwölfpfünder, die sie besuchen, eben nicht viel dazu beitragen mögen, ihnen humanere Begriffe beizubringen.

Die Australindier sind ein ackerbauendes Volk, welche den oft kargen Boden mit der größten Sorgsamkeit und Industrie bebauen. Gegenstände des Ackerbaues sind: der Brotbaum (*Artocarpus*), besonders die kernlose Art, weil sie mehr Fleisch hat, die Kokospalme, die Banane in 16 Varietäten, Yams oder Ignamen (*Dioscorea alata*), verschiedene Arumarten, die süße Batate (*Convolvulus batatas*), die vielblättrige Zehrwurz (*Dracontium*). Alle diese Früchte werden ihres Mehlgehalts wegen gezogen, außerdem zieht man noch einige Feigenarten, die Katappanuß, die Pompelmuse; auf einigen westlichen Inseln auch Citronen und Orangen. Diese Bäume sind gewöhnlich um die Wohnungen gepflanzt. Die besonders vortreffliche Art des Zuckerrohrs, welche bereits unter dem Namen des tahitischen Rohres nach den Antillen und dem Festlande von Amerika gewandert ist, wird auch gebaut, um den rohen Saft auszusaugen. Der Papiermaulbeerbaum (*Prussonetia*) liefert auf allen Inseln des Australozeans die Bekleidung der Bewohner; und da denn der Mensch überall sein Bischen Verstand wenigstens auf eine Zeitlang los zu werden sucht, so war auch der Australländer darauf bedacht, sich dieses traurige Vergnügen zu verschaffen. Er pflanzt daher auch die Yava oder berauschende Pfefferpflanze, welche alte Weiber kauen, das Ergebniß in einen Napf spucken, mit Kokossaft vermischen, und als köstliches Getränk ihren Gebietern darreichen. Da auf den schwarzen Gesichtern Kupfernasen eben keine Zierde wären, so rächt sich die beleidigte Natur dafür durch einen ekelhaften, Aussatz ähnlichen Schorf, der die Trunkenbolde kenntlich macht. Es wäre dieses Einzige schon hinreichend, da die Natur Trunkenheit, wie Kains Brudermord durch Zeichen straft, um des Menschen Verstand zu bewahren. Allein eben so wie in Europa opfert auch der Südseeländer seine Ehre, Gesundheit und Wohlstand für das Vergnügen — ein Vieh zu sein.

Außer dem Ackerbau wird auch Viehzucht getrieben. Der

Südseeinsulaner hat als Hausgenossen: Schweine, Hunde und Hühner, die ihm sämtlich zur Nahrung dienen; Vögel fängt er auf Leimruthen, Fische mit Netzen und Angeln, Krabben, Muscheln und Schildkröten liefert ihm der Strand, und wo die Bevölkerung nicht zu dicht ist, muß er gestehen, daß er ein begünstigtes Kind der Vorsehung sei. Dieses leidet jedoch auf manchen flachen Koralleninseln einige Ausnahme, indem daselbst bei einer dichten Bevölkerung und beschränktem Boden mitunter der Schmachtriemen angelegt werden muß. Indessen hat auch die Noth etwas Gutes für sich, und nicht umsonst haben die alten Griechen die Penia als eine Göttin geehrt. Die Noth hat die Südseeinsulaner zu kühnen Seefahrern ausgebildet. Sie unternehmen weite Reisen und bauen sich dazu Fahrzeuge und Piroguen, welche wirklich ganz für diese Gewässer geeignet, trefflich gebaut sind. Außerdem verlegt sich ihre Industrie auf Waffen und die nöthigen Instrumente für den Ackerbau. Der Papua bleibt bei den ersten Bedürfnissen der Natur stehen; der Australindier hingegen kennt schon einigen Luxus und arbeitet alles auf einen Grad der Eleganz und Zierlichkeit hinauf, welcher um so mehr das Staunen der Entdecker erregte, als vor ihrer Ankunft das Eisen unbekannt war. Mit fortschreitender Kultur vermehren sich auch die Bedürfnisse. Der Australindier wickelt seine Glieder in zierliche Gewebe aus Maulbeerrinde ein. Er bedarf der Mützen (Tomons und Teinas) um sein Haupt zu bedecken, der Öle, um sich zu salben, der Ringe, um Ohren und Nase zu schmücken. Diese Industrie wurde durch die Ankunft der Europäer noch belebt und erhöht. Neue Ideen, neue Werkzeuge und neue Gegenstände veranlaßten neue Unternehmungen. Man hat den Nutzen des gegenseitigen Verkehrs eingesehen, und Handel und Verkehr sind bereits erwacht, besonders sind es die Nordamerikaner, deren Handel mit den Australländern außerordentlich lebhaft ist. Zwei Umstände haben glückliche Folgen für diese Kinder der Natur gehabt. Sie hatten kein Gold und reizten daher nicht die Habgierde; und dann wurden sie glücklicherweise größtentheils in einer Zeit entdeckt, wo philanthropische Grundsätze sie einigermaßen vor Mißhandlungen schützten. Einige Zwölfpfünder mußten sie sich wol gefallen lassen; indessen ist es ihnen doch immer besser ergangen, als den vertilgten Bewohnern der Antillen; jetzt erröthet jeder Seefahrer bei dem Gedanken an Mißhandlung dieser Völker und sie dürfen daher hoffen, ruhig ihrer Ausbildung entgegenzuschreiten.

Selbst zur wissenschaftlichen Kultur sind auf einigen Inselgrup-

pen bereits die Grundsteine gelegt und mitten in der Südsee sind Missionen im Gange, welche die Ausbreitung des Christenthums und mit diesem menschliche Bildung befördern. Europäische Bildung ist bereits sowol in Neu-Holland, als an einigen andern kolonisirten Punkten heimisch geworden. Wir können daher mit Recht behaupten, daß sowol Bildung als wissenschaftliche Kultur, in Australien in raschem Aufschwunge begriffen sei.

Eintheilung.

Die Natur selbst hat hier dem Geographen die Eintheilung vorgezeichnet, und diese ganzen Ländereien in drei Abschnitte getheilt:

I. Neu-Holland mit den dazu gehörigen Inseln.
II. Der mittlere Inselbogen von Neu-Guinea bis Neu-Seeland oder Westaustralien.
III. Die östlichen Inselreihen und Archipele oder Ost-Australien.

I. Neu-Holland.

Man hat in neuerer Zeit der Insel Neu-Holland verschiedene Namen gegeben. Als die Portugiesen zuerst dieselbe berührten, belegten sie sie mit dem Namen Ulimaroa. Die portugiesische Entdeckung hatte indessen so wenig auf sich, daß dieses Land von den Holländern in der That erst wieder neu entdeckt werden mußte, weswegen dann auch diese Seefahrer dasselbe mit dem Namen ihres Mutterlandes belegten und Neu-Holland nannten; da sich nun die holländischen Schiffer das unbestreitbare Verdienst erworben haben, die Küste dieser großen Insel aufgenommen und erforscht zu haben, so können wir es immerhin geschehen lassen, daß zum Andenken an diese kühnen Bemühungen auch der Name Neu-Holland unangetastet bleibe. Neuere Geographen nennen diese Insel auch Australland, ein unpassender Name, da derselbe eben so gut auf Afrika, Südamerika und die Inseln des großen Ozeans angewendet werden könnte. Eben so wenig können wir es als ein Neutrum und Kontinent betrachten, welche Behauptungen besonders beim Unterricht in der Geographie nachtheilig sind. Denn eine Insel bleibt nun einmal ein Stück Land, von allen Seiten mit Wasser umgeben, was bei den übrigen Erdtheilen nicht der Fall ist, da sich Südamerika an Nordamerika, Afrika aber und

Europa an Asien kontinent anschließen. Als die Britten von der Ostküste im J. 1788 Besitz nahmen, verwandelten sie den Namen Neu-Holland in Neu-Süd-Wales. Ein geographisches Gerechtigkeitgefühl verhinderte die allgemeine Annahme, und so wird der Brittenname wol nur auf die östliche Kolonie dieser Nation beschränkt sein. Übrigens wäre es lächerlich, um einen Namen zu streiten, und um kurz und gut davon zu kommen, betrachten wir Neu-Holland als eine Inselgruppe, zu welcher zuerst Neu-Holland im eigentlichen Sinne, dann Vandiemensland oder Tasmanien, die Känguruhinsel und die Neu-Holland umgebenden kleinern Korallenriffe und Inseln gerechnet werden.

Diese Inselgruppe liegt zwischen dem 10. und 43° südl. Br., 129 bis 172° östl. L. v. F. Abweichend von der allgemeinen Länderbildung des Australözeans scheint diese Inselgruppe eine Welt für sich zu bilden.

Die Größe oder der Flächeninhalt wird nach den neuesten Beobachtungen folgendermaßen angegeben:

Neu-Holland 138375, — Vandiemensland 1236, — die Känguruhinseln 93, — die übrigen anliegenden Eilande ungefähr 250 Quadratm., so daß der ganze Flächeninhalt 139954 geogr. Quadratm. beträgt, welche Berechnung freilich nicht ganz mathematisch genau sein mag.

Betrachten wir Neu-Hollands physische Beschaffenheit, so zeigt uns schon ein Blick auf die Karte, daß die vergleichende Geographie zwischen ihm und Afrika große Ähnlichkeit findet. Selbst die Gestalt, wenn man Vandiemensland dazu nimmt, hat auffallende Ähnlichkeit, welche noch mehr durch die innere Beschaffenheit des Landes bestätigt wird. Die Küsten sind steil mit Klippen und Riffen umgeben, gefährlich ist es sie zu umschiffen und schwierig an ihnen zu landen. Der Anblick des Landes ist rauh, öde, unfruchtbar und die weiße und rothe Farbe des überlagernden Sandsteines, schreckt von Landung und Ansiedlung ab. Bis jetzt sind uns aber auch nicht viel mehr als die Küsten davon bekannt, und an diesen bemerkt man, daß nur unbedeutende Flüsse aus dem Innern in das Meer münden, was auf große Dürre im Innern schließen läßt, die um so größer sein muß in demjenigen Theile, welcher gänzlich in der heißen Zone gelegen ist. Bis jetzt ist alles, was man vom Innern dieser, an Flächeninhalt beinahe Europa gleichkommenden Insel vorgegeben hat, nur auf Vermuthungen gegründet, denn obwol eine Reise durch Neu-Holland mit

bei weitem weniger Schwierigkeiten als durch Afrika verbunden ist, so waren doch die für die Europäer aus einer solchen Reise hervorgehenden Interessen noch nicht stark genug, um eine solche Reise zu veranlassen.

Die Küstenpunkte sind indessen bei weitem genauer erforscht und nautisch aufgenommen, als die von Afrika. Hoch im Nordosten erhebt sich auf der schmalen Landspitze von Carpentaria das Kap York als der nördlichste Punkt unter 10° 35′ südl. Br. Von diesem Punkte aus läuft die Ostküste fast gerade bis zum Kap Weymuth herab, von wo sie sich dann gegen Osten ausdehnt bis zum Kap Flattery. Von hier bis zum Kap Sandy unter 24° 42′ südl. Br. wird sie mehr zerrissen und gewährt viele Häfen und Buchten. Bis hieher ist die lange Küste theils felsig, theils sandig und niedrig; Urgebirge und Thonschiefer wechseln als vorherrschend ab. Man sieht hier, wie überhaupt in ganz Neu-Holland, jene Bürgen eines fruchtbaren Bodens, welche Amerika's Küsten so anlockend machen, die jungfräulichen Urwälder nicht. Einige Rizophoren und Eucalyptus sind die vornehmsten Bäume auf den Küsten, und Port Bowen trägt auch hohe Fichten. Von Sandy Kap geht die Küste herunter bis zum Kap Lookout unter 27° 27′ südl. Br. Auf dieser Küste befindet sich die Glashausbai und ein bedeutender Fluß mündet bei Kap Mornon ein. Bei Kap Byron unter 28° 38′ südl. Br. scheint sich der Boden zu verbessern. Die reichen Waldungen versprechen ergiebiges Land, und die hohen Berge, wie Mount-Warning 3300′ hoch, verheißen Quellenreichthum. Von Kap Byron als dem östlichsten Punkte fängt die Küste an sich westeinwärts zu biegen, bis sie im Kap Howe ihren südlichsten Punkt findet. Auf diesen südöstlichen Küsten befinden sich auch die brittischen Niederlassungen. Viele Baien und Buchten von reicher Waldung umgeben gewähren ein lachendes Ansehen, so wie auch die durch Flinders überstiegenen blauen Berge einen malerischen Hintergrund gewähren. Von den Seefahrern wird auch noch die Küstenstrecke bis zum Kap Wilson 38° 30′ südl. Br. zur Ostküste gerechnet. Das Kap Wilson bildet mit den Feuerinseln die Einfahrt in die Baßstraße zwischen Neu-Holland und Vandiemensland; südlich hat diese Straße zwischen den Feuerinseln und dem Vandiemensland noch eine zweite Einfahrt, die Banksstraße. Mit dem Kap Wilson endigt Neu-Süd-Wales, und es beginnt nun gegen Westen hin Napoleonsland, von dem der früher

durch die Engländer untersuchte Theil, auch Grantsland heißt. Es hat eine große tiefe Bai Port Philipp, und die Vorgebirge Liptrop, Marengo, Otway und Bridgewater. Das Land ist schön, wohlbewässert, aber die an den steilen Küsten sich brechende Brandung macht das Landen schwierig. Kap Northumberland 38° 2′ südl. Br. macht die Grenze von Napoleonsland, welches sich bis Kap Jeris ausdehnt. Bei Kap Jeris, wo Flindersland beginnt, ist die Gegend, wo sich der Britte Flinders und der Franzose Baudin auf ihren Entdeckungsreisen begegneten. Dieses Land, welches sich bis Fowlersbai erstreckt, trägt bald englische, bald französische Namen. Man findet hier den Bonaparte- oder Spencersbusen, nach Carpentaria der größte und tiefste der ganzen Insel, den S. Vincent- oder Josephinenbusen; ostwärts vom erstern die Känguruhinsel. Eine vorspringende Halbinsel trennt beide Busen. Flinders nannte sie York, Baudin Cambaceres. Die Entdecker sahen das Land trefflich bewaldet und zahlreiche Feuer kündigten starke Bevölkerung an. Die Wellen brachen sich an steilen Küsten, welche die Vorterrasse hoher Gebirge bildeten, von denen der Loowtyberg auf 3000′ Höhe geschätzt wird. Jenseit der Voglersbai zieht sich gegen Westen das lange Nuitsland bis Kap Nuits hin. Es ist nur wenig eingeschnitten und ließ bis jetzt keine guten Häfen entdecken. Das Land selbst wird als außerordentlich dürr und öde beschrieben; die Plätze, wo man landete, gewährten zwar reiche Ausbeute an Kräutern, aber nicht eine einzige Pflanze, die Früchte trug, nicht einen Grashalm, der zum Futter dienen könnte. Der Entdecker nennt es eine stille Wüste, darinnen nicht einmal das Gezwitscher eines Vogels gehört wird. Indessen ist es schwer zu begreifen, wie diese Schilderung auf ein pflanzenreiches Land passen soll, von dem uns gesagt wird, daß sein Boden aus mit einem Kalklager überdecktem Granit bestehe. Eine genauere Untersuchung und Erforschung dürfte mit der Zeit das eine oder andere widerlegen. Von dem Nuitslande breitet sich eine lange Reihe von Riffen und Inseln aus, die den Namen Recherche-Archipel führen. Der König Georgs-Sund unter 35° 30′ südl. Br. und 135° östl. L. bietet einen schönen und sichern Hafen mit frischem Wasser dar.

Der westlichste Punkt der Südküste ist unter 35° 7′ südl. Br. das Kap Nuits. Von hier beginnt die Westküste, welche unter dem Namen Leuwinsland bis an

den Schwanenfluß reicht. Kapitän Freycinet fuhr bis auf 12 Meilen den von den vielen schwarzen Schwanen sogenannten Schwanenfluß hinauf und der brittische Hauptmann Stierling ist zehn Meilen weiter bis zur Quelle vorgedrungen, wo er 5 bis 6 Meilen längs dem Ufers eine Bergkette, 12 bis 1500′ hoch fand, welche sich oben in eine wellenförmige Fläche ausdehnte. Diese Berggruppe scheint sich vom König Georgs-Sund über das Kap Leuwin bis zum Schwanenflusse heraufzudehnen. Diese Küste ist wohlbewässert und mit Baien und Buchten versehen, unter denen die Geographenbai zu bemerken ist, in welche sich außer mehren andern Flüssen auch der Canning ergießt. Vom Schwanenflusse aus dehnt sich Edelsland in nordwestlicher Richtung hinauf, die Landspitze am äußersten Ende von Edelsland heißt Pointe Escarpée; neben diesem Punkte bildet sich nordwärts die große Haienbai, worin die Halbinsel Peron sich ausbreitet. Vor dieser Bai liegt eine Barre von Inseln Dirk-Hartik, Lorre, Berrier und Cook genannt. Die Dampiersbai ist ein guter Hafen. Das Land fängt nun an eine nordöstliche Richtung zu nehmen und heißt bis zum Wilhelmfluß das Eintrachtland. Von hier aus nimmt das Land bis Diemensland hin unter dem Namen Wittsland eine nordöstliche Richtung. Auf diesem Wege finden wir Kap Murat, Kap Dusejour mit den Inseln Monte Bello in Westen, den Archipel Bonaparte in Norden und eine Menge Koralleninseln vor sich. Das Land ist von Riffen, Klippen und Untiefen umgeben, durch furchtbare Brandungen gegen das Landen der Europäer geschützt. Kapitän Baudin, der diese lange Küste befuhr, wagte auch nicht auf einem einzigen Punkte eine Landung; das Land zeigte sich öde und unfruchtbar mit unterbrochenen bessern Stücken; häufig aufsteigende Feuer zeigten, daß das Land nicht unbewohnt ist. Der Joseph Bonaparte-Golf mit den Lacrosse-Inseln breitet sich in Norden aus. Das Kap Van Diemen am Vandiemensland, nicht zu verwechseln mit der südlichen Insel dieses Namens, bildet die äußerste nördliche Spitze unter 11° 30′ südl. Br. Es folgt nun Arnheemsland, welches aus einer großen Halbinsel besteht und die nördliche Westspitze Neu-Hollands bildet; sie liegt unter 12° 19′ s. Br. Das Land von Carpentaria, welches im Osten in eine lange Halbinsel ausläuft, schlingt sich um den Busen gleiches Namens. Durchgehends werden uns die Küsten vom Schwanenfluß bis hieher als aus Sand- und Kalkstein bestehend

geschildert, und Sandstein mag es auch sein, der das Land dürre macht und auf der dürren Küste von Nuitsland mit dem Granit ist verwechselt worden.

Wir sehen aus dieser kurzen Schilderung der Umrisse von Neu-Holland, wie wenig Eroberungen die Geographie bis jetzt hier gemacht hat, und wie wenig wir daher im Stande sind, die Wißbegierde des Lesers, der ein Gemälde des Landes erwartet, zu befriedigen. Indessen haben wir Hoffnung, daß diese Lücke durch die aufblühenden brittischen Kolonien in einer kurzen Reihe von Jahren ausgefüllt werden wird. Jedenfalls wird es nicht so lange anstehen, wie bei Afrika.

Die geologische Beschaffenheit dieser ausgedehnten Insel ist noch eben so wenig erforscht, und über die Entstehungsart derselben darf man sich vollends bei den wenigen vorliegenden Daten in Hypothesen nicht einlassen. Bis jetzt kündigt uns so ziemlich alles eine Art von Australafrika an; wenigstens die Küstenterrassen zeigen, einige Strecken ausgenommen, jene Sandformation, welche für den Kolonisten nichts weniger als einladend ist. Dieser Sandstein scheint jedoch von so junger Formation zu sein, daß die Natur noch nicht Zeit gehabt hat, denselben durch ein festes Cement auf die Dauer zu verkitten. Man erzählt, daß einer der Kolonisten aus dem leicht zu bearbeitenden Mineral tüchtige Mühlsteine habe machen lassen. Schon berechnend den Gewinn, sei plötzlich ein Sklave mit der Nachricht gelaufen gekommen, daß die Mühlsteine durchgingen. Die Wahrheit an der Sache war, daß ein tüchtiger Platzregen die Mühlsteine plötzlich zerweicht und in Sand aufgelöst mit sich fortführte. Diejenigen jedoch, welche tiefer in das Land eingedrungen sind, fanden, daß die blauen Berge, wie sie genannt werden, aus Urgebirg bestünden. Auch haben sich in der neuesten Zeit unermeßliche Lager köstlicher Steinkohlen vorgefunden. Jenseit der blauen Berge fand man das Land schön und fruchtbar, und europäische Kolonien haben diese Vormauer des Binnenlandes bereits übersprungen. Indessen haben neuere Entdeckungen auch im Innern große unbewohnbare Länderstrecken entdeckt, welche von einem Salzstrome bewässert, nur dürre Salzstätten bieten. Man spricht auch von einem rauchenden Vulkan; doch scheint derselbe nichts anders als ein brennendes Steinkohlenlager zu sein, wiewol ich durchaus nicht zweifle, daß späterhin, besonders zwischen Port Jackson und dem Kap York eine Vulkanreihe entdeckt werden dürfte. In den Urgebirgen, in welche man von Osten her eindrang, hat man bereits Silberminen ent-

deckt, und dieser Magnet wird gewiß der Geographie großen Gewinn bringen. Die Europäer müßten nicht Europäer sein, um solche Spuren unverfolgt zu lassen und den Berggeistern einen Besuch zu versagen, wozu man sie auf eine so glänzende Weise einladet.

Das Innenland dieser gewaltigen Insel kündigt sich indessen durch die Bergreihen, welche wir von den Küsten aus erblicken, imposant genug an. Man ist besonders von der Ostseite aus eingedrungen und 1815 gelang es von Sidney aus das Gebirg zu übersteigen. Die Arbeit war eben nicht leicht; denn ungebahnt sind die Steige in diesem dünn bevölkerten Lande. Es haben hier dem Europäer keine großen einheimischen Völker vorgearbeitet, wie in Amerika oder Centralasien. Die jungfräulichen Berge zeigen ihre scharfen, von keinem Menschenfuße abgewetzten Kanten. In wilden, unförmigen Massen erheben sie sich 6 bis 7000′ hoch über den Meeresspiegel, gegen den sie besonders steile Abstürze bilden. Berge thürmen sich hier auf Berge, und starre Felsenmassen wechseln mit furchtbaren Abgründen ab. Hat man diese Hindernisse überwunden und steht man endlich am Gipfel dieser Küstenkette, so zeigt die Innseite sanftere Umrisse, man sieht sich auf ein Hochplateau gestellt, das sich in sanften Wellen und muldenförmigen Flächen gegen das Innere ausdehnt. Da man hier einwärtsfließende Flüsse entdeckt, so schließt man etwas voreilig auf ein großes Binnengewässer. Man hat dasselbe bei Afrika vermuthet: bis auf den in Vergleich mit der Hypothese unbedeutenden Tschadsee fand sich die Theorie falsch. Dasselbe wird man einstens von Neu-Holland lehren und ein gewaltiges inneres Bergnetz, zu dem die von den Küsten aus gesehenen Gebirge nur Vorwälle bilden, dürfte das Binnenmeer, diesen abgenutzten geographischen Nothanker, verdunsten lassen. Moräste sind indessen sowol auf der Küstenterrasse, als dem bis jetzt erforschten Theile der Hochplatte nichts seltenes.

Man wollte uns früher weiß machen, daß das Australland keinen Fluß habe, der allenfalls mit unserm Inn, Mur oder Main vergleichbar wäre. Ist es nun auch nicht wahrscheinlich, daß man einen Orenoko oder Missisippi auffinden wird, so hat man bis jetzt doch schon zwei Flüsse aufgefunden, die groß genug sind, um alle geographischen Hypothesen, womit man seine Unwissenheit zu beschönigen sucht, zu ersäufen. Wir erwarten mit großer Zuversicht, daß sich deren noch mehre finden werden.

Der größte bis jetzt entdeckte Fluß ist der von Oxley ent-

deckte Brisbanestrom, der 1817 im Binnenlande seine majestätischen Fluten wälzend entdeckt wurde, und von dem sich derselbe Entdecker 1823 überzeugte, daß er seine Wasser unter 27° 35′ in die Moretonbai entleere. Er ist weit aufwärts schiffbar, ohne daß sich seine Breite oder Tiefe verminderte. Er kommt tief aus dem Innern durch ein flaches Land, fließt daher langsam und träge, und da man seinen Ursprung nicht kennt, so will man ihn aus einem See kommen lassen. Es ist diese Seesucht nun einmal epidemisch. Außer diesem hat Hr. Oxley noch zwei Flüsse, die einwärts fließen, den Lachlam und Macquarie verfolgt, bis sie sich in große Moräste zu verlieren schienen. Man glaubte, daß der Brisbane eben aus dem See oder Morast komme, in den der Macquarie fällt. Spätere Entdeckungen haben jedoch gezeigt, daß dieses nicht der Fall sei. Der Macquariestrom fließt allerdings in jenen schilfigen Sumpf, dieser ist jedoch keineswegs, wie man glaubte, ein Binnensee, sondern die erweiterte Mündung des Stromes selbst, welcher in einem sehr schönen und weiten Meerbusen endigt. Die zahlreichen fließenden Wasser, welche von Oxley 1818 überschritten wurden, und die alle nordwärts laufen, machten es eben nicht unmöglich, daß der Brisbane der Sammler aller dieser Quellenflüsse wäre. Was den See oder Morast anlangt, in welchen man sich den Macquarie und andere Flüsse verlieren sah, so müssen wir bemerken, daß spätere Entdecker zu einer andern Jahrszeit ihn vollkommen trocken fanden, und mithin jene von Oxley gesehenen Moräste bloße Wirkungen der bei allen Tropenflüssen gewöhnlichen Überschwemmungen sein konnten und wahrscheinlich auch waren. Außer diesen Flüssen kennt man noch den Hastings, der von Westen nach Osten fließt, und in den Macqariehafen mündet. Der Hawkesbury ist der Hauptfluß der Grafschaft Cumberland; er kommt aus dem Innenlande, durchbricht die blauen Berge, stürzt sich in mehren, zusammen auf 400′ geschätzten Katarakten gegen das Meer herab, nachdem er sich mit dem Nepean vereinigt hat. Vor seinem Durchbruche durch die blauen Berge nimmt der Nepean den Cox auf. Der Schwanenfluß ist schon oben erwähnt worden und wir werden seiner bei Gelegenheit der Schwanenflußkolonie wieder gedenken. Merkwürdig ist der neuerlichst entdeckte, nach dem Innern fließende Salzfluß; man glaubt, daß er seinen Salzgehalt aus dem mit diesem Minerale geschwängerten Boden ziehe, den er durchfließt. Da man in seinem Gebiete auch nicht einen Trunk süßen Wassers fand, so war man genöthigt, die

weitere Erforschung für jetzt aufzugeben. Der Murrumbidgee ist ein ebenfalls neuentdeckter Strom, welcher im Süden von Argyle entspringt, scheinbar nach Innen zu fließt, in der That jedoch, wie solches Sturts Reise dargethan, zwischen der Encountrebai und dem Golf St. Vincent, 33° 25′ 15″ südl. Br. in das Meer fällt. Ein Binnenmeer ist daher in Neu-Holland so wenig als in Afrika zu haben.

Das Klima Neu-Hollands ergibt sich schon aus seiner geographischen Lage. Der nördlichste Punkt greift 12 Grad tief in die heiße Zone gegen Norden zu ein. VanDiemensland ausgenommen, beträgt das Einschreiten in die gemäßigte Zone gegen Süden zu, beinahe eben so viel. Das Klima ist indessen gemäßigter, als dieses unter gleicher Breite unter dem afrikanischen Himmel der Fall ist. Natürlich gilt dieses nur von den Küsten, welche wir bis jetzt allein kennen, und wo die erfrischenden Bäche das brennende Tropenklima von allen Seiten mäßigen. Sollte das Innere des Landes Hochland sein, so würde die Meereserhöhung die heiße Temperatur natürlich mildern. Fände sich jedoch im entgegengesetzten Falle ein Tiefbecken vor, so würde, wie in jedem Kessel, die Sonne mit ihren senkrechten Strahlen ihr Recht behaupten. Natürlicherweise ist der südliche Theil bei weitem gemäßigter als der nördliche, und Süd-Neu-Holland ist es auch, wo das junge Europa so köstlich gedeiht. Große Dürre ist es jedoch, über welche man im Allgemeinen mehr als über Nässe klagt. Bis jetzt kennt man daher weder jene verderblichen gelben Fieber, noch jene Sumpf- und andern Fieber, die den Kolonien in andern Welttheilen so gefährlich werden, und so weit man Neu-Holland bis jetzt kennt, muß man ihm trotz der oftmaligen Dürre, heftigen Stürme, tropischen Regen und andern Zufälle mehr, wodurch uns die liebe Natur auf der ganzen Erde fühlen lassen will, daß wir nicht im Himmel sind zugestehen: daß es ein glückliches Land sei, so gut als eines unter dem Monde.

Freilich ist Neu-Holland auf eine merkwürdige Weise von den übrigen Welttheilen verschieden. Man sieht dort Vögel ohne Flügel von der Größe des Rothwilds, den Leib statt der Federn mit Haaren bedeckt. Dagegen: Säugethiere mit Vogelschnäbeln, schwarze Schwäne und weiße Adler, baumhohes Gras, und niedere Bäume, Flüsse, die vom Meere aus verkehrt nach Innen fließen, immer grüne Bäume trotz Frost und Schnee, ungeheure Strecken Landes, auf dem ein Baum, ein Boden, ein Wasser, eine Vogelart vorherrscht. Ja man will sogar

nachsagen, daß, um den Widerspruch zu vollenden, die Temperatur mit dem Anbau des Landes niedriger werde. Komisch genug klingt daher die launische Bemerkung Fields:

„In Neu-Holland ist Sommer, wenn wir in Europa Winter haben und umgekehrt; das Land, wo der Barometer vor schlechtem Wetter steigt und vor gutem fällt; wo der Nordwind heiß, der Südwind kalt ist; wo die Hütten aus Cedern gebaut und die Felder mit Mahagony eingehegt werden und Myrtenbäume zur Feuerung dienen; wo die Schwäne schwarz, die Adler weiß sind; wo das Känguruh, ein Thier zwischen Eichhörnchen und Rothwild, fünf Klauen an den Vorderpfoten und drei Krallen an den Hinterbeinen wie ein Vogel hat, und wie dieser darauf hüpft; wo der Maulwurf Eier wirft und einen Entenschnabel hat; wo es einen Vogel gibt, der statt der Zunge einen Ginster im Maule hat, einen Fisch, der halb Reiher halb Squalus ist; wo die Birnen den Stengel am breiten Ende haben und von Holz sind, und wo den Kirschen der Stein auf der Außenseite wächst.“

Wirklich zeigt die Natur dieses Landes eine brittische Laune, und wenn sich je in der Welt etwas gleich und gleich gesellt hat, so ist es hier. Man könnte diese Darstellung noch viel weiter ins Barokke führen, denn alles trägt hier eine Gestalt und zeigt Eigenschaften, die mehr einem Lande im Monde, als unserm Planeten homogen zu sein scheinen. So sieht man hier die Waldungen meistens immer grün. Die Bäume zeigen nicht jene prachtvollen Laubdächer, sondern strecken wenige Äste gegen Himmel empor. Die Rinde fällt von vielen, besonders von einigen Arten Gummibäumen jährlich ab, und mit welcher Verwunderung muß ein europäisches Auge Bäume betrachten zu der Zeit, wo sie der alten Rinde entblößt sind, und diese in Fetzen davon herabhängt; man staunt dann über die Menge des abgestorbenen Holzes, bis ein Blick nach dem grünen Wipfel uns belehrt, daß Bäume auch ohne Rinde wachsen können. Aus eben dieser Ursache werden wir bei den Naturprodukten Neu-Hollands etwas weitläufiger sein müssen, da die bloße Aufzählung derselben uns kein Bild gewähren würde, wegen der geringen Ähnlichkeit mit dem, was wir zu sehen gewohnt sind.

Bis diesen Augenblick hat man nur geringe Fortschritte in der Erforschung mineralischer Schätze gethan. Da sich auch hier die richtige Ansicht Humboldts bestätigt, daß in beiden Erdhälften, trotz dem Vorherrschen einer und der andern Gebirgsart, die Auflagerung dieselbe ist, so sind wir

wir berechtigt, auf einer so großen Länderstrecke denselben mineralischen Reichthum zu erwarten, welcher allen Ländern der Erde von größerer Ausdehnung und unebener Oberfläche eigen zu sein pflegt. In den südlichen Theilen der neuholländischen Inselgruppe scheint der Granit vorherrschend zu sein. Von den Kalk- und Sandsteinlagern der Westküste war schon die Rede. Die Trapp- und Trachytformation scheint der Ostküste nicht fremd zu sein, wo große Lager von Kieselbreccie vorhanden sind. Kalk ist in Überfluß da, eben so Lehm. Die nützliche Steinkohle findet sich, wie schon erwähnt, an der Ostküste in gewaltigen Lagern und von vorzüglicher Beschaffenheit, und sie werden nicht die einzigen auf Neu-Holland sein. Das Land jenseit der blauen Berge verheißt den Mineralogen und Geognosten die reichste Ausbeute. Man hat ganze Hügel von schönen Jaspisarten gefunden. Mancherlei Anbrüche versichern uns reiche Ausbeute an Marmor, der an Schönheit den italienischen Arten nicht nachsteht. Man hat bereits Proben von Kupfererz, so wie Blei und Silber gefunden. Eisen ist zur Genüge vorhanden. An Salz ist ehe Überfluß als Mangel, und die schönen Topase, die eben nicht selten sind, lassen erwarten, daß die Natur gegen dieses Land in keiner Hinsicht stiefmütterlich gesinnt war.

Die Knochen der Erde sind in einen Pflanzenteppich gehüllt, der, wie schon erwähnt, gänzlich von der Form abweicht, womit wir uns Landschaften geschmückt denken. Die Flora Neu-Hollands ist gänzlich von jeder andern der Erde verschieden. Die Pflanzenarten, welche die neuholländische Flora charakterisiren, sind ungefähr folgende: Mehre Arten Flachs, das Kängurubgras, Rosenholz, Banksien, Myrthenarten, Sapoteen, Dentrobien, Pignonien, Clematis, Epidendronarten und viele andere zu den Casuarinen gehörig, das Eichenholz, Bromgras, Theegras, Sterculien, Eukalyptusarten und andere Lianen u. s. w. Die meisten Bäume haben hartes Holz und verdanken ihre Namen zum Theil ihrem Ansehen, ihrer Größe oder ihren Früchten. Der Apfelbaum gleicht dem europäischen nur im Laube, einige entfernte Ähnlichkeit mit europäischen Formen haben die Wald- und Sumpfeiche. Der Nesselbaum ist durch seinen Namen charakterisirt, eben so die Eichenbäume und die Bastrindenbäume. Die Cedern gleichen den Honduras Magahony, und der Theebaum liefert den Kolonisten ein Surrogat für den echten Thee. Über 130 Akazienarten schwitzen den reinsten arabischen Gummi aus, und ihre Rinde gibt treffliche Lohe. Das Gummi hat ganz dieselben Eigenschaften, wie das arabische,

und wird mit dem besten Erfolge auch so benutzt. Ein *Eucalyptus mannifera* genannt, liefert das herrlichste Manna in Menge; er liebt kühlere Gegenden; man findet das Manna des Morgens auf dem Rasen in Flocken liegend, oder an den Ästen und Stämmen hängend, wo es dann vor Aufgang der Sonne gesammelt werden muß. Dieses kostbare Erzeugniß ist das einzige angenehme Purgativ, das wir kennen, wie auch dasjenige, welches am wenigsten nachtheilig ist. Außerdem findet man Wicken, Indigo, Spitzgras, Zichorien, Klee, die Pimpinella u. s. w. Treffliche Weiden liefern nährendes Futter für die zahlreichen Herden, indessen sind die Triften nicht so reich an mannigfaltigen Pflanzen wie anderswo. Von den Palmenarten bemerkt man die Kohlpalme, versteht sich in den nördlichern Theilen, den Pandanus, zwei Arten Muskatnuß. An den nordwestlichen Küsten die Sagopalme, deren Mark indessen von den Bewohnern nicht benutzt wird. Die Xantoreen schwitzen auch Gummi aus, womit die Eingebornen die Fugen ihrer Kähne verpichen und ihre Schafte zu Wurfspießen benutzen. Nutzbare Färbekräuter, Liliaceen und Orchideen sind häufig genug. Die Blätter der Myrthen sind gewürzreich und eine Gattung Indigo gibt guten Färbestoff; eben so findet sich eine Art der Kaffeestaude; vorzüglich eigenthümlich scheint aber Neu-Holland die Casuarinen- und Eukalyptusart zu sein. Dreierlei wird den Hölzern dieser Länder nachgesagt. Was an der Sache sei, muß die Zukunft bewähren. Die Holzarten sollen außerordentlich hart und schwer verbrennbar sein, und man will es diesem Vortheile zuschreiben, daß die Feuersbrünste in den europäischen Niderlassungen weder zahlreich noch verheerend sind. Trotz dieser Eigenschaft soll dennoch das australische Holz durch Zusammendorren mehr als jedes andere von seinem Volumen verlieren, und sich daher zum Schiffbau mit Schwierigkeit anwenden lassen. Indessen fängt man bereits an zu glauben, daß dieses nicht mehr als bei jeder andern Holzart der Fall sei und das übermäßige Eindorren zum Theil dem trocknen Klima, zum Theil aber dem Umstande zuzuschreiben sei, daß es zur unrechten Zeit gefällt wird. Endlich sind die Waldungen Neu-Hollands auch den schädlichen Insekten außerordentlich ausgesetzt. Darum werden die Waldbäume frühzeitig hohl und anbrüchig, sodann von den weißen Ameisen ganz durchbohrt und die nachfolgenden schwarzen Ameisen füllen sämtliche Bohrlöcher und Ritzen so genau mit Erde aus, daß fast keine Spalte leer bleibt. Dieses findet bis zur beträchtlichen Höhe statt. Unter die wildwachsenden Pflanzen muß auch die aus der Ver-

berei eingeführte wilde Baumwollenstaude gerechnet werden, welche sich auf eine entsetzliche Art vermehrt hat, so daß sie die Kolonisten verwünschen, obwol sie zugleich ein gutes Omen für den einstigen Baumwollenbau ist.

Sollen wir unsere Meinung über Neu-Holland frei sagen, so scheint es uns, daß diese Insel zu den Ländern gehöre, die am spätesten über die Oberfläche des Meeres hervorgehoben worden sind. Alles zeigt hier eine gewisse jugendliche Frische, aber auch Unvollkommenheit und als ob der Mensch zu früh gekommen wäre, und das Werk der Natur gestört hätte. Dasselbe zeigt auch das Thierreich in seinen seltsamen Formen. Daß die Zoophyten, besonders aber die Korallen und Madreporen, auf die Bildung der Küsten mächtig eingewirkt haben, läßt sich nicht bezweifeln und sie sind noch in ihrem Geschäfte begriffen. Versteinerungen und Inkrustationen sind nicht selten und nicht nur an den Küsten, sondern selbst im Binnenlande. Krabben und Krebse dienen zur Nahrung, eine Krabbenart findet sich, die oben mit dem schönsten Blau, unten mit einem blendenden Weiß gefärbt ist. Spinnen sind um Sydney allein 18 Arten, darunter einige von ungewöhnlicher Größe. Was den übrigen Ländern des Australozeans an Insekten abgeht, besitzt Neu-Holland im Überflusse. Über 120 Käfer, eine Menge Tagfalter mit den prächtigsten Farben, Sphinxe, Heuschrecken, Leder- und Aderflügler, unter diesen über 50 Wespenarten, 10 Ameisen u. s. w. bereichern die Entomologie, würden aber zum Theil von den Neuholländern gerne vermißt werden. Unter den Käfern erwähnen wir nur den schönen *Zetonia Orpheus*, der auf seinem smaragdfarbigen Rücken eine Leier trägt. Nutzbare Insekten findet man indessen nicht, und weder der Seidenwurm, noch die Kochenille ist unter dem Insektenheere zu finden; allenfalls die Grille wird von den Eingebornen verschlungen und ein paar Arten wilder Bienen und Wespen bereiten Honig. Dagegen findet sich aber die Weizenmotte, die Termite, die weiße Ameise; die Musquitos, die abscheulichen Schmeißfliegen u. s. w. sind nebst der Rindenfliege eine garstige Plage. Eine Art Heuschrecken von der Größe zahmer Bienen erregt mit ihren Flügeln ein klapperndes Getöse auf den Bäumen. Schnecken und Regenwürmer sind den europäischen ähnlich. Am gefürchtetsten sind für die Thiere eine Art Holzböcke, welche sich unter die Haut einbohren, sich dort vermehren und das Thier, wenn es davon nicht befreit wird, tödten. Selbst der Mensch hat sich vor ihnen in Acht zu nehmen. Eben so sind die Raupen eine verheerende Landplage. Sie

erscheinen plötzlich und zwar in einer so ungeheuren Menge, daß sie ganze Landstrecken verheeren, und die Hoffnungen des Landmannes in wenig Stunden gänzlich vernichten; zauberähnlich erscheinen sie plötzlich und unvermuthet, und ihr Erscheinen ist bis jetzt noch ein Räthsel! Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß der Meerstrand an Moluskerr aller Art reich ist, und die Austernesser hier keinen Mangel zu befürchten haben.

An Fischen ist der Ozean unendlich reich, die süßen Gewässer hingegen haben sich bis jetzt so ziemlich arm gezeigt, desto reicher an Zahl. Die süßen Gewässer strotzen vom Barsch und dem Flußkabeljau. Der australische Barsch ist ein sehr guter Fisch, der an Geschmack dem Schellfisch und mit seinen wenigen Gräten der Forelle nahe kommt. Eben so sind die Aalfischereien gesegnet; man findet von dieser Gattung Stücke, die bis 12 Pfund wiegen. Das Meer liefert dieselben Fischarten wie überall unter diesen Breiten.

Unter den Amphibien erwähnt man eine Menge Eidexenarten. Den Kaiman will man im Endeavourflusse gesehen haben. Mehre Geko haben sich gefunden, von denen Peron ein besonderes Geschlecht der Gekoiden gebildet hat. Diese Art zeichnet sich aus durch ihre dünnen verlängerten, auf den Seiten sehr zusammengedrückten Zehen, während die eigentlichen Gekos kurze, breite, gedrückte, auf der untern Fläche mit einer großen Menge kleiner hohlziegelförmigen Bläschen begleitete Zehen haben, mit welchen sie auf Bäume klettern können, was den Gekoiden nicht möglich ist. Die Gekoiden haben indessen dieselbe traurige und zurückschreckende Physiognomie, wie die Gekos. An Fröschen und Kröten hat man einige neue Arten, die *Rana pustulosa, pollicifera,* dann der *Buffo leucogaster* und *Buffo proteus* bis jetzt entdeckt. Die Proteus ist die kleinste Krötengattung, die man bis jetzt kennt. Von den Laubfröschen hat man mehre Gattungen von Hyleen entdeckt; die schönste darunter ist die blaue Hylea, der größte Laubfrosch, welcher bläulich, purpurroth, mit glänzenden Silberstreifen auf dem Rücken und dunkelberlinerblau auf dem Bauche ist. Eine eigne Art von Riesenschildkröten fand Flinders auf der Ostküste, von denen die kleinsten 250, die größten 500 Pfund wiegen. Wenige Thiere haben so viele Feinde wie diese. Nicht blos die Menschen, sondern auch die Vögel in den Lüften, und die Haifische im Meere machen Jagd auf sie, sie sind indessen so außerordentlich fruchtbar, daß ihre Zahl nicht abnimmt. Bei einem Weibchen fand man 1940 Eier. Auch an Schlangen fehlt es Neu-Holland

nicht. Von Landschlangen ist besonders die Diamantschlange in den Umgegenden von Sydney häufig und ihr Biß höchst gefährlich. Außer diesen hat man noch 8 bis 10 Arten giftiger Schlangen in der Umgegend der Kolonie aufgefunden. Auf der Insel Depuch findet sich eine grüne Boa von 5 Fuß Länge, und in der Nähe vom König Georgshafen tödtete Peron eine 6 Fuß lange, der Boa ähnliche Schlange, die mit giftigen Fangzähnen bewaffnet war. Zwei der giftigsten Arten, die braune und die schwarze Schlange, hält Cunningham für Männchen und Weibchen derselben Art, da er sie zwei Mal beisammen in einer darauf hindeutenden Lage gefunden hat. Zu den gefährlichsten gehört die taube Natter; sie ist kurz und dick, besonders in der Mitte, hat einen platten Kopf und gespaltenen Schwanz, welchen sie gleich einer Zange öffnet und schließt. Die Eingebornen behaupten, er verberge einen Stachel. Auf dem Rücken ist sie schön roth gestreift mit weißen Flecken. Den Stock, mit welchem man sie aufstört, packt sie fest wie ein Kettenhund. Eine kleine hellbraune, seltsam geformte Schlange, mit zwei kleinen Klappen an der Seite, die sich mit großer Schnelligkeit fortbewegt, wird die geflügelte benannt. Die Wasserschlangen sind ebenfalls häufig und unterscheiden sich von den Landschlangen durch den abgeplatteten Schwanz und ihren zusammengedrückten unten eckigen Körper. Sie sind theils unschädlich, theils giftig, und nach Verschiedenheit der Arten 12″ bis 12′ lang. Eine der gemeinsten ist Dampiers Meerschlange mit dem rothen Kopfe.

Zahlreich ist das Geschlecht der Vögel, man möchte fast sagen zahllos. Ganz eigene Arten zählt Neu-Holland auf. Sieben Arten Gänse, neun Arten Enten, eine Menge Diomeden, Reiher, Kibitze, Schnepfen, Wasserhühner zeigen noch immer dieselben oder doch analoge Arten mit unsern Wasservögeln. Ganz neue Arten aber zeigen die Hühner, zehn Taubenarten, darunter die schöne blaue Taube mit den goldgefleckten Flügeln, neue Fasanen- und Wachtelarten hat man entdeckt. Die Rebhühner sind kleiner als die europäischen, der Truthahn und der Trappe fehlt auch nicht. Fremdartig erscheint uns aber der schwarze Schwan mit glänzendem Gefieder, an den Schwungfedern gelblich weiß, und mit gelbem Schnabel, der oft auch hochroth ist und dessen kahle Haut sich bis hinter die Augen erstreckt, im Übrigen ist er unserm Schwane ähnlich bis auf den dünnern und längern Hals. Unter den mehr als 20 Papageienarten mitunter von sehr großer Schönheit findet man die seltsame Erscheinung des schwarzen Kakadu, dessen Schwanz mit aurorafarbenen

Federn geschmückt ist. Der schöne weiße Kakadu mit gelber Haube ist zweimal größer als der molukkische, fünf Kukuke und der aschgraue Fratzenvogel *(Scytrops Nov. Holl.)* sind hier heimisch.

Zu den Hohlschnäblern gehören auch noch zwei Nashornvögel, welche an die Nachbarschaft mit dem indischen Archipel erinnern. Unter den Raubvögeln verdient der große Bergadler Erwähnung. Er hält aufrechtstehend drei Fuß, ist bläulich grau und sein Kopf mit röthlichen Schopffedern geziert, die Oberflügel bräunlich gefleckt, der Schnabel von der Farbe des Körpers, aber die Haut an der Wurzel fleischfarben. Er ist so stark, daß er ein Känguruh von mittlerer Größe fortzuführen vermag. Außerdem gibt es unter den Arten von Raubvögeln auch noch den schönen neuholländischen Falken sehr häufig.

Besonders auf den grasreichen Inseln der Baßstraße befindet sich eine ungeheure Menge schwarzer Sturmvögel. Dieser Vogel, der die Größe einer Taube hat, bereitet sich zur Wohnung ein Loch in die Erde, worein er zwei verhältnißmäßig sehr große Eier legt und seine Jungen des Nachts mit Mollusken und ähnlichen gallertartigen Thieren füttert. Er ist sehr leicht zu fangen, da man ihn nur aus seinem Loche herauszuziehen braucht. Die heimkehrende Menge gleicht Abends einer finstern Wolke. Der kleine Pinguin ist in eben so großer Menge vorhanden. Zu den größten Merkwürdigkeiten des Thierreichs gehört aber der häufige Emu oder neuholländische Kasuar, welcher stehend die Höhe eines Mannes erreicht. Er hat einen langen Hals und lange Beine und an seinem schwerfälligen Körper weder Federn noch Flügel, sondern statt der ersten eine Art gefiederter hornartiger Haare, an der Stelle der Flügel aber zwei kurze Lappen. Niemand hat noch gehört, daß er eine Stimme von sich gegeben hätte. Da ihm das Fliegen unmöglich ist, jagt man ihn mit Hunden wie die Känguruhs. Allein die Hunde greifen ihn nicht gerne an, wollen auch sein Fleisch nicht fressen, weil ihnen dessen Geruch zuwider ist und sie sogar krank macht. Wird der Emu gejagt und sein Feind kommt ihm zu nahe, so schlägt er so gewaltig aus, daß die Hunde nicht selten getödtet werden. Die beiden Hinterviertel machen eine Traglast aus und haben bei den alten Individuen den Geschmack des Rindfleisches, von den Jungen sind sie ein Leckerbissen. Sie legen 6 bis 7 Eier zu gleicher Zeit, welche eine dunkelgrüne Farbe haben und so groß wie Straußeneier sind. Sie sind sehr gut zu verspeisen und die Schalen werden zu Trinkgeschirren benutzt. Der Emu ist einer der größten Vögel der Erde, er wird 7 Fuß hoch, sein Körper ist

gelbbraun und der dünnbefiederte Hals ist bis gegen den Kopf hin von einem schönen Blau. An den Enden seiner Flügellappen befinden sich an jedem eine scharfe Klaue, auf dem Scheitel hat er einen Kamm von in die Höhe stehenden Haaren bis gegen den Schnabel hin. Die Jungen spielen anfangs in das Weißliche und haben braune Streifen über den Rücken. Nach einigen Wochen werden sie grau. Trotz seiner Schwere, die 70 Pfund übersteigt, läuft er sehr schnell auf seinen dreizehigen Füßen. Einer nähern Erwähnung verdient auch noch die prachtvolle Menura. Sie ist etwas kleiner als der Fasan, zeichnet sich aber durch ein herrliches Gefieder aus. Die Gestalt ihres Körpers ist außerordentlich fein und zierlich, der Kopf ist mit einem dünnen Federbusche geschmückt, über alles schön ist aber der Schweif bei den Männchen. Er besteht aus vielartigen gegen 2′ langen Federn, wovon zwei sehr breit sind und nachdem sie anfangs gerade in die Höhe getreten sind, kreuzen sie sich in der Nähe des Körpers und bilden sich auswärts schweifend eine Apolloleier. Ihre innere Farbe schillert bald mehr oder weniger ins Orangefarbene, der übrige Theil verliert sich in Silberweiß und die umgebogenen Enden zeigen sich schwarz. Das Weibchen ist wie alle Weibchen in der ganzen Natur, minder schön. Er bewohnt die blauen Berge und das Binnenland.

Unzählig ist das Geschlecht der gefiederten Durchsegler der Lüfte auf Neu-Holland und man darf wol sagen, daß diese Gattung Geschöpfe am schönsten und reichsten ausgestattet ist. Dabei zeichnen sich die Vögel Neu-Hollands durch besondere Zahmheit aus. Bei der Ankunft Cooks in der Botanibai waren die lieblichen Sänger der Wälder so naiv, daß sie sich auf die Flintenläufe der Europäer setzten, und der stille Friede, in dem sie vielleicht seit Jahrtausenden lebten, hat sich so tief in ihre Seelchen geprägt, daß sie trotz dem Herumdonnern der tödtlichen Röhren, das nun seit einigen Jahrzehenden ihr Luftreich erschüttert, sich noch immer nicht an die Furcht gewöhnen können. Doch wird sich dieses vermuthlich nach und nach geben.

Bevor wir zu den eigentlichen Säugthieren übergehen, müssen wir eines der seltsamsten Thiere erwähnen, die wir in der ganzen Natur kennen Es ist der paradoxe Ornithorynchus oder das Schnabelthier. Ein Vogel ohne Federn und ohne Flügel; ein Säugethier ohne Zitzen, mit einem Worte, ein Thier, daß nun einmal durchaus nicht in unsere Naturgeschichte paßt und durchaus einer ganz andern Ordnung der Dinge anzugehören scheint. Es ist 17″ lang, hat Schnabel und

Zehen wie eine Ente, Füße wie ein Säugethier, einen breiten Schwanz, ein glänzendes Haar, auf dem Rücken schwarzbraun, auf dem Bauche gelblich grau, auf dem Kopfe ragen unverhältnißmäßig kleine Augen und Ohren hervor. Es lebt wahrscheinlich von kleiner Fischbrut und Insekten, und wohnt in den Teichen und Flüssen Neu-Hollands ziemlich häufig. Es taucht auf aus dem Wasser um zu athmen und wieder unter, um Beute zu suchen. Zitzen hat man an ihm noch überall nicht entdecken können, aber entschieden ist es durch neuere Beobachtungen geworden, daß es Eier legt. Am Hinterfuße hat es einen hohlen Giftsporn, womit es verwundet und vergiftet, so daß selbst Menschen starke Entzündungen bekommen. Es ist erst vor 20 Jahren entdeckt worden. Von diesem Mondkalbe gehen wir nun zu den Säugethieren über.

Das Meer liefert den Wallfisch und alle zu diesem Geschlechte gehörigen Cetaceen, besonders ist der Fang derselben an der Westküste ergiebig. Von den Phoken findet man die Küsten und die umliegenden Inseln bedeckt. Es sind die gewöhnlichen Species, eine darunter verdient jedoch ausgezeichnet zu werden, welche ebenfalls mit zu den Seltsamkeiten Neu-Hollands gehört. Es ist der Seeelephant und gehört unter die größten Seequadrupeden (*Phoca proboscidea).* Er ist 20 bis 30′ lang, der Leib ungeschlacht, walzenförmig, hält 15 bis 18′ im Umfange, die Farbe ist grau bis braunschwarz; er hat keine Ohrläppchen, aber zwei untere lange starkgebogene Lappen, einen Bart von harten rauhen, sehr langen und schraubenartig gewundenen Haaren und eben solche Braunen über den Augen, die äußerst groß und hervorstehend sind. Die Vorderfüße sind Lappen mit fünf kleinen schwärzlichen Nägeln, der Schwanz ist sehr kurz und zwischen zwei abgeplatteten gegen den hintern Theil breiten Lappen, die Füße vorstellend, versteckt, die Nasenlöcher verlängern sich in einen Rüssel. Ruht das Thier, so geben ihm diese gesenkten herabhängenden Nasenlöcher eine unförmige Gesichtsbreite; schnaubt es aber stark oder rüstet es sich zum Angriffe oder zur Vertheidigung, so verlängern sie sich und erscheinen als ein Fuß langer Rüssel. Seltsam ist aber diese Organisation blos dem Männchen eigen, wofür die Oberlippe der Weibchen nur leicht ausgeschweift ist. Dieses Organ ist jedoch so empfindlich, daß ein einziger Schlag auf dasselbe hinreicht, dieses gewaltige Thier zu tödten. Dieses Thier findet sich häufig an sandigen Ufern, auf denen es ausgestreckt auf dem Sande oder auch schwimmend auf dem Rücken auf der Oberfläche des Meeres schläft. Es

geht dem süßen Wasser nach. Die Bewegung dieser Fettmasse besteht auf dem Lande in einem schwerfälligen und langsamen Fortrutschen auf den beiden verkümmerten Vordertatzen und alle 15 bis 20 Schritte muß es vor Ermattung ausruhen. Das Geschrei des Weibchens und des Jungen gleicht dem Gebrüll eines Stiers, das der mannbaren Männchen einem furchtbaren Rasseln. Es ist ein äußerst sanftes Thier, dessen äußere Sinne äußerst grob sind.

Der Seeelephant bewohnt ausschließlich die Südhälfte des Australozeans und hält sich besonders um und auf den unbewohnten Eilanden der Baßstraße in Herden auf. Weder zu große Hitze, noch zu große Kälte kann er ertragen, deswegen rückt er nach Beschaffenheit der Jahrszeit von oder zu dem Äquator. Im Juni findet man große Haufen dieser Seeelephanten an den Küsten der Insel King und den benachbarten Eilanden, wo sie ihre Jungen werfen und säugen. Das Weibchen wirft ein Junges von 4 bis 5 Fuß Länge und 70 Pfund Gewicht. Im dritten Jahre ist das männliche Junge ausgewachsen und zieht auf Abenteuer aus. Diese bestehen darin, sich Weibchen zu erkämpfen, von denen der Sieger immer eine Herde um sich hat. Ist dieses Geschäft vollbracht, so kehrt das ganze Völkchen wieder nach der Baßstraße zurück, wo ihrer seit einigen Jahrzehenden die seefahrenden Jäger harren. Eine unglaubliche Menge findet hier jährlich den Tod. Ihre dicke starke Haut und ihr Fett, von dem ein Stück 15 bis 20 Centner liefern soll, werden stark gesucht; die Zunge wird eingesalzen und schmeckt wie Ochsenzunge, das Fleisch ist schlecht. Bei der feinen Politik der europäischen Schiffer, die das goldnes Ei legende Huhn immer gern absticht, ist zu fürchten, daß dieses ganze Geschlecht bald von der Erde verschwinden wird.

Eben so parador ist der stachliche Ameisenbär, indem der gemeine Ameisenbär mit dem Stachelschweine gemischt ist. Das Thier wird indessen so fett, daß man es gerne ißt und seines aromatischen Geschmacks wegen schätzt.

Der Dingo oder neuholländische Hund ist an Gestalt dem Fuchse ähnlich, von röthlichbrauner und schwarzer Farbe. Er ist ein gefährliches Raubthier, hat sich indessen an den Küsten zähmen lassen und wird als Jagdhund, besonders bei der Emujagd benutzt. Auf Vandiemensinsel und Grantland hat man auch eine Katzenart entdeckt, die von der Schnauze bis zum Schwanzende 6½′ lang sein soll. Sie soll äußerst wild sein und fürchterliche Verheerungen unter den Schafen anrichten, ist aber noch nicht gehörig beschrieben. Ein Mittel zwischen Tiger, Fuchs

und Wolf sind die Schweifthiere (*Dasyurus*). Sie haben lang gestreckte Körper, einen Hundekopf, kurze spitze Ohren, rothbraunes Fell mit länglichrunden weißen Flecken, der Schwanz ist lang, weiß und gefleckt mit kurzen Haaren und endigt in einen schönen langhaarigen eirunden Büschel. Es gibt Dasyurusarten von der Größe einer Maus, bis zu der eines mittelmäßigen Wolfs. Die größern Arten sind gefährliche Raubthiere; ob es auch die kleinern sind, weiß man noch nicht. Auch diese abweichende Bildung ist Neu-Holland eigen. Der Coola oder australische Bär ist ein echter Migniaturbär, der sich übrigens von Laubblättern nährt, sehr fett wird und einen guten Braten gibt. Der Wombat oder australische Igel wird so groß wie eine Dogge, liefert auch einen guten Braten.

Opossums oder Beutelthiere mit Zitzenbeuteln versehen gibt es sehr viele Gattungen. Sie zeigen schon jene seltsame Bildung der Springhasen. Der fliegende Fuchs oder Hund ist ziemlich groß und sieht wirklich so abenteuerlich aus, daß es gar nicht zu wundern ist, wenn die ehrlichen Matrosen von Cooks Schiffe, als ein solches Unthier vor ihnen von einem Baum auf die Erde herabsetzte, mit Entsetzen in ihre Boote flohen, und ein alter Matrose, der diesen Kobold für den leibhaften Teufel ansah, athemlos zum Schiffe schwamm, und vor Schreck unfähig war, eine andere Beschreibung von dem Unthiere zu geben, als: „die Höllenbrut sehe leibhaftig einem Gallonenfaß gleich.“ Man will auch eine Hyäne entdeckt haben, sie ist aber noch nicht beschrieben.

Das größte bis jetzt entdeckte Säugthier ist das Känguruh. Es sind mehre Arten, alle eßbar und den Schwanz ausgenommen ohne Fett. Man bereitet aus ihnen die besten Wildbretgerichte. Die verschiedenen Arten sind das Waldkänguruh, von grauer Farbe und mit langem Haare, das sich in den Wäldern aufhält; das Wallaroo von schwärzlicher Farbe mit grobem zottigem Haar lebt auf Bergen; das rothe Känguruh, mit sanftem, kurzem und dichtem Haar von röthlicher Farbe lebt in den schwachbewaldeten Gegenden; sein Pelzwerk gleicht dem der Seeotter. Alle bisher genannten erreichen ausgewachsen ein Gewicht von zweihundert Pfund und mehr. Im Dickicht und in unebner Gegend hält sich der Wallabie und Paddymalla auf, die ein Gewicht von 60 Pfunden erlangen. Das Felsenkänguruh ist sehr klein und lebt in den felsigen Berggegenden; die Känguruhratte, passender Kaninchen hat die Größe der kleinsten Gattung der letzten, wohnt in hohlen Bäumen und hüpft wie die Känguruhs mit sehr großer Geschwindigkeit; die Jagd darauf macht viel Vergnügen.

Die Kängurubs bedienen sich selten und nur dann ihrer Vorderfüße, wenn sie grasen. Nagend bewegen sie sich auf allen Vieren unter Beihülfe des Schwanzes weiter, richten sich von Zeit zu Zeit auf, um irgend eine mit den Vorderpfoten (diese haben fünf; die Hinterpfoten nur drei Zehen) abgerupfte Lieblingsnahrung in Gemächlichkeit zu verzehren, indem sie dieselbe aus einer Pfote in die andere nehmen, wie Kinder, die sich über einen schönen Apfel recht herzlich freuen. Werden sie gejagt, so hüpfen sie auf den Hinterbeinen mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit von dannen, und der auf- und niederschlagende Schwanz hilft ihnen das Gleichgewicht erhalten. Sie springen dann über Bäche, Abhänge, die 30 Yards tief sind, und über gewöhnliches Buschwerk mit einem Satze, und die Hunde können ihnen an solchen Stellen nichts anhaben, auf der Ebene aber werden sie leicht ermattet. Gewöhnlich packen die Hunde sie an den Lenden, werfen sie um und erwürgen sie dann durch einen Biß in die Gurgel. Einzelne Hunde wagen sich aber nicht leicht an ein großes Känguruh, und die stärksten hüpfen zuweilen mit drei oder vier an ihnen hängenden Feinden davon, ja es wurde sogar erzählt, daß ein Mann von einem solchen Thiere eine ziemliche Strecke weit mit fortgeschleppt worden sei. Kommt leinem großen Känguruh ein Hund zu nah, so richtet es sich häufig auf seinen Hinterpfoten und Schwanz in die Höhe und dreht sich rund herum, dem Hunde stets entgegen, den es mit den vorderen Pfoten abwehrt oder ergreift, und wie ein Bär umarmt, indem es ihn mit den scharfen Klauen seiner kräftigen Hinterfüße aufschlitzt. Nicht selten verwunden und tödten sie Hunde mit dieser gefährlichen Waffe, welche selbst der Jäger scheut.

Das Känguruh hat nur ein Junges auf ein Mal, welches in der Bauchtasche an den Zitzen der Mutter so lange lebt, bis es von der Größe eines Daumens zu der eines Pudels gelangt, mit einem feinen Pelze bekleidet und stark genug ist, um hinter der Mutter herzuhüpfen, sich selbst zu nähren und bei Gefahren oder wenn es ihm zu kalt ist, die warme Bauchtasche wieder zu suchen. Das Junge ist mit dem Maule auf eine ähnliche Art an die Zitze der Mutter gefesselt, wie die *placenta* an die Gebärmutter bei andern Thieren, indem das Maul um die Brustwarze herum zusammengezogen ist. Dem Fötus wird auf diesem Wege Nahrung zugeführt und nur durch ansehnlichen Kraftaufwand kann das Junge von der Zitze getrennt werden. Ist es alt genug geworden, um selbst saugen zu können, so fällt es ab und kann nun als geboren betrachtet werden, bleibt jedoch im-

mer in der Bauchtasche und saugt nun Milch aus derselben Zitze, die ihm früher einen ganz andern Nahrungsstoff zuführte. Auf welchem Wege das Junge aus dem Eierstock in die Bauchtasche kommt, ist meines Wissens noch nicht erforscht, da keine Verbindung zwischen beiden bis jetzt gefunden wurde; die Eingebornen erzählen, daß es auf gewöhnlichem Wege geboren, und von der Mutter dahin versetzt werde. Lustig ist es mit anzusehen, wenn die Alten grasen, und die Jungen aus ihrem Aufenthalte die Köpfe heraussteckén, um die zarten Spitzen der Gräser abzunagen, über welche jene hinweggehen. Wenn sie von Jägern hart gedrängt werden, bleiben sie zuweilen plötzlich sitzen, fassen mit der Vorderpfote in die Tasche und werfen das Junge heraus, um leichter fliehen zu können. Dies geschieht indessen nur im höchsten Nothfalle; und rührend ist es, die zärtlichen Blicke zu sehen, welche sie nach dem hülflosen Opfer von Zeit zu Zeit zurücksenden. — Dieser seltsame Weg der Zeugung hat die Folge, daß man vom ersten Augenblicke des Erscheinens bis zur Geburt den Fötus anfassen, am Schwanze hin und her ziehen und rütteln kann, ohne ihm oder der Mutter das geringste Leid zuzufügen. Die beste Zeit zur Jagd dieser Thiere ist des Morgens, wenn der Thau noch auf dem Grase liegt und sie sich ihre Nahrung suchen.

Besitzt man keinen Jagdhund unter seiner Kuppel, welcher das Wild anzeigt, so muß man alles darauf setzen, die Hunde stets im Gesicht zu behalten, oder einen kleinen kurzbeinigen Spürhund mitnehmen, um ihn als Führer zu den übrigen zu benutzen, weil die einheimischen Hunde fast niemals, weder bei der Jagd noch im Tode einen Laut von sich geben. Wenn ein Fluß oder Teich in der Nähe ist, kann man sicher sein, daß die Känguruhs ihre Flucht dahin nehmen. Die große Länge ihrer Hinterbeine und Schwänze macht es ihnen leicht, mitten im Wasser auf festem Boden zu stehen, während die angreifenden Hunde schwimmen müssen, und der Kampf eines großen Känguruh mit einer Kuppel Hund gibt ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Ganz ernsthaft steht das Känguruh in der Mitte seiner um ihn herumschwimmenden Feinde, indem es fortwährend aufmerksam um sich blickt, und seine Vorderpfoten bereit hält, jeden, der ihm zu nahe kommt, damit zu packen und unterzutauchen. Seine Aufmerksamkeit wird dadurch nicht im geringsten gestört und das Sprudeln und Strampeln seines Gefangenen ist ihm ganz gleichgültig, hat auch gewöhnlich bald ein Ende, wenn ihm nicht ein muthiger Kamerad zu Hülfe kommt und das Känguruh nöthigt, jenen fahren zu lassen. Der Befreite eilt dann

so schnell als möglich nach dem Ufer, schüttelt sich die Ohren und ist durch kein Halloh zu bewegen, einen zweiten Angriff zu wagen.

Außer diesen aufgezählten Thierarten haben Ratten und Mäuse wahrscheinlich von hier aus sich über die ganze Erde verbreitet, denn die Menge der Arten sind unzählig. Wird man einmal mit dem Innern bekannt sein, so ist wol kein Zweifel, daß sich die Naturgeschichte große Bereicherungen zu versprechen hat. Alle hier aufgezählten Naturprodukte gehören dem Küstensaume an, und auch dieser ist noch nicht erschöpft. Der Reichthum des Innern wartet auf glückliche Forscher.

Der Mensch.

Was wir oben von den eingebornen Menschenarten Australiens gesagt haben, war im Allgemeinen; es liegt uns jetzt ob, von den Eingebornen Neu-Hollands insbesondere zu reden, und so sehr das Wort Wilde in weiter Ausdehnung ziemlich auf alle mit den gebildeten Europäern nicht auf gleicher Stufe der Civilisation stehende Völker paßt, so ist doch zwischen diesen wieder eine so große Verschiedenheit, daß jedes Land, wir möchten sagen, beinahe jede Insel ein besonderes Gemälde liefert. Von dem Feuerländer bis zum Wilden auf Otahiti ist eine Kulturleiter denkbar, deren zahlreiche Stufen nicht leicht zu berechnen sind. Unläugbar ist es, daß die Beschaffenheit des Bodens, die Gaben der Natur auf demselben, besonders aber die Pflanzendecke entscheidenden Einfluß auf die Zahl und Lebensweise der Bewohner ausübt.

Schwerlich gibt es ein Land, besonders unter dem schönen Himmel der Tropen, auf welches die Hand der Natur sparsamer und stiefmütterlicher ihre Gaben ausgestreut hätte, als Neu-Holland. Man darf sich der Vorstellung überlassen, als ob Neu-Holland als das jüngste Land zur Malzeit der Natur zu spät gekommen wäre, und erst dann das Mußtheil empfangen habe, als nichts mehr denn kümmerliche Brosamen übrig waren. Die segenvolle, fruchtreiche Kokospalme, der Brotbaum, die Banane, die mehlreiche Aronwurzel nebst andern fleischigen Wurzelknollen, welche die Inseln der Südsee zu eben so viel Paradiesgärten umschaffen, fehlen der neuholländischen Inselgruppe gänzlich. Einige Farrenkräuter, Gummi schwitzende Akazien und Eukalyptus nebst der Sagopalme in den nördlichsten Gegenden, die man aber nicht zu benutzen versteht, sind der karge Brosame, der dem Neuholländer zugeworfen ist. Kein Wunder, wenn ihm der Gedanke an Ackerbau fremd blieb. Den Forstbewohner in Afrika's und Amerika's Urwäldern ruft das

Geheul der Vierfüßer und das Gezisch der kolossalen Boa zur muntern Jagd. Die Natur lehrt ihn Jäger werden. Auf den Steppen Hochasiens, auf dem Hochplateau Hochafrika's sind es die Rinderherden, welche welterobernde Hirtenvölker bilden. Dem Neuholländer ist jeder Zugang zur Civilisation durch Ackerbau, Viehzucht oder Jagd abgeschnitten. Nur der Strandbewohner hat Gelegenheit zum Fischfang, eine Beschäftigung, welche, so weit die Geschichte zurückreicht, weder der Civilisation noch Bevölkerung günstig war. Dem neuholländischen Jäger bieten seine niedern Forste kein einziges großes Säugethier, an dem er seinen Scharfsinn oder seine Kraft üben könnte, dar. Kümmerlich und sparsam ist die Thierwelt ausgestattet, und der Hirte findet vollends auch nicht ein einziges Weidethier. Dieses mußte vorausgeschickt werden, um uns auf den richtigen Standpunkt zu stellen, von welchem aus wir die Menschen Neu-Hollands beurtheilen müssen. Wo die Natur für ein Land so wenig gethan hat, können sich die Menschen nur sparsam vermehren. Wirklich gibt es auch außer den arktischen Gegenden kein Land, das schwächer bevölkert wäre, als der neuholländische Archipel. Man kann nicht mehr auf die Quadratmeile annehmen, als höchstens zwei Individuen.

Die Eingebornen Neu-Hollands sind von afrikanischer Bildung, den Kaffern nicht unähnlich; indessen auf einer weit niedrigern Kulturstufe. Zudem hatten die armen Völker Neu-Hollands noch das Unglück, von Europäern entdeckt zu werden. Diese, kraft ihrer Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder, betrachten jedes aufgefundene Land, sei es auch noch so bevölkert, als ihr Eigenthum. Die Eingebornen schiebt man zurück und überläßt sie wie Unkraut dem Aussterben, oder rottet sie aus, falls sie sich widersetzen. So ein Etwas, das man Gewissen nennt, ein wenig Scham regt sich denn doch, und selbst der Wolf, der das Lamm zerriß, suchte einen Vorwand, um seine Beute mit beschwichtigtem Gewissen zu verschlingen. Daher kommen denn die ekelhaften Schilderungen, welche Barbaren von Barbaren machen. So haben uns z. B. Collins die Neuholländer als Menschen geschildert, welche einen Hundskopf, wolliges Haar und Paviansbeine haben, abscheulich, häßlich seien, dabei in thierische Roheit versunken, ohne Ahnung von Religion, Menschenwerth, Eigenthum u. s. w., die sich nur an den ekelhaftesten Nahrungsmitteln ergetzen und mit mehr als viehischer Roheit jeden Abfall verschlingen, kurz eine Brut, für deren Vertilgung man allenfalls noch Dank schuldig wäre. Die Berichte

der Kolonisten sind um nichts vortheilhafter, ja was kaum nach dem Gesagten möglich erscheint, sollen sie noch durch die Bekanntschaft mit Europäern bei weitem verschlechtert worden sein, indem Trunkenheit und Tabak sie noch viehischer gemacht hätte. So steht es um die Völkerkunde, wenn man denen glauben will, deren Berichte den Zweck haben müssen, ihre Regierungen zu täuschen, damit diese in ihren fremden Besitzungen den Kolonisten nicht das edle Handwerk des Völkervertilgens legen möchten. Indessen erheben sich auch andere Stimmen, und unter den Hunderten, welche die Bilder ihrer eigenen Seele in die Welt hineinschleudern, findet sich hie und da ein wahrhafter Menschenforscher, der mit unbestochenem Blicke und Herzen auch im Neuholländer sein eigenes Urbild nicht verkennt, sondern vielmehr Freude daran findet, diejenigen Züge zu sammeln, welche uns auf das klarste darthun, daß der Neuholländer auch Mensch sei wie andere Menschen, und dieses in einem bei weitem höhern Grade, als der größte Theil des Abschaums der brittischen Hauptstadt, den man den neuholländischen Naturkindern zugeschickt hat, um sie zu civilisiren. Sollten die Schilderungen eines Dawson, Field, Wentworth, Pamphlet und anderer ehrlichen Männer mitunter auch etwas ins Schöne gemalt sein, so bilden sie doch ein kraftvolles Gegengewicht gegen die Entehrer der menschlichen Natur. Wir glauben daher der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn wir folgende Züge als ein treues Bild des Neuholländers aufstellen. Und dieses um so gewisser, als folgendes, durch Sturt, der tiefer in Neuholland eindrang, als irgend einer seiner Vorgänger, bestätigt wird. Er fand ein biederes Bergvolk, das der Menschheit keine Schande macht.

Der Neuholländer ist alles, was der Mensch unter den Umständen, unter denen er lebt, überall auf Erden ist und werden kann. Im ewigen Kampfe mit Blöße und Hunger ist er beständig damit beschäftigt, jene zu decken, diesen zu stillen. Bei der Kargheit des Landes kann er nie dazu gelangen, sich Vorräthe zu sammeln und jeder Tag weckt ihn daher zur neuen Sorge für seinen Unterhalt. Halbe Noth entwickelt die Geisteskraft des Menschen, Überfluß verweichlicht ihn, ganze Noth drückt ihn nieder. Er wird stumpf, die Thierheit gewinnt die Oberhand und der Geist engt sich in verknöcherte Formen immer mehr ein. Würde man mit einiger Aufmerksamkeit selbst unsere Umgebung betrachten, so würden wir in den geistlosen stumpfen Formen unserer Schmecker, den zusammengedrückten verkümmerten Phy-

siognomien der hungerleidenden Armen und den edlen geistvollen Entwicklungen thätiger und gebildeter Menschen die Belege dazu finden. Die Europäer fanden daher die Neuholländer stumpf, ohne Neugierde, ohne Entwicklung, verkümmerte Gestalten, wie sie die Noth bildet; dabei alle jene Eigenschaften, welche rohen Menschen eigen sind: Wildheit, Rach- und Mordlust, Gierde, Raub- und Freßsucht u. s. w. Von Schamhaftigkeit ist selbst bis jetzt noch keine Spur entdeckt, und nicht einmal die Feigenblätter des Paradieses sind unter den wilden Horden Neu-Hollands noch bekannt. Wiewol ich ihnen dieses nicht gerade so hoch anrechnen möchte, wie manche thun, weil ich Unbefangenheit gerne mit Unschuld für identisch halte. Ihre Lebensweise ist einfach; sie essen, wenn sie etwas haben; suchen, wenn sie hungrig sind; schlafen, wenn sie müde sind; machen ihren Streit durch ritterliche Kämpfe aus, wenn sie beleidigt sind; heirathen wenn sie Bedürfniß dazu treibt; erziehen ihre Kinder, lieben ihre Enkel und sterben, wenn sie ausgelebt haben; wo sie dann in ein anderes Land gehen und sich verwandeln. Sie sind also Naturmenschen, die sich der Führung ihrer großen Mutter gänzlich überlassen, ohne daß es ihnen beikomme, ihr jemals zu widerstreben. Sie leben wie sie können, und leiden was sie müssen. Wahrscheinlich ist es eine einzige Familie, welche über ganz Neu-Holland verbreitet ist. Ihr Gesicht ist gewöhnlich gutmüthig und dies in einem solchen Grade, daß selbst nach unsern Begriffen es keine ganz häßliche Individuen unter ihnen gibt. Ihre Farbe ist dunkelbraun, beinahe schwarz, sie haben platte Nasen mit großen Löchern, welche Abnormität wahrscheinlich von der Gewohnheit herrührt, die Nasenknorpel zu durchbohren und Beine oder andere Zierrathen darin zu tragen. Ihre Augen liegen tief, und da die Freßwerkzeuge erst bei zunehmender Herrschaft des Geistes zurücktreten, so sieht man hier hervorgeschobene Unterkiefer, einen weit gespaltenen Mund und dicke Lippen. Ihr Haar ist dunkelbraun oder schwarz wie ihre Haut, es fühlt sich rauh an, hängt bei einigen straff herab, oder ist bei andern strickartig zusammengedreht, wo es dann wie ein Besen um den Kopf herumsteht, was neuholländisch schön ist. Die Männer haben stark verfilzte Bärte, ihr Schedel ist dick und schwer, sie sind im Allgemeinen von kleiner Statur, zartem Knochenbau, und kleinen Extremitäten, was man doch sonst an unsern Damen so sehr bewundert, mithin auch in Neu-Holland nicht häßlich sein kann. Es gibt jedoch auch viele große, starke, breitschultrige, herkulesartige Antinous unter ihnen, und am Ende kommt

es heraus, daß es gerade so ist, wie bei uns. Im Alter werden sie äußerst runzlich und bei ihrer Magerkeit hängt ihnen die Haut dann in starken Runzeln herab. Der Zierrath durch die Nase gibt ihnen ein beinahe so häßliches Ansehen, wie die neumodischen Ohrgehänge unsern Damen. Die Weiber verzieren sich das Haar mit angeschnürten Kängurubzähnen und beide Geschlechter bemalen sich, wenn sie ihre Verwandten betrauern, Stirn und Backen mit Streifen von weißem Thon. Wie alle Wilden haben sie wenig Krüppel unter sich, und da die Weiber so roh sind, daß sie nicht einmal Schnürleibe tragen, so sieht man weder Lahme noch Buckliche unter ihnen. Ihre Sinne weder durch *Eau de Cologne* noch Moschus überreizt, noch durch Brillen geschwächt, sind ausnehmend scharf. Es ist unglaublich, wie fein ihr Gesicht, Gehör und Geruch ist. Töne, die unserm Ohre gänzlich entschlüpfen, werden von ihnen vernommen, und sie verfolgen die Spuren von Menschen und Thieren, wo das schärfste Auge des Europäers nichts als Gras und Laub bemerkt. Sie sind daher die besten Sbirren der Kolonien, indem man sich ihrer bedient, entlaufene Verbrecher und Buschklepper einzufangen. Selten entgeht ihnen Jemand, den sie verfolgen; Tage lang folgen sie ihm durch die dichtesten Wälder und verwickeltsten Schlupfgänge, und nach dem schwachen Eindruck des flüchtigen Fußes auf Gras oder abgefallenes Laub wissen sie mit unglaublichem Scharfsinne zu bestimmen, ob es die Spur eines Weißen oder Eingebornen, eines Freundes oder Feindes ist.

Wie von den Madegassen, mit denen sie unstreitig eines Stammes sind, wird von den Neuholländern durchgängig eine schnelle Fassungskraft und eine bewunderungswürdige Nachahmungsfähigkeit gerühmt. Bemerkenswerth und von der schärfsten Beobachtungsgabe zeugend ist, daß sie mit wahrhaft frappanter Fertigkeit das Benehmen anderer mit solcher Genauigkeit nachzuahmen vermögen, daß sie die geschicktesten Mimiker weit hinter sich zurücklassen. Dieses geht so weit, daß man ihnen nur den Namen irgend eines Weißen, der in ihrer Nähe wohnt, zu nennen braucht, um sogleich ihn so dargestellt zu sehen, daß man auf den ersten Blick erkennen kann, wem es gilt. Demungeachtet soll ihnen Urtheil, Nachdenken und Sorge für die Zukunft kein graues Haar erzeugen. Eben so sind ihre mechanischen Talente gänzlich unentwickelt. Ihre Waffen und Jagdgeräthe sind höchst kunstlos und einfach, ihre Kanoes bestehen aus einem Stück Baumrinde, einer Burgattung, das an beiden Enden zusammengebunden ist, und mit welchen sie sich nicht leicht

weit vom Ufer wagen. Ihre bürgerliche Verfassung betreffend, so leben sie nur familienweise oder höchstens in kleinen Stämmen zusammen. Ihre religiösen Begriffe beschränken sich auf einfache Begriffe einer Gottheit, eines zukünftigen Lebens und Gespensterglaubens. Eine Art von Gottesdienst hat man unter ihnen noch nicht entdeckt. Sie haben Häuptlinge, deren Stelle bei einigen Stämmen erblich ist, bei andern dem Tapfersten übertragen wird. Die Bande des Gehorsams sind indessen sehr locker und die mit dieser Würde verbundenen Vortheile bestehen darin, bei der Vertheilung des Jagd- oder Fischereiertrags der ersten Portion theilhaftig zu werden.

Ungeachtet ihrer wandernden Lebensweise behauptet doch jede Horde ein gewisses Land als Eigenthum, ja sogar einzelne Personen behaupten, daß ihnen gewisse Distrikte eigenthümlich zustehen. Bei aller Beweglichkeit der Horden wandern diese doch niemals weit und greifen nie in das Jagdgebiet des Nachbarstammes ein. Sie behaupten sogar, daß sie auch jetzt noch das Recht hätten über ihre Ländereien zu disponiren, was die Europäer mit Recht in Verwunderung setzt, und natürlich Zwölfpfündern gegenüber eine seltsame Anmaßung ist. Die Stämme scheinen sich durch manche Abzeichen zu unterscheiden. So wird denen, die um Sidney herum wohnen zur Zeit der Mannbarkeit ein Vorderzahn ausgezogen, andere haben tiefe Narben in den Schultern, noch andern fehlt an der linken Hand das Gelenk eines Fingers u. s. w.

Sie sind geschickte Jäger, erlegen auf 90 bis 110 Fuß Entfernung mit ihren Wurfspießen ein in voller Flucht begriffenes Thier. Ihre Nahrungsmittel verzehren sie entweder roh oder rösten das Fleisch beim Feuer; das Kochen verstehen sie nicht. Sie verstehen ihre Wunden zu heilen, Schlangenbisse unschädlich zu machen und sich überhaupt gegen Schmerz und Schaden zu wahren und zu wehren. Beinbrüche heilen sie gut ohne nachfolgende Verunstaltung. Sie führen Krieg unter einander oder mit andern Stämmen, und diese entstehen meistens um der Weiber willen. Ihre Frauen behandeln sie gegen die Sitte der Wilden gut, sie verloben ihre Töchter schon frühzeitig und die Ehe wird nach dem 12. Jahre der Braut vollzogen. Hat einer, der heirathen will, keine Verlobte, so ergreift er das erste beste mannbare Mädchen und zwingt sie ihm zu folgen, allenfalls durch eine tüchtige Tracht Schläge als Brautschatz. Die Eltern des Mädchens widersetzen sich nie, ist aber das Mädchen an einen andern schon verlobt, so sucht sie der Bräutigam dem Entführer wieder zu ent-

reißen und die Sache wird durch einen Zweikampf ausgemacht, der so ziemlich nach unserm Ritterthume schmeckt.

Ein solcher Zweikampf oder auch andere Beleidigungen werden mit vielen Förmlichkeiten abgemacht. Der Kläger schickt dem Beklagten eine Ausforderung, Zeit und Ort werden bestimmt, und der Herausgeforderte hat das Recht die Waffen zu wählen. Indessen gibt auch der andere Theil beiläufig an, welche Waffe er wünscht, entweder den Schlacht- oder Jagdspeer. Zum Zweikampf werden von beiden Theilen die nächsten Freunde mitgebracht. Die Kämpfer bemalen sich Gesicht und andere Theile mit Streifen von rothem Ocker, auch mehre, die ihnen Beistand zu leisten gesonnen sind, thun dasselbe, und solche dürfen den Zweikampf nicht ausschlagen. Es wird nun ein Platz bereitet und mit Pallisaden umgeben, der ungefähr einen Kreis von 24′ Durchmesser bildet und 2′ tief ausgegraben ist. Die beiden Kämpfer treten in den Kreis, nehmen nach einem kurzen mit heftigen Geberden begleiteten Gespräche die Speere, deren fünf bis sechs auf dem Boden liegen, auf und schleudern sie gegen einander. Wer seinen Gegner zuerst trifft, ist Sieger, und die Zuschauer begrüßen ihn von beiden Seiten mit Jubel. Meistens findet dann eine Versöhnnng statt, die durch Geschrei, Tanz, Lustkämpfe u. dgl. gefeiert wird. Um die Versöhnung vollkommen zu machen, vereinigt man sich allenfalls noch zu einer bis acht Tage dauernden Jagdpartie.

In der Regel haben sie nur eine Frau, ohne durch ein Gesetz daran gebunden zu sein; viele haben daher auch zwei Weiber. Die Weiber beschäftigen sich das Hauptnahrungsmittel der Wilden, Dingowa oder Farrenwurzel zu suchen, aus Binsen niedliche Körbe zu flechten und ihre Kinder zu pflegen. Die Schmerzen des Gebärens kennen sie beinahe nicht, denn die Geburten gehen so leicht von statten, daß sie Tags darauf an ihre gewöhnlichen Geschäfte gehen; sie wickeln das Kind in die weiche Rinde des Theebaums, die sich vortrefflich dazu eignet. Indeß dauert dies nur einige Tage, denn bald sind die Kinder kräftig genug, um auf den Armen getragen zu werden, und nach einigen Wochen reiten sie schon auf den Schultern der Mutter, indem sie sich an den Haaren festhalten. Die Kinder lernen ihre Glieder bald gebrauchen und bevor ein Jahr um ist, verstehen sie schon sich der leckern Würmer der Akazienrinde zu bedienen. Die Männer sorgen für die auswärtigen Geschäfte. Sie flechten Netze zum Fisch- und Wildfang aus Bast. Man sieht sie nie ohne ihre Waffen, die aus Speeren, dem Waddie oder der Keule und

einer Art hölzernem Schwerte, das sehr gekrümmt ist, bestehen. Bei ihren Gefechten bedienen sie sich eines roh gearbeiteten länglichen Schildes, der aus dem sehr harten und schweren Holze des Eisenrindenbaums besteht; sie gebrauchen ihn jedoch blos im Kriege. Die Weiber tragen ihr ganzes bewegliches Eigenthum, das jedoch höchst gering ist und blos aus den täglichen Nahrungsmitteln besteht. Sie tragen alles in einem Netze, das aus dem Baste des Faserrindenbaumes geflochten ist. Es hängt nach Art eines Tornisters bis auf die Hüfte herab. Eine kunstlose Wasserschale gehört zu ihrem Hausrathe, sie ist aus der abgezogenen Rinde von den knorrigen Auswüchsen des Theebaums geformt. Dieses sind so ziemlich die ganzen Bedürfnisse eines Neuholländers. Zu dieser Schilderung der Neuholländer und den Muthmaßungen über sie kommt mir so eben eine äußerst merkwürdige Notiz zu Gesicht. Dr. John Henderson unternahm eine Reise in das Innere des Landes von der Kolonie aus und man höre: er entdeckte die Überreste eines Tempels, der seiner Ansicht nach hindu'schen Ursprungs ist. Damit kommt eine Nachricht des Bischofs Heber in Verbindung, der auf seiner Visitationsreise in Indien im Innern der Berge zwischen Calcutta und Benares ein Bergvolk antraf, welches kräftig seine Gebirge vertheidigte und den Papuas nicht unähnlich ist. Sollten daher die Papuas nicht wirklich asiatischen Ursprungs sein? Merkwürdig bleibt die Entdeckung eines Hindutempels auf Neu-Holland immer. Lernen wir erst dieses Land genau kennen; wer weiß welche Entdeckungen unser noch harren, denn nicht minder merkwürdig ist eine Höhle, welche in der Nähe des Wellingtonthales vor Kurzem entdeckt wurde. Sie ist prächtig von der Natur mit Stalaktiten geschmückt, aber der Boden derselben enthält eine tiefe Lage fossiler Knochen, wie wir sie in der alten Welt so häufig finden. Sie gehören Thieren an, die in Neu-Holland nicht mehr zu finden sind, z. B. einem Flußpferd, Rhinozeros u. dgl. Man glaubt an ihnen Spuren zu finden, daß sie von Raubthieren benagt sind, nun aber findet sich auf Neu-Holland auch kein Raubthier, das es mit solchen Bestien aufnehmen könnte.

Stirbt der Neuholländer, oder kommt er im Kriege um, so wird ihm die Haut abgezogen, der Leichnam verbrannt, die Haut aber getrocknet und aufbewahrt; zu welchem Zwecke, ist aber nicht bekannt. Seit der Anwesenheit der Weißen hat sich ihr ursprünglicher Unsterblichkeitsglaube dahin modifizirt, daß sie mit dem Glauben sterben, in ein besseres Leben zu gehen, daselbst

eine Verwandlung zu erleiden, um dann als weiße Menschen wieder in ihr Land zurückzukommen.

Dieses sind nun die Neuholländer, die man uns als eine ganz andere und bei weitem geringere Menschenrasse geschildert hat. Man ist noch immer ungerecht genug zu behaupten, daß sie jeder Civilisation unfähig seien. Ob dieses der Fall sei, mögen ein paar Anekdoten beweisen, die wir aus den Berichten glaubwürdiger Männer hier beifügen: Dawson berichtet, daß die Australier trotz ihrer natürlichen Gutmüthigkeit oftmals Akte grausamer Rachgier besonders an den Weißen ausüben. Dieses ist besonders in diesem Augenblicke auch in Tasmanien der Fall, wo die vereinzelten Kolonisten einen schweren Stand haben. Indessen höre man doch, was die Wahrheit demselben Berichterstatter abnöthigt.

„In den abgelegeneren Theilen der Kolonie war es an der Tagesordnung, daß sie wie Hunde behandelt und unter den geringfügigsten Vorwänden mit Flintenschüssen getödtet wurden. Oft beklagten sich die Eingebornen bei mir, daß man ihre Eltern und Verwandten ermordet hätte und sie brachten mir mehre Waisen, deren Väter von der Hand der Weißen der Nachbarschaft gefallen wären. Als einer der letztern kam, um für seine Leute, mit denen er den Karuah hinaufzog, Lebensmittel zu holen, sagten sie zu mir, dieser Mann habe zehn ihrer Angehörigen erschlagen; der Elende läugnete auch die Sache gar nicht, sondern versicherte im Gegentheile, er würde auch künftig nicht anders mit ihnen verfahren. Hauptsächlich sind es die Holzhacker, welche sich die gräuelhaftesten Gewaltthaten gegen die Eingebornen erlauben. Man erzählte mir davon schauerliche Geschichten. Vor meiner Ankunft hatten mehre Holzhacker oberhalb der Quellen der beiden schiffbaren Ströme und ihrer Zuflüsse, die sich in den Stephenshafen münden, ihren Aufenthalt genommen, und bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß eine Abtheilung von ihnen in beträchtlicher Entfernung im Innern, in der Nähe hines Flusses, der in der Sprache der Eingebornen Mariall heißt, welches Wort einen Fremdling bedeutet, oder einen Ort, ser von ihnen selten oder nie besucht wird, noch ihre Arbeiten fortsetzten. Zugleich hörte ich, die Eingebornen der Umgegend seien gegen die Weißen, mit denen sie früher in Eintracht gelebt, sehr feindselig gestimmt, und bereits sei es von beiden Seiten zu Thätlichkeiten gekommen. Die Eingebornen ließen an allen Weißen, deren sie habhaft werden konnten, ihre Rache aus, und da häufig Züchtlinge aus der Strafanstalt zu Port Macquarie sich nach Port Stephens flüchteten, welche beide Orte 90 Mei-

len von einander entfernt sind, so geschah es manchmal, daß solche Ausreißer ihnen in die Hände fielen, die sie im mindesten Falle ihrer Kleider beraubten. Ich befand mich noch nicht lang in Port Stephens, als ich selbst Augenzeuge war, wie mehre flüchtige Deportirte in dem elendesten Zustande, nackt, verwundet und halb todt anlangten. Alle stimmten in ihrem Berichte überein: die Feindseligkeiten wurden von den Stämmen begangen, die gegen das Kap Hawke und links dem Mariall, mit einem Worte, in der Nähe des Distrikts wohnten, in welchem die Holzhacker arbeiteten; gegen diese waren die Eingebornen außerordentlich erbittert, wer mit heiler Haut davon kam, verdankte es in der Regel der Vermittlung der Frauen. Nicht lange so hörte der Holzschlag auf und es blieben von den Holzhackern nur so viele zurück, als zum Sägen und Fortschaffen des Holzes erforderlich waren. Im Juni fand sich einer ihrer Aufseher, ein armer aber braver Mann, bei mir ein, um mich von dem Vorgefallenen zu unterrichten, so wie die Vermuthung mitzutheilen, daß die Ursache in den an einem achtjährigen schwarzen Knaben, Namens Toni, begangenen Mord, wegen dessen er vier Personen in Verdacht habe, zu suchen sei. Ich erließ sogleich einen Verhaftsbefehl gegen die bezeichneten Individuen, zwei davon wurden nach Port Stephens geführt und verhört. Die Zeugnisse, welche mir gegen sie vorlagen, schienen mir hinreichend um sie nach Sidney zu schicken. Ende Augusts erhielt ich vom Generalprokurator die Einladung ihrem Prozesse beizuwohnen. Das Gericht erklärte sie überwiesen, das bedauernswürdige Kind ohne alle Veranlassung ermordet zu haben. So zogen sich die Weißen durch diesen Mord eine allgemeine Verfolgung zu.“ Früher soll es noch ärger zugegangen sein, so daß man Hunde mit dem Fleische der Eingebornen fütterte. Für eine solche Art von Civilisation mögen denn freilich die guten Australier nicht empfänglich sein.

Folgende Anekdote, die uns ebenfalls Dawson berichtet, stellt dieses in ein noch helleres Licht. „Eines Tages suchte mich Bongari in größter Entrüstung auf, um sich zu beklagen, daß ihn ein Weißer, für den er eine gewisse Last nicht tragen wollte, geschlagen habe. Bei der Konfrontation läugnete dieses der Weiße, ein begnadigter Deportirter, nicht; meinte aber, daß sein voriger Herr sich um so etwas nicht würde bekümmert haben, auch wenn er ein Dutzend dieses Geschmeißes getödtet hätte. Auf diese Unverschämtheit drohte ich ihm mit Verhaftung oder Verjagung aus der Niederlassung; da schien er bescheidner zu werden. Der Wilde aber sagte zu mir heimlich: „„Herr! thue ihm

nichts zu Leide, nur mache, daß er mich nicht wieder schlägt."" Ich entließ den Weißen mit einem Verweise und der Bemerkung, daß er es der Fürbitte Bongari's zu danken habe, so davon zu kommen. Der Bursche ging, da folgte ihm Bongari nach und rief: „„Tom, Tom, gib mir deine Hand!"" Aber Tom wollte nichts von ihm wissen. Da holte ihn Bongari ein und drückte ihm seine Hand wie einer, der aufrichtig verzeiht, während ihn der Schlingel keines Wortes würdigte. Ich rief Tom zurück, stellte ihm vor, wie der Wilde sich unendlich edler betrage und wie ich gesonnen sei, wegen seines brutalen Betragens ihn fortzuschicken. Bongari war sehr betrübt darüber und sagte ihm mit einer Herzlichkeit Lebewohl, die ich nimmermehr von einem Wilden erwartet hätte."

Die Neuholländer haben Laster, wie es ihre Kulturstufe mit sich bringt, aber auch ausgezeichnete Tugenden. Ihre Ehrlichkeit ist unbestechbar. Nie mißbrauchen sie das Vertrauen, nur wenn man ihnen Mißtrauen zeigt, mag man sich vor ihnen in Acht nehmen. Diese Unterscheidung gereicht ihrem Herzen, wie ihrem Verstande zur Ehre. Sie benutzen niemals eine Gelegenheit zum Betrug, wer ihnen mit Wohlwollen entgegenkommt, kann Alles von ihnen erlangen. Sie ehren ihre Eltern ihr Lebelang und diese üben während ihres ganzen Lebens den größten Einfluß auf ihre Kinder aus, ob diese verheirathet sind oder nicht. Stirbt in einer Familie der Vater, so tritt die Mutter an den Platz, heirathen die Kinder, ehe sie Witwe wird, so pflegt die Mutter die Enkel mit Zärtlichkeit. Ein Neuholländer würde sich zu Tode arbeiten, so sehr man ihn sonst der Trägheit beschuldigt, bevor er seine Eltern in Mangel schmachten ließe. Eingeborne, welche in der Kolonie arbeiten, laufen, wenn man ihnen zu essen gibt, mehre Meilen weit mit ihrem Topfe fort, damit die Mutter auch etwas habe.

Vier Engländer waren einstens auf einem offenen Boote nach einer südlich von Sidney gelegenen Insel gefahren, um Cedern zu fällen. Ein fünftägiger Sturm hatte sie verschlagen, so daß sie nicht wußten, wo sie waren. Nach einer zwanzigtägigen Fahrt, auf welcher einer ihrer Gefährten vor Durst starb, strandeten sie nördlich von Port Jakson an der Moreton-insel. Die Eingebornen nahmen die Schiffbrüchigen liebreich auf, wiesen ihnen Hütten zur Wohnung an, fischten und jagten für sie, und Frauen und Kinder sammelten ihnen Farrenwurzel. Regelmäßig zweimal des Tages bemalten sie dieselben und würden sie sogar tätouirt und ihnen die Nasenknorpel durchbohrt

haben, hätten sich die Europäer nicht diese Gastfreundschaft verbeten. Diese Schiffbrüchigen reisten mehre hundert Meilen tiefer ins Land und wurden von den Eingebornen überall mit gleicher Gastfreundschaft aufgenommen. Dieses also ist der Eingeborne auf Neu-Holland. So lebt und lebte vielleicht seit Jahrtausenden eine Nation, deren Größe und Umfang wir noch nicht kennen, und die trotz dem, was wir von ihr gesagt haben, noch immer im Munde sowol als den Schriften des Europäers sich als Sprichwort gebrauchen lassen muß, wenn man die tiefste Verworfenheit der Menschen bezeichnen will. Wir schließen dieses Völkergemälde mit den Worten eines englischen Bischofs, welche er gegen die Geistlichkeit von Vandiemensland äußerte. Er schildert den Schmerz, den jeder rechtschaffne Mann empfinden müsse, wenn er die unglücklichen Eingebornen nach einem fünfzigjährigen Verkehr wie ursprünglich verwildert finde, und fügt folgende erschütternde Bemerkung hinzu, indem er sagt: „Ich kann meine Besorgniß nicht unterdrücken, daß durch unsere Niederlassung in ihrem Lande ihre Existenz, so elend sie man uns auch schilderte, sich wo möglich noch verschlimmert hat. Je zahlreicher und ausgedehnter ihre Handelsberührungen mit den Europäern wurden, um so mehr verloren sich die ihrem Charakter eigenthümlichen guten Eigenschaften, während sie von uns sich aneigneten, was tadelhaft und schlecht war. Das empörendste Schauspiel, so sich jedem darbietet, der an diesen Gestaden landet, ist die Erscheinung dieser vormaligen Herren des Landes in einer Versunkenheit, die sie größtentheils der Liebhaberei für berauschende Getränke verdanken, die wir ihnen mittheilten, und die von so manchen Personen noch fortwährend aufgemuntert wird; statt daß sich von der höhern Bildung, worauf sie Anspruch machen, und dem Christenthume, wozu sie sich bekennen, sich wol etwas anderes erwarten ließe."

Die brittische Kolonie von Neu-Süd-Wales.

Wenn nach Analogien zu schließen erlaubt wäre, so würden wir von Neu-Süd-Wales behaupten, daß es zur Weltherrscherin erkoren sei, denn wie die weltherrschende Roma ist diese Kolonie von Leuten gegründet worden, die der Meerbeherrscherin Britannia eben so lästig waren, als Romulus und seine Genossen Italien. Nach dem Verluste der amerikanischen Kolonien bedurfte England eines Platzes, wohin es den Überfluß seiner industriellen Bewohner abgeben konnte. Wir meinen jene, die zu schlecht waren um in der Heimat zu kursiren,

und doch noch nicht reif für den Galgen. Die Schilderungen, welche Cook auf seiner ersten Reise von der Botanibai und der Küste an der Ostseite Neu-Hollands unter 38° südl. Br. machte, schienen der brittischen Regierung ganz geeignet, um sich hier ihres Unraths zu entladen. Es wurden daher eine Menge Mitglieder der ehrbaren Gesellschaft der Beutelschneider und Freibeuter, wovon London wimmelt, verurtheilt, nach Neu-Süd-Wales, wie man das neue Land nannte, verwiesen zu werden. Wenn je auf Erden ein Gedanke glücklich genannt werden kann, so war es dieser. Was in der Heimat eine schreckliche Staatslast war, wurde in Australien der Same zu einer der blühendsten Niederlassungen Britanniens. Die hieher deportirten Verbrecher in heimatlichen Gefängnissen zu unterhalten, würde die brittische Staatsschuld um eine Reihe von Millionen vergrößert haben; hier kann sie dazu beitragen dieselbe zu vermindern. Es war am 13. Mai 1787, wo Kapitän Philipp beordert wurde, den ersten Transport auf der Fregatte Sirius zu begleiten. Zehn Transport- und Proviantschiffe langten am 15. Jänner 1788 in Neu-Holland an. Sie überbrachten 564 männliche und 192 weibliche Verbrecher nebst 212 Seesoldaten. Da die Botanibai keine brauchbaren Hafen darbot, so wählte man den nördlich gelegenen Port Jakson. Hier wurde im Namen des Königs von England von dem ganzen Kontinente unter dem Namen Neu-Süd-Wales Besitz ergriffen. Indessen wird dieser Name blos der Ostküste beigelegt, wie solches früher auch von Cook geschehen war. Die Eingebornen wurden freilich nicht gefragt, was sie von solcher Besitznahme meinten; man muß jedoch bedenken, daß die Kolonie aus Leuten bestand, welche die Kunst, ohne Einwilligung des Eigenthümers Besitz zu ergreifen, schon in der Heimat studiert hatten. Es ward nun sogleich der Grund zur Stadt Sidney gelegt. Es war wirklich keine geringe Aufgabe aus Leuten, die nie gewohnt waren zu arbeiten, Ackerbauer zu machen. Indessen kamen zwei Umstände zu Hülfe. Zwei äußerst brave Gouverneure, Philipp und Hunter, traten an die Spitze der Unternehmung und die allmächtige Noth half selbst eingewurzeltes Laster überwinden. So gewiß ist es, daß zur Besserung des Menschen kein kräftigeres Mittel vorhanden ist, als das, welches der liebe Gott gegen die Apfeldiebe in seinem Paradiesgarten anwandte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Gar leicht ging es nicht. Kleine Aufstände fielen vor und viele Verbrecher zeigten sich unverbesserlich. Die

Arbeit war anfangs um so weniger beliebt, je schwerer sie war. Das Land mußte erst gerodet werden, ehe man Saat unterbringen konnte. Zudem war das erste Land, das man urbar machte, unfruchtbares Küstenland, das fast gar keine oder schlechte Ernte gab, bis man im Innern besseres Land fand. Durch die Nachläßigkeit der Deportirten verlief sich das wenige Hornvieh, das aus Europa mitgebracht war, in die Wälder. Dieses Ereigniß war jedoch segensvoll für die Kolonie, denn man fand nach 7 Jahren eine Herde trefflicher Ochsen, die sich in den Wäldern in unglaublicher Anzahl vermehrt hatten. Endlich lernten auch Londner Beutelschneider arbeiten und 1796 war die Kolonie schon fest begründet. Es war kein Mangel an Nahrung mehr vorhanden. Man fing an sich auf englisch einzurichten und Tauschhandel mit den Eingebornen zu treiben. 1800 zählte die Kolonie schon 6000 Einwohner, welche 7000 Acres Land, 6000 Schafe, 2000 Ziegen und 1200 Stück Hornvieh besaßen. Jetzt fing die Kolonie an blühend zu werden. Die Umgebungen waren erforscht, das Land vermessen, Flüsse entdeckt, neue Kolonien angelegt, und auf solche Art ein Staat gegründet, dessen weltgeschichtliche Bedeutung die Zukunft empfinden wird. Je mehr der Wohlstand der Kolonie zunahm, desto leichter bequemten sich die immer neu anströmenden Verbrecher zur Arbeit, und man sah hier, wie sich Leute, die in der Heimat längst zum Galgen reif waren, in ehrliche, wohlhabende Bürger verwandelten. Entartete Nymphen aus den Straßen Londons, die hier längst Gegenstände des Abscheus waren, verwandelten sich hier in frucht- und ehrbare Frauen und geachtete Hausmütter. Der schnell wachsende Wohlstand lockte endlich auch freie Kolonisten herbei, die bedeutende Kapitalien mitbrachten und die Riesenschritte, welche die Kolonie zum Wohlstande machte, noch beschleunigten. Der Raum fing endlich an zu eng zu werden, so daß man die blauen Berge nicht mehr für unübersteiglich zu halten anfing. 1814 machte sich endlich der Gouverneur Macquarie auf den Weg nach den blauen Bergen. Sie wurden glücklich überstiegen. Anfangs ging der Weg durch einen hohen Wald, der sich nach und nach, je höher man stieg, verzwergte. Es wechselten dann steile und rauhe Anhöhen, die den Weg immer schwieriger machten, bis man auf eine ziemlich ausgebreitete Ebene gelangte, welches Tafelland die Oberfläche der westlichen Gebirge ausmacht. Hier hat man eine der reizendsten Aussichten der Erde vor sich. Man übersieht die ganze Kolonie deutlich, was dieser Ebene den Namen der **Königstafel** verschaffte (*The Kings Table-Land*).

Noch schöner war aber die Aussicht nach dem Innenlande. Das Gebirge stürzt in jähen Abgründen hinab in eines der schönsten Thäler, welches die Phantasie nur immer malen kann; es heißt das Prinz-Regententhal; im Hintergrunde aber ziehen sich die Gebirgsreihen amphitheatralisch herum. Hier sah man denn, daß die blauen Berge nicht unübersteiglich seien. Mehre Versuche wurden nun gemacht, hinter die Gebirge zu kommen und gegenwärtig liegt die Stadt Bathurst, im schnellen Aufblühen begriffen, jenseit der blauen Berge. Seitdem ist es Sitte geworden, nach allen Seiten hin Entdeckungsreisen zu unternehmen, was zur Folge hatte, daß sich auch die Kolonien beständig vermehren und europäische Sittigung bereits solche Wurzel gefaßt hat, daß an ihrer Verbreitung über ganz Neu-Holland nicht mehr gezweifelt werden kann.

Das Land der Kolonien ist eines der schönsten der Erde. Thäler und Berge wechseln mit fruchtbaren Ebenen ab. Wer sollte auch ein Land nicht schön finden, welches alles vereinigt, was man sonst an einer schönen Landschaft zu rühmen pflegt. Der Kolonist von Neu-Süd-Wales sieht die Sonne aus dem unermeßlichen Meere auftauchen, majestätisch den Horizont hinansteigen, und indem sie sich in den schiffbaren Fluten spiegelt, ihren Gang über sein wohlbebautes fruchtbares, an Thälern und Bergen, Ebenen und Flüssen und herdereichen Triften so reichen Boden vorüberziehen, entgegen der majestätischen Bergkette, hinter welcher sie sich verbirgt. Während das Binnenland reiche Hoffnungen in ihm erweckt, verspricht es seinen Nachkommen, noch unerkannte, unermeßliche Schätze zu liefern, die dieser aus den herrlichen Häfen nach allen Weltgegenden verführt. Indem der Kolonist seinen gegenwärtigen Wohlstand bedenkt, sieht er mit Hoffnung der Zukunft entgegen. Jeder Schritt läßt ihn in seinem Eigenthume neue Schätze entdecken. Wenn wir oben in der allgemeinen Schilderung Neu-Hollands gesagt haben, daß die Hand der Natur nur wenige Brosamen über das Land gestreuet habe und der Mensch die Tafel, an welche ihn diese Allmutter geladen hatte, nur kärglich besetzt fand, so müssen wir hier wieder gestehen, daß für ein Volk, welches die Kunst zu Hülfe nimmt, in keinem Lande der Erde mehr geschehen ist, als hier. Der Kolonist hat aus Europa kommend, das unvollendete Werk der Natur vollendet. Die Samen, die er brachte, die Thierarten die er einführte, die Werkzeuge, womit er bewaffnet war, alle fanden hier Aufnahme und Anwendung. So kann man sagen, ist in dieser Kolonie jetzt Natur und Kunst ver-

eint thätig, und einst wird sich der Mensch rühmen können, daß, während er überall mit der Natur im Streite lag, er hier mit ihr einen Bund geschlossen habe. Was wir früher von der Naturbeschaffenheit Neu-Hollands im Allgemeinen gesagt haben, wollen wir hier nicht noch einmal wiederkäuen. Wir bemerken nur, daß sich die Kolonie zwischen 30 und 38° südl. Br. und 165 bis 170 östl. L. v. F. ausbreitet. Es ist dies derjenige Theil, welcher das gemäßigte Klima auf Neu-Holland hat. Die zahlreichen guten Buchten und Hafen, womit die Küsten ausgezackt sind, öffnen sich gegen den großen Ozean und während das Land köstliches Schiffbauholz liefert, lockt die See auf ihren breiten Rücken hinaus, willig den kühnen Schiffer durch die australischen Archipel sowol nach den Ostküsten Asiens, als nach den Westküsten Amerikas zu bringen. Was im Allgemeinen von den Erzeugnissen des Landes aus allen Reichen der Natur, besonders von den reichen Steinkohlenlagern, dem Kalküberflusse, den trefflichen Bausteinen, den herrlichen Wäldern mit harten Hölzern und Gummibäumen, den Produkten der Thierwelt gesagt worden ist, gilt insbesondere und eigentlich von Neu-Süd-Wales.

Die Umgebungen von Sidney, der Hauptstadt dieser Kolonie, zeichnen sich durch überraschenden Wechsel romantischer Szenen aus. Die Küsten bieten mit einem Gurt ungeheurer Klippen, kühler Grotten und hochgewölbter Felsendächer, gegen die brennende Sonne liebliche Ruheplätze. Der Boden selbst gewährt durch seine wellenförmigen Unebenheiten, auf denen die europäische eingeführte Flora mit der australischen kontrastirt, einen romantischen Anblick. Das Klima, so wie die Lage der Kolonie, ist äußerst gesund, die bösartigen Fieber aller Art, Pocken, Keuchhusten, Krämpfe und Cholera kennt man dort nicht, am meisten ist die Ruhr zu fürchten, die jedoch bei einer ordentlichen Lebensweise niemals tödtlich wird. Augenentzündungen kommen häufig vor; sie werden durch die blendend weißen Küsten, von denen die Sonnenstrahlen ätzend abprallen und durch einen gewissen Wind verursacht, sind aber leicht zu heilen. Die Atmosphäre ist außerordentlich trocken, welches macht, daß die Hitze, selbst wenn sie auf 30° Réaum. steigt, dennoch weniger Beschwerden verursacht, als eine bei weitem niedere Temperatur im neblichen England. Der menschliche Körper entwickelt sich außerordentlich schnell und prachtvoll, jedoch können sich Jünglinge, die ins mannbare Alter treten, bei der Trockenheit der Luft leicht die Schwindsucht zuziehen. Dagegen genesen Personen, die mit einer solchen Krankheit hinkommen, gewiß. Die

Luft äußert auf den europäischen Körper eine vorzüglich glückliche Einwirkung. Die Menschen, die krank hinkommen, genesen schnell, Verbrecher, welche durch Ausschweifungen aller Art, wie durch verpestende Kerkerluft so geschwächt waren, daß man an der Möglichkeit zweifelte, sie hinzubringen, wurden nicht nur wieder hergestellt, sondern robust und stark. Weibspersonen, welche an den unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen leidend, in Europa unfähig gewesen wären Mütter zu werden, verwandeln sich in fruchtbare Mütter und gebären eine reiche Anzahl blühender Nachkommen. Kinder leiden jedoch häufig an Würmern, wogegen die eigentliche Syphilis bei den weißen Bewohnern nicht vorkommt; dagegen ist der Tripper außerordentlich häufig und heftig, der jedoch leicht zu heilen ist. Aus der Lage des Landes gegen den Pol geht hervor, daß aus dem Süden kalte, aus dem Norden warme Winde kommen. Die Südostwinde sind die kältesten, die Nordwestwinde die heißesten; die letztern werden durch die kahlen Sandsteinfelsen, über welche sie streichen, noch mehr erhitzt, so daß man sie dreist den Glühwinden der Sahara gleichstellen kann. Ein solcher Windzug erhöht den Thermometer schnell von 21 bis 34° Réaum. Die mittlere Jahrestemperatur kann zu 19° 2′ angenommen werden. Regen erfrischen von Zeit zu Zeit die Fluren, Februar und August liefert die meisten Regentage, der Mai die wenigsten. Man kann im Durchschnitte auf das Jahr 100 Regentage annehmen, manches Jahr tritt aber außerordentliche Dürre ein, welche Mißwachs verursacht. In den höhern Gegenden der blauen Berge treten indessen oft starke Regen ein, während die Küste nichts davon empfängt. Der Vegetation kommen indessen starke Thaue zu Hülfe, die in manchen Nächten wie Staubregen niederfallen. In den heißen Sommermonaten des Dezember und Januar suchen auch Hagelwetter die Kolonien heim; diese und die Größe der Hagelsteine scheint mit der Nähe der Tropen zuzunehmen. Donner und Blitz sind majestätisch, Frost und Kälte tritt selten am Meeresufer ein, nimmt aber zu gegen das Innere, und in den 2000′ über dem Meere liegenden Ebenen und Thälern Argyle und Bathurst fällt auch häufiger Schnee, den man an der Küste nicht kennt.

Ein solches Klima ist ganz geeignet, die Erwartungen und Hoffnungen der Kolonisten zu rechtfertigen. Die einheimischen Produkte dieses Landes sind schon angeführt. Durch sie wurde die Zahl der Nahrungsstoffe für Menschen um nichts vermehrt. Die Industrie dürfte in den einheimischen Holzarten, den man-

eint thätig, und einst wird sich der Mensch rühmen können, daß, während er überall mit der Natur im Streite lag, er hier mit ihr einen Bund geschlossen habe. Was wir früher von der Naturbeschaffenheit Neu-Hollands im Allgemeinen gesagt haben, wollen wir hier nicht noch einmal wiederkäuen. Wir bemerken nur, daß sich die Kolonie zwischen 30 und 38° südl. Br. und 165 bis 170 östl. L. v. F. ausbreitet. Es ist dies derjenige Theil, welcher das gemäßigte Klima auf Neu-Holland hat. Die zahlreichen guten Buchten und Hafen, womit die Küsten ausgezackt sind, öffnen sich gegen den großen Ozean und während das Land köstliches Schiffbauholz liefert, lockt die See auf ihren breiten Rücken hinaus, willig den kühnen Schiffer durch die australischen Archipel sowol nach den Ostküsten Asiens, als nach den Westküsten Amerikas zu bringen. Was im Allgemeinen von den Erzeugnissen des Landes aus allen Reichen der Natur, besonders von den reichen Steinkohlenlagern, dem Kalküberflusse, den trefflichen Bausteinen, den herrlichen Wäldern mit harten Hölzern und Gummibäumen, den Produkten der Thierwelt gesagt worden ist, gilt insbesondere und eigentlich von Neu-Süd-Wales.

Die Umgebungen von Sidney, der Hauptstadt dieser Kolonie, zeichnen sich durch überraschenden Wechsel romantischer Szenen aus. Die Küsten bieten mit einem Gurt ungeheurer Klippen, kühler Grotten und hochgewölbter Felsendächer, gegen die brennende Sonne liebliche Ruheplätze. Der Boden selbst gewährt durch seine wellenförmigen Unebenheiten, auf denen die europäische eingeführte Flora mit der australischen kontrastirt, einen romantischen Anblick. Das Klima, so wie die Lage der Kolonie, ist äußerst gesund, die bösartigen Fieber aller Art, Pocken, Keuchhusten, Krämpfe und Cholera kennt man dort nicht, am meisten ist die Ruhr zu fürchten, die jedoch bei einer ordentlichen Lebensweise niemals tödtlich wird. Augenentzündungen kommen häufig vor; sie werden durch die blendend weißen Küsten, von denen die Sonnenstrahlen ätzend abprallen und durch einen gewissen Wind verursacht, sind aber leicht zu heilen. Die Atmosphäre ist außerordentlich trocken, welches macht, daß die Hitze, selbst wenn sie auf 30° Réaum. steigt, dennoch weniger Beschwerden verursacht, als eine bei weitem niedere Temperatur im neblichen England. Der menschliche Körper entwickelt sich außerordentlich schnell und prachtvoll, jedoch können sich Jünglinge, die ins mannbare Alter treten, bei der Trockenheit der Luft leicht die Schwindsucht zuziehen. Dagegen genesen Personen, die mit einer solchen Krankheit hinkommen, gewiß. Die

Luft äußert auf den europäischen Körper eine vorzüglich glückliche Einwirkung. Die Menschen, die krank hinkommen, genesen schnell, Verbrecher, welche durch Ausschweifungen aller Art, wie durch verpestende Kerkerluft so geschwächt waren, daß man an der Möglichkeit zweifelte, sie hinzubringen, wurden nicht nur wieder hergestellt, sondern robust und stark. Weibspersonen, welche an den unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen leidend, in Europa unfähig gewesen wären Mütter zu werden, verwandeln sich in fruchtbare Mütter und gebären eine reiche Anzahl blühender Nachkommen. Kinder leiden jedoch häufig an Würmern, wogegen die eigentliche Syphilis bei den weißen Bewohnern nicht vorkommt; dagegen ist der Tripper außerordentlich häufig und heftig, der jedoch leicht zu heilen ist. Aus der Lage des Landes gegen den Pol geht hervor, daß aus dem Süden kalte, aus dem Norden warme Winde kommen. Die Südostwinde sind die kältesten, die Nordwestwinde die heißesten; die letztern werden durch die kahlen Sandsteinfelsen, über welche sie streichen, noch mehr erhitzt, so daß man sie dreist den Glühwinden der Sahara gleichstellen kann. Ein solcher Windzug erhöht den Thermometer schnell von 21 bis 34° Réaum. Die mittlere Jahrestemperatur kann zu 19° 2′ angenommen werden. Regen erfrischen von Zeit zu Zeit die Fluren, Februar und August liefert die meisten Regentage, der Mai die wenigsten. Man kann im Durchschnitte auf das Jahr 100 Regentage annehmen, manches Jahr tritt aber außerordentliche Dürre ein, welche Mißwachs verursacht. In den höhern Gegenden der blauen Berge treten indessen oft starke Regen ein, während die Küste nichts davon empfängt. Der Vegetation kommen indessen starke Thaue zu Hülfe, die in manchen Nächten wie Staubregen niederfallen. In den heißen Sommermonaten des Dezember und Januar suchen auch Hagelwetter die Kolonien heim; diese und die Größe der Hagelsteine scheint mit der Nähe der Tropen zuzunehmen. Donner und Blitz sind majestätisch, Frost und Kälte tritt selten am Meeresufer ein, nimmt aber zu gegen das Innere, und in den 2000′ über dem Meere liegenden Ebenen und Thälern Argyle und Bathurst fällt auch häufiger Schnee, den man an der Küste nicht kennt.

Ein solches Klima ist ganz geeignet, die Erwartungen und Hoffnungen der Kolonisten zu rechtfertigen. Die einheimischen Produkte dieses Landes sind schon angeführt. Durch sie wurde die Zahl der Nahrungsstoffe für Menschen um nichts vermehrt. Die Industrie dürfte in den einheimischen Holzarten, den man-

cherlei Gummi und mehren Bast- und Arzneipflanzen in der Zukunft neues Material für ihre Thätigkeit finden. Was jetzt den Reichthum und Wohlstand der Bewohner bildet, sind eingeführte Güter, wozu hier blos der Boden vorgefunden wurde. Dieser ist im Ganzen genommen theils sehr gut, theils mittelmäßig, wiewol er seinen Werth zum Theil der geographischen Breite verdankt, unter welcher er liegt, denn unter 60° Br. würde er den Ackerbau nicht lohnen. Jetzt hingegen bietet die angebaute Landschaft ein seltenes und äußerst erfreuliches Bild dar. Orangen, Limonen, Citronen, Nektarinen, Granatäpfel gedeihen mit gleicher Fröhlichkeit, wie unsere nordischen Obstarten, mit denen sie vermischt den Gärten eine liebliche Mannigfaltigkeit gewähren. Bananen, Ananas, Johannes- und Himbeeren, Mandeln, Kastanien, Lambert- und Wallnüsse nebst vortrefflichen Melonen und köstlichen Trauben machen die Märkte der Städte für den Blick des Naturfreundes, wie den Gaumen des Schmeckers, gleich interessant. Um die Ananas zur Reife zu bringen, bedarf es blos eines gemeinen Erdbeetes. Für rothe Trauben ist das Land sehr geschickt und obwol die weißen Trauben in den Niederungen vom Mehlthau leiden, so sind dagegen die Hügel um Bathurst und Argyle desto geneigter. Mandeln hat man bereits im Überflusse, die Feigen sind köstlich und Wein und Rosinen werden Ausfuhrartikel werden. Der Anbau der Olive ist bereits mit glücklichem Erfolge versucht, indessen sind die zahlreichen gefiederten Luftbewohner, den Obstgärten gefährliche Näscher. Zahlreiche Schwärme von Papageien besuchen die Obstpflanzungen, anfangs da ihnen alles dieses noch fremd war, hatten sie einigen Scheu davor, nach und nach lernten sie wie englische Matrosen an Sauerkraut, sich an die Früchte des Nordens gewöhnen, und jetzt mag jeder Gärtner sich wohl in Acht nehmen, wenn er nicht seine Obsternte in die Luft verschwinden sehen will. Nichts übertrifft jedoch die Saftigkeit und den Geschmack der Melone. Die Kürbisse sind von ausgezeichneter Güte und haben sich auch bei den Eingebornen so beliebt gemacht, daß jeder von ihnen beim bloßen Anblick dieser Frucht in Entzücken geräth. Unsere Cerealien geben so wie unsere Knollengewächse zwei Ernten, Weizen wird im April und Mai gesäet, im November geerntet; Mais wird im November gelegt und in März und April eingeheimset, Bataten und Kartoffeln geben in demselben Felde auch zwei Ernten. In kalten Distrikten werden treffliche Hülsenfrüchte gebaut, außerdem Runkelrüben, Buchweizen, die Mangowurzel nebst allen unsern

Küchen- und Gartengewächsen. Nördliche Gegenden dürften sich bei zunehmender Industrie, je weiter man gegen den Äquator vorrückt, desto mehr für Baumwolle, Indigo, Kaffee und Zucker ergiebig erzeigen. Man wird alsdann das herrliche Schauspiel erleben, die Vegetation der ganzen Erde hier vereinigt zu finden, was zum Theil schon jetzt der Fall ist. Es läßt sich kaum beschreiben, welch einen Eindruck eine solche Landschaft auf das Gemüth des Europäers macht, blickt er noch dazu zu dem meist heitern Himmel empor und sieht daselbst, daß ein neuer Himmel ihn überwölbt und ihn hier neue und fremde Sternbilder anlachen, so fühlt er sich wie in eine Zauberwelt versetzt.

Durch die Kolonien und besonders durch die daselbst seit einigen Jahren bestehende Ackerbaugesellschaft hat Neu-Holland zahlreiche, dem Menschen höchst nutzbare Hausthiere erhalten. Die Schafzucht ist hier im Aufblühen, aber bereits versprechend, der Nationalreichthum eines neuen Staates zu werden. Nichts hat so sehr zum Aufblühen der Kolonie beigetragen, als die Einführung des Schafes. Die Schafe sind hier gewöhnlich in Herden von 300 Mutterschafen oder 400 Widdern vertheilt; jeder hat einen besondern Hirten, der sie früh auf die Weide und des Nachts in die Hürde treibt. Er geht stets vor den Schafen her, damit diese ihm langsamer folgen und auch den schwächlichen Zeit zum Fressen verbleibt. Man muß darauf bedacht sein, daß sie in der Tageshitze genug Wasser und so viel Schatten als möglich haben und daß sie nie zu lange auf einem Punkte ruhen. Den Hirten steht wie bei uns, ein guter Hund zur Seite, der die wilden Hunde, als die einzige Gefahr, die den Schafen hier droht, abhält. Die Schafe werden im November geschoren und die Lammzeit tritt im März und April ein, also im Herbst, was für die Lämmer besonders darum sehr vortheilhaft ist, weil alsdann die Weideplätze besonders gut sind, ein zweiter Frühling eintritt und die Lämmer leichter Kälte als Hitze ertragen. Die Trockenheit des Landes und der Luft ist der Schafzucht besonders günstig, viele Krankheiten, die unsere Schafherden verheeren, kennt man gar nicht. Die Schafräude zeigt sich wol auch hier, ist jedoch leicht und schnell zu beseitigen. Die Klauenseuche ist äußerst selten und die Fäule gänzlich unbekannt. Mitunter befällt einzelne, fette Schafe auch das Drehen. Der Schaden jedoch, den Krankheiten anrichten, ist kaum der Rede werth und man sieht hier die meisten Schafe an Alterschwäche sterben. Man pflegt die Schafe besonders vor der Schur häufig zu waschen; und manche indu-

striöse Kolonisten lassen jedes Thier vor dem Scheeren in ein Gefäß warmes Wasser tauchen. Die Wolle wird sogleich sortirt und nach Art der Baumwolle gepreßt um beim Verpacken wenig Raum einzunehmen.

Die australische Wolle zeichnet sich durch Feinheit und Festigkeit aus und in Hinsicht des festen Stapel übertrifft sie die sächsische Wolle. Je magerer die Schafe sind, desto dichter und feiner bildet sich die Wolle und die alten magern Mutterschafe liefern die beste und schönste Wolle. Das Klima wirkt ohne alle Zuthat auf die Verfeinerung des Stapels. 1813 besaß die Kolonie 6514 Schafe, 1821 119777 und 1825 wurden bereits 11842 Pfund Wolle ausgeführt, zu einem Ertrage von einem Gulden 22 Kreuzer das Pfund. Zudem konnten seit 1824 in zunehmendem Maßstabe jährlich einige hundert Stück fetter Hämmel an Schlächter abgelassen werden. Im Jahre 1826 führte man bereits einen wachsenden Ertrag von 30 Prozent Wolle aus, und da der Engländer alles im voraus berechnet, so wird die Kolonie 1840 im Stande sein, über 30,000000 Pfund Wolle nach England auszuführen. Kein Land in Europa kann nach dieser Berechnung in der Wollenerzeugung mit Neu-Süd-Wales in die Schranken treten. Weideland hat die Kolonie im Überfluß, und viele Millionen Morgen liegen noch unbenutzt so, daß die Natur hier noch auf Jahrhunderte hinaus die Vermehrung dieses Industriezweiges gestattet. Schon jetzt wirft eine Herde Schafe, wie wir sie oben angedeutet haben, dem Besitzer einen reinen Ertrag von 15000 fl. ab. Der Wohlstand der Kolonie von dieser Seite ist daher nicht nur gesichert, sondern eines unermeßlichen Zuwachses fähig.

Von dem Rindvieh, welches aus Europa in die neue Welt verpflanzt wurde, war schon oben die Rede. 1813 besaß die Kolonie 21573 Stück, welche Zahl in den acht weitern Jahren auf 68149 gestiegen war. Zum Theil stammt es von einer Abart des bengalischen Büffels mit weicher Haut, kurzen, gewundenen Hörnern und hohen Schultern, zum Theil aus englischen Rassen. Es wurden bereits Ochsen von 1400 Pfund geschlachtet. Für die Rindviehzucht eignen sich besonders die Gegenden um Bathurst und Argyle, wo ein feuchter Boden das üppigste Gras hervortreibt und zur Schafzucht weniger geeignet ist. Die eingeführten Rassen haben sich hier außerordentlich verbessert und verschönert. Wie in Südamerika ist auch hier das Rindvieh verwildert, aber einen großen Vorzug vor dem amerikanischen Rindvieh behauptet das australische dadurch, daß es

sich zur Milchwirthschaft eignet, wovon es sich in Amerika entwöhnt hat. Auch bei dem Rindvieh bemerkt man eine unverwüstliche Gesundheit. Außer einem leicht zu heilenden Schwindel hat man noch keine Krankheit unter ihnen bemerkt.

Auch das Pferd ist bereits heimisch geworden. 1813 befanden sich 1819 Pferde in der Kolonie, im Jahr 1821, 4014 und daß sich die Zahl seitdem verdreifacht hat, behaupten die neuesten Berichte. Es finden sich zwar wenig Wagenpferde von einer englischen Rasse, dessen ungeachtet findet selbst der Engländer sowol Reit- als Wagenpferde vorzüglich schön. Besonders hat sich die Rasse durch einen arabischen Beschäler, der aus Indien hieher gebracht wurde, verschönert, und seit der Errichtung des Wettrennens oder Turfklubbs ist der Werth der Pferde unendlich gestiegen. Man hat bereits für Sieger, bei den nun auch hier schon beliebten Pferderennen Gebote bis 150 Guineen gethan. Die australischen Pferde zeichnet besonders Muth und Ausdauer in Ertragung von Beschwerden aus; auch sind sie sehr gelehrig und besonders aufmerksam auf den Weg, den sie einmal gegangen sind.

Den Eseln ist bis jetzt der Eintritt in die Kolonie noch nicht gelungen, was gewiß zu bedauern ist, da dieses nutzbarste aller Lastthiere, besonders von guter egyptischer Rasse, der Kolonie unberechnenbaren Nutzen bringen würde. Eben so wenig liest man etwas, daß das treffliche Kameel eingeführt wäre. Indessen ist das Land für beide dieser kostbaren Thiere trefflich geeignet. Dagegen hat das Schwein eine desto günstigere Aufnahme gefunden, und auch dieser Schinkenlieferant gedeiht hier vortrefflich und hat sich bereits tüchtig eingewühlt. Ein gutes Zuchtschwein wirft jährlich zweimal und nie weniger als 8 Junge, die nach einem Jahre ohne irgend eine darauf verwendete Sorgfalt von dem bloßen Futter der Wälder, zu einem Gewicht von 120 Pfund heranwachsen. Will man einen Hirten ersparen, so gewöhnt man sie Abends nach Hause zu kommen, indem man ihnen allezeit bei der Nachhausekunft eine Portion Mais gibt, womit sie auch gewöhnlich gefüttert werden. Da sich jedoch die Kosten des Schrotens hoch belaufen, so wählt man die unvortheilhafte Weise, den Mais roh zu füttern. Man hat hier auch die Gewohnheit, da das Salz noch ziemlich theuer ist, den Schweinen Steinkohlen zu füttern, wovon sie sehr fett werden. Dieser Umstand, so seltsam er erscheinen mag, ist dennoch nichts weniger als eine Fabel, sondern eine vielfach und von vielen Seiten her bestätigte Erfahrung. Übrigens ist die Steinkohle

wahrscheinlich ein aus Vegetabilien entstandenes Produkt, was das Wunderbare an der Thatsache in etwas vermindert. Man bereitet in der Kolonie schon sehr gute Schinken und Speck.

Auch die mekernde Ziege hat man hieher verpflanzt, und ein seltsamer Geschmack hat dem stinkenden Bock, den Vorzug vor dem sanften Grauthier gegeben. Indessen bemerkte man, wie außerordentlich sich die Ziegen in diesem trocknen Himmelsstriche vermehrten und hat seitdem Kaschemirziegen mit dem besten Erfolge hieher verpflanzt. Die Engländer sind nun einmal Freunde der Jagd. Sie haben daher auch Damhirsche ausgesetzt, aber vergessen, die Jagd derselben ein paar Jahrzehend lang zu verbieten, weßwegen sie sich nicht gar stark vermehren. Auch zahme Kaninchen gedeihen gut.

Vom zahmen Geflügel ist die ehrenfeste und wohlberühmte Wächterin des Kapitols, die märchenreiche Muttergans eingeführt, die wackelnde Ente, der kollernde Putter, das Perlhuhn, der Pfau und der wachende Haushahn. Alle gedeihen ohne Pflege und vermehren sich ohne alle Kosten. Die Hühnerarten halten sich gewöhnlich auf Bäumen auf, wo sie sich besser als im Hühnerhause befinden. Im Allgemeinen hat hier der Kolonist als Viehzüchter um eine bedeutende Schwierigkeit weniger zu bekämpfen als in andern Kolonialländern, wo die Wildnisse mit Raubthieren angefüllt sind. Die größern Hausthiere haben gar keinen Feind, die Schafe nur den australischen Hund, Katzen und Adler zu fürchten. Doch auch diese verscheucht ein Flintenschuß auf lange Zeit. Höchstens sind die Schlangen furchtbar, welche sich jedoch mit zunehmender Kultur außerordentlich vermindern. Dieses würde noch mehr der Fall sein, wenn sich die Kunst des Schlangenbändigers vererben sollte. Es hat sich nemlich in der neuesten Zeit ein Mensch, Namens Wilkinson gefunden, der unter dem Namen des Schlangenbändigers bekannt ist und die als Märchen verschrieenen Nachrichten bestätigt, die von Zeit zu Zeit von solchen Individuen, welche diese giftigen Reptilien zu bändigen verstehen, aus der Geschichte auftauchen. Dieser Mann ist eine zu merkwürdige Eigenheit der Kolonie, als daß wir seiner nicht gedenken sollten. Er ist gewohnt mit diesen Reptilien auf einem sehr vertrauten Fuße zu leben und geht selten aus, ohne einige der giftigsten auf der bloßen Brust zu tragen, oder in seinen Hut gestopft zu haben. Als er in Diensten bei dem Pfarrer zu Paramata war, kam er einst nach Hause, indem der Schwanz einer derben Schlange gleich einer Schmachtlocke aus seinem Hute her-

vorsah. Als man ihn darauf aufmerksam machte, kneipte er das Thier derb in den Schwanz, damit es ihn fein unter den Hut ziehen möchte. Er hält fortwährend dergleichen in seinem Schlafzimmer und theilt mit ihnen sein Lager. Er behauptet das Zähmen dieser Thiere von dem Wundarzte auf Freycinets Schiffe gelernt zu haben, indem die ganze Kunst blos darin bestehe, daß man mehre zusammen in einen Sack steckt, wodurch sie die Lust zum Beißen verlieren und sich ruhig anfassen ließen. Er hat dieses mehrmal bewiesen, indem er furchtlos in einen Sack voll Schlangen griff und sie Handvollweise wie Aale herausholte. Er fängt sie, indem er ihnen auflauert, wenn sie in der Sonne schlafen, er nähert sich von hinten, faßt sie schnell beim Halse unmittelbar am Kopfe, drückt ihnen mit dem Daumen unten die Kinnladen und steckt sie in seinen Quersack. Er hat bereits mehre Tausende gefangen und wurde nie von einer gebissen.

Auch die Bienen hat man bereits eingeführt, sie gedeihen sehr gut, liefern köstlichen Honig, was jedoch auch bei den einheimischen stachellosen Bienen der Fall ist.

Einwohner.

So wie die Thierwelt, welche den Kolonisten umgibt, ist er selbst im eigentlichsten Sinne eingeführt worden. Seit dem 1788 Kapitän Philipp die erste Ladung Galgenkandidaten als Kolonisten ausschiffte, wurde der Transport jährlich regelmäßig wiederholt, und im Jahre 1827 betrug der Abfall aus England nicht weniger als 2801 männliche und 502 weibliche Verbrecher. Nachdem die ersten Schwierigkeiten des Anbaues überwunden waren, gelangten viele, die sich zu ihrem Vortheile geändert hatten, schnell zu einem hohen Wohlstande; das sicherste Mittel ehrlich zu werden. Seitdem haben sich denn auch viele freie Kolonisten trotz des Vorurtheils dahin begeben. Die Vortheile eines freien Kolonisten sind sehr groß, da ihm eine beliebige Anzahl von Verbrechern zugetheilt wird, die gegen Unterhalt für ihn arbeiten müssen. Dieselben Vortheile genießt derjenige, welcher nach überstandner Strafzeit in der Kolonie verbleiben will, oder wegen guter Aufführung begnadigt wurde. Ganz natürlich entstehen daher verschiedene Einwohnerklassen, welche sich gewöhnlich sowol durch Sitten als Benennung unterscheiden. Niemand hat uns die Bevölkerung von Neu-Südwales genialer und lustiger geschildert, als Cunningham, dessen Nachrichten wir auch hier vor Augen haben. Die

Kolonie ist bereits zu 60000 Menschen angewachsen und da seit den letzten Nachrichten eine geraume Zeit vergangen ist, die Bewohnerzahl auch sowol durch die Geburten in der Kolonie, als durch die Deportirung von Verbrechern immer neuen Zuwachs erhält, so wird man ohne Übertreibung die gegenwärtige Zahl der weißen Einwohner auf 70000 anschlagen dürfen. Ein lustiger Mann, der Generalzahlmeister der Kolonie, zu dessen Zeit das Pfund Currency oder Kolonialpapiergeld weniger als ein Pfund Sterling galt, gab durch seine komischen Ausdrücke Gelegenheit zur Benennung der verschiedenen Klassen der Kolonisten, welche seitdem allgemein geworden ist.

Man unterscheidet also die Bevölkerung, welche unmittelbar aus dem Mutterlande kommt und von diesem auch abstammt, durch den Beinamen Sterling; sodann die in der Kolonie Gebornen, unter welche schon das Blut der Kanarienvögel gerathen ist, durch den Namen Currency. Ferner unterscheidet man: Legitime und Illegitime; Legitime werden jene Galgenvögel genannt, welche man aus dem Mutterlande um den Strick zu ersparen hieher transportirte, also nach dem Ausspruch des Gesetzes ihren Aufenthalt hier nehmen mußten; Illegitim sind die freiwilligen Einwohner. Die Nachkommen der letztern werden vier Merinos genannt. Dann gibt es auch dekorirte Personen, welche die Ordenszeichen ihres Ranges tragen, und zwar sowol auf den Kleidern als auf dem Hute; diese Zeichen sind P. B. und C. B. Andere sind ohne Titel, die weder auf dem Kleide noch auf der Haut ein Abzeichen tragen. Die Titulirten bekleiden sämtlich öffentliche Ämter unter der Aufsicht der Regierung als Straßen- und Brückenbau; ihre Dekorationen bedeuten aber nicht etwa den Bathorden, sondern daß sie ihr Quartier in den Gefangen- oder Kärrnerbaraken zu nehmen haben. Neuangekommene Verbrecher werden Kanarienvögel genannt, weil sie bei der Landung gelbe Kleider erhalten, späterhin erhalten sie den nicht entehrenden Namen: Gouvernementsleute. Das Wort Verurtheilte hört man nie, und wird auch nie geduldet. Durch diese schonende Behandlungsweise ist dem Verbrecher der Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft gleichsam vorbereitet, und es ist lobenswerth, daß die Regierung Vorwürfe wegen früherer Verurtheilung als Vergehen ahndet. Wer einen, der seine Strafzeit überstanden hat, mit dem Namen „Verurtheilter“ belegt, wird zu 50 Pfund Sterling verdammt. Trotz allem diesen ist es in England keine Ehre, in Neu-Süd-

wales gewesen zu sein und Jemand, der auch aus der unschuldigsten Ursache eine Reise dahin gemacht hat und sich beigehen läßt, derselben Erwähnung zu thun, kann sicher sein, daß sein Nachbar auch die freundlichste Unterhaltung plötzlich abbricht, nach seinen Taschen greift, und sobald es mit guter Art geschehen kann, sich von ihm losmacht. Selbst in Sydney begegnen sich alte Bekannte, die sich hier plötzlich treffen, nur mit Mißtrauen, angeredet will keiner den andern erkennen, jeder greift nach seinen Rocktaschen; und nur nachdem sich aus einem langen umwegvollen Gespräche ergeben hat, daß beide auf eine unschuldvolle Weise hieher gekommen sind, schütteln sie einander mit schallendem Gelächter die Hände. Abgesehen von allen Spott- und Beinamen theilt sich die Bevölkerung in Freiwilligeingewanderte und Emancipirte und diese beiden Klassen trennt eine Art von Scheidewand. Ein Theil der Einwanderer enthalten sich jeden Umgangs mit den Emancipirten, und entsteht dann und wann ein Streit, so hört man mit stolzer Majestät eine alte englische Dame verachtend ausrufen: „Ihr schmutziges Pack, ihr wagt eure Nase zu mir zu erheben? Ich bin Sterling, und das sollt ihr euch merken!“

Indessen erweckt die Nachkommenschaft den Einwanderern beider Klassen schöne Hoffnungen für die Zukunft. Die sogenannte Currencyjugend ist sehr beliebt; sie sind durch die Laster ihrer Väter nicht verdorben, es keimt aus ihnen ein kräftiges Geschlecht und diese Räubersöhne scheinen Miene machen zu wollen, den Romuliden gleich Fabiusse und Camille zu werden. Nüchternheit und Abneigung vor starken Getränken ist charakteristisch bei ihnen; ihre Rechtschaffenheit ist zum Sprichwort geworden. Sie erhalten gemeiniglich gute Erziehung und es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß die Verurtheilten, welche in eine regelmäßige Ehe treten und Familien gründen, für welche sie ihren Unterhalt gesichert sehen, ihr Herz der Tugend wieder zuwenden. Die Currencyjugend zeigt schlanke Formen, blaue Augen und schönblondes Haar, dabei aber eine blässere Gesichtsfarbe, als die der Europäer ist. Rothe Wangen blühen hier eben so wenig, wie in Amerika auf und veranlassen an dem Eigenthümer die Anrede: „Sie sind aus der alten Welt, wie ich sehe?“

Wie in Westindien und Amerika verlieren die australischen Frauen ihre Zähne sehr frühzeitig; ein Übel, welches als Folge der Übersiedlung angesehen werden kann, und sich in der Folge, wie bereits Amerika zeigt, heben wird. Die jungen Leute

aus der untern Volksklasse geben sich nicht gern mit der Landarbeit ab, sondern haben mehr Neigung zur Schiffahrt und Handwerken. Ein Übelstand, der daher rührt, daß sie mit Feldarbeit nur Verbrecher beschäftigt sehen, welches einen Schein der Verachtung darauf wirft. Eben so sind sie dem Soldatenstande abgeneigt, nehmen auch nicht leicht Bedienungen bei den Gerichtstellen an.

Sanftmuth, Bescheidenheit und einfacher Sinn ist dem schönen Geschlechte eigen. Leichtgläubig wie alle Naturkinder sind sie auch leicht zu verführen. Es ist ein eigner Übelstand in der Kolonie, der auch seltsam mit Europa kontrastirt, daß ein entsetzlicher Mangel an Frauenzimmern herrscht. Sogar jede Verbrecherin, wenn sie nur einigermaßen noch etliche Rudera ihrer Blüte gerettet hat, kann sicher sein, eine anständige Versorgung zu finden. Es ist bei der englischen Industrie zu verwundern, daß es noch keinem beikam, eine Schiffsladung voll schmachtender Schönen nach Neu-Südwales zu überführen, wo ihm die Fracht sicher bezahlt worden wäre. Die Mädchen der untern Klasse suchen sich frühzeitig in Dienste zu begeben, um von ihren Eltern unabhängig zu werden. Sie bilden sich auf ihr schöngelocktes Haar viel ein, werden gerne in Dienst genommen und erhalten jährlich 10 bis 15 Pfund. Keuschheit scheint jedoch keine Kardinaltugend bei ihnen zu sein, was wol Folge der Erfahrung ist, daß wegen Übertretung ihrer Gesetze noch keine ohne Mann geblieben ist. Die junge Nachkommenschaft ist jedoch im Allgemeinen lebhaft, geistvoll und gewandt. Es zeigt sich auch hier eine frische und ungeschwächte Kraft der Natur und des jungfräulichen Bodens, der ihr Vaterland ist. Dieses lieben sie aber auch über alles, und geborne Australier, die nach England kamen, konnten sich weder mit Himmel noch Erde daselbst versöhnen. Komisch ist die Ansicht, welche die Australier von ihrem Mutterlande haben, welches sie förmlich für das Land der Diebe halten, was sehr leicht zu erklären ist, da man jährlich so reiche Ladungen auszuführen im Stande ist. Im Übrigen hat sich der englische Geist ganz auf sie vererbt. Sie finden Freude an Wettrennen, Mummereien, und dem Boxen. Das weibliche Geschlecht hängt an Vergnügungen und neuen Moden, welche jedoch hier einen eignen Charakter annimmt. Indische und chinesische Stoffe gelten hier nichts, desto mehr aber Londner- und Pariser-Moden. Man hat Spazirfahrten, Konzerte, und sogar auch ein Theater. Nach und nach findet sich alles und man lebt bereits in Sydney so

ziemlich auf demselben Fuß, wie in London. Auf die Regeln der Etikette wird wo möglich noch mehr als in London selbst gehalten. Morgenbesuche macht man Nachmittags und die Nachmittagsbesuche mit den Fledermäusen. Ein heiterer Sinn belebt alle Klassen, Gesellschaften, Bälle, Gastmähler finden statt. Wie in den Hauptstädten Europa's sieht man auch hier an Gallatagen die schöne Welt zu Wagen und zu Pferde auf dem Macquariewege zur Garteninsel. Equipagen gibt es die Menge, Posthaltereien sind in allen größern Orten der Kolonie angelegt und die Briefe nach allen Theilen der Kolonie mit bei weitem mehr Bequemlichkeit zu besorgen, als in manchen alten Staaten Europa's.

Auch Geisteskultur wird nicht vernachläßigt. Viele gut eingerichtete Schulen kommen der Erziehung zu Hülfe. Berühmt sind die lateinischen Freischulen in Sydney, die kaledonische Akademie, nach dem guten Vorbilde der schottischen Schulen eingerichtet, Privaterziehunganstalten, ferner eine Seeschule für die nöthigen Kenntnisse der Schiffahrt und des Handels. Man hat auch Mädchenschulen, Musiklehrer und französische Tanzmeister. Die Häuser sind im englischen Stile gebaut, die Thüren und der innere Ausbau der meisten Wohnungen ist aus Zedernholz verfertigt, so wie auch die meisten Möbeln. Indischen Binsenmatten ertheilt man den Vorzug vor den englischen Teppichen wegen ihrer Kühle, aus welcher Ursache man auch die weiße Farbe zu Hauskleidern wählt. Ein blaues Wams über leichte Sommerkleider bildet die gewöhnliche Tracht der fashionabeln Einwohner, so wie den Sonntagsstaat der untern Klassen. Im Sommer trägt man Strohhüte, die zum Theil in Sydney selbst verfertigt werden. Von Sydney aus, werden auch die kirchlichen Angelegenheiten der Kolonie besorgt, und man bestrebt sich, die Wohlthat der Seelsorge unter alle Landesbewohner zu verbreiten. Für Gewerbschulen und nöthige Anstalten zum Volksunterricht in allen volkreichern Orten sind Ländereien angewiesen. Es sind auch Apotheken vorhanden, in denen Armen unentgeltlich Rath und Arznei ertheilt wird. Wo Engländer sind, gibt es auch Lesevereine und Bibliotheken, so wie ein Leben ohne Zeitschriften kein Leben wäre. Daher erscheinen für eine Bevölkerung von 60,000 Seelen nicht weniger als 9 Zeitschriften und diese erfreuen sich aller Vortheile, die ihnen eine unbeschränkte Preßfreiheit gewähren kann. Schriftsteller und Dichter sind daher schon entstanden und Thomson und Robinson haben selbst in der alten Welt für ihre Töne ein aufmerksames Ohr gefunden. Gastfreundschaft herrscht in der

ganzen Kolonie im uneingeschränktesten Maße und so erblicken wir alle Zweige des gesellschaftlichen Lebens in voller Blüte.

Bei allen dem muß jedoch die bürgerliche Stellung der Einwohner durch den Umstand, daß Neu-Südwales eine Verbrecherkolonie ist, eine eigene Farbe annehmen. Zwischen den freiwilligen Einwanderern und den Emancipirten herrscht immer eine gewisse Spannung, welche durch die Unklugheit einiger Gouverneure und durch einige falsche Grundsätze in der Gesetzgebung, verewigt wurde. Die Emancipirten werden von allen Gesellschaften und Ämtern ausgeschlossen, was denn doch eine nicht leicht zu beseitigende Mißstimmung verursacht und für die Zukunft bedenkliche Folgen haben kann. Dennoch sind die Emancipirten der nützlichste und unternehmendste Theil der Bevölkerung; und wie überall in der Welt die Klasse, welche aus falschem Stolz sich über die andere erhob, zuletzt in den Nachtheil gerieth, so zeigt sich auch hier schon, daß die Sterlings der Currency gar sehr bedürfen. Die Hauptbeschäftigungen der freien Einwohner bestehen in Ackerbau, Viehzucht, Handwerken und Handel. Handel und Gewerbe lohnen schnell, aber nicht immer dauernd. Der eigentliche Ansiedler sieht zwar seine mit vieler Beschwerde und Aufopferung verbundene Mühe oft spät, aber desto sicherer belohnt.

Dem Ansiedler werden von der Regierung nach Maßgabe seines baren oder disponiblen Vermögens Ländereien von 100 bis 2560 Acre vergeben. Um Ansprüche auf so große Ländereien zu machen, muß ein Vermögen von 2000 Pf. Sterling nachgewiesen werden. Auf ein Vermögen von 500 Pf. werden 640 Acre ertheilt. Nach Verlauf von 7 Jahren muß er sein Eigenthumsrecht dadurch beweisen, daß er ein Viertel des Werthes der Ländereien auf ihre Verbesserung verwendet habe. Von da an bezahlt er eine Abgabe von 5 Prozent des Werthes der erhaltenen Ländereien. Diese Abgabe kann aber auch auf einmal abgelöst werden, was um so leichter ist, da die Acre Landes, welches unbebaut an den Kolonisten vertheilt wird, nun ungefähr auf 3 Gulden unsers Geldes geschätzt wird. Die erste Sorge des Ansiedlers geht darauf, sich an den Ort seines Eigenthums zu begeben, ein Haus zu bauen und das beschwerliche Geschäft der Ansiedlung in einem wilden Lande zu beginnen. Die Ländereien, welche besäet werden sollen, müssen eingehegt werden, um die Saat zu schützen. Eben so werden Umzäunungen zu Obst- und Gemüsegärten angelegt. Es wird nun ein Haus gebaut, entweder aus Flechtwerk und Mörtel oder auch, wo Holz genug ist, aus

Zimmerholz. In holzlosen Gegenden aber nimmt man auch Rasen und Steine. Ein solches erstes Haus ist gewöhnlich 24′ lang und 12′ tief. Es wird mit einer Stackete umschlossen, um das Vieh abzuhalten. Das Abräumen der Wälder geschieht durch Deportirte gegen billigen Lohn. Die Bäume werden gewöhnlich verbrannt. Solche Ansiedlungen bereiten selten dem Ansiedler ein glänzendes Loos, wol aber seinen Kindern. Auf diese Weise sieht man immer neue Ansiedlungen entstehen, die sich natürlich immer weiter und weiter nach dem Innern ausdehnen, während die zunächst an Sydney sich bereits in schöne, an England erinnernde Landgüter verwandelt haben. Es gibt Gutsbesitzer, die wirklich es zu einem Einkommen gebracht haben, die selbst in England nichts weniger als unbedeutend geachtet würden. Diese Klasse von Menschen ist es auch, welche nach Verfeinerung und Verbesserung strebt, allerlei nützliche Versuche anstellt und durch Einführung neuer Gegenstände des Ackerbaues, der Viehzucht und der Industrie unablässig neue Erwerbsquellen öffnet. In der Nähe der Hauptstadt vergißt man sehr bald, daß man von der Heimat und dem civilisirten Europa, durch eine ganze Hemisphäre getrennt ist.

Die Deportirten.

Neu-Südwales muß als ein großes Zuchthaus betrachtet werden, wo der Abschaum der Menschheit ausgesetzt wird und eine Klasse von Sterblichen sich befindet, von der man ohne ihr Unrecht zu thun, behaupten muß, daß sie aus allen erdenklichen Lastern ein Gewerbe gemacht hat, und Verbrechen der schwärzesten Art als rühmliche Tugenden ansieht. Die englischen Gesetze sind zu mangelhaft, als daß sie in ihrer vollen Strenge jederzeit vollzogen werden könnten. Da jedoch nirgends schwerer Gesetze zu ändern sind, als eben in England, so erfand man die der Todesstrafe beinahe gleich geachtete Strafe der Deportation, für die unzähligen Verbrechen, womit dieses seltsame Land überfüllt ist. Jedes Jahr verurtheilen die Assisen ein paar Tausend Taschendiebe, Beutelschneider, Räuber, Falschspieler u. dgl. Gesindel zur Deportation. Zu ihrer Deportirung sind eigene Schiffe eingerichtet und es wird für sie während der Überfahrt auf eine sehr menschliche, man möchte sagen, zärtliche Weise gesorgt. Sobald ein Verbrecher verurtheilt ist, wird er auf die Hulks oder das Gefängnißschiff in den Hafen gebracht und untersucht, ob er zur Reise in die Kolonie geschickt ist. Ist alles bereit, so wird auf dem Transportschiffe eine Musterung durch Namensausruf vorgenommen, wo dann einer nach dem an-

dern in das Verdeck hinabsteigen und sich in doppelte, wiewol ziemlich leichte Fesseln schlagen lassen muß. Der Schiffsarzt vertheilt sie nun in ihre Zellen zu 6 und 6 Individuen. Eine Kammer mißt gewöhnlich 9 bis 12 Fuß in der Länge und enthält für jeden Gefangenen eine Bettstelle mit zwei Decken. Zwei Reihen solcher Kammern ziehen um das Schiff herum über einander hin. Im Mittelpunkte des Schiffes sind einige bequemere Bettstellen für Greise und gebrechliche Personen. Auf jedem Transportschiffe befindet sich ein Spital, wo der Verbrecher im Fall der Krankheit sehr gut verpflegt wird. Am Bord herrscht die größte Reinlichkeit und die desfalsigen Ordnungen des Reinigens, Waschens und Lüftens werden mit der skrupulösesten Genauigkeit befolgt. Sobald man England verlassen hat, werden die Fesseln zur Hälfte abgenommen. Nachdem man sich zu Rio-Janeiro erfrischt und mit den nöthigen Provisionen versehen hat, entledigt man sie vollends ihrer Fesseln. Die Kost der Gefangenen kann köstlich genannt werden. Sie erhalten täglich drei Pinten Wasser, ein halb Pfund Zwieback, am Sonntage Rindsbraten und Plumpudding, von beidem jeder ein Pfund. Montags Schweinfleisch und durchgetriebene Erbsen; Dinstags Ochsenfleisch und Reis; Mittwoch und Donnerstag wie Sonntag und Montag; Freitags Rindfleisch, Reis und Pudding; Sonnabend Schweinfleisch allein. Das tägliche Frühstück besteht aus Reis in Wasser gekocht mit zwei Unzen Zucker für jeden; das Tabakrauchen ist nur auf dem Verdecke erlaubt; Messer werden nur bei der Mahlzeit gestattet, Abends erhält noch jeder eine Pinte Porter. Bei weiterer Fahrt erhalten sie Zitronensaft mit Zucker und viermal die Woche ein Nössel Wein. Bei der Ankunft in Neu-Südwales wird jeder Deportirte gefragt, ob er auf der Überfahrt keine Ursache zur Unzufriedenheit über die erfahrne Behandlung von Seite des Kapitäns oder Arztes habe, und damit ja nichts versehen werde, so erhält der Arzt für jeden Deportirten, den er gesund in Neu-Südwales landet, eine Guinee zur Belohnung.

Sobald das Transportschiff im Hafen von Sydney angelangt ist, umgeben es eine Menge Boote und es finden eine Menge der drolligsten Erkennungsszenen statt, indem die Spießgesellen sich freuen, einander hier wiederzufinden. Bald erscheint jedoch der Intendant und sorgt dafür, daß die Kanarienvögel in ihr Kostüm gekleidet werden. Jeder empfängt zwei gelbe Jacken nebst Hosen von derselben Farbe, zwei Schnupftücher, zwei Westen, drei Hemden von gestreiftem Baumwollenzeuge,

zwei Paar Stiefel und eben so viel Schuhe, endlich ein Bett und zwei gute Decken, alles neu; denn von dem alten Hausrathe, dessen man sich auf dem Schiffe bedient hatte, gelangt nichts auf das Land. Nach dieser Metamorphose wird Musterung gehalten, nachdem sie zuvor gebadet, rasirt und ihre Haare verschnitten worden. Die gewöhnlichen Fragen sind: was ist Euer Gewerb? was könnt Ihr? Seid Ihr mit der Behandlung während der Überfahrt zufrieden? Sagt Eure Beschwerde ohne Scheu! Hat Jemand nun zu klagen, so wird es auf das genaueste untersucht und mitunter erhalten Arzt und Kapitän strenge Verweise. Nach diesem Examen geht die Ausschiffung vor sich; Freunde und Verwandte begrüßen sich. Auch ihr Gepäcke wird ausgeschifft, muß jedoch unter sorgfältige Bewachung gestellt werden, weil sonst das Verschwinden unvermeidlich wäre. Nach der Ausschiffung werden sie in Reih und Glied gestellt, auf den Platz von Sydney geführt und vom Gouverneur gemustert. Er stellt ihnen die Güte der Regierung vor, welche sie in ein so schönes Land geschickt hätte; bemerkt ihnen, wie die baldige Verbesserung ihrer Lage von ihrem guten Betragen abhinge und übergibt sie nun dem Oberintendanten, der sie klassificirt und zu ihrer Bestimmung abführen läßt. Solche, die in der Heimat sich mit dem Landbau und ähnlichen Arbeiten beschäftigt haben, werden für das Innere bestimmt, und als Feldarbeiter an die Ansiedler abgegeben, die übrigen bleiben in Sydney zurück und werden auf Rechnung der Regierung in den Depots verwendet, oder an Privatpersonen abgegeben, welche für sie Bürgschaft leisten. Die nach dem Innern bestimmt sind, werden nach Paramata abgeführt, wo sie dann weiter verwendet werden. Im Allgemeinen werden die Gefangenen übermäßig milde behandelt. Sie erhalten nicht nur reichliche und gute Nahrung im Überflusse, sondern ein fleißiger kann auch mit seiner Arbeit in vier Stunden fertig sein, und die übrige Zeit zu seinem eigenen Nutzen verwenden. Die Polizei und öffentliche Ordnung unter ihnen wird strenge gehandhabt, auf Reinlichkeit, ordentliches Betragen, Besuchung der öffentlichen Gottesverehrung u. dgl. sehr streng gehalten. Ungehorsam, Faulheit, Trunkenheit u. dgl. werden strenge bestraft. Wird ein Verbrechen begangen, so erfolgt die Strafe nach englischen Gesetzen und der aufs neue Verurtheilte gewinnt dadurch nichts von seiner Deportationszeit, weil er sie nach überstandener Strafe wieder fortsetzen muß. Das gute Betragen wird gewürdigt, aufgemuntert und hat nicht nur einige Vergünstigungen, sondern mancherlei Erleichterungen und

wol auch gänzliche Begnadigung zur Folge. Nach überstandener Strafzeit oder erhaltener Begnadigung steht es jedem frei, sich seßhaft zu machen, oder nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Im erstern Falle erhält er einen Freibrief und tritt in die Verhältnisse der freien Kolonisten ein.

Diese Behandlung der Verbrecher in Neu-Südwales hat jedoch zur Folge, daß in England die Deportation als etwas Wünschenswerthes erscheint, und Vergehungen vorkommen, die blos zu diesem Zwecke begangen werden. Noch glücklicher sind die weiblichen Verbrecher. Sie werden nicht nur bequemer überschifft, sondern auch auf der ganzen Reise viel besser behandelt. Sie werden in der Kolonie als Dienerinnen vertheilt, und gewöhnlich bald verheirathet, da der Mangel an Weibern außerordentlich groß ist. Sobald eine schöne Sünderin einen Begnadiger findet, wird sie ohne weiters frei gegeben, und dieser Fall bleibt niemals aus: ja eine nur mittelmäßig reizende hat sogar unter einer reichen Zahl von Bewerbern zu wählen. Man sieht indessen hier, daß auch die feilsten Dirnen aus England durch eine rechtmäßige Ehe schnell gebessert werden und bei weitem leichter als die männlichen Verbrecher, von denen eine große Anzahl auch in der Kolonie unverbesserlich bleibt. Das veränderte Klima und die geregelte Lebensweise stellt ihren Organismus schnell her und sie sind darum allezeit ein sehr erwünschtes Geschenk für die Kolonie.

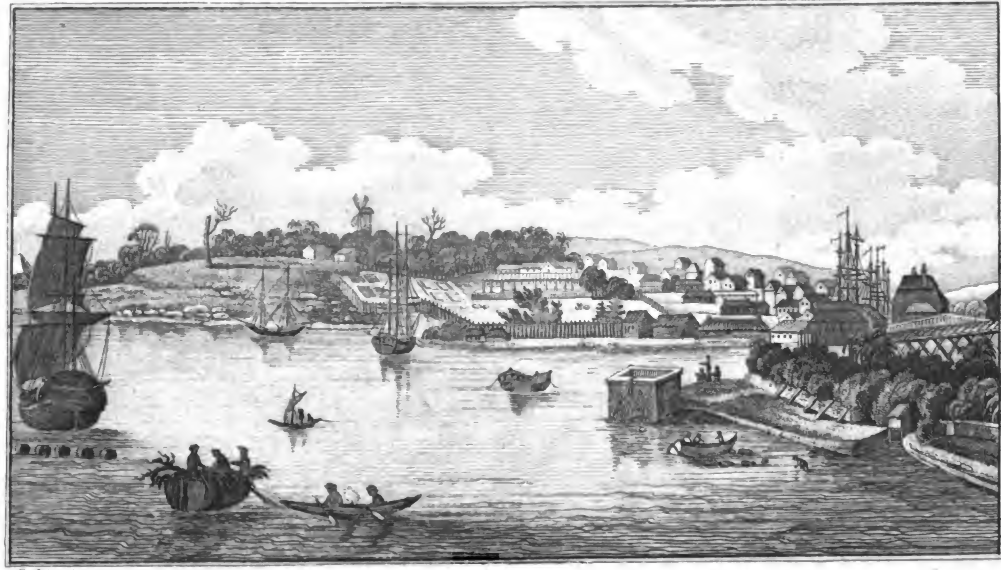
Topographie.

Die Kolonie Neu-Südwales zerfällt gegenwärtig in mehre Provinzen, unter denen wir folgende aufzählen können: 1) Die Provinz Cumberland und Camden; 2) die Provinz Argyle; 3) die Provinzen Northumberland und Durham; 4) West-Moreland, Roxburg und Londonderry; 5) die Provinz nördlich vom Hunter mit den Strafkolonien Port-Macquarie und Moretonbai.

1) Die Provinz Cumberland.

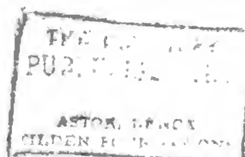
Sie reicht von 32° 40′ bis 34° 50′ südl. Br. und 167° 10′ östl. Länge mit einem Flächeninhalt von beiläufig 500 Quadratm. Es ist die von den blauen Bergen sich nach der See erstreckende Küstenterrasse von den Flüssen Hawkesbury, Hunter, Georgien und Shoal bewässert. Sie hat vor sich die Hunter-, Broken-, Jackson-, Botany-, Haking- und Illaworrabai nebst dem Shoalhafen.

Aus Europa anlangend, wird man ins Port-Jackson von dem schönen, aus weißen Quadersteinen erbauten Mac-



J. Bleuchee sc.

Sydney.



quariethurm begrüßt. Dieser Leuchtthurm dient als Signalposten und Telegraph, wie auch zugleich zum Signal des Hafens. Die Küste besteht aus hohen, verwitterten, weißlichen Sandsteinfelsen, bekleidet mit immergrünen Gebüschen der australischen Flora. Man steuert durch die zwei hohen und rauhen Landspitzen, Nord- und Süd-Head genannt, welche dreiviertel engl. Meilen aus einander liegen, in den Port-Jackson ein. Von dieser Einfahrt liegt die junge Stadt Sydney fünf englische Meilen entfernt. Die Lage dieser Stadt, obwol größtentheils Zufall, ist dennoch außerordentlich glücklich gewählt. Der Hafen ist einer der besten auf Erde, indem er die größte Flotte sicher beherbergen kann. Die Stadt selbst, von der wir hier eine Ansicht beilegen, liegt unter 33° 15′ 3″ südl. Br. und 168° 54′ östl. L. v. F. Sie ist die Hauptstadt von Neu-Südwales; das erste, was man von ihr erblickt, ist der schöne schlanke Thurm der Georgskirche. Die Küsten sind malerisch und ziehen sich in einer schönen Wellenlinie hin. Schöne Landhäuser begrüßen den Fremdling. Endlich breitet sich die nette Stadt, welche durch die orientalischen Gestalten einzelner Gebäude einen romantischen Anblick gewährt, vor ihm aus. Am Hafen stehen die Häuser nahe beisammen, wie dieses in England der Fall ist. Weiterhin sind jedoch die bessern Wohnungen in Sydney getrennt, und wie Landhäuser mit Gärten umgeben. Die meisten sind aus weißen Quadern oder aus Backsteinen erbaut, die weiß übertüncht werden. Gewöhnlich sind sie zwei Stockwerke hoch, mit einer hölzernen Einfassung, zuweilen auch regelmäßigen Geranienhecken vorne; und ein freundlicher Garten, reich an Blumen aller Zonen und Produkten zweier Hemisphären erheitern die Gebäude nach hinten. Die Straßen der Stadt sind breit, und sowol die Festigkeit des Bodens, als die Trockenheit des Klima erlauben es, daß sie nicht gepflastert werden. Von 25 zu 25 Toisen geht eine Querlinie durch die Straße, an welcher elegante Laternen hängen, die unter einem heitern Himmel und zwischen den weißen Häusern eine Beleuchtung gewähren, wie sie viele Städte Europa's noch entbehren. England und überall England ist es, was dem Fremden hier begegnet, und dennoch erinnert ihn wieder vieles, daß er sich in einem glücklicheren Lande als England befindet. Schon am Borde begrüßt ihn gewöhnlich der König des Landes, der alte Boongärry mit einem farbigen Gefolge. Er trägt ein blaues goldgeziertes Kleid mit mächtigen Epauletten, einen modernen Hut und bloße Fü-

ße. Von Natur wegen ist er wol so legitim Herr des Landes, als irgend ein anderer Monarch; jetzt läßt man ihm das Vergnügen alles was ankommt in seinem Lande willkommen zu heißen, und sich ein Geschenk zu erwerben. In der Stadt selbst sieht man zwar, die eingebornen Gestalten ausgenommen, nur englische Gesichter, und hört nur englisch sprechen; aber die milde Luft, die fremdartige Natur erinnern bald wieder, daß man sich außer Europa befinde. In den Thüren hängen die verschiedensten Sorten von Papageien und andern prachtvollen australischen Vögeln, von denen viele Käfiche voll zum Verkauf ausgestellt sind. Man begegnet ganzen Kolonnen von Verbrechern, welche in grauen und gelben Wämsern von oder zur Arbeit ziehen und den Fremden darüber aufklären, wo er sich befinde. Angenehmer überraschen die Obsthändler durch die Fülle köstlicher Südfrüchte, welche hier aufgehäuft sind. Die Stadt ist sehr weitläufig angelegt, und nimmt einen großen Raum ein, der jedoch trotz dem nach einem Jahrhundert zu klein sein wird. Sie ist dreiviertel Stunden lang und eine Viertelstunde breit. Viele Straßen gewähren einen sehr freundlichen Anblick wegen der geschmackvollen Schönheit der Gebäude. Andere Straßen sind wol schon getauft, aber noch nicht geboren.

Sydney enthält zwei Pfarrkirchen: St. Philipp im rechten und St. Georg im linken Theile der Stadt. Außerdem 1 Presbyterianer-, 1 Methodisten- und 1 katholische Kapelle. Auch ist nebst andern Schulen eine Schule für Waisenknaben vorhanden und eine Anstalt zur Unterstützung der Armen. Zwei Dampfmühlen, 3 Wassermühlen, 4 Windmühlen und eine Menge Brauereien liegen um die Stadt. Eine große Brennerei außerhalb der Stadt versorgt die Kolonie mit jenem abscheulichen Getränke, das ein böser Geist erfunden hat, zum Verderben der Menschen. Es wird von den Verbrechern und den Europäern, wie auch den Eingebornen stark gesucht, aber von der kräftigen Currencybevölkerung verabscheut. Eine Menge anderer öffentlicher und Privatgebäude liegen um die Stadt. Vorrathshäuser und Magazine deuten auf den Handel hin, der hier aufblüht. Für die Fremden sind zwei Hotels nach Londner Manier eingerichtet und eine Menge Gasthöfe und Zechhäuser nach allen Richtungen vertheilt. Es werden jedoch auch Privatwohnungen häufig vermietet und wer eine stille Wohnung dem geräuschvollen Gasthausleben vorzieht, erhält für ein Pfund Sterling wöchentlich eine bequeme Wohnung nebst Kost und Bedienung, was einem Engländer freilich ungeheuer wohlfeil vorkommt. Al-

lenthalben sind Buden und Kaufläden geöffnet. Man findet aber noch sehr viele gemischte Waarenhandlungen, was sich mit der Vergrößerung der Stadt ändern wird. Das Bedürfniß des Wassers wird durch Rinnen und Brunnen herbeigeschafft. Erstere werden aus dem Bache versorgt, der durch Sydney fließt, da er jedoch oft in trocknen Jahren leider den Dienst versagt, so geht man damit um, die Stadt aus den Lagunen der Botanybai mit Wasser zu versorgen. Erwähnung verdient auch das Lazareth für die Deportirten, welches wirklich prachtvoll, und dessen Einrichtung ganz denen der Marinehospitäler in England ähnlich ist. Es werden nur Deportirte darin aufgenommen. Zur rechten Seite der Bucht sind die Schiffwerfte, wo alle Schiffe der Regierung aus- und eingeladen, ausgebessert und aufbewahrt werden. Das Aus- und Einladen wird durch die zur Kettenstrafe verurtheilten Verbrecher besorgt. Unweit davon nächst dem Wachhause liegt der Rüsthof, wo unter Leitung von Aufsehern in einer Menge von Werkstätten, Schmiede, Zimmerleute und andere Handwerker beschäftigt sind alles, was zur Ausrüstung der Schiffe gehört, zu bereiten. Die Stadt enthält bereits 15000 Einw. In ihren Sitten findet sich, wie wir schon gezeigt haben, manche Kleinstädterei, indessen werden aus Kindern Leute, und die Künste des geselligen Lebens fassen von Tag zu Tag mehr Wurzel. Besondere Vorzüge der Bewohner von Sydney sind die Nettigkeit und persönliche Reinlichkeit, die man überall bemerkt. Das Innere auch der kleinsten Häuser zeigt Reinlichkeit und Bequemlichkeit. Nette Utensilien, weiße Tischtücher, schönes Eßgeschirr, nebst schneeweißen Wänden und Fenstervorhängen gehören zu den innern Vorzügen der Wohnungen. Ein großer Marktplatz gewährt Bequemlichkeit dem Verkehr. Alle Donnerstag ist Markt, der ganze Platz steht unter der Aufsicht eines Marktmeisters, und wo ein Theil der Bevölkerung von zweideutiger Natur ist, macht die kräftige Aufrechthaltung der Ordnung demselben alle Ehre. Eine Reihe hölzerner Boutiken bildet den Hintergrund; hier stellen die Kaufleute ihre Artikel zur Schau aus, und im Vordergrunde ist eine ähnliche Reihe mit Erzeugnissen englischer und Kolonial-Manufakturwaaren beschwert. Jeden Markttag ist hier ein außerordentlicher Zusammenfluß von Menschen, welche 40 engl. Meilen weit auf unzähligen Wägen Weizen, Mais, Kartoffeln, Küchenwaaren aller Art, Schweine und Kälber und alles mögliche Geflügel hieher bringen. Gewöhnlich wird auch zugleich Viehmarkt gehalten. Bares Geld ist indessen in Sydney wie

in der Kolonie trotz alles Wohlstands und Reichthums noch immer selten, da die Summen, welche die Kolonie zu fordern hätte, gewöhnlich durch Waaren honorirt werden, und bis jetzt mit dem Mutterlande eine Art Tauschhandel stattfindet. Dieses wird wol auch bis zur einstigen Unabhängigkeit der Fall bleiben. Man sieht daher meistens Papiergeld. Übrigens gewährt ein Markttag zu Sydney ein eigenes Schauspiel, und wir rathen den Kraniologen und Menschenrassenmachern hier ihre Studien zu vollenden, um von allen ihren Träumen zu genesen. An Material zu vergleichenden kraniologischen Untersuchungen, wie physiognomischen Beobachtungen würde es nicht fehlen. Abgesehen davon, daß sich bei einem solchen Zusammenflusse von ehrlichen Leuten und Spitzbuben alle menschlichen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften auf den Gesichtern abgeprägt finden, ist es auch das bunte Gewühl aller Nationen der Erde, das man hier vor sich hat. Franken, Spanier, Italier, Deutsche und Amerikaner findet man durchmischt mit den Kindern des himmlischen Reiches der Malayen, den Neuseeländern, Südseeinsulanern, eingebornen Neuholländern und otahitischen Matrosen. Interessant ist es, Abends einen neuseeländischen Schlachtgesang, ein otahitisches Liebeslied, einen deutschen Gassenhauer, und ein Pariser Madrigal durch einander tönen zu hören.

Trotz diesem bunten Gewühl, trotz der zweideutigen Bevölkerung herrscht eine überraschende Ruhe, Ordnung und ungestörte Sicherheit in Sydney; sowol zur Tags- als Nachtzeit kann man mit der größten Zuversicht die Straßen betreten, ohne Unannehmlichkeit zu befürchten, was in Europa's Hauptstädten nicht immer zu wagen ist. Kleine Diebereien und Einbrüche fallen wol öfters vor, niemals aber Straßenraub. Man bemerkt auch, daß die in Privatdiensten stehenden Verbrecher ihre Herren selten oder nie bestehlen, ja sie werden sogar freien Dienern vorgezogen, da man gewiß ist, daß sie als Ausgelernte in diesem Handwerk gegen die List fremder Diebe am besten schützen, selbst aber sich nicht leicht vergreifen. Die Stadt ist Behufs der Sicherheit in sechs Polizeibezirke abgetheilt und des Tags durch Konstabler, des Nachts durch Wachen verwaltet. Der Polizeibeamte bestraft Polizeivergehungen, entweder summarisch oder verweiset sie, wenn sie von größerer Bedeutung sind, an die vierteljährigen Gerichte. Spazirgänge gehören zu den Vergnügungen der Bewohner von Sydney; es sind daher schöne Promenaden angelegt, Gärten, öffentliche Vergnügungsörter werden häufig besucht, Wasserfahrten gehören eben-

falls zu den Lieblingsbelustigungen, zu weitern Ausflüchten sind Mietwagen und Reitpferde bereit, auf denen man Fahrten nach Liverpool, Paramata und Windsor unternimmt. Das zukünftige Schicksal dieser schönen Stadt kann nicht mehr zweifelhaft sein.

Das Land um Sydney ist nicht nur sehr gut angebaut, sondern auch mit ungemein zahlreichen und schönen Meierhöfen besetzt. Regelmäßige Straßen gehen von Sydney aus nach allen Seiten, nach Paramata, Liverpool und in die weitern Provinzen. Andere Straßen führen am Hawkesbury nach der Stadt Windsor hin. Eben so eine andere Straße nach Richmond, so daß Sydney mit allen Gegenden der Kolonie in bequemer Verbindung steht. Sämtliche Straßen sind sehr regelmäßig nach vortrefflichen Grundsätzen angelegt. Man kann daher nicht nur mit Sicherheit, sondern auch mit Bequemlichkeit reisen. Z. B. früh um 8 Uhr oder Nachmittag um 4 Uhr geht allezeit die Landkutsche von Sydney ab. Der Wagen hat sechs Plätze im Innern und eben so viel an der Außenseite. Er ist sehr hübsch eingerichtet und mit vier muthigen Rossen bespannt. Man kommt über Brikfieldshof, ein schönes Landgut, auf sehr guter Straße vorwärts nach Liverpool; eine schöne junge Stadt am Georgsfluß, der in die Botanybai fällt. Man sieht hier ebenfalls eine Kirche, eine Schule, ein Hospital, ein Gouvernementshaus, ein Gefängniß und 3000 Einw., die ihres Lebens hier wirklich froh werden. Rechts von Liverpool führt die Straße bei Grose und links am Petersham vorüber; mit Entzücken sieht man diese friedlichen Landgüter und die Meierei Homebusch. Bald darauf fährt man eine Anhöhe hinan und befindet sich vor dem Schlagbaum des Zollhauses.

Von diesem Standpunkte aus überblickt der Reisende Paramata am Flusse gleiches Namens. Man sieht hier vor sich ausgebreitet die Kirche, mit ihrem doppelt bekränzten Thurme im Mittelpunkte der Stadt. Hinter ihr steht das elegante Hotel des Gouverneurs. Linker Hand auf einer anmuthigen Höhe ein stattliches Haus eines reichen Kolonisten. Paramata nimmt einen sehr beträchtlichen Raum zu beiden Seiten des Flusses ein. Eine solide Brücke verbindet beide Theile der Stadt, die 3000 Einw. zählt, deren einzeln stehende Häuser mit Gärten umgeben sind. Viele haben zwei Stockwerke und sind äußerst elegant gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen sich auch noch die Militärkasernen, die Baraken der Verbrecher und das Gefängniß aus. Die Straßen sind nach den vier Himmelsgegenden angelegt, und wie die

in Sydney nicht gepflastert, aber des Nachts eben so regelmäßig bewacht. Neben der Hauptkirche befindet sich auch eine Dissenterkapelle. Auf der linken Seite des Flusses ist das Arbeithaus für Weiber, welche eine zwölf Fuß hohe Mauer vergebens von der Außenseite abzusondern sucht. Auch hier ist für das Sprichwort der Engländer gesorgt: „Gott erhalte mir mein altes gastfreies England, wo man für sein Geld alles haben kann;" was übrigens nicht so übel gemeint ist, als es klingt. Denn für sein Geld gut bedient zu werden ist immer noch besser, als umsonst nichts zu bekommen. Diese Sorgfalt des Engländers, jeden für sein Geld gut zu bedienen, hat sich auch in alle seine Kolonien erstreckt, und treffliche Gasthöfe sind auch in Paramata heimisch. Übrigens ist Paramata wirklich schön, die reinlichen weißen Häuser stehen auf grünen Fluren unter einem durchsichtigen wolkenlosen Himmel; aber die Temperatur ist regelmäßig zwischen 4 und 5° höher als zu Sydney. Der Gouverneur Brisbane hat Paramata mit einer Sternwarte geschmückt. Man muß es den Engländern nachsagen, daß sie durch Anlegung ihrer Kolonien wirklich Wohlthäter der Menschheit werden, indem sie überall hin mit dem Menschen, auch das, was ihn zum Menschen macht, nemlich Wissenschaft und Kunst verbreiten.

Von Paramata aus geht die Landkutsche wöchentlich dreimal nach Windsor, welches 20 englische Meilen in nordwestlicher Richtung entfernt ist. Denkt man an die herrlichen Straßen, welche diese Städte verbinden, so muß man sich gestehen, daß für unsere zerrütteten Knochen eine Verbannung dahin, versteht sich gratis, eben kein Unglück wäre. Die Stadt Windsor liegt am Hawkesbury, 40 englische Meilen weit von seiner Mündung ins Meer in gerader Richtung und fünfmal so weit nach seinem Schlangenlaufe. Dennoch ist der Fluß bis zur Stadt für große Fahrzeuge schiffbar. Windsor ist ein freundlicher Ort am Fuße der hinter ihm sich aufthürmenden blauen Berge, deren gestufte Terrassen mit ihren immer grünen Waldungen sich im Nebeldufte des westlichen Horizonts verlieren. Auch Windsor, in dem erst eine Straße fertig ist, ist sehr regelmäßig angelegt und wird eine prächtige Stadt. Häuser und Gärten sind Zeugen von dem Wohlstande ihres Besitzers, indem sie sehr geschmackvoll sind. Auch hier sind alle Bequemlichkeiten vorhanden, welche eine Stadt darbieten kann. Eine Kirche für den englischen Ritus und eine Dissenterkapelle, ein Gefängniß, Deportirtenbarraken, eine Kaserne, ein Rathhaus,

gute Gasthöfe und Kaufmannsladen. Die Lage Windsors am Eingange zu einem trefflich angebauten Lande, verspricht der Stadt eine glänzende Zukunft.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Hawkesbury, in schräger Richtung liegt das Dorf Wilberforce, und schräg zur linken Hand an derselben Seite des Flusses wie Windsor, in einer Entfernung von 5 englischen Meilen Richmond; beide sind blühende Ortschaften. Zwölf Meilen weiter liegt Emu-Ford, wo die alte Straße über das Gebirg nach Bathurst führt. Gegenüber auf der andern Seite des Flusses liegt Emu-Plains, ein Meierhof der Regierung. Das Land ist hier außerordentlich fruchtbar und liefert reiche Ernten an Weizen und Tabak.

Oberhalb Emu-Plains kommt der Hawkesbury aus den Bergen, wo er sich malerisch und langsam durch eine üppige Landschaft windet, welche aber auch von Herrn John, dem Präsidenten der Ackerbaugesellschaft, durch trefflichen Anbau geehrt wird. Außer diesen Städten ist aber die ganze Provinz Cumberland und Camden angebaut und überall mit Meierhöfen, Viehherden und trefflichen Wirthschaften bedeckt. Die Gegend gegen Argyle zu, hat besonders den Kolonisten John Macarthur und Oxley viel zu verdanken. Sie sind es, welche glückliche und kostspielige Versuche machen und dadurch die Kolonie schon mit mehr als einem Industriezweige bereichert haben. Besonders hat ihnen die Viehzucht sehr viel zu verdanken. Freilich ist aber auch das Land geeignet, einen rationellen Landwirth zu begeistern.

Airds und Appin sind zwei sehr fruchtbare, aufblühende Bezirke der Provinz Cumberland, unmittelbar hinter dem Kuhweidenflusse. Campbelltown ist hier eine keimende Stadt.

Die wellenförmige Fläche der Provinz Cumberland nimmt in Camden die Gestalt eines mit niedern Bergen besetzten Landes an. Die Kette Merrigong-Range durchzieht die Provinz. Die Flüsse sind hier tief, die Ströme rasch, und zwischen Bergen eingeschlossen verursachen sie oft gefährliche Überschwemmungen. In der Provinz Camden werden zwei romantische Gegenden von seltner Schönheit gerühmt. Illawarra oder die fünf Inseln an der Meeresküste, und Barragorang am Fuße der blauen Berge. Illawarra liegt 50 englische Meilen südlich von Sydney zwischen den Merrigong-Bergen, die sich hier steilabbrechend endigen, und dem

Meere. Angelangt am Fuße des Gebirges, das sehr schwer zu übersteigen ist, zeigt sich hier eine neue Welt von der etwas öden Gegend jenseit des Berges, ganz verschieden. Sogar Bäume, Sträuche und Vögel sind andere. Schlanke Farrenkräuter, Cedern, Kohlbäume, eine Menge Rankengewächse, die an niedern Bäumen emporkriechen und duftende Blütenbüschel herabhängen lassen; die üppige Vegetation aller Gewächse erinnern an die prachtvollen Wälder Brasiliens und Westafrika's. Sie sind belebt mit herrlichem Gevögel. Die schwarzen Kakadu mit rothen Federkronen, die prachtvollen großen blauen Tauben machen glauben, man befinde sich im üppigsten Tropenland, womit auch diese Gegend die größte Ähnlichkeit hat. Ein dicht bewaldeter Boden ist schwer urbar zu machen, hier aber entschädigt er den Anbauer, indem die Bäume Cedern sind; hier aber ist es auch, wo man bereits alle Kolonialprodukte mit den Erzeugnissen unserer Zone freundnachbarlich im vollen Gedeihen erblickt.

Barragorang ist ein langes und schmales Thal zwischen den Merrigong- und den blauen Bergen, in welches nur ein steiler Pfad hinabführt. Es erstreckt sich an den Ufern des Hawkesbury, oder wie er hier heißt Warragamba und besteht aus dem fruchtbarsten Boden, auf dem die schönsten einheimischen Pflanzen grünen. Hohe und steile Felswände umgeben es und neigen sich mit flatterndem Buschwerk gekrönt, oft drohend über, was dem Thale eine höchst malerische Eigenthümlichkeit und Abwechslung gewährt. Da die Sonne spät eindringt und schnell untergeht, so ist es höchst melancholisch und daher für Verliebte und Engländer doppelt interessant.

2. Die Provinz Argyle.

Die Provinz Argyle hat eine Länge von 60 Meilen. Ihre mittlere Breite beträgt 25. Sie erstreckt sich von Osten nach Westen und ist 25 Meilen, alles englische, vom Meere entfernt, 40 Meilen aber vom Kuhweidenfluß. Der See Bathurst liegt von Sydney 120 Meilen in gerader Linie. Die Provinz Argyle umfaßt viele, mittelmäßig hohe und ausgebreitete Bergreihen, die sich nach verschiedenen Gegenden hin erstrecken, und zwischen denen sich sanfte Hügel, zerstreute Hochebenen und Thäler befinden. Auf dem Wege nach Bathurst kommt man durch zwei lange Wälder oder vielmehr Dickichte, den Bargo und Wombatbrusch. Man hat in neuester Zeit einige bequemere Pässe in diesen Provinzen entdeckt. Argyle

wird von verschiedenen Armen des Hawkesbury, des Shoalhafenflusses und vielen Bächen und Teichen bewässert, die Jahr aus Jahr ein genug Wasser haben. Diese Provinz ist noch im Werden. Die meisten Einwohner sind Deportirte, aber die Landwirthe Cumberlands besitzen hier große Viehwirthschaften. Der entfernteste Punkt dieser Provinz liegt 120 Meilen von Sydney. Auf diese kommen die Wellingtonsebenen, Braedalban und Campbell, schöne fruchtbare Thäler, zum Theil zu Ansiedlungen, mehr aber noch zu Viehweiden benutzt. In dieser Provinz liegen der Bathurst- und Georgssee; ersterer 129, der andere 125 Meilen in gerader Linie von Sydney entfernt. Der Bathurstsee beträgt 15 Meilen in der Länge und 5 in der Breite. Diese Seen entstehen durch Regen, bilden große Becken ohne Ab- oder Zufluß, weßwegen auch ihre Oberfläche wechselt. Ihr Wasser ist klar. Im Bathurstsee hat man ein Thier bemerkt, welches Ähnlichkeit mit der Robbe hat. Seine Größe schien 3 Fuß zu betragen. und wenn es auf die Oberfläche des Wassers kam, schnaubte es heftig mit seinen Nasenlöchern. Man konnte seiner nicht habhaft werden, die Eingebornen aber nennen es Teufel.

Der Georgsee liegt dem höchsten Punkte des Gebirgs nahe, 12 Meilen südlich vom Fischflusse an einem Arme des Lachlan. Jenseit des Sees liegen treffliche Waldungen, die sich in südlicher Richtung über das scheidende Gebirge erstrecken. Man trifft hier vielen, schönen, feinen, lockern Grasboden an, wenn man nach den Monarooebenen reist. Dieses sind treffliche Ebenen, die für alle Zweige des Ackerbaues tauglich sind, und welche ihre hohe Lage kühl und für den Europäer besonders bewohnbar macht. Die Niederlassung Jakawa liegt an einem Arme des Shoalflusses, 110 englische Meilen von Sydney, welche Strecke mit Wagen befahren werden kann. Zu der Provinz Argyle gehört auch Westernport, 90 englische Meilen innerhalb der Baßstraße, welche Neu-Holland von Tasmanien trennt. Diese Niederlassung wurde im Jahr 1826 gegründet. Von der Gründung dieser Kolonie meldet man, daß als Kapitän Wetherell mit zwei Fahrzeugen voll Sträflinge, Soldaten und Verräther in Westernport anlangte, er zugleich die Philippsinsel darinnen entdeckte, welche quer vor dem Hafen liegt. Auf dieser Insel fand er Europäer in Seehundfelle gekleidet und mit schwarzen Frauen vermählt, mit denen sie sehr zufrieden zu leben schienen. Man hat nun in Westernport an dem Ufer eines kleinen Flusses,

Baßfluß genannt, das Fort Dumaresk und dabei eine Kolonie gegründet, und dazu die Philippsinsel gewählt. Man hat Wege gebahnt, Gärten angelegt, Hütten gebaut, Kohlenlager entdeckt, aber wenig trinkbares Wasser. Die Insel ist gut bewaldet mit einer schönen Vegetation, die Gewässer wimmeln von Schwänen, Kranichen und Pelikanen. Das Klima scheint beständiger als zu Sydney, dennoch soll die Kolonie ungesund befunden worden sein. Zu derselben Zeit wurde auch der König Georgs-Sund in der Nähe des Kap Leuwin kolonisirt. Seither hat man auch die Kingsinsel in der Einfahrt der Baßstraße kolonisirt, und so reichen die englischen Niederlassungen auf Neu-Holland der Kolonie Tasmanien die Hand.

3. Die Provinz Northumberland und Durham.

Nördlich von Sydney am Hunterflusse und dem Hawkesbury liegen die Provinzen, welche wir so eben benannt haben. Diese Provinzen früher kolonisirt als Argyle zeigen bereits blühende Städte. Sie liegen am Meere, sind außerordentlich schön und fruchtbar. Die Niederlassungen verbreiten sich an den Ufern der Patterson- und Williamflüsse und den Hunter hinauf bis 100 englische Meilen von der See. Die Kolonisten bestehen aus Land- und Seeoffizieren und freiwilligen Auswanderern. Das Land hinter den dicht bewaldeten Ufern der Patterson- und Williamflüsse ist reich an Gras und so licht, daß man es ohne einen Baum umzuhauen, zu Viehweiden benutzen kann.

Eine Halbinsel an der Meeresküste, die mit dem Festlande durch eine morastige Erdenge zusammenhängt, nach der Seeseite hin aber sich erhöht, ist mit der Stadt Newcastle geschmückt. Die Straßen ziehen sich zum Theil aufwärts, zum Theil quer über die Vorderseite hin, und den höchsten Punkt nimmt eine Windmühle ein, von welcher man die See und das flache Land überblickt. Seitdem sich mehre Ansiedler von Bedeutung auf die Ländereien der Umgegend begeben haben, wird der Spekulationsgeist rege. Sobald der Mensch weiß, daß er für sich arbeitet, arbeitet er auch gerne und macht ein Land schnell blühend; derselbe Fall ist bei Newcastle. Im Anfang war sie nur mit Häusern aus Holz und Backsteinen besetzt, jetzt aber sieht man bereits Kais, Magazine, geschmackvolle Gebäude, schöne Straßen, freundliche Gärten; genug! Städte steigen hier wie durch Merlins Zauberstab empor. Die nur schmale Ein-

fahrt in den Hafen ist tief genug für die größten Kauffahrer, aber gefährlich für größere Schiffe. Eine hohe, steile Insel, gegen welche sich von der Südseite ein Riff hinzieht, schützt die Stadt gegen einen Angriff von der See. Mit ein paar Batterien kann sie unbezwinglich gemacht werden. Eine Menge Kohlenlager im Gebiete der Stadt bilden für diese einen unerschöpflichen Schatz und für die Schiffer eine sichere Rückfracht. Dieselben öffentlichen Gebäude, welche wir in andern Städten aufgezählt haben, befinden sich auch hier. Eine andere Stadt ist Wallisplains in der Ebene gleichen Namens. Reich an Ansiedlungen sind auch die Ufer des Hunterflusses und auf den Patrikplains, Dwikenhamstriften, Edinglassin und andern Gegenden dürften wir noch manche bedeutende Stadt emporsteigen sehen. Eine Goldquelle für die Ansiedler dieser Provinz sind die zahlreichen und trefflich gedeihenden Schafherden, deren kein Ansiedler ermangelt, und ein paar Tausend dieser Thiere ist wol das geringste, womit man sich abgibt.

4. Die Provinzen westlich von Sydney jenseit der blauen Berge sind: Westmoreland, Roxburg und Londonderry. Die für unübersteiglich gehaltenen Berge wurden endlich im Jahre 1813 überstiegen und 1815 genauer erforscht. Die herrlichen fruchtbaren Landschaften, die schönen Gegenden, das kühle Klima, die gesunde Luft, alles zog die Augen dahin. Hier ward die Stadt Bathurst gegründet, 100 geogr. Meilen westlich von Sydney. Kingstafelland, wie die schöne Ebene genannt wurde, liegt 2727′ über dem Meere, der Gipfel des York 3292 und die Stadt Bathurst 1970′. Mehre Flüsse, unter andern der Cooks- und Fischfluß, bewässern das Land und fließen in den Macquarie. Rechts vom Berge York hat man neue Wege und viel bequemere entdeckt, wie denn überhaupt jeder Tag neue Vortheile den Bewohnern dieses schöne Land darbietet.

Die Provinz Westmoreland begreift diesen ganzen Theil der blauen Berge in sich und dehnt sich 80 Meilen südlich und 60 Meilen westlich aus. Es werden hier wie überall englische Meilen verstanden. Zu dieser Provinz gehören auch die Emuebenen, welche dürre sind, so wie die fruchtbaren Ebenen der westlichen Provinz.

Die Provinz Londonderry liegt jenseit der blauen Berge am südlichen Ufer des Macquarie; die Provinz Roxburg auf dem nördlichen. In diesen Provinzen wohnen bereits eine Menge wohlhabender Ansiedler, um Bathurst al-

lein sind 50000 Acres fruchtbares und anbaufähiges Land angetroffen worden. Roxburg ist am meisten bevölkert und der Wohlstand dieser Provinzen hebt sich mit unglaublicher Schnelle.

Im Wellingtonthal, 70 Meilen unterhalb Bathurst am Macquarie befinden sich auch bereits bedeutende Ansiedlungen. Ungeheuer ist jetzt der Reichthum an Rind- und Schafvieh in diesen Gegenden, und unermeßlich sind die Früchte der Zukunft. Die meiste Schafwolle, welche ausgeführt wird, kommt aus diesen Kolonien. Köstlich sind die Bathurstkäse. Es sind bereits Schulen hier errichtet, welche im Englischen, Lateinischen, Griechischen und Handelswissenschaften, in der Geographie und Mathematik Unterricht ertheilen. Ein literarischer Verein ist bereits zusammengetreten. Der Zweck ist eine Bibliothek zum gemeinsamen Gebrauch anzuschaffen, zu welchem Ende jedes Mitglied beim Eintritt drei, und jedes Jahr zwei Guineen erlegt. Auch die Jagd gehört unter die Vergnügungen, und da wo vor 15 Jahren nur Känguruhs wohnten, von wilden Hunden gejagt, sieht man mit Erstaunen einen jungen Staat aufblühen, in welchem alle Künste des Friedens mit den Wissenschaften vereint, bereits in voller Blüte stehen. Man kann beim Anblick einer solchen Schöpfung menschlicher Kultur, eines solchen Gedeihens friedlicher Geselligkeit unmöglich auf diese wahrhaft gesegneten Hochthäler blicken, ohne jenen humanen Wunsch unsers großen Landsmannes im Herzen zu bewegen:

Holder Friede, süße Eintracht, weile, weile
Freundlich über diesem Thal;
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo die rauhen Kriegeshorden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel, den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt.

Glücklich sind diese Thäler schon darum, weil sie noch lange Zeit sich schmeicheln dürfen, von der erschütternden Raserei der alten Heldenwelt verschont zu bleiben.

5. Nördlich vom Hunterflusse liegt zwischen 31° 30′ bis 27° 30′ südl. Br. von Camdens-Hafen, südlich von Port Macquarie bis über die Moretonbai auf einer Linie von mehr als 300 Meilen ein herrlicher Landstrich, der seine Bevölkerung und seinen Wohlstand von der Zukunft erwartet. Sein Klima kommt dem Klima Brasiliens und

Paraguay's gleich, mithin sind die gesegneten Fluren für die Produkte eines glücklichern Himmelsstriches, für Zucker, Kaffee, Kakao, Baumwolle, Indigo und die edlen Südfrüchte trefflich geeignet. Port Macquarie und Moretonbai sind gegenwärtig nur Strafkolonien, indessen benutzt man bereits die dorthin abgeschickten unverbesserlichen Verbrecher zum Straßen- und Brückenbau, was dann das Land für fleißige Ansiedler vorbereitet. Der Hafen von Macquarie hält 10′ Wasser. Man kann aber nur der heftigen Strömung wegen zur Zeit der hohen Flut einlaufen. Er ist übrigens ein sicherer Ankerplatz für eine Menge Schiffe. In diesen Hafen mündet der Hastingsfluß, an dessen hohen Ufern die Meierhöfe der Deportirten sich befinden. In ihm befindet sich auch die Rawdonsinsel über und über bewaldet. Schon 1826 sah man hier 90 Acres mit trefflichem Zuckerrohr bebaut, Weizen scheint nicht mehr fortzukommen; dagegen treibt der Tabak häufig Blätter von 3½ Fuß Länge und 2½ Fuß Breite. Hundert Meilen gegen das Innere entfernt erheben sich 7000′ hohe Gebirge. Jenseit derselben fließt der Cokburnfluß gegen die kolonisirten Gegenden von Liverpool hin. Ein großer Fluß, der in die Trialbai mündet, wurde 1826 entdeckt. Er ist 50 Meilen aufwärts mit Fahrzeugen von 300 Tonnen Gehalt schiffbar. Von einem hohen Berge am Trialfluß erblickt man in einer Entfernung von 40 Meilen nördlich einen andern großen Fluß, der sich in das Meer ergießt und so darf man hoffen, daß wenigstens die Ostküsten Neu-Hollands nicht afrikanischer Natur seien.

Nördlich davon liegt die Moretonbai, in welche der große Brisbanefluß mündet, 480 Meilen nördlich von Sydney. Die Bai hat zwei Einfahrten und ist voll Schlammbänke, zwischen welchen jedoch sichere Kanäle sich befinden. Der Brisbane kann ebenfalls 20 Meilen aufwärts befahren werden, wo dann ein Felsenriff die weitere Fahrt hemmt. In die Moretonbai mündet auch der Darlingfluß. Das Land einwärts ist schön, trefflich bewaldet, und man sagt der Gegend nach, daß sie unter gleicher Breite ihres Gleichen auf Erden nicht habe. Es zeigt sich überhaupt immer mehr, daß Neu-Holland vorzüglich in seinem östlichen Theile, ein schönes treffliches und fruchtbares Land sei, vollkommen geeignet, reiche Kolonien zu nähren.

Im Jahr 1824 haben die Engländer ein Schiff abgesandt, um eine Niederlassung in Port Essington, welcher Hafen

vom Kapitän King entdeckt wurde, zu gründen. Es würde dieses die nördlichste Kolonie in der Reihe der brittischen Niederlassungen auf Neu-Süd-Wales sein.

Die Kolonie von Vandiemensland.

Da Vandiemensland eine Strafkolonie ist und so zu sagen an die südlichen Niederlassungen von Neu-Südwales grenzt, so knüpfen wir die Beschreibung desselben sogleich an Neu-Südwales an. Diese Insel wurde am 1. Dezember 1643 von Abel Jahnsen Tasman entdeckt; am 9. März 1773 landete der erste Britte auf ihr, im Februar 1793 wurde sie zum ersten Mal umschifft und die Baßstraße entdeckt. D'Entrecasteaux untersuchte sie im Jahre 1792 und 93. Die Engländer hatten die schöne Entdeckung gemacht, daß die Londner Spitzbuben mehren Weinarten gleich seien, welche durch eine tüchtige Meeresfahrt sich verbessern, so daß eine Reise nach Australien aus einem Londner Gassendieb einen ehrbaren Bürger schaffe. Da jedoch manche in einem besonders schlechten Jahre gekeltert zu sein scheinen, so schlägt die erste Reise wenig an, man läßt sie daher nebst denen, die für die Botanybai zu schlecht befunden werden, eine zweite Reise nach Vandiemensland, das jetzt auch Tasmanien genannt wird, antreten. Die erste Ladung wurde 1800 versendet. Man führte nemlich aus Neu-Südwales 362 männliche Sträflinge und 12 freie Weiber nach Vandiemensland über. Aus diesen geringen Anfängen bildete sich eine Kolonie, die gegenwärtig über 20000 Einw. zählt, indem in das herrliche Land sich so viele freie Einwohner drängen, daß die Kolonie selbst die Mutterkolonie von Neu-Südwales zu überbieten droht. Im Jahre 1825 wurde die Regierung von der in Neu-Südwales getrennt und die Kolonie erhielt einen eignen Gouverneur.

Vandiemensland ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach eine schöne, wohlbewässerte, hafenreiche Insel, von bedeutender Ausdehnung. Das Land ist entzückend schön. Ihr Areal wird auf 1250 Seequadratmeilen berechnet. Es ist von hohen Bergreihen durchzogen, voll Bergspitzen, Schluchten und Abgründe, besonders an der Südostküste. Regelmäßiger und in eine schöne Wellenform fällt das Land gegen SW. ab, wo es sich als flaches Land in das Meer hinaus verliert. Eben so verflächt es sich gegen Norden hin, während die südöstlichen und östlichen Küsten furchtbar hoch und schrecklich zerrissen, voll vorspringender Landengen und Vorgebirge und tiefer Baien ist. Zwei Reihen von Gebirgen aus Urgestein ziehen sich an der Ostküste hin, in ei-

nigen Gegenden steile Felswände den Wellen entgegensetzend. Dennoch findet man überall guten Ankergrund und mitunter treffliche Häfen. Alle Küsten der Insel zeigen indessen die mannigfaltigste Abwechslung, meistens aber einladende lachende Landschaften. Die innere Gestalt des Landes ist ausnehmend reizend, es vereinigt sich Italiens Klima, die Schönheit der Apenninen und Englands Fruchtbarkeit. Nirgend auf Erden ist eine reizendere Wohnung für den Menschen bereitet. Berge und Thäler, Hügel und Ebenen, gekrönt mit hohen Waldungen und üppigen Weiden in den Gründen, gewähren die freundlichste Mannigfaltigkeit. Der Boden ist ausnehmend fruchtbar. Thon und Mergel sind mit vegetabilischer Erde gemengt. Mehre Bergketten durchziehen die Insel. Eine Centralkette, die Wester-mountains erhebt sich auf eine Höhe von 3500′, auf ihr befindet sich ein bedeutender Alpensee und sie bildet die Wasserscheide der Insel, von welcher die meisten Flüsse ihren Ursprung nehmen. Der höchste Berg der ganzen Insel ist der Tafelberg, im Süden der Hauptstadt 3964′ absoluter Höhe, und während der Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckt. Mehre andere Piks, wie der Lomond und Tasmanspik gehören auch der Centralkette an. Portland, Eddinston, Pilar, Tasmans-head, Südkap, Südwestkap u. s. w. bilden rings um die Insel Vorgebirge. Quellen und Flüsse bewässern sie reichlich. Der Derwent ist ein bedeutender Strom, der mehre andere aufnimmt. Der Hüon, der Coal, der Tamar im Norden der Insel, der nach Norden fließende Leagh und der wasserreiche Macquarie verdienen genannt zu werden. Es sind auch mehre Seen und Teiche, welche dazu beitragen das Land reichlich zu bewässern.

Das Klima ist gemäßigt und gesund, sehr beständig und den Abwechslungen des Neu-Südwalesklima nicht unterworfen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 13° Reaum.

Im Ganzen sind die natürlichen Produkte des Landes dieselben wie im übrigen Neu-Holland, nur daß die Vegetation wirklich üppiger, die Waldungen reicher und der ganze Anblick des Landes frischer ist. Wir bemerken daher hier zu den schon aufgezählten Produkten eine merkwürdige Frucht, welche vor kurzer Zeit entdeckt wurde, es ist dieses ein eigenthümliches Erdgewächs, das in einer Tiefe von 1 bis 1½ Fuß in der Form runder Bälle von der Größe eines Menschenkopfs mit einer dünnen Haut gleich den Kartoffeln vorkommt. Es zeigt eine schwammige feste Substanz, die außerordentlich viel Nahrungsstoff ent-

hält. Diese Pflanze tritt nur in kleinen Blättern, welche mittelst äußerst zarter Fasern mit der Knolle zusammenhängen, auf die Oberfläche hervor. Sie wurde erst vor ein paar Jahren entdeckt und Naturbrot benannt.

An eingeführten Produkten gedeihen Getreide, Kartoffeln, Obst, Hülsenfrüchte, kurz alle Erzeugnisse des europäischen Land- und Gartenbaues bei weitem besser als in Europa selbst. Ernten folgen sich auf Ernten und es zeigt sich hier das einzige Schauspiel einer ungeheuren Wohlfeilheit aller Lebensmittel auf englischem Boden. Rind- und Schafvieh gedeihen herrlich und liefern treffliches Fleisch. Auf einer kleinen Insel der Kalfbai sieht man eine Menge wilder Esel in Gesellschaft leben. Neuholländisches Wild ist hier in Überfluß, so wie die köstlichsten Seefische. Freilich muß auch die zunehmende Kultur erst die vielen Schlangen, die garstigen nußgroßen Taranteln und überaus häufigen Skolopender vertilgen. Vögel scheinen hier ihr einstiges Vaterland zu haben, denn unermeßlich ist ihre Menge und Mannigfaltigkeit; aber auch ihre Farbenpracht, die sich sogar auf die eingeführten Truthühner und Tauben erstreckt, ist erstaunenswerth. Wir enthalten uns aller Wiederholungen, bemerken aber noch einmal, daß alles, was wir vom Reichthume Australiens gesagt, von Tasmanien in einem bei weitem erhöhten Grade gilt. Zu dem Reichthume des Landes tragen auch die, in brittischen Händen so fruchtbringenden Steinkohlen bei, die sich hier in großer Menge von der besten Beschaffenheit vorfinden, und wahrscheinlich mehr Segen verbreiten werden, als eben so reiche Goldlager. Wir wiederholen es noch einmal: kein Land der Erde ist gesegneter, keines mehr geeignet einer zahlreichen Bevölkerung die volle Fülle eines glücklichen Erdenlebens zu gewähren.

In Folge der geographischen Lage von Vandiemensland ist dasselbe freilich nicht geeignet mit Kolonialprodukten Europa zu versorgen, dafür aber wird es eines jener Länder werden, das die Schätze des Ackerbaues, der Viehzucht und der ersten Lebensbedürfnisse in unberechenbarer Fülle liefern wird. Nimmt man seine Lage dazu in der Nähe Neu-Hollands, wo in dem nördlichen Theile die Kolonialprodukte desto besser gedeihen, denkt man sich den indischen Archipel civilisirt, Neu-Guinea mit Plantagen bedeckt, so wird man das ackerbauende Tasmanien zu einem australischen England heranblühen sehen, welches einst durch Handel und Industrie den größten Einfluß auf das Schicksal Australiens ausüben wird.

An Bewohnern besitzt die Vandiemensinsel schwarze Eingeborne, Deportirte und freie Ansiedler. Die Eingebornen sind wie natürlich auch hier die Unterdrückten, und werden bald von der Erde verschwunden sein. Dieses wird um so schneller vor sich gehen, als sie in der neuesten Zeit sich haben beigehen lassen, eine Art Insulargeistes zeigend, die eingewanderten Fremden aus ihrer Insel zu vertreiben. Sie haben sich dadurch einen Vertilgungskrieg zugezogen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Die Wilden haben nach allen Nachrichten, die wir besitzen, so große Fortschritte auch die Kolonie gemacht hat, von den Europäern nur ihre Laster angenommen. Freilich haben diese auch nichts gethan, um ihnen eine gute Meinung von sich beizubringen, oder ihre geistigen Anlagen zu entwickeln. Die ersten Ansiedler waren wol der verderbteste Theil des Menschengeschlechts auf Erden. Diejenigen, welche zwei- und mehrmal zur Auswanderung nach Australien genöthigt waren, und von den Verbrechern in Neu-Südwales selbst die verdorbensten und unverbesserlichsten waren es, womit die schönste Insel der Erde verunreinigt wurde. Die Folgen blieben nicht aus. Jene unverbesserlichen Menschen flohen in das Innere und wurden hier förmliche Raubhorden. Die Kolonie war durch andere Transporte und freie Ansiedler bereits zu einigem Wohlstand gelangt, als diese fürchterliche Räuberhorde noch immer Vernichtung drohte, und nur nach einem wirklich furchtbaren Kampfe auf Leben und Tod war es gelungen gegen 1818 hin diese Buschklepper, deren Häuptling Howe eine Art berüchtigter Berühmtheit erlangt hatte, zu vertilgen. Dies geschah nicht früher, als nachdem ein Preis von 100 Guineen auf seinen Kopf gesetzt war, Howe von zwei entschlossenen Männern überfallen und nach einem verzweifelten Widerstande mit Flintenkolben erschlagen wurde. Er war ein Mensch von außerordentlicher Körper- und Geisteskraft, und 15 Jahre lang der Schrecken der keimenden Kolonie. Bei einem solchen Zustande der Dinge konnten die Eingebornen natürlich nicht gewinnen. Sie sind übrigens mit den Neuholländern ganz desselben Geschlechts. Breitgedrückte Nasen, große Nasenlöcher, dicke Lippen, starkes Gebiß, langes Wollenhaar mit rothem Ocker und Fett gesalbt, unverhältnißmäßige Gliedmaßen, wahrscheinlich in Folge jugendlicher Verstümmlung, charakterisiren den Tasmanier; die meisten gehen ganz nackt, und man sieht in diesem Kostüm beide Geschlechter mitten in der Kolonie herumwandeln. Im Allgemeinen gilt von ihnen Alles was von den Neuholländern. Daß manche Völkerfamilien

wirklich wenig Neigung zu einer gebildeten Lebensart zeigen, selbst dann, wenn sie Gelegenheit dazu haben, und man ihnen einige Aufmerksamkeit schenkt, ist gewiß; und nach meiner Meinung dürfte dieses Phänomen leichter eine gewisse Klassifizirung der Menschen auf Erden begründen, als Schädelknochen oder Haarwuchs. Haben wir denn nicht selbst mitten in Europa eine Menschenart, welche auch dann jeder Civilisation widersteht, wenn man ihr dieselbe auf die humanste Art entgegenträgt. Wir meinen unsre Zigeuner. Ihr Kostüm unterscheidet sich gar wenig von dem eines Tasmaniers; ihre Lebensweise ist nicht viel besser. So finden wir in Indien die Kaste der Parias u. s. w.

Bei alle dem können wir uns durchaus nicht entschließen an die Unbildsamkeit der Papuas auf Vandiemensland zu glauben. Vielmehr überzeugen uns so eben einlaufende Nachrichten aus jenem Lande und wir schreiben es gewiß mit schwerem Herzen nieder, daß die Engländer es mit den Eingebornen Australiens nicht um ein Haar besser machen, als die Spanier es mit den Amerikanern thaten. Ein allgemeiner Vertilgungskrieg ist gegen die natürlichen Herren des Landes eröffnet. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. Man ist einander zu unbequem, und haßt sich. Es ist beinahe unmöglich, daß eine europäische Kolonie mit den Eingebornen lange im friedlichen Verkehr verbleiben sollte. Aber nun gar eine Kolonie von Verbrechern! Es kam daher bald zu Reibungen und endlich zum offenbaren Kriege. Die Eingebornen sind gegen die Kolonisten äußerst aufgebracht und ermorden dieselben, wo sie können. Die weißen Kolonisten befinden sich dagegen zu wohl, als daß sie gutwillig weichen sollten. Die Einwanderung nimmt vielmehr mit reißender Schnelligkeit zu, da viele, die nach dem Schwanenflusse gehen wollten, hier gar eine bequeme Unterkunft finden. Der Gouverneur ist daher im offnen Kriege mit den Eingebornen begriffen, und die Ansiedler haben unterm 1. Jänner 1831 den Gouverneur gebeten: daß er in dem Ausrottungsplane gegen die Eingebornen fortfahren möge. Man hat daher beschlossen, die Eingebornen zu umringen und sämtlich gefangen zu nehmen. Förmliche Kordone sind nun gegen sie gezogen. Man versprach zwar, die eingebornen Gefangenen mit der größten Menschlichkeit zu behandeln, allein wir glauben, ihr Loos ist entschieden. Wehe den armen Naturvölkern, welche das Unglück haben von Weißen entdeckt zu werden!

Die Deportirten werden auf Vandiemensland ganz

auf dieselbe Weise behandelt, wie wir sie in Neu-Südwales beschrieben haben, nur ist die Anzahl derer, welche sich bessern, bei weitem geringer aus leicht begreiflichen Gründen; daher bleibt alles, was man von ihrer Besserung sagt, mehr ein frommer Wunsch und folgendes Gemälde paßt ganz auf den Gegenstand, den es malt. „Die meisten von ihnen sind jämmerliche Taugenichtse, Lügner, Betrieger, Schwärmer, Trunkenbolde, trotz dem, daß es ihnen hier so leicht würde tugendhaft und glücklich zu sein. Dürftige sieht man in der ganzen Kolonie nicht, auch nicht jene blassen kummervollen Gesichter, die man in den großen Städten Europa's überall sieht. Man kennt kein Elend, außer dem, welches Müßiggang und Ausschweifung erzeugt. Die schwarze Bevölkerung ist nicht zahlreich und gegen die Wohlthaten der Civilisation gänzlich verstockt. Ihre Dumpfsinnigkeit geht so weit, daß sie sich weigern, in einem Lande, wo die milde Temperatur Kleider entbehrlich macht, die Glieder in wollene Gewänder einzukerkern, die man ihnen als Tauschmittel für ihre Freiheit anbietet, und daß sie ihre Unabhängigkeit der Arbeit und Knechtschaft vorziehen. Die Weißen mit Recht aufgebracht über diese Thorheit, suchen den Schwarzen ihre Überzeugung beizubringen, indem sie den Lauf ihrer Flinten auf sie richten, und die Schwarzen erwiedern diesen triftigen Beweisgrund, indem sie die Weißen mit ihren Lanzen durchbohren. Diese lebhafte Unterhaltung wird eine der zwei Farben von der Erde vertilgen. Was man in England von der Besserung der Deportirten sagt, ist mehr ein frommer Wunsch. Sie sind auch eben so sittenlos und faul, als es die Taschenkünstler und Landstreicher der vereinten Königreiche nur immer sein können. Wenn die Gerichte hier weniger als anderswo zu thun haben, so ist dieses theils der weniger starken Versuchung zum Verbrechen, theils der Wachsamkeit und Strenge der Polizei zuzuschreiben. Um alles kurz zu fassen: wer um angenehm zu leben, keiner großen glänzenden Welt bedarf, in der Wahl seiner Bekanntschaften nicht zu delikat ist, dem wird es in Vandiemensland wohlgefallen. Es ist das gelobte Land für Landwirthe und Künstler, wie für jeden, der gerne arbeitet."

Diese arbeitende Klasse, hauptsächlich der freien Einwanderer, ist der respektabelste Theil der Kolonie; um ihn zu vermehren und zu vergrößern, hat die Regierung dieser Kolonie den Offizieren der indischen Kompagnie, welche sich um ihre, in Indien angegriffene Gesundheit herzustellen, häufig nach dem ihnen näher liegenden Vandiemensland begeben, Lände-

reien bewilligt, unter der Bedingung, daß sie innerhalb zwei Jahren davon Besitz ergreifen, wenigstens fünf Gulden auf den Morgen Landes verwenden, falls sie sich daselbst aufhalten, oder das Doppelte, falls sie sich nicht daselbst aufhalten. Dadurch hat denn die Kolonie viele ehrenhafte und wohlhabende Ansiedler gewonnen. Der Wohlstand dieser schönen Kolonie ist aber auch erstaunlich, und die folgenden statistischen Notizen geben von der Blüte Tasmaniens keine geringe Meinung. „Am 1. Jänner, berichtet der Hobarttown-Almanach von 1829, belief sich die Bevölkerung auf 20000 Seelen, die 600 Eingebornen der Wälder ungerechnet. Unter jenen 20000 zählte man 12000 Erwachsene männlichen, 4800 Erwachsene weiblichen Geschlechts nebst 3200 Kindern unter 10 Jahren. Die Hauptstadt Hobarttown hatte damals 5700 Einw., nach neuesten Berichten bereits über 10000. Die Zahl der Ehen belief sich 1828 auf 180, die der Sterbefälle auf 300, und die Geburten auf 650. 1500 Personen langten auf der Insel an. Die Territorialausdehnung des Landes beträgt 23437½ engl. Quadr. Meilen oder 15,000000 Morgen, von denen 6,300000 Weideland und 1,5000000 Ackergründe vorhanden sind; der Rest besteht in steinigen und waldigen Hügeln. Vertheilt waren 1,121548 Morgen, von denen 30150 urbar gemacht waren, 22950 werden mit Gerste, Haber, Erbsen, Bohnen, hauptsächlich aber mit Weizen besäet; 3200 aber werden mit Kartoffeln, Steckrüben, Platterbsen, und 4000 mit englischen Futterkräutern bepflanzt. Hausthiere gab es damals 2100 Pferde, 70000 Rinder, 500000 Schafe, 2000 Ziegen, 10000 Schweine, 20000 Hühner. Das Einkommen der Regierung betrug 40000 Pf. Sterl., wovon die Hälfte leider aus der Abgabe von geistigen Getränken floß. Die Ausgabe der Regierung betrug 120000 Pf., denn die Verbrecherkolonien sind sehr theuer. Seit 1820 als die englische Regierung eine eigene Kommission abgesendet hatte, um sich von dem Zustande der Kolonie zu unterrichten, hat sich Bevölkerung und Wohlstand derselben vervierfacht." Die Sitten auf Vandiemensland sind strenger als in Neu-Südwales; Wettrennen und Theater sind verboten. Auf die Gebräuche der Religion und die Sonntagfeier wird streng gehalten. Andere Vergnügungen, als Assembleen, Konzerte, Bälle u. dgl. entschädigen leicht für das Versagte. Landeigenthum wird freien Ansiedlern unter den allerleichtesten Bedingungen gewährt, und der Erwerber darf nur ausweisen, daß er das Erworbene mit Erfolg anzubauen im Stande ist, so wer-

den ihm nach dieser Proportion 320 bis 2560 Acres verliehen. Der Boden ist größtentheils von der besten Beschaffenheit und trotz dem, daß die Landwirthschaft noch nicht so raffinirt ist, wie in England, sieht man doch überall das Land mit herrlichen Äckern und Wiesen und geschmackvollen Landhäusern prangen.

Sträflinge, deren Strafzeit verflossen ist, verdingen sich als Knechte und Arbeiter gegen einen Lohn von 50 Pf. Sterl. Auch Gefangene, die sich gut betragen, erhalten Erlaubnißscheine unter ähnlichen Bedingungen in Dienste zu treten. Sobald sie einem Brotherrn zugewiesen werden, erhalten sie auf Kosten des Brotherrn einen vollständigen Anzug von Wäsche und Schuhen, wöchentlich muß ihnen gereicht werden 10½ Pf. Fleisch, eben so viel Mehl, 7 Unzen Zucker u. s. w. Als Bettzeug erhalten sie wollene Matratzen, zwei Leintücher und eine wollene Decke, die alle drei Jahre erneut werden müssen. Die Industrie der Ansiedler wird noch manchen neuen Zuwachs erhalten; so hat man gefunden, daß die Rebe außerordentlich gedeiht und treffliche Weinlesen gibt. Ebenso fand man, daß die gemeine Malve, die überall im Überflusse wächst, ein so treffliches Blau liefert, wie der beste Indigo, und so ist es jeder Tag, der neuen Segen über die glücklichen Bewohner dieser Insel bringt.

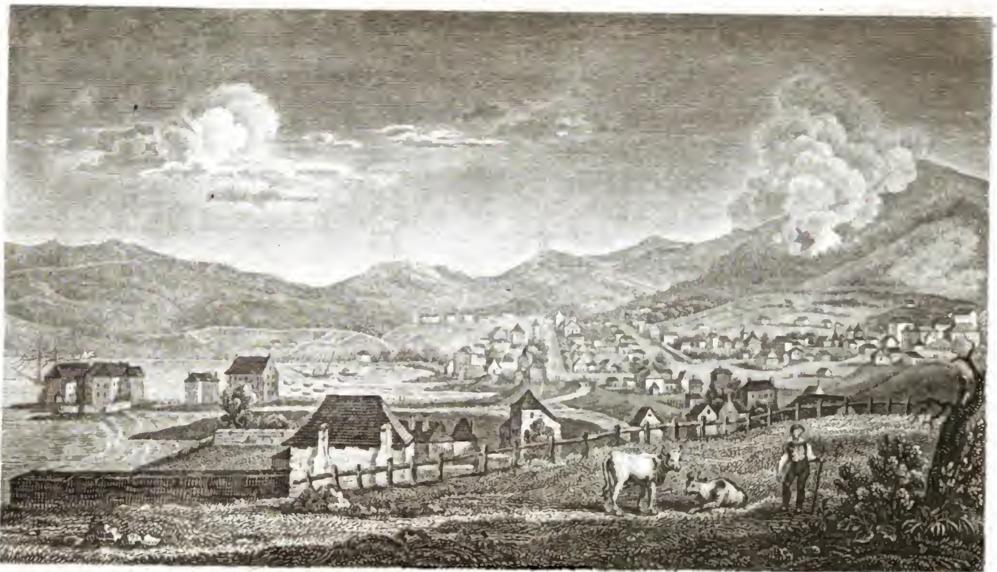
Bei so großem Segen des Landes konnte es nicht fehlen, daß sich nicht Kunst und Handel schnell belebten. Es werden bereits sehr bedeutende Quantitäten Wolle, Weizen, Felle und andere Landesprodukte ausgeführt. Natürlich vermehrt der Handel und Verkehr den Wohlstand; mit dem Wohlstand entwickelt sich auch die Geisteskultur, und wo Britten sind, bleiben auch die Associationen nicht aus. Daher hat sich auch hier schon eine Ackerbaugesellschaft gebildet. Es wurde ihr ein Distrikt von 250000 Morgen Landes angewiesen. Sie hat bereits die prächtigsten Merinos eingeführt, Ländereien urbar gemacht, Musterwirthschaften angelegt, und glücklich die Zeit überwunden, in welcher sie ihre Kapitalien ohne Zinsen zusetzen mußte. Letztere fließen bereits reichlich und in zunehmendem Grade. Aber auch der Anbau des Geistes wird in einer brittischen Kolonie nicht vergessen. Es sind bereits Schriftsteller aufgetreten und Pressen in Thätigkeit. Schon 1825 erschien in der Kolonie der Tasmansche Almanach, eben so erschien der Hobarttown-Almanach einige Jahre später, ein kleines mit schönen Kupfern verziertes Buch, dessen sich die australischen Pressen keineswegs zu schämen haben. Luft und Zeitung stehen unter den Bedürfnissen der Britten in gleichem Range; Zeitschriften dürfen also nicht

fehlen, und die Tasmanian-Gazette nebst dem Launcestownadvertiser kommen diesem Bedürfnisse gebildeter Menschen entgegen.

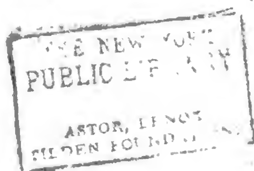
Hier, wie in Neu-Südwales, bekennen sich der größte Theil der Bewohner zur englischen Kirche; indessen vertragen sich die buntesten Religionsmeinungen neben einander, und religiöse Intoleranz kennt man nirgends, wo brittische Flagge weht.

Vor der Hand ist Vandiemensland oder Tasmanien in die zwei Grafschaften: Buckingham und Cornwall und drei Distrikte abgetheilt.

Der Distrikt Buckingham an der Südseite der Insel an und um den Derwentfluß ist der bevölkertste und blühendste. Die Hauptstadt ist Hobarttown 43° 9′ südl. Br. und 164° 53′ östl. L. Sie zählt bereits gegen 10000 Einw., ist schön gebaut am Ostufer des Derwent. Sie wurde 1805 gegründet. Die Städte, welche unser Zeitalter der Nachwelt hinterläßt, werden den Stempel der Bildung auf dieselbe verpflanzen. Ganz anders als die Städte des Alterthums oder Mittelalters, welche durch ihre unregelmäßige Gestalt, engen und krummen Straßen einer durch Zufall hingeworfenen Steinmasse gleichen, zeichnen sich die neuen Kolonialstädte durch geräumige, breite, rechtwinklig sich durchschneidende Straßen, schöne viereckige Marktplätze und geschmackvolle Regelmäßigkeit aus. Dies gilt auch von Hobarttown. Die Stadt enthält bereits bei 1000 gut gebaute Häuser, unter denen die nöthigen öffentlichen Gebäude, Rathhaus, Kirche, Gefängnisse, Kasernen, Barraken für Deportirte, Hospitäler u. s. w. sich befinden. Das bunte Gewimmel einer Seestadt zeigt sich auch hier, Schulen und Druckereien nebst einer Bank sind die Zeichen eines gebildeten Volks. Handwerker und Künstler finden bereits für ihre Talente Spielraum und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse reichen Erwerb. Hobarttown sendet bereits Schiffe auf Wallfischfang aus; eine Batterie auf Mulgravesspitze vertheidigt den Hafen, einen der besten der Welt, der so ziemlich alle Flotten Europa's fassen kann. Große Magazine sind bereits für den Welthandel angelegt und auf dem Nelsonsberge signalisirt ein Telegraph. Zu diesem Vortheile kommt noch die Annehmlichkeit der Lage. Die Lage der Stadt ist imposant. Wenig Meilen hinter ihr erhebt sich der Wellingtonberg, der höchste der Insel, 3964′ hoch, ein während der Hälfte des Jahres



Hobart_Town.


NEW
PUBLIC
ASTOR,

mit Schnee bedeckter Tafelberg. Die Umgegend ist nicht nur romantisch schön, sondern auch außerordentlich fruchtbar und reich an allen Produkten der Insel. Ein durch die Stadt gehender kleiner Fluß treibt vier Wassermühlen. In der Nähe von Hobarttown liegt das angenehme Dorf Newtown, und rings umher um die Stadt gegen 50 mit Landhäusern oder Meierhöfen gezierte Niederlassungen. Alles dieses zusammen gewährt ein schönes, lebendiges Gemälde des Wohlstandes und des Gedeihens. Allenthalben ist Lebensfülle, und der Mensch, dessen Inneres gesund ist, hat von außen eine Störung seiner Zufriedenheit nicht leicht zu fürchten. Man muß gestehen, daß Englands Bewohner besonders glücklich sind dadurch, daß es jedem Familienvater, den die Sorgen des Lebens drücken, nur einen Entschluß kostet, um aus drückender Mittelmäßigkeit sich in der großen Zahl der aufblühenden Kolonien in einen behaglichen Wohlstand zu versetzen. Ein kleines Kapital, welches ihn in seiner Heimat den Sorgen preisgibt, verbunden mit Umsicht und Fleiß, sichern ihm allenthalben, wo seine Flagge weht, für sich und seine Nachkommen Überfluß und steigenden Wohlstand. Das einzige Mißbehagen in dieser Kolonie ist der Anblick jener zweifelhaften Charaktere, welche da nothwendig gefunden werden müssen, wo das ganze Land ein Zuchthaus ist. Die Verbrecher in ihren gelben Kleidungen verrichten alle öffentlichen Arbeiten, bauen Straßen, arbeiten im Hafen, werden jedoch bei starken Vergehen auf die Westseite der Insel transportirt, wo sie in Ketten von Tagesanbruch bis zur Nacht Fichtenholz fällen und sägen müssen, welches nach Hobarttown verschifft und zum Bauen gebraucht wird. Man findet jedoch in der Stadt auch gute Gesellschaft und vermißt nicht leicht eine Bequemlichkeit, ohne welche der Engländer auf keinem Punkte der Erde sich glücklich fühlen würde.

Die zahlreichen, mitunter aus vielen Gehöften bestehenden Dörfer führen gewöhnlich Namen aus der Heimat. Am Kohlenflusse haben sich auch zahlreiche Niederlassungen gebildet. Es liegt hier die Stadt Sorell am Coal, 1821 angelegt, und bereits zu ziemlicher Wohlhabenheit gelangt; 1824 wurde die neue Stadt Richmond gegründet, welche schnell zunimmt, da sie in einer außerordentlich fruchtbaren Gegend gebaut ist, die Küste aber sich eben so gut zur Fischerei, wie zum Handel eignet. — Staffa, Culpa, Harrington, Glocester u. s. w. liegen in den Distrikten: der Jerusalems-, Clarence-, Fourteen und Macquarieplains. Die Haupt-

straße von Hobartstown nach Launcestown führt durch die Yorksebenen u. s. w. Die Küsten der Provinz Buckingham sind sehr reich an Baien und Häfen, die ausgezackte Form, welche an die Scheeren der norwegischen Küste erinnert, enthält eine Menge Baien und bildet viele Vorgebirge, deren südlichstes Tasmanshead genannt wird.

Auf der nördlichen Küste Tasmaniens liegt die zweite kultivirte Abtheilung der Insel, und hängt mit der südlichen Kolonie Buckingham durch eine mitten durch die Insel führende Straße zusammen. Hauptstadt ist hier Georgetown, 41° 8′ südl. Br. und 164° 5′ östl. L. Diese Stadt liegt im Dalrymplehafen an der Yorksbucht und der westlichen Mündung des Tasmanflusses. Sie wurde 1819 angelegt, hat einen vortrefflichen Hafen und hebt sich ebenfalls schnell. Sie hat bereits Kirchen, Schulen, ein Hospital, Kasernen und alle jene öffentlichen Gebäude, welche der Provinzialhauptstadt einer Kolonie nie fehlen. Die Umgebungen sind jedoch weniger fruchtbar, als dieses bei Hobarttown der Fall ist.

Am Zusammenflusse des North- und Southesk, die hier den Namen Thamar annehmen, am Fuße einer fruchtbaren Anhöhe, liegt die Stadt Launcestown. Sie hebt sich etwas langsamer, da sie durch Verlegung der früher hier residirenden Regierung nach Brighton viel verloren hat; indessen sich doch mit der Zeit heben muß, da sie an einem guten Hafen in reicher Umgebung liegt.

Die Stadt Brighton ist gegenwärtig seit 1825 der Mittelpunkt der Regierung, die seit eben diesem Jahre unabhängig von der Regierung in Neu-Südwales ist und unter einem eigenen Gouverneur steht. Norfolkplains und das Dorf Perth, wie Campbelltown sind in Aufnahme begriffen. Die Nordküste der Grafschaft ist nicht so hafenreich, wie die der Grafschaft Buckingham.

Die Ost- und Westküsten von Tasmanien sind noch nicht kolonisirt; sie sind von mehren Seefahrern, wie d'Entrecasteaux, Flinders, Baudin u. s. w. untersucht und die einzelnen Baien, Vorgebirge und Spitzen mit einer Menge Namen belegt worden. Die Zukunft muß lehren, ob sie dieselben behalten, und auch ob diese mitunter abenteuerlich und hartklingenden Namen in der Geographie einen Platz zu finden würdig werden.

Unter allen Völkern der Erde gibt es wol keines, welches weniger Gefühl für die Harmonie der Sprache hätte, als die

Engländer und Holländer. Gräßlich krachen die abscheulichen Namen mit ihren unästhetischen Bedeutungen, womit sie die Völkerkunde nach und nach verunreinigen werden, wie die Naturforscher die Mineralogie und Botanik verunreinigt haben. Sogar die Sternbilder des Südens werden mit solchen Ekelnamen: wie Kohlensäcke u. dgl. belegt. Vollends lächerlich aber ist es, wenn sie von der ganzen Erde die abenteuerlichsten, märchenhaftesten und übelklingendsten Namen für ihre neuen Niederlassungen zusammensuchen. Erinnerungen an die Heimat, an verdienstvolle Forscher ließen sich ja doch wol an angenehmere Erinnerungen knüpfen, als gerade an diejenigen, die zufälligerweise nicht die beste Eigenschaft sind. Kann unter andern etwas garstiger klingen als: Präservationsinsel, D'Entrecasteauxspitze, Enosketih, Campbelltown, Hobarttown u. s. w. Ein Macquariefluß erinnert immer an quackende Frösche. Aber wie komisch wird nicht die ganze Geographie in Verwirrung gebracht, wenn man auf Vandiemensland oder Neu-Südwales eine Seestadt Englands mitten im Binnenlande oder am Konstitutionshügel Bagdad gebaut findet. So auch der Mißbrauch biblischer Namen. Um nach Jericho zu kommen, passirt man Jerusalem, ein schönes Waidrevier, gelangt sodann nach Richmond, tiefer übersetzt man den Nil, gelangt zur Stadt Hamilton unmittelbar nach Abyssinien, dann über den Clyde zu dem großen und reißenden Styx. Die Themse ist hier ein kleiner Bach, und wie muß der Fremde nicht erstaunen, wenn er sich plötzlich in der Grafschaft Cornwall und dann gar in Siebenbürgen befindet, wo gleich daneben in den Ebenen von Norfolk die Ruinen der alten Stadt York liegen, welche im Jahre Christi 1804 gegründet wurde. So tragen denn ganze Völker wie einzelne ihre Schellenkappen. — Mit ein paar Worten gedenken wir noch der Inseln der Baßstraße. Es sind die Furneauxgruppe von Furneaux 1763 entdeckt. Sie besteht aus 3 größern und mehren kleinern Inseln, welche des Robbenfanges wegen besucht werden. Unter 40° 26 südl. Br. liegt die Cap-Barreninsel, auf welcher sich ein hoher Pik erhebt. Die Insel Clarke durch die Banksstraße von Vandiemensinsel getrennt. Südlicher liegen die Passageinseln. Die Batterieinsel in der Nähe der Banksinsel wird so genannt von vier kanonenähnlichen Felsen. Alle diese Inseln bilden nebst der Insel Babel die Furneauxgruppe. 30° 29′ südl. Br.

und 164° 56′ 45″ östl. L. liegt die Kentsgruppe; weiter hin die Hognislandsgruppe. Schon außerhalb der Baßstraße liegen die Neujahrsinseln und endlich die Insel King, in neuester Zeit kolonisirt. Vom Schicksal der Kolonien selbst ist uns bis jetzt nichts bekannt, obwol an ihrem Gedeihen kein Zweifel sein kann. Diese Insel beherrscht den westlichen Eingang zur Baßstraße und liegt unter 39° 49′ 30″ südl. Br. und 162° 7′ 2″ östl. L. Alle diese Inseln sind mehr oder weniger mit Waldung, von Neu-Holland-Wild, Robben und Seeelephanten besetzt. Sie bilden zusammen einen großen ziemlich gefahrvollen Archipel in der Baßstraße, und werden ohne Zweifel mit der Zeit, wenn die zwei Kolonien, die sie zur Rechten und Linken haben, noch besser emporkommen, ihre dermaligen Bewohner mit vernünftigen Wesen vertauschen.

Eine Insel von ziemlichem Umfang ist auch die Känguruhinsel, 1802 von Flinders entdeckt; allein bei der Entdeckung selbst fand man sie schon bevölkert, und zwar durch entflohene Verbrecher aus Neu-Südwales, welche hier mit Robbenfang sich nährten und Thran und Robbenfelle an Seefahrer gegen andere Bedürfnisse vertauschten. Ihr größter Mangel besteht im Mangel an Weibern, an welchen in diesen Kolonien überhaupt ein für ihre Aufnahme sehr nachtheiliger Mangel herrscht. Auch auf Vandiemensland ist dieser Mangel äußerst fühlbar, da die Engländer zu wenig von dem liederlichen Weibsgesindel Londons, vermuthlich des eigenen Bedarfs wegen, an Australien abgeben.

Mit großen Hoffnungen wurden noch im Norden von Neu-Holland von Sydney aus, Kolonien in Werthernport und auf der Insel Melville gegründet. Die letztere scheint jedoch den Erwartungen keineswegs entsprochen zu haben. Man glaubte, es würde sich hier plötzlich ein lebhafter Verkehr mit China und der malayischen Halbinsel eröffnen und aller Handel von Sincapore sich hieher ziehen, indem jährlich die Malayen und Chinesen in diesen Gewässern dem Fange des Trepang, eines der leckersten Fische für chinesische Schmecker, beschäftigen. Der Erfolg hat alle diese Hoffnungen getäuscht. Die malayischen Schiffe haben sich dem ihnen geöffneten Hafen nicht genähert, und die Eingebornen am Meerbusen von Carpentaria sind wo möglich noch wilder als in Südaustralien. Sie haben ihr Land gegen die fremden Eindringlinge wacker vertheidigt und den punischen Freundschaftsversicherungen so wenig ge-

traut, daß diese Herrn Zwölfpfünder nur etwa 6 Stunden weit in der Insel vordringen konnten und zuletzt genöthigt waren, die Insel Melville wieder zu verlassen.

Dieses sind diejenigen Niederlassungen auf Neu-Holland, welche ihr Dasein und Gedeihen vorzüglich oder vielmehr ganz allein der Transportirung der Verbrecher zu verdanken haben. Auf diese Art wird das unwirthbare Sibirien bevölkert, so sind mehre Staaten Nordamerika's entstanden und auf diese Weise entstehen auch in Australien neue Staaten. Übrigens sind diese Kolonien etwas theuer. Die Kosten der Transportation, die Unterhaltung des Militärs, die Verpflegung der Gefangenen nehmen noch immer bei weitem größere Summen in Anspruch, als der Ertrag der Kolonien beträgt. Trotz dem sind diese Kolonien für das Mutterland außerordentlich vortheilhaft. Außer jenen Handelsvortheilen, welche aus dem Verkehr mit fernen Ländern entspringen, entledigt sich das Mutterland auch einer Menge von Individuen, die dem Staate höchst verderblich sind; und sowol zu hängen, als in Gefängnissen zu unterhalten beinahe die Kräfte des Staats erschöpfen würden. Die Kosten der Überführung betragen unendlich weniger, als die Unterhaltung der Gefangenen in England. Ein Gefangener auf den Gefangnenschiffen kommt in England jährlich auf 285 fl. C. M. zu stehen, in Zuchthäusern auf 325, in neuen Gefängnissen und Arbeithäusern auf 384. Dagegen betragen die Kosten für einen Verbrecher nach Neu-Südwales nur 200 Gulden, und die Sache ist so ziemlich auf einmal abgethan. Von 1788 bis zum Dezember 1821 wurden, wie der Kolonialbericht ausweist, 33155 Verbrecher transportirt. Sämtliche Kosten für ihre Überführung, Erhaltung, für die Marine- und Militärverwaltung der Kolonie beliefen sich auf 5,301023 Pf. St. 16 Sch. 6 P.; nach dem allergenauesten Plane würde die Unterhaltung dieser Verbrecher England allein 7,943221 Pf. St. gekostet haben; etwa 40 Gefängnisse wären zu ihrer Aufbewahrung erforderlich gewesen, welche Gefängnisse wenigstens 9,000000 Pf. St. gekostet haben würden. Rechnet man dazu, daß von den 33000 Verbrechern nur der zehnte Theil sich in ehrbare Bürger verwandelt haben, welche eine neue Welt begründen, und daß die übrigen unverbesserlichen wenigstens dadurch dem Staate unendlich nützlich wurden, daß sie das Land für friedliche arbeitsame Bürger zubereiteten; so kann man nicht umhin dieser Art, Verbrecher zu behandeln, den vollsten Beifall zu geben. Zudem macht Liederlichkeit und Arbeitscheu wol die

meisten Verbrecher, und für die Müßiggänger ist weder Stock noch Galgen eine so harte Strafe, weil er dabei leidend sein kann, als Arbeit, weil er dabei thätig sein muß. Das Einzige, was diese Behandlung der Verbrecher zu wünschen übrig läßt und von denen, welche Erfahrung in diesem Fache haben, gewünscht wird, ist, daß die Verbrecher minder gut genährt, strenger beaufsichtigt und schärfer zur Arbeit angehalten würden, damit eine Verurtheilung nach Neu-Südwales weniger wünschenswerth erscheine.

Die Regierung dieser Kolonien wird folgendermaßen geführt: Neu-Südwales und Vandiemensland stehen unter der Verwaltung eines Generalgouverneurs, der in Neu-Südwales residirt. Jeder Kolonie ist ein Vizegouverneur vorgesetzt und der in Vandiemensland ist seit 1825 von Neu-Südwales unabhängig. Neben jedem Gouverneur steht noch ein vollziehender Rath, wiewol der Gouverneur auf eigne Verantwortung handeln kann. Die Abgabe, die er ausschreibt, die Gesetze, welche er gibt, müssen vom Oberrichter dem englischen Rechte gemäß befunden werden. Seit 1829 hat Neu-Südwales eine eigne Konstitution erhalten, welche dem gesetzgebenden Rathe eine dem Gouverneur ähnliche Gewalt verleiht, und dem gemäß ein Kolonialparlament in bester Form vorbereitet ist. So führt Britannien mit gewiß sehr kluger Politik ihre Kolonien selbst dahin, und zwar nach der jedesmaligen Empfänglichkeit, wohin sie am Ende doch gelangen müssen; was denn zur Folge hat, daß, wenn diese Kolonien sich unabhängig machen, weder für diese, noch das Mutterland jene nachtheiligen Folgen entspringen, welche wir aus den spanischen Kolonialverhältnissen leider entstehen sahen. Aus jeder englischen Kolonie bildet sich nach und nach ein England, wie einst Griechenland überall war, wo sich griechische Ansiedler zeigten. In Neu-Südwales sind auch die Geschwornengerichte eingeführt, wiewol nur dann bei Civilsachen, wenn beide Theile es verlangen. Jede Kolonie hat einen Anwald, einen Generalprokurator, von denen einer bei den vierteljährigen Sitzungen in den einzelnen Provinzen den Vorsitz führt. Die Beschlüsse der Jury müssen einstimmig sein; da jedoch die englischen Gesetze noch überall gelten und nach diesen gerichtet werden muß, so haben sich auch die Mißbräuche derselben eingeschlichen, welche die Taschen der Advokaten füllen, die Parteien zu Grunde richten und die schlauen Schuldigen von der Strafe befreien. So sah man, daß ein Mörder, der

seinem Kameraden mit der Axt den Kopf gespalten hatte, frei wurde, weil er sich auswies, daß er ihn nicht mit der Schneide, sondern mit dem Hintertheil der Axt getödtet habe. Ein Schafdieb wurde freigesprochen, weil das Gestohlne eigentlich noch kein Schaf, sondern nur ein ausgewachsenes Lamm gewesen sei. Solche lächerliche Mißbräuche sind freilich sehr ernste Gebrechen, und eine Gesetzgebung, welcher sich der Schuldige entziehen kann, ist immer ein entsetzliches Übel, welches früher oder später die Auflösung der Gesellschaft nach sich zieht. Am sichersten ist der Staat, wo jeder Staatsbürger überzeugt ist, daß ihn die Ahndung des Gesetzes sogleich und unausweichlich nach der Übertretung desselben trifft.

1824 begründete sich in Port Stephens eine australische Ackerbaugesellschaft. Eine Million Acres Landes sind ihr zur Verfügung gestellt, eine Menge neuer Industriezweige sind bereits durch sie im Gange, so wie sie ebenfalls viele günstig beantwortete Fragen an den Boden gestellt hat.

Erwähnt muß hier auch noch werden: die Norfolksinsel zwischen Neu-Seeland und Neu-Südwales unter 29° 2′ 30″ südl. Br. und 185° 45′ Länge. Sie wurde 1774 von Cook entdeckt, hat $3\frac{1}{2}$ Meilen Umfang und bildet ein längliches Viereck, das jedoch weder einen guten Hafen noch eine sichere Bai hat. Die Insel ist hoch, der Boden fett, denn das Eiland ist vulkanisch. Hier ist unter andern die Norfolkstanne zu Hause, eine Gattung des *Cuniferus columnaris*, die bis 200′ hoch werden soll und 90′ hoch ohne Zweige ist; ein köstliches Bauholz, von dem auch noch mehre Arten vorhanden sind. Außer diesem ist das Land reich an allerlei Gewächsen, Aloe, prachtvolles Zuckerrohr, Pfeffer, Farrenkraut, Meerfenchel, Sauerampfer, nebst andern antiskorbutischen Kräutern finden sich in Menge. Das Meer wimmelt von Fischen, Kalk ist in Überfluß vorhanden, und außer einem guten Hafen so ziemlich alles, was zum Leben gehört. 1788 wurde hier eine Kolonie von Verbrechern gestiftet, die schon bis 100 Einw. zählte, 1811 aber der schwierigen Verbindung mit Neu-Südwales wegen wieder einging. Man besucht die Insel jetzt nur noch, um Bauholz oder Kalk zu holen. Südöstlich von Norfolk liegt Nepean, und im Süden ebenfalls von Norfolk die Philippsinsel. Sie haben dieselben Produkte wie Norfolk, und auf der letztern gibt es Schweine uud Rindvieh, das hier ausgesetzt wurde und sich stark vermehrt hat.

Die Insel Howe unter 31° 36′ südl. Br. und 176° 29′

ist eine kleine halbmondförmige Insel, mit Waldung bedeckt, aber nur von Vögeln bewohnt; westlich liegt die kleine Insel Blakburne und südlich von dieser Ballspyramide, ein nackter spitzer Felsen. Nördlich von Howe unter 28° 10′ südl. Br. liegt Middletonsinsel und 50′ südlicher die Middletonsuntiefe, eine große Sandbank. Die Insel ist sehr schön bewaldet. Andere Inselgruppen wurden im Jahr 1825 unter 23° 29′ südl. Br. und 169° östl. L. von Kapitän Salmon aufgefunden. Es sind niedrige Inseln von gefährlichen Riffen umgeben, die sich in langen Reihen hin erstrecken, wie denn überhaupt diese Meere zwischen Neu-Holland und Neu-Caledonien in ihrer nordwestlichen Richtung bis zum Äquator hin ganz bedeckt mit Inseln, Untiefen und Klippen sind.

Die Kolonie am Schwanenflusse.

Die starke Bevölkerung Großbritanniens macht es unumgänglich nothwendig, für diese Abflußkanäle zu eröffnen. Bildung von Kolonien ist hier wol das natürlichste und sicherste Mittel dem drohenden Übel der Übervölkerung abzuhelfen. Aus dieser Ursache sandte im Jahre 1827 die englische Regierung den Kapitän Stirling nach West-Neu-Holland ab, um daselbst die Küste zu untersuchen und wo möglich einen bequemen Platz zu einer Niederlassung auszuersehen. Am 2. Mai 1827 kam er am Kap Leuwin an. Von diesem südwestlichsten Punkte Neu-Hollands untersuchte er die Küste bis zum Schwanenflusse, warf vor der Mündung desselben Anker und schickte verschiedene Streifparteien aus, um das Land zu untersuchen, nachdem er in Booten den Schwanenfluß so weit als möglich hinaufgeschifft war. Man fand das Land fruchtbar, höchst romantisch, und als man die Spitze der ersten Gebirgsreihe erstiegen hatte, erblickte man eine unübersehbare Ebene vor sich. Die Eingebornen zeigten sich nicht wild und widerstrebend, und an Wild war großer Überfluß. Das Klima fanden sie äußerst angenehm; die wechselnden Land- und Seewinde temperiren die Hitze, welche die geographische Breite mit sich bringt; der grün bekleidete Boden, die unendlich mannigfaltigen Grasarten, Kräuter, Gestripp und Bäume bewiesen, daß es dem Lande nicht an Boden, Wärme und Feuchtigkeit gebreche. Der Boden besteht vom Kap Leuwin bis zum Naturalistenkap, der Südspitze der Geographenbai, aus einer mäßig hohen Bergreihe, deren Grundlager aus feinem Granit bestehend, welcher in Gneis- und Schieferüberlagen aufschießt. Über diesen

liegt eine Schichte von Sandstein und darüber eine horizontale Kalksteinlage, die oft bis 200′ mächtig ist. Unter dem Kalkstein haben sich in dem Sandsteine Grotten gebildet, von denen sich einige durch Umfang und Form, andere durch Inkrustationen auszeichnen.

Von der Geographenbai bis nördlich vom Schwanenflusse besteht die ganze Küstenlinie aus einer Kalkkette von ungefähr 600′ Höhe, hinter dieser Kette erstreckt sich eine breite unabsehbare Ebene bis zum Georgssund hinab, welche gegen Osten durch die Darlingskette begrenzt ist. Sie zeigt bis 3000′ hohe Spitzen. Das Land ist reich an Kohlenminen, wohlbewässert, voll Quellen und Flüsse. Der Wasserreichthum ist hier bei weitem größer als auf der Ostseite. Die Geographenbai hat gute Ankerplätze, darunter zwei Häfen, Fausse und Leschenault. Der beste Ankerplatz an der ganzen Küste ist hinter der Insel Buache im Cokburnsund, einer der besten Häfen der Erde. Nicht so gut ist der beim Schwanenflusse, da eine Klippenbank hindert große Schiffe einzubringen, obwol der Hafen einer der besten der Welt wäre. Indessen kann durch einen Kanal, welcher den schmalen 480 Ellen breiten Isthmus durchbricht, eine Einfahrt leicht bewerkstelligt werden. Übrigens fand man, daß die Westküste von Neu-Südwales noch folgende Vorzüge habe: einen bessern Boden, leichtere Ansiedlung, weil das Land von Waldung freier, eine bessere Bewässerung, welche die Ostseite entbehrt, und einen offnen Verkehr nach allen Welttheilen. In Bezug auf die Produkte gilt alles, was von Neu-Holland im Allgemeinen gilt. Hier ist auch der schwarze Schwan heimisch und zahlreich, das Klima äußerst gesund, daher auch die Einwohner stark und gesund sind, wenigstens eben so wie auf der Ostseite. Die See ist unendlich reich an Fischen und die vorliegende Insel Buache scheint die Natur selbst für eine Fischerstadt vorbereitet zu haben.

Nachdem der Bericht so gut ausgefallen war, so wurde auch die Kolonie beschlossen: sie sollte aber nicht aus Verbrechern, sondern aus ehrbaren freien Auswanderern bestehen; gewiß ein großer Vorzug vor Neu-Südwales, obwol eben dadurch, daß rüstige gezwungene Arbeiter fehlen, die Sache etwas langsamer vor sich gehen dürfte. Indessen war die Regierung nicht gesonnen für diese neue Kolonie andere Auslagen zu machen, als daß sie den Ansiedlern Ländereien gab, die sie von den Eingebornen Neu-Hollands wahrscheinlich gekauft haben wird. Für jedes 3 Pf. Sterl., welche der Kolonist als sein

ist eine kleine halbmondförmige Insel, mit Waldung bedeckt, aber nur von Vögeln bewohnt; westlich liegt die kleine Insel Blakburne und südlich von dieser Ballspyramide, ein nackter spitzer Felsen. Nördlich von Howe unter 28° 10′ südl. Br. liegt Middletonsinsel und 50′ südlicher die Middletonsuntiefe, eine große Sandbank. Die Insel ist sehr schön bewaldet. Andere Inselgruppen wurden im Jahr 1825 unter 23° 29′ südl. Br. und 169° östl. L. von Kapitän Salmon aufgefunden. Es sind niedrige Inseln von gefährlichen Riffen umgeben, die sich in langen Reihen hin erstrecken, wie denn überhaupt diese Meere zwischen Neu-Holland und Neu-Caledonien in ihrer nordwestlichen Richtung bis zum Äquator hin ganz bedeckt mit Inseln, Untiefen und Klippen sind.

Die Kolonie am Schwanenflusse.

Die starke Bevölkerung Großbritanniens macht es unumgänglich nothwendig, für diese Abflußkanäle zu eröffnen. Bildung von Kolonien ist hier wol das natürlichste und sicherste Mittel dem drohenden Übel der Übervölkerung abzuhelfen. Aus dieser Ursache sandte im Jahre 1827 die englische Regierung den Kapitän Stirling nach West-Neu-Holland ab, um daselbst die Küste zu untersuchen und wo möglich einen bequemen Platz zu einer Niederlassung auszuersehen. Am 2. Mai 1827 kam er am Kap Leuwin an. Von diesem südwestlichsten Punkte Neu-Hollands untersuchte er die Küste bis zum Schwanenflusse, warf vor der Mündung desselben Anker und schickte verschiedene Streifparteien aus, um das Land zu untersuchen, nachdem er in Booten den Schwanenfluß so weit als möglich hinaufgeschifft war. Man fand das Land fruchtbar, höchst romantisch, und als man die Spitze der ersten Gebirgsreihe erstiegen hatte, erblickte man eine unübersehbare Ebene vor sich. Die Eingebornen zeigten sich nicht wild und widerstrebend, und an Wild war großer Überfluß. Das Klima fanden sie äußerst angenehm; die wechselnden Land- und Seewinde temperiren die Hitze, welche die geographische Breite mit sich bringt; der grün bekleidete Boden, die unendlich mannigfaltigen Grasarten, Kräuter, Gestripp und Bäume bewiesen, daß es dem Lande nicht an Boden, Wärme und Feuchtigkeit gebreche. Der Boden besteht vom Kap Leuwin bis zum Naturalistenkap, der Südspitze der Geographenbai, aus einer mäßig hohen Bergreihe, deren Grundlager aus feinem Granit bestehend, welcher in Gneis- und Schieferüberlagen aufschießt. Über diesen

liegt eine Schichte von Sandstein und darüber eine horizontale Kalksteinlage, die oft bis 200' mächtig ist. Unter dem Kalkstein haben sich in dem Sandsteine Grotten gebildet, von denen sich einige durch Umfang und Form, andere durch Inkrustationen auszeichnen.

Von der Geographenbai bis nördlich vom Schwanenflusse besteht die ganze Küstenlinie aus einer Kalkkette von ungefähr 600' Höhe, hinter dieser Kette erstreckt sich eine breite unabsehbare Ebene bis zum Georgssund hinab, welche gegen Osten durch die Darlingskette begrenzt ist. Sie zeigt bis 3000' hohe Spitzen. Das Land ist reich an Kohlenminen, wohlbewässert, voll Quellen und Flüsse. Der Wasserreichthum ist hier bei weitem größer als auf der Ostseite. Die Geographenbai hat gute Ankerplätze, darunter zwei Häfen, Fausse und Leschenault. Der beste Ankerplatz an der ganzen Küste ist hinter der Insel Buache im Cokburnsund, einer der besten Häfen der Erde. Nicht so gut ist der beim Schwanenflusse, da eine Klippenbank hindert große Schiffe einzubringen, obwol der Hafen einer der besten der Welt wäre. Indessen kann durch einen Kanal, welcher den schmalen 480 Ellen breiten Isthmus durchbricht, eine Einfahrt leicht bewerkstelligt werden. Übrigens fand man, daß die Westküste von Neu-Südwales noch folgende Vorzüge habe: einen bessern Boden, leichtere Ansiedlung, weil das Land von Waldung freier, eine bessere Bewässerung, welche die Ostseite entbehrt, und einen offnen Verkehr nach allen Welttheilen. In Bezug auf die Produkte gilt alles, was von Neu-Holland im Allgemeinen gilt. Hier ist auch der schwarze Schwan heimisch und zahlreich, das Klima äußerst gesund, daher auch die Einwohner stark und gesund sind, wenigstens eben so wie auf der Ostseite. Die See ist unendlich reich an Fischen und die vorliegende Insel Buache scheint die Natur selbst für eine Fischerstadt vorbereitet zu haben.

Nachdem der Bericht so gut ausgefallen war, so wurde auch die Kolonie beschlossen: sie sollte aber nicht aus Verbrechern, sondern aus ehrbaren freien Auswanderern bestehen; gewiß ein großer Vorzug vor Neu-Südwales, obwol eben dadurch, daß rüstige gezwungene Arbeiter fehlen, die Sache etwas langsamer vor sich gehen dürfte. Indessen war die Regierung nicht gesonnen für diese neue Kolonie andere Auslagen zu machen, als daß sie den Ansiedlern Ländereien gab, die sie von den Eingebornen Neu-Hollands wahrscheinlich gekauft haben wird. Für jedes 3 Pf. Sterl., welche der Kolonist als sein

Besitzthum ausweist, erhält er 40 steuerfreie Morgen Landes; welche es übernehmen auf ihre Kosten Arbeiter hinzubringen, erhalten 200 Morgen Landes für jeden solchen Arbeiter über 10 Jahre, 40 Morgen für jedes Kind von 3 Jahren, 80 für jedes Kind über 6 Jahre und 120 für jedes über 9 Jahre. Die Kolonie wird durch einen Statthalter, gegenwärtig den Kapitän Stirling regiert, welchem die beschränkenden Behörden zur Seite stehen. Zugleich verpflichtete sich die Regierung, niemals weder Verbrecher noch sonstige Gefangene nach der Niederlassung abzusenden.

Nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, ging die Expedition im Jahre 1828 auf zwei Fregatten zur Anlegung der Kolonie ab. Natürlicherweise hatte im Anfange die Sache ihre Schwierigkeiten, denn man macht sich gewöhnlich ein falsches Bild von solchen Unternehmungen, wenn man sie als lustige Abenteuer betrachtet. Wer nach einem wüsten Lande auswandern will, muß auf Arbeit, Entbehrung, Noth und Schwierigkeiten aller Art gefaßt sein. Dieses war auch am Schwanenflusse der Fall. Diejenigen, welche in der Hoffnung ausgewandert waren, hier die Erzählungen ihrer Ammen verwirklicht zu sehen, fanden sich freilich getäuscht. An einem wilden Strande ausgesetzt, wollte keine gebratene Taube auf den Tisch fliegen, die nicht einmal vorhanden war, und der Schiffszwieback war eben nicht geeignet, romantische Träume zu erfüllen. Man hörte daher gar bald ungünstige Nachrichten: bis auf 4 oder 500 Kolonisten sollten die übrigen alle wieder zurückgekehrt sein, das Land wollte man abscheulich gefunden haben, mit einem Worte, so viel Gutes man ein Jahr vorher von dem neuen Eldorado zu sagen wußte, so sehr bemühte man sich jetzt, alles von der Schattenseite zu zeigen. Besonders war es in Neu-Südwales, wo man alle nachtheiligen Gerüchte verbreitete, in denen theils Eigennutz, theils Eifersucht im Spiele war. Viele Kolonisten, die den Schwanenfluß zum Ziel gewählt hatten, blieben nun in Neu-Südwales zurück. Die Standhaftern setzten ihre Reise fort und fanden alles bestätigt, zum Theil noch übertroffen, was Kapitän Stirling berichtet hatte. Nur in Bezug auf das Land schien man sich etwas getäuscht zu haben, da man es bei weitem mehr mit Holz bestanden fand, als man glaubte. Ein solches Land ist schwerer urbar zu machen, obwol es immer einen bessern Boden gibt, als welches frei gefunden wird. Zudem ist Überfluß an trefflichem Bau- und Zimmerholz auch keine üble Gabe Gottes, besonders in einem Lande,

wo Seestädte gegründet und Schiffe gebaut werden sollen. Am 6. November 1830 waren gegen 400 Kolonisten am Schwanenflusse, der Grund zur Stadt Freemantle war gelegt und mehre Gebäude bereits aufgeführt. Außerdem waren 3 Ortschaften angelegt, mit den Eingebornen, die sich auf das freundschaftlichste benahmen, ein Verkehr angeknüpft, und die Kolonie befand sich so wohl, als ein einjähriges Kind nur immer sich befinden kann. Laufen kann es wol noch nicht, aber es fängt bereits zu gehen an. Die Kolonie nimmt nun rasch zu; man ist schon bis zum Kap Leuwin vorgedrungen. Dadurch, daß man das Klima noch nicht genau kannte, hat die erste Jahresernte wol etwas gelitten. Man mußte von Vandiemensland Vorräthe kommen lassen; indessen wird man in der Zukunft klüger sein.

Bei Kap Leuwin fand man eine ansehnliche Bai, in welche ein großer See durch einen seichten Kanal ausmündet. Der See empfängt Flüsse aus dem Innern und 50 Kolonisten haben sich an seinen Ufern bereits angesiedelt. Wo der See mit dem Meere sich vereinigt, wird eine Stadt Augusta gebaut. Je weiter man das Land erforscht, desto mehr lernt man seinen Werth erkennen. Überall findet man gutes Land, herrliches Holz, köstliche Produkte. Die Stadt Perth ist auch bereits gegründet und hebt sich schneller, mit den Eingebornen ist man in gutem Einvernehmen und hoffte es auch für die Zukunft zu bleiben. Man hofft oft das Unmögliche! Ein Kolonist, Herr Robinson, hat bereits eine Reise nach dem Innern unternommen und bei den Eingebornen des Landes gastfreie Aufnahme gefunden. Dieses gute Vernehmen dauerte jedoch nicht lange. Denn nach den neuesten Nachrichten ist es bereits zwischen den Kolonisten und den Eingebornen zu offenbaren Thätlichkeiten gekommen. Wo auch in der Welt werden die Europäer mit den Wilden in Berührung kommen ohne für diese verderblich zu werden? Die Kolonie selbst ist sehr im schwachen Zunehmen und die Nachrichten sind sehr verschiedenartig. Neu-Südwales und Vandiemensland bieten in den Armen der Verbrecher ein zu wichtiges Hülfsmittel für die Ansiedler dar, als daß sie nicht sollten den Aufenthalt daselbst dem Schwanenflusse vorziehen, wo sie auf ihre eignen Arme beschränkt sind. Indessen verzweifeln wir auch an der Schwanenflußkolonie nicht ganz. Sie wird, wenn auch langsam, dennoch gedeihen, aber auch das Schicksal der Eingebornen scheint uns entschieden und es ist die Frage: ob nach 300 Jahren Neu-Holland von der ein-

gebornen Bevölkerung auch nur solche Trümmer aufzuweisen haben wird als das spanische Amerika.

So sehen wir denn hier eine neue civilisirte Welt entstehen. Unberechenbar sind die Folgen, welche diese Ansiedlungen haben werden, und es ist erlaubt sich der frohen Hoffnung hinzugeben, hier für die Civilisation ein großes prachtvolles Gebiet gewonnen zu haben. Außer diesen europäischen Ansiedlungen ist von Neu-Holland jetzt, außer einer Masse von Namen, wenig zu bemerken. Die ungeheuren Distrikte von Nuits-, Edels-, Eintrachts-, Witts-, Diemens-, Arnheimsland, nebst dem großen Carpentariabusen sind uns unbekannt, können daher auch hier nicht weiter beschrieben werden. Eines Umstandes ist jedoch noch zu erwähnen. Die Verbrecher auf Neu-Südwales werden nicht immer so sorgfältig bewacht, daß nicht viele von ihnen den Zwang eines Gefangenen mit der ihn lockenden Freiheit vertauschen sollten. So sind denn mehre zahlreiche Gesellschaften dieser Leutchen nach dem Innern entflohen und man weiß von mehren, daß sie sich unter die Eingebornen gemischt, sich mit ihnen durch die Bande des Bluts verbunden und häuslich niedergelassen haben. Dasselbe ist der Fall mit vielen Schiffbrüchigen von der Menge Schiffe, die auf Neu-Hollands Klippen und Riffen ihren Untergang gefunden haben. Man darf daher erwarten, einst Menschen wiederzufinden, die von Europäern abstammen, ja es wäre sogar nicht zu verwundern, wenn sich auf diesem Wege mehr Civilisation unter die Wilden verbreiten sollte als durch die Ansiedlungen selbst, und man dürfte gar nicht staunen, wenn man einst im Innern kleine Staaten finden sollte, welche die ersten Stufen der Civilisation bereits überschritten haben.

Indem wir dieses Gemälde Neu-Hollands schließen, glauben wir die Zukunft der größten Insel der Erde ahnen zu können. Die ersten Schritte sind bereits geschehen. Der brittische Löwe wird mit seinen Kindern die Küsten füllen, eine Kolonie nach der andern wird entstehen, das Schauspiel Nordamerika's wird sich hier wiederholen, und die Zeit dürfte nicht mehr ferne sein; denn was sind ein paar Jahrhunderte im Schicksale der Völker, wo der Zustand dieses Landes mit der Gegenwart eben so glücklich kontrastiren würde, als das einstige Gemälde der vereinigten Staaten Australiens mit dieser magern Skizze.

II. Westaustralien.

Unter dem Namen Westaustralien begreifen wir jene lange Inselkette, welche sich zwischen dem ostaustralischen Inselarchipel und Neu-Holland von NW. gegen SO. hinabzieht, und mit Neu-Seeland sich wieder westwärts wendend gleichsam einen Länderwall von Neu-Holland bildet. Die Art und Weise dieser Abtheilung ist weder durch physikalische noch geographische Gründe zu rechtfertigen. Offenbar ist diese ganze Inselkette eine südöstliche Fortsetzung des indischen Archipels und die natürliche Grenze gegen NW. wäre wol die Straße von Malacca nebst dem hinterindischen und chinesischen Meere. Indessen ist es nun einmal so die hergebrachte Art der Eintheilung und es ist schwierig die Natur gegen ein angenommenes System geltend zu machen. Dennoch sind alle diese Inseln, welche wir in diesem Abschnitte beschreiben werden, indischer Natur und diese werden wir sogar im Südkap und der Duskibai auf Neu-Seeland wiederfinden. Wie schon oben bemerkt, können alle diese Inseln, so wie der indische Archipel selbst als eine den Anden so ziemlich parallel laufende Urgebirgskette betrachtet werden. Ob sie wirklich einmal zertrümmert wurde, wie viele glauben, oder ob, wie wir meinen, dieser große Urgebirgsrücken niemals über die Oberfläche des Wassers erhoben worden ist, läßt sich nicht so leicht ausmitteln, uns scheinen es Gipfel eines großen, unterseeischen Bergrückens. Brennende Vulkane sind durchgehends in Reihen aufgestellt, und diese große Vulkanreihe zieht sich bis in den hohen Norden über Kamtschatka hinauf. Dieselben Völkerschaften, welche Indien bewohnen, sind auch hier heimisch, offenbar zwei Familien, eine mehr Hochasien, die andere mehr den flachen Tropenländern angehörend. Erstere ist jedoch in dem Maße vorherrschend, wie sie südlichere Gegenden bewohnt.

Zur leichtern Übersicht theilen wir diese Länderkette in mehre Inselgruppen ab, und zwar: 1) Neu-Guinea, 2) Archipel von Neu-Britannien, 3) Louisiada, 4) der Salomonsarchipel, 5) Santa Cruz, 6) der heil. Geistarchipel *(Espiritu santo)*, 7) Neu-Caledonien, 8) der Archipel von Neu-Seeland.

1. Neu-Guinea.

Nach Neu-Holland und im Norden der Carpentariabucht liegt die größte Insel oder vielmehr Archipel, der gan-

zen westaustralischen Inselreihe, bekannt unter dem Namen Neu-Guinea, auch Papusland. An der Grenze des indischen Archipels, unmittelbar im Osten der Gewürzinseln war es unmöglich, daß sie nicht schon frühzeitig zur Kunde der Seefahrer gekommen wäre. Es ist wahrscheinlich, daß schon die Araber sie erreichten, indem moslemitischer Einfluß und Regierungsform, besonders unter den nordwestlichen Bewohnern unverkennbar sind. Franz Seram und Anton Ambreu sollen es 1511 gesehen haben, aber Saavedra war es, der den östlichen Theil 1527 die Goldinsel und den westlichen das Papusland benannte. Der Name Neu-Guinea wurde 1545 von Ynigo Ortiz de Rey, welcher zuerst längs der Nordküste hinsegelte und mehre Punkte betrat, beigelegt. Auch kommen die Umrisse dieses Eilandes, wiewol namenlos, auf einer spanischen Seekarte 1558 vor. Louis de Torres konstatirte durch seine Durchfahrt zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea die insularische Natur des letztern. Vorher hielt man es für einen Theil eines großen australischen Festlandes. Abel Tasman mit mehren andern umfuhren Neu-Guinea und durchzogen die Torresstraße. Die Holländer scheinen von Neu-Guinea aus für ihre molukkischen Pflanzungen Sklaven bezogen zu haben und in ihren Marinedepots modern gewiß Nachrichten über dieses wichtige Eiland, nach denen die Erdkunde sich vergebens sehnt. Bougainville fuhr nordöstlich durch das Inselmeer bei Neu-Guinea, dieses selbst besuchte er nicht. Cook fuhr durch die Cooksstraße, den südlichen Theil der Torresstraße, auch er sah Neu-Guinea gewissermaßen nur von ferne. Bis in die neueste Zeit ist diese Insel fast von jedem Erdumsegler in der Ferne gesehen, nur aber von den wenigsten berührt worden. Der einzige Seefahrer, welcher einige Punkte der nördlichen Küste wirklich betrat und mit den Einwohnern selbst zusammentraf, war bis auf die neuere Zeit Forrest, der 1774 seine Reise vollbrachte. Ihm verdanken wir größtentheils das Wenige, was wir von dieser so äußerst interessanten Insel wissen. Der brittische Ostindienfahrer Mac Cluer scheint während seines fünfmonatlichen Aufenthalts an dieser Küste im Jahre 1795 die meiste Kunde gesammelt zu haben. Die Resultate seiner Forschungen sind jedoch nie bekannt geworden. Selbst die allerneuesten Weltumseglungen haben bis jetzt sehr wenige Resultate in Bezug auf Neu-Guinea geliefert. Seltsam genug ist die größte Insel nach Neu-Holland und gewiß die schönste ganz Australiens, durchaus unbekannt. Man hat kostspielige Expedi-

tionen ausgerüstet, um einige unwirthbare Gestade der Polargegenden auf unsere Karten verzeichnen zu können. Man hat Millionen auf die Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt oberhalb Amerika verwendet, deren Entdeckung für die Menschheit durchaus kein anderes Interesse haben könnte, als die Vervollkommnung unserer Erdkarten; während man hier seit drei Jahrhunderten eines jener prachtvollen Länder umsegelt, welches die Natur mit verschwenderischer Hand ausgestattet hat und das genauer erforscht unberechenbare Resultate für die Wissenschaft, den Handel, die Gewerbe und Staatswirthschaft zu liefern verspricht. Unglaublich ist die dicke Finsterniß welche auf Neu-Guinea liegt, und unwillkürlich wird man an jene bezauberten Inseln erinnert, von denen unsichtbare Gewalten den Wanderer hinwegscheuchen.

Neu-Guinea, dessen Umrisse wir noch keineswegs genau kennen, liegt unter 0° 20′ bis 10° 4′ südl. Br., indem es sich von 149° 24′ bis 166° östl. L. von NW. nach SO. hinzieht. Indessen wissen wir noch nicht, ob dieses Land, welches unsere Karten als ein Ganzes darstellen, wirklich die ganze angegebene Dimension einnehme, oder ob es nicht aus mehren Inseln bestehe. So ist z. B. die Halbinsel, welcher das Kap Rodney zugehört, noch immer ein sehr problematischer Theil von Neu-Guinea, der sehr leicht durch eine noch nicht befahrne Straße davon getrennt sein könnte. So weit wir jetzo mit unserer Kenntniß sind, hat Neu-Guinea im Westen das indische Meer, im Süden die Torresstraße, im Osten die D'Entrecasteauxstraße und im Norden die Dampierstraße und das Meer des Archipels von Neu-Britannien. Von einer genauern Angabe der Größe kann unter solchen Umständen wol nicht die Rede sein. Gradberechnungen geben mehr oder weniger 10,000 geogr. Quadr. Meilen, so daß die größte Länge sich von NW. nach SO. hinzieht und das Dreifache der größten Breite von NO. nach SW. bis zum Kap Walsh, beträgt.

So weit man die physische Beschaffenheit dieser Insel ahnet, so läßt sich ungefähr Folgendes darüber bemerken. Der Archipel von Neu-Guinea, gebildet von einer langen Hauptinsel gleichen Namens und einer unzähligen Menge bedeutender und unbedeutender Inseln und Klippen, welche um die Hauptinsel eine Art von Kranz oder Wall bilden, besteht aus einem gewaltigen Urgebirgsrücken, der sich mit der Insel selbst südöstlich hinzieht. Die Hauptmasse dieses Gebirges ist längs der

nordöstlichen Küste aufgestellt, und sendet gegen SW. mehre Bergzweige aus, welche in spitze Vorgebirge, die nach Süden schauen, enden. Die ganze Insel mit ihrem Zubehör kann demnach als ein großes weitläufiges Bergland betrachtet werden. Drei große Halbinseln sendet der Bergstock aus. Die erste im NW. wird durch die Mac-Cluesbucht zu zwei Halbinseln zerschnitten. Die zweite Halbinsel gegen SW. läuft in das Kap Walsh aus, welches Kap von einem zuckerhutförmigen gewaltigen Pik gebildet wird. Die dritte Halbinsel gegen SO. auslaufend hat das Kap Rodney zur Spitze, ist aber noch ganz zweifelhaft, ob es nicht eine wirkliche Insel sei. Die Küsten zwischen Kap Walsh und Rodney sind noch nicht durchforscht.

Um sich einen richtigen Begriff von der Pracht und Schönheit dieser Insel zu machen, müssen wir vor allen Dingen erinnern, daß sie zwischen 0° und 10° südl. Br., mithin in ihrer ganzen Ausdehnung unter dem eigentlichsten Tropenhimmel liegt. Man hat daher die vollkommene Berechtigung, sich unter Neu-Guinea ein Land zu denken, welches fähig ist, mit allen Reizen der Natur geschmückt zu sein. Daß dem aber auch wirklich so sei, wird durch die wenigen Notizen, die uns zu Gebote stehen, mehr als hinlänglich bestätigt. Was immer die Phantasie ersinnen kann, ein Land zu schmücken, findet sich in Neu-Guinea vereinigt. Ein prachtvoller Himmel, für dessen Azur unsere Breiten kein Bild geben, sieht ewig heiter auf dasselbe herab, und wird nur zur Zeit der Tropenregen umhüllt. Die Seewinde kühlen von allen Seiten die brennenden Strahlen der Sonne, welche senkrecht herabfallen. Der abendliche Himmel bietet aber zugleich seinem Beschauer das ganze Gewölbe der Gestirne, und verbirgt ihm keine seiner leuchtenden Welten. Und dieser Himmel sieht auf ein Bergland herab, in welchem die Natur das ganze Räderwerk ihrer verborgensten Kräfte frei spielen läßt. Die vulkanischen Piks, welche die äußere Atmosphäre mit dem Innersten des Planeten verbinden und diese Verbindung immer offen erhalten, steigen in die Regionen des ewigen Schnee empor. Durch sie haben die unterirdischen Feuer das Granitgewölbe, welches den Kern des Bergstocks bildet, durchbrochen. Von dem hohen Gebirgsrücken, der die Dünste der Atmosphäre anzieht, fließen nach allen Seiten des Landes unzählbare Ströme, Flüsse und Bäche hinab, welche es kühlend befruchten. Schwerlich gibt es ein Tropenland, das sich so mannigfacher und guter Wasser rühmen kann, als Neu-Guinea. Alle diese Umstände tragen dazu bei, daß die wirthbaren Küsten durch außer-

ordentlich zahlreiche Häfen, Baien und Buchten die handelnden Seefahrer zur Landung einladen. Besonders sind die Südküsten auf das mannigfaltigste eingeschnitten und zerrissen, wie dieses überhaupt bei allen Ländern der Erde der Fall zu sein scheint. Indessen sind auch die Nordküsten mit zahlreichen Landungsplätzen und Hafen versehen. Ein feuchtes Tropenland, das öfter von vulkanischen Kräften erschüttert wird, welche zugleich durch ihre Auswürfe fette Erdschichten und lockern Aschenboden, geschwängert mit befruchtendem Salze verbreiten, ist gewiß auch für den schönsten Pflanzenwuchs der Erde empfänglich; daher werden uns aber auch die mit romantischer Pracht geschmückten Küsten von den Seefahrern, mit dichterischer Begeisterung gerühmt. Die Ufer des Landes sind meist hoch. Zahllose bewaldete Inselchen umgeben sie von ferne und nahe, und erscheinen als eben so viele schwimmende Gärten. Gewöhnlich sind die Baien und Buchten mit Haiden, Bergen und Felsen umgeben, welche jedoch unmittelbar an den Küsten niemals 5000′ absoluter Höhe übersteigen. Klare Bäche und rasche Flüsse stürzen sich allenthalben ins Meer, und in ihnen spiegelt sich die Pflanzendecke, welche weder an Reichthum noch Üppigkeit von irgend einer auf Erden übertroffen wird. So unbekannt uns die mineralischen Schätze des Landes sind, obwol alles Reichthum und Mannigfaltigkeit voraussetzen läßt, so ist uns doch die herrliche Pflanzenwelt nicht mehr ganz fremd. Sie ist es ja auch, welche nebst der Gestalt des Landes zuerst in die Augen fällt, und die Ansicht der Gegend bedingt.

Nachdem, was uns bis jetzt von dem Pflanzenreichthume Neu-Guinea's zur Kenntniß gelangt ist, sind wir beinahe versucht zu behaupten, daß Neu-Guinea es gewesen sei, von dem geschrieben steht: „und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden und ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten.“ Wirklich kontrastirt auch die Flora Neu-Guinea's mit der von Neu-Holland außerordentlich, und dieser Kontrast bei der Nähe beider Inseln bleibt ein nicht so leicht zu lösendes Problem der Pflanzengeographie. Im Jahre 1828 scheint es, daß die holländische Regierung den Entschluß gefaßt habe, eine Niederlassung auf Neu-Guinea zu gründen. Es ward daher die Korvette Triton und der Schooner Iris ausgesandt, die Nordküste zu untersuchen und einen für die Niederlassung bequemen Platz aufzufinden. Der Botaniker Zippelius schreibt Folgendes von dem Pflanzenreichthu-

me Neu-Guinea's. „Von Banda segelten wir dem wundervollen Neu-Guinea entgegen. So wie wir die Aröe eilande und einige Tage später die Papuasinseln erblickten, fuhren wir endlich den Durgafluß hinauf und sahen zur Rechten und Linken ein mit großen Bäumen bedecktes flaches Sumpfland vor uns, wo an den Säumen des Waldes Rhizophoren, Bruguieren, Avicenien, Petalomen, Sonneratien, mein *Inga Ochroloba* und mein *Ficus novae Guineae* prangten. Da der Platz sich unpassend für eine Niederlassung auswies, kehrten wir zurück, um uns nach der Gegend von Ramatode zu begeben. Wir legten uns in einer kleinen Bucht vor Anker und sendeten die Iris nebst einer Barkasse aus, um eine bequeme Bai aufzusuchen, was ihr auch in kurzer Zeit gelang, indem sie bei Lobo unweit Ramatode nicht nur eine treffliche Bai, sondern auch den für eine Niederlassung tauglichen Platz auffand, weswegen wir des folgenden Tages dahin absegelten. Auf Ramatode habe ich an 40 neue Pflanzen entdeckt. Besonders merkwürdig war mir eine Stelle auf einem kleinen Berge, wo dicht beisammen mehre kleine javanische Pflanzen vorkommen. Ich bemerke unter diesen nur folgende: *Melanthesa Rhamnoides*, *Melastoma sylvaticum*, *Omolanthus Leschenaulthianus*, *Rottlera paniculata*, *Ruelia discolor* u. s. w. In Lobo angekommen, dessen Bai den Namen Tritonsbai erhielt, wurde sogleich der Anfang mit den Etablissements gemacht und zu diesem Zwecke riesenhafte Bäume von 120 und mehr Fuß Höhe gefällt, was mich mit wahren Schätzen bereicherte, deren ich sonst nie habhaft geworden wäre. An krautartigen Pflanzen sind diese Waldungen sehr arm, da die Urwälder von den Pflanzenriesen besetzt sind, welche den Kräutern kein Gedeihen geben. Man trifft im Urwalde am meisten die *Ruelia mutabilis*. Selbst die gebirgigen Stellen und die Geklüfte der Berge enthalten nur wenig kräuterartige Gewächse, wie: zwei Pegonien, zwei Balsaminen, neue *Carpocalymna* und die auf feuchten Felsen wachsende moosähnliche *Lemnopsis*, so wie zwei Syngenesisten. Von den Palmen mögen sich ziemlich viele hier finden, wenn man einmal in das Innere vordringen wird. Ich fand eine 80 bis 100′ hohe Areca nebst zwei kleinen Arten, eine Sago von 100 bis 120′ Höhe, zwei prächtige neue Gattungen der *Urania regalis*, die durch dreimännige Blüten und pomeranzenförmige Früchte sich auszeichnet, der *Drymophloeus*, die *Caryota*, Irisarten, einsamige Beeren ohne Fasernetz, deren Saft äußerst juckend und brennend ist, und kielförmige am Rande

ausgezackte Blätter hat. Rotange entdeckte ich drei, an Scitamineen ist dieser Landstrich sehr reich, besonders an Globben, Alpinien, Costen und Amomen. Neu ist eine Scitaminee, die zunächst an Hedychium zu stehen kommt. Ihre weißen, in nackten Ähren an der Spitze des Stengels stehenden Blüten öffnen sich des Nachts und fallen des Morgens gegen 5 bis 6 Uhr ab. Orchideen besitze ich an 50, unter diesen mehre wundervolle Species, z. B. eine außerordentlich große, mit schuhförmiger Lippe, die an den Rändern mit vier durch sternförmige Borsten bedeckte Drüsen besetzt ist. Farren, Moose und Schwämme scheinen nicht zahlreich zu sein, eben so sah ich noch wenig Gräser."

Aus dieser Probe eines flüchtigen Besuches eines einzigen Küstenpunktes, mag man auf den unermeßlichen Reichthum der Pflanzenwelt dieses Landes schließen. Wo ein einziger Küstenpunkt solche Ausbeute liefert, da darf man mit Grund von dem Innern die größten Hoffnungen hegen. Alle Seefahrer stimmen in dem Lobe der paradiesischen Landschaftszenen überein, welche sich auf jedem Punkte, wo man Neu-Guinea berührt, dem Auge darbieten. Nicht nur unter einerlei Breite, sondern in der Nachbarschaft der Gewürzinseln, ist Neu-Guinea mit den Gewürzsträuchern überfüllt. Freycinet, der auf der Insel Waigiu sich aufhielt, glaubt in ihr das Vaterland der Muskatnuß gefunden zu haben. Forrest's Begleiter versichern auch auf Neu-Guinea Gewürze gefunden zu haben, und wie bei den Gewürzinseln umfängt besonders in der Morgenluft den nahenden Seefahrer eine wollüstig liebliche Atmosphäre, wie er sich Neu-Guinea nähert. Die Gestade sind mit Palmen bedeckt, die Kokosnüß, Pisangs und die Dakka sind im Überfluß vorhanden. Bambus bilden dicke Wälder. Abrumen, als Citronen, Limonien und Pomeranzen, sind sehr häufig. Nicht allein die ganze Flora der Gewürzinseln, sondern auch die von ganz Australien mit Ausnahme der neuholländischen, ist hier einheimisch. Die Misoirinde, welche in den Handel mit China kommt, ist die Rinde eines Baumes, welche als Räucherwerk verbraucht wird. Von Neu-Guinea bringen die Malaien Benzoe, Drachenblut und andere köstliche Harze und Gummi. Das Sandel-, Sappan- und Ebenholz, besonders der nördlichen und nordwestlichen Küste Neu-Guinea's, wird für das beste des indischen Archipels gehalten. Die einzige Sagopalme würde ein Land zu einem Aufenthalt glücklicher Menschen machen. Diese köstliche Palme wächst am reichlichsten in den Ländern, wo die Gewürze gedeihen und die Muskatnuß wächst. Sie hat ein schnel-

les Wachsthum und braucht nur 15 Jahre, um schlagbar zu werden. Man haut alsdann den gewaltigen Stamm an den Wurzeln ab, nimmt das Mark, welches einen großen Theil des Innern ausfüllt, heraus, zermahlt es zu einer Art Sägespäne, verrührt es mit Wasser, und seiht es durch Siebe in ein Gefäß, wo sich das Mehl zu Boden setzt. Nachdem es nochmal abgewässert worden, ist es zum augenblicklichen Gebrauche dienlich, wird jedoch schon nach einigen Wochen sauer. Für den Handel wird es theils in Kuchen geformt und in irdenen Formen, die vorher erhitzt sind, zu einem harten Kuchen gedörrt; theils wird das feinste Sagomehl zu einem Teig geknetet und gehackt zu kleinen Körnern getrocknet. Im Durchschnitt gibt ein ausgewachsener Sagostamm 300 Pfund Mehl, obwol es auch Stämme gibt, die den doppelten Ertrag abwerfen. Auf einem Morgen Landes können ungefähr 440 Stämme stehen und diese im Durchschnitt jedes Jahr bei 9000 Pfund Mehl liefern! Eine Quantität, welche wol schwerlich irgend eine Brotfrucht, die Kartoffel und Banane vielleicht ausgenommen, abwirft. Nach dem bisher Gesagten müssen wir nun noch hinzusetzen, daß dasjenige, was in Bezug auf Nahrungsmittel gesagt ist, nur ein schwacher Maßstab für die prachtvolle Tropenvegetation ist, die ein vulkanischer Boden, reich bewässert, unter dem Äquator wirklich hervorbringt. Alle Pflanzenformen, die wir in unsern Ländern zu sehen gewöhnt sind, nehmen dort, auch wenn sie den Typus ihrer Form beibehalten, eine ganz andere Gestalt an. Unsere Gräser entwickeln sich zu jenen riesenhaften Röhren, die an der Höhe unsere Waldbäume übersteigen, und durch ihre schlanken, oft bis einen Fuß im Durchmesser haltenden Stämme den Charakter der Landschaft bestimmen; wie denn überhaupt die riesenhaften Monokotyledonen unendlich viel zur Verschönerung der Landschaft beitragen, wovon unsere Schilfe keinen Begriff geben können. Ein Hain von Riesenbäumen, durchwebt mit den mannigfaltig blühenden Lianen und Schlinggewächsen, die sich in die von lederartigen Blättern gebildeten Kronen hinaufwinden, und einen ganzen Hain in eine von ungeheuren Säulen getragene Blumenkuppel verwandeln, überragt von den bis 180 und 200′ hohen, schwer beladenen Palmenkronen, die schwankend über diesem Pflanzenmeere fächeln, gewähren einen Anblick, der des begeisterten Pinsels eines Hackert spotten würde. Hier freut sich die Natur ihrer ganzen Kraft, und indem sie auf einem kleinen Flächenraume große Menschenschaaren zu nähren bereit ist, muß aber eben der Mensch wieder anerkennen, daß es ihm

nicht gelingen wird, wie es ihm im kargen Norden gelang, den Herrn der Erde zu spielen, oder die Gestalt des Landes durch seine einförmigen Grasfelder zu verändern. So stellt sich also Neu-Guinea als ein großer, ungeheurer Paradiesgarten Gottes dar, in welchem die Kräfte der Natur sich frei bewegen, die lebenden Geschöpfe aber als geduldete Gäste angesehen werden müssen.

Nicht weniger reich als das Land ist auch die See, welche die Küsten dieses schönen Landes bespült. Der Strandbewohner wird von den köstlichen Fischen aller Art reichlich und sicher genährt, aber auch Austern, Muscheln und andere Schalthiere dienen zur Nahrung. Der Trepang in der Torresstraße wird von Malaien und Chinesen gefischt und als Handelswaare verführt. Ein Überfluß grauer Ambra wird an die Küste gespült, die köstliche Perle ist häufig vorhanden und wird nebst der Perlmutter in den chinesischen Handel gegeben. Keine Gegend des Ozeans ist so reich an schönen Korallen als die zwischen Neu-Guinea und Neu-Caledonien. Die Schildkröte bildet eine Hauptnahrung der Neu-Guineer.

Nicht leicht gibt es jedoch ein Land auf Erden, welches sich rühmen könnte, so sehr der Lieblingsaufenthalt der zierlichen Bewohner der Lüfte zu sein, als Neu-Guinea. Daß das Paradies wirklich Neu-Guinea sei, beweisen die bis jetzt bereits entdeckten eilf Arten prachtvoll gefiederter Paradiesvögel, die man nirgends auf Erden in solcher Quantität beisammen findet. Wir bemerken darunter den gemeinen Paradiesvogel von der Größe einer Amsel, der jedoch in seinem Gallakleide einer großen Taube gleicht. Er mißt vom Schnabel bis zum Ende des Schwanzes starke zwölf Zoll. Der anderthalb Zoll lange Schnabel ist grünlichgelb; ihm folgen das zierliche Köpfchen mit kleinen Augen auf einem mit kurzen, dicken und steifen Federn besetzten Halse sitzend. Die Schnabelwurzel gleich dem schwarzen Sammt ins Grüne schillernd. Kopf und Hinterhals sind schön goldgelb, der übrige Körper kastanienbraun. Die Brust spielt ins Purpurfarbne, die untern Theile der Flügel sind mit 18 Zoll langen Flaumfasern bedeckt, und vom Steiße laufen zwei 30″ lange Federn ohne Fahnen über den 6″ langen Schwanz hinaus. Sie sind mit kastanienbraunen Fasern besetzt und von derselben Farbe sind auch die starken Beine. Das Weibchen hat etwas mindere Pracht.

Der Königsparadiesvogel, so groß wie eine Amsel, hat längere Flügel als die übrigen Arten seines Geschlechts, welche

über die Schwanzfedern hinausreichen. Ein breiter metallglänzend grüner Streif, über welchen ein schmales hellgelbes Band liegt, ziert die Brust. Der Bauch ist grau mit Weiß gemischt, der übrige Körper glänzend roth, schillernd und weich wie Atlas. Wo bei den übrigen Paradiesvögeln die Steißfedern auslaufen, sieht man zwei nur an ihren Wurzeln gefaserte kahl hinausreichende Federspulen, bald einwärts, bald auswärts geschneckt und an dieser spiralförmigen Krümmung metallgrün gefärbt. Füße, Schnabel und Augenstern sind gelb. Am innern und äußern Augenwinkel über dem Augapfel sitzt ein schwarzer Flecken.

Der prächtige Paradiesvogel (*Paradisea magnifica*) kommt dem vorigen an Größe gleich. Die Federn am Kopfe sind kurz und sammtartig. Scheitel und Nacken dunkel kastanienbraun; zwischen der Schnabelöffnung und dem Auge befindet sich ein hellgrüner Flecken. Hinter dem Halse steht ein Büschel hellgelber, an der Spitze mit einem schwarzen Punkte versehener Federn, unter dem ein anderer Büschel mit strohgelben Federn entspringt, welche auf dem Rücken aufliegen. Von der Kehle bis zu den Schenkeln hinab sind die Federn schwärzlich mit einem grünen Glanze, der sich über einen Theil der Flügeldecke verbreitet. Die kleinen Schwungfedern sind dunkelgelb, die größern braun, bis an das Ende des Schwanzes reichend. Zwei drahtähnliche Federn mit kurzen grünen Bärten, krümmen sich in einen großen Kreis und vertreten die Stelle der mittlern Schwanzfedern.

Größer ist der stolze Paradiesvogel, welcher an der Wurzel des schwarzen Schnabels einen gleichfarbigen ritterhelmähnlichen Federbusch trägt. Kopf, Hinterhals und Rücken sind goldgrün und die sammtartigen Federn liegen an diesem Theile wie Fischschuppen über einander, die Flügel sind matt dunkelschwarz, der Schwanz glänzt ins Stahlblaue, die Kehle ins Violette, die Bauchfedern sind glänzend grün, und zu beiden Seiten unter den Flügeln entspringt ein Büschel sammtartiger schwarzer Federn von ungleicher Länge, welche das Ansehen eines zweiten Flügelpaares haben und sich abwärts winden. Die Füße sind braun.

Der Paradiesvogel mit der goldenen Kehle hat die Größe einer Turteltaube. Er ist mit einer prachtvollen silberfarbnen Haube geschmückt, auf seinem Kopfe, der nebst der Kehle dunkelviolet schillert. Ein violetes dichtes Halsband umgibt seinen Nacken, welches, je nachdem die Lichtstrahlen auffallen, in den verschiednen Goldfarben glänzt. Der Rücken ist violet schwarz,

Schwanz und Flügel nebst Füßen und Schnabel sammtschwarz, der Augenstern gelb. Um die Pracht dieses Vogels zu vollenden, hat ihm die Natur mit besonderer Vorliebe an jeder Seite des Kopfes über dem Auge drei lange Federn eingepflanzt, welche bis auf den Schwanz zurückgehen und am Ende zu beiden Seiten einen Bart haben, was ihnen ein pfeilähnliches Ansehen gibt. Der grüne Paradiesvogel glänzt durchaus wie angelaufner Stahl und schillert je nachdem das Licht auf ihn fällt, bald grün, bald blau. Der bärtige Paradiesvogel ist durch lange Bartfedern ausgezeichnet. Alle diese sieben Arten gehören Neu-Guinea allein an. Die übrigen vier Arten hat es mit den Molukken gemein. Die Paradiesvögel nähren sich mit Gewürzen und aromatischen Beeren, fliegen gewöhnlich, der Königsvogel ausgenommen, in Schaaren zu 30 bis 40 zusammen. Ihres prachtvollen Gewandes wegen sind sie Gegenstände des Handels. Sie werden ausgewaidet, gedörrt, der Füße beraubt und so nach China und Europa versandt, daher das Märchen der Paradiesvögel ohne Füße.

Doch sind die Paradiesvögel nicht die einzigen schönen Vögel dieses Landes. Sechs Arten prächtiger Eisvögel aus der Ordnung der Spechte, Papageien in unzähligen Arten, darunter der große grüne Papagei mit indigoblauen Schwungfedern und karminrothen Flügelfedern. Der rothe Lori mit schwarzen Schwungfedern, der große schwarze in das Blaue schillernde Lori, der glänzend bunte Papualori mit dem schönen grünen Schweife mit gelber Wurzel und eine Menge anderer, welche, da sie in großen Schaaren leben, ein wahrer Schmuck der geschmückten Wälder sind. Wiedhopfe und Baumläufer, Manakinds, Wachteln und Hühner sind in Menge und sogar die Krähen sind hier schön. Die herrliche Krontaube ist Neu-Guinea eigenthümlich, die kupferfarbne Muskattaube und die weiße Muskattaube sind wirklich die schönsten ihres Geschlechts. Die weiße ist doppelt so groß als unsere Ringeltaube, der Kopf bläulich grün, Hals, Brust und Bauch sind flachsgrau, der Schnabel grau und an der Wurzel mit einem bläulichen Fleischklumpen versehen; die kupferfarbne ist noch um ein Drittel größer. Diese Tauben sind für die Naturforscher darum wichtig, weil sie einen Wink geben über die mannigfaltigen Mittel, deren sich die Natur zur Verbreitung der Pflanzen bedient. Die Muskattauben leben von Muskatnüssen, die sie jedoch nicht verdauen, sondern unverdaut wieder von sich geben, und dadurch diesen Baum über ihre ganze Heimat verbreiten. Die Kron-

taube ist bläulich schillernd mit aschgrauem Rücken von der Größe eines Truthahns, und wahrscheinlich die größte des ganzen Taubengeschlechts. Prächtige Reiherarten, darunter mehre blos Neu-Guinea eigen, wie die Ardea, zieren Sümpfe und Strand. Drei Arten von Fettgänsen, denen ihre Flügel mehr als Stütze beim Gehen denn zum Fliegen, welches sie nicht verstehen, gegeben scheinen; sogar diese Thiere sind prachtvoll geschmückt. Außer diesen hat man die in Tropenländern sonst ziemlich seltnen Finkenarten bemerkt, unter denen auch singende sind. Strandläufer mit buntem Gefieder, Rallen, Brachvögel, Rothgänse, Strandjäger, Möwen und Sturmvögel sind unzählbar; Enten von mehren und schönen Arten, besonders aber können Liebhaber von Schnepfendreck ihren Appetit vollkommen stillen, da diese Thiere hier schaarenweise zu Hause sind. Die Pfefferfresser mit ihren ungeheuren Hohlschnäbeln sind hier wie in Neu-Holland zu Hause, desgleichen auch der Kasuar. Welche Bereicherungen darf aber nicht die Ornithologie erst von der Zukunft erwarten!

Schwerer als mit den Vögeln ist in einem Lande wie Neu-Guinea mit den Säugethieren Bekanntschaft zu machen. Man hat indessen einen Hund gesehen, der dem Fuchse ähnelte, aber als Hausthier und Jagdhund bei den Einwohnern lebte. Ob das Schwein einheimisch sei, ist noch nicht ermittelt, eben so wenig weiß ich, auf welche Thatsache Lesson das Vorhandensein des javanischen Krokodils gründet. Unmöglich wäre es indessen nicht, daß spätere Bekanntschaft mit dem Innern dieser gewaltigen Insel uns mehre große Vierfüßer des indischen Archipels zum Vorschein brächte, so wie auch das Vorhandensein der Jagdhunde auf Wild schließen läßt.

Einwohner.

Neu-Guinea wird von einem wackern kraftvollen Menschenschlage bewohnt, und zum Theil dürfte dem Respekt vor demselben es beizumessen sein, daß die Europäer von diesem schönen Lande mit ihrer Qual noch so ziemlich fern geblieben sind. Alle Berichte schildern uns das Land bevölkert, überall sieht man des Nachts häufige Feuer aufsteigen, welches Element hier das einzige Zeichen des Daseins ungefiederter Zweifüßer ist. Forrest, der 1774 auf mehren Punkten gelandet war, schildert uns drei Arten von Menschen, welche er Papus, Piatschuer und Hareforen nennt. Andrew, der 1826 da war, schildert die Eingebornen, mit denen er zusammenkam, so ziemlich als vollkommene Wilde. Cook und Forster fanden jedoch bereits die unter-

sten Civilisationsstufen überschritten. Es ist natürlich, daß auf einem Länderstriche von 12000 geogr. Quadratm. die Bewohner leicht auf verschiedenen Kulturstufen stehen können. Dasselbe ist der Fall mit den Vermuthungen über die Zahl der Einwohner. Diese schwanken zwischen 2,000000 und 200000. Es kommt bei diesen Muthmaßungen darauf an, worauf man dieselben gründet. Der Fremde, welcher in Europa reist, beurtheilt die Zahl der Bevölkerung nach der Stufe, auf welcher er Landbau, Viehzucht, Baukunst und Industrie findet. Dieser Maßstab an Neu-Guinea gelegt, mag die geringe Schätzung der Bevölkerung hervorgebracht haben. Indessen, wie schon oben bemerkt, wird der Mensch auf einer üppigen Insel der heißen Zone, wo der Boden der Pflanzenwelt so günstig ist, und beinahe ohne Mühe auf einem Raume, der bei uns kaum ein Schaf ernähren würde, für Hunderte einen Überfluß an Lebensmitteln hervorbringt, nicht so leicht Herr der Natur. Daher darf man auch nach der Strecke des kultivirten Landes nicht die Bevölkerung beurtheilen. Es könnten z. B. auf einer Quadratmeile Neu-Guinea's 10000 Menschen wohnen, ohne daß dem Reiz dieser Quadratmeile durch Verwandlung in ein ödes einförmiges Grasfeld, von seiner Schönheit etwas benommen würde. Daher ist die wilde unangebaute Urwaldung Neu-Guinea's kein Beweis für eine dünne Bevölkerung, und wenn wir auch nicht gerade zwei Millionen annehmen, so glauben wir doch, daß die Zahl von 200000 für ein großes reiches Land, auf dem man noch keinen Punkt unbevölkert gefunden hat, zu gering ist.

Noch eine besondere Erscheinung bietet sich dar. Auf der ganzen Inselkette Westaustraliens, finden wir die Papuas oder schwärzere negerförmige Menschenfamilie nicht nur vorherrschend, sondern auch herrschend, und die schlankere malaiische Art, oder wohin man sie sonst rechnen will, dienend. Auf den ostaustralischen Inseln ist dieses durchgehends umgekehrt der Fall.

Die Papuas oder wie man sie auch nennt, Australneger sind von demselben Stamme wie die, welche man auch auf Neu-Holland antrifft. Sie haben aufgeworfene Lippen, platte breite Nasen, große Augen, großen Mund, schwachen Bart, schwaches weiches Haar, welches äußerst dick und kraus sein soll; sie lassen dasselbe nachläßig hinabhängen, was denn ihrem Kopfe einen ungeheuren Umfang gibt. Die Backenknochen sind hervorstehend und es ist wahrlich unbegreiflich, wie man ihre kleinen niedlichen Hände und Füße ihnen zum Vor-

wurf machen konnte. Unsere Schuhmacher, welche mit der Verkleinerung unserer Damenfüße so viel Noth haben, würden anders urtheilen. Indessen soll diese physiognomische Schilderung nicht ganz passend sein; denn bei einigen soll die Nase weniger gepletscht, die Gesichtszüge edler und das Haar lang und schlicht sein. Am Ende kommt es auf das hinaus, was wir schon in der Einleitung gesagt haben, wenigstens fand Freycinet Leute, die nicht so gar häßlich waren und die Mädchen sollen sogar recht angenehm lachen können. Ganz rein kann indessen diese Menschenfamilie hier auch nicht sein; denn der Verkehr mit Holländern des Sklavenhandels wegen soll ziemlich alt sein; noch älter der Handelsverkehr mit China, wo dann ohne einige Beimischung weißen Blutes die Sache nicht abgeht. Schon Saavedra will hier Eilande mit weißen Menschen gefunden haben, was dann wol leicht zu erklären wäre, da auch Schiffbrüche manche weiße Sterklinge zerstreut haben mögen. Freycinet hat einige Schädel der Papuas untersucht und fand sie sehr abgeplattet, mit hervorspringenden Stirn- und Schlafbeinen, wodurch eine außerordentliche Breite des Gesichts entsteht. Wer jedoch weiß, was die Menschen für närrische Leute sind, wird auf solche Abplattungen, Vorsprünge u. s. w. nicht viel geben. Dr. Gall fand an den ihm vorgezeigten Schädeln der Papuer rhachitische Formationen und schloß mit großer Weisheit, die wir billig anstaunen; daß Menschen mit solchen Schädeln in niedrigen und sumpfigen Gegenden wohnen müssen und man staune — wirklich leben die Papuas meist von Fischen und daher sind auch ihre Köpfe so platt wie Fischköpfe, und die Gegenden so sumpfig, daß man beinahe mit Schiffen in ihre Wälder hineinfahren kann. Da leider nicht jeder Mensch mit einer so wunderbaren Phantasie begabt ist, so gelingt es auch nicht immer derlei glückliche Orakel hervorzubringen. Schreiber dieses glaubt, daß von den platten Schädeln der Papuer sich bei weitem gerader auf die Thorheit schließen lasse, mit welcher die Mode von Neu-Guinea, der Mutter die theure Liebespflicht auferlegt, ihren neugebornen Kindern die Köpfe hübsch platt einzudrücken. Auf natürliche Deformationen von platten Schädelknochen zu schließen hieße gerade so viel, als von der zusammengedrückten Brust und Rippenknochen unserer Schönen und Stutzer, auf eine rhachitische Deformation unserer Hauptstadtsümpfe zu schließen. Wir schließen natürlicher auf Schnürleiber. Der Papu geht meist nackt, was ihm denn auch sein schöner Himmel gestattet. Kaum trägt er eine dünne aus Kokosfasern

verfertigte Matte um die Mitte des Leibes gewunden und durch die Schenkel hinten hinaufgeschlagen. Knaben und Mädchen gehen völlig nackt. Diese Tracht läßt denn auch ihren übrigen Körperbau unterscheiden. Arme und Beine sollen dünn sein, die Hinterbacken desto stärker, und als eine besondere Eigenheit bemerkt man, daß das männliche Geschlecht das schönere sei; wiewol wir glauben, daß um diese Bemerkung zu machen man eben nicht nöthig hätte nach Neu-Guinea zu gehen, indem dieses so ziemlich überall der Fall ist. Ein wahrhaft ekelhaftes Bild von den Weibern der Papus entwirft Lemaire. Er sagt: „Die Weiber sind scheußlich, ihre langen Brüste hängen wie große Gedärme bis zum Nabel herab, ihr Bauch gleicht einer dicken Tonne, die meisten tragen ihre Kinder auf dem Rücken, Arme und Beine sind mager, ihre Physiognomie ist affenähnlich, ihre Geschlechtstheile werden kaum bedeckt und der Hintere ist völlig blos. Eine schielt, die andere hat krumme Beine u. s. f. Wir sehen, daß die guineasischen Schönen vor Herrn Lemaire keine Gnade gefunden haben; ganz anders fand sie ein neuester Seefahrer, der uns berichtet, daß seine Mannschaft sich nur sehr ungern und zwar mit dem Gesange: *les filles y sont belles, les papas complaisans etc.* von Neu-Guinea trennten. So ist der Geschmack verschieden! Die Männer stecken in ihren breiten Haarwuchs einen Kamm aus 4 bis 5 langgesperrten Zähnen bestehend, womit sie das Haar noch zottiger zu machen suchen. Einige zieren es mit bunten Federn; die Weiber tragen ihr Haar eben so buschig und verschneiden es zu diesem Ende. Die Männer haben die Nasenknorpel und Ohren durchbohrt, in welchen sie Holzzapfen und Knochen tragen, die Weiber tragen im linken Ohr einen messingenen Ring mit Glaskügelchen behangen, sie tragen auch solche Kügelchen in Schnüren um die Handgelenke gebunden. Dieser Schmuck kommt aus China.

Die Papuas wohnen nicht mehr wie wilde Thiere zerstreut in Wäldern, sondern in kleinen Dörfern. Ihre Häuser ruhen auf Pfählen und zwar so hoch, daß die Flut sie nicht erreichen kann. Lange Brücken gehen von diesen Häusern aus, welche sie mit dem Lande, das nicht überschwemmt wird, in Verbindung setzen. Sie enthalten gewöhnlich ein großes Vorhaus mit Thüren nach der Land- und Seeseite. An dieses Vorhaus stoßen die Gemächer einzelner Familien, deren so viele beisammen wohnen, daß man ein jedes Haus für ein kleines Dorf halten und mit einem Bienenkorbe vergleichen kann. Gewöhnlich liegen nur 2 bis 3 solcher Häuser beisammen, aber in jedem derselben woh-

nen 60, 70 und mehr Menschen. Auf der Seeseite ist allezeit ein Platz zur Trockenlegung der Kähne, Chorochoro genannt. Der Rauch zieht durch die Hausthüren ab. Jünglinge und unverheirathete Männer wohnen tiefer und von den übrigen abgesondert. Der Hausrath ist sehr einfach. Ein Herd mit irdenen Töpfen und porzellanenen Schalen, die sie von den Chinesen eintauschen, ein paar Matten, Waffen, Fischergeräthe machen den ganzen Reichthum des Papua aus.

Die Beschäftigung der Männer ist Krieg und Jagd. Sechs Fuß lange Bogen aus Bambus, Pfeile, Speere, Schleudern, und Keulen sind ihre Waffen. Cook bemerkte auf der Westseite bei den nackten Bewohnern eine seltsame bis jetzt noch nicht ermittelte Waffe. Die Einwohner forderten die Britten mit den drohendsten Geberden heraus; sie schwangen kurze Röhren im Kreise in den Händen, welche sogleich Feuer und Dampf, wie aus einer Muskette gaben. Dieses Feuer that keinen Schaden, gab auch keinen Knall und man weiß nicht, wie es erzeugt wurde. Ihre Pfeile schießen sie mit großer Gewalt auf 180′ Weite ab. Ihre Kähne nehmen 12 bis 18 Menschen ein, haben zu jeder Seite lange Ausleger, dienen jedoch nur zum Fischfang. Die Beschäftigung des Haushalts liegt dem Weibe ob; diese Weiber kochen, bauen Häuser, verfertigen die Töpfe, wobei ihnen Forrest zusah. Die Frau hielt mit der einen Hand einen flachen Stein, auf welchem der Thon lag, den sie mit einem ähnlichen Steine in der andern Hand breit drückte um ihn zu glätten. Hierauf formte sie den Thon zum Topf uud ließ ihn trocknen. Auch hier ist also das Weib das Lastthier des Mannes!

Die Nahrung der Papuas besteht aus Fischen, Schalthieren, Schildkröten und dem Fleische wilder Thiere. Sie benutzen auch den Sago und das Betelkauen ist allgemein unter ihnen. Im östlichen Theile, wo der Sagobaum sich verliert, dient die Farrenwurzel statt Brot. Das Volk wird uns seinen Sitten und seinem Benehmen nach gegen die Fremden, sehr verschieden geschildert. Cook wurde mit Pfeilen und Wurfspießen empfangen und half sich wie gewöhnlich mit seinen beliebten Zwölfpfündern. Der Triton, welcher im Jahre 1827, um eine holländische Niederlassung zu gründen, die Westküste untersuchte, ward ebenfalls feindselig empfangen, so daß er zwei seiner Offiziere einbüßte, wofür freilich die Zahl der Eingebornen, die dafür mit dem Leben büßen mußten, nicht gezählt wird. Es scheint daher, daß es ein wackeres Volk sei, welches recht gut wisse, daß niemand das Recht habe sein Erbtheil in Besitz zu nehmen,

denn auch der Triton mußte abziehen, ohne eine Kolonie zu Stande gebracht zu haben. Dagegen rühmt der brittische Kapitän Andrew seine Aufnahme im Jahre 1826. „Als wir an den Küsten Neu-Guinea's ankamen, warfen wir die Anker an einer dem Hauptlande benachbarten Insel aus. Diese Insel war bis an das Gestade mit dichten Waldungen bedeckt. Die Wilden verkrochen sich ins Gebüsche und erhoben ein fürchterliches Geschrei. Wir überzeugten uns bald, daß dieses nur ein Ausbruch der Freude sein sollte. Sie gingen völlig nackt daher und kamen, als wir landeten, in großer Menge uns entgegen, um unsere Schaluppe mit der ganzen Bemannung ans Land zu ziehen. Als sie aber bemerkten, daß wir uns in Vertheidigungsstand setzten, zogen sie sich hinter eine Linie zurück, die auf dem Sande angegeben wurde. Auf ein Friedenszeichen mit einem weißen Tuche, antwortete der Häuptling durch das Aufheben eines grünen Zweiges. Nun legten beide Parteien die Waffen nieder und nach einer halben Stunde waren meine Leute mit den Wilden befreundet. Anfangs ließ ich aus Furcht vor Überrumplung genau Acht geben. Ich war jedoch bald von den guten Absichten der Einwohner überzeugt und durch Vermittlung der Häuptlinge kam ein regelmäßiger Tauschhandel zu Stande, in kurzer Zeit war unsre Schaluppe mit Geflügel, Bananen und Früchten angefüllt. Anfangs schienen sie sich dem Fällen des Holzes, das wir sehr bedurften, widersetzen zu wollen; durch einen Hut, einige Flaschen, Messer und andere Kleinigkeiten waren sie jedoch sehr leicht zu gewinnen. Einige Blätter der Times zogen ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich, die Buchstaben schienen ihnen so außerordentlich, daß sie für einen Titel derselben eine Schaluppe mit Zuckerrohr anfüllten."

So dürfte es daher hier wol so heißen: wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder. Diejenigen Wilden, welche sich erkühnen, gegen ein bewaffnetes Schiff Feindseligkeiten zu äußern, thun es gewiß nicht ungereizt. Zwei Matrosen Andrews brachten 24 Stunden ganz allein unter den Wilden zu; sie wurden außerordentlich liebreich und gastfrei aufgenommen, erfuhren aber auch, daß die anfängliche Furcht davon herrühre, weil früher einer der Ihrigen durch einen Flintenschuß getödtet worden war.

In Hinsicht der Religion fehlen noch alle Nachrichten. Auf den westlichen Inseln und Küsten scheint eine leichte Schattirung des Islamismus hinüber zu schillern. Auch ist der Budhaismus nicht spurlos über sie dahingestreift. Die Tage des Neumonds

werden mit lärmender Musik festlich begangen. Menschenfleisch verschmähen sie indessen nicht, auch scheint es, daß eine Schattirung des malaiischen Feudalsystems eingedrungen sei und es unter ihnen Herren und Sklaven gebe. Ihre Sprache ist gänzlich von der der Malaien verschieden. Von ihrem häuslichen Leben wissen wir eben so wenig. Will ein Jüngling heirathen, so geht er in das gemeinschaftliche Wohnhaus und setzt sich zu dem Mädchen, das ihm gefällt. Die Eltern fragen: ob sie einig seien? Erfolgt ein beiderseitiges Ja, so werden Zeugen herbeigerufen, ein Hahn geschlachtet, dem Paare ein Gemach eingeräumt und die Ehe ist geschlossen. Ob Polygamie unter ihnen herrsche, wissen wir nicht. Wie sie ihre Todten begraben, darüber haben wir ebenfalls keine Kunde. Forrest entdeckte auf einer kleinen Insel nahe bei Torri ein Grabmal. Es war aus Korallenfelsen errichtet und was gewiß merkwürdig ist, und bereits Fortschritte zeigt in der Civilisation, es lag auf demselben die hölzerne Figur eines achtjährigen Kindes, oben war ein wirklicher Hirnschädel angebracht und die Ohren waren in Holz geschnitten.

Dieses und daß sie bereits feste Ansiedlungen haben, die wahrscheinlich im Innern des Landes anders gestaltet sind, zeigt dafür, daß sie nicht mehr als Wilde betrachtet werden können. Jedes Dorf bildet eine eigne Nation, hat einen Anführer im Kriege und einen Richter im Frieden. Daß es unter ihnen Sklaven gebe, erhellt daraus, weil die Holländer früher dergleichen ausführten und auch Forrest dergleichen zum Kaufe angeboten wurden. Jeder derselben hatte ein Halsband von Bambus, an welchem ein ziemlich großer Klotz herabhing. Es ist zweifelhaft, ob dieses Kriegsgefangene waren, oder ob wirklich ein Herrn- und Sklavenstand vorhanden sei.

Nach einer so eben zu Gesicht kommenden Notiz, müssen wir die Neuguineaer für entschiedene Menschenfresser halten, die nicht nur Gefangene und Getödtete, sondern auch verstorbene Leichname verzehren.

Das weite Guinea mag freilich noch eine Menge anderer Nuancen im Leben und Treiben der Papuavölker aufzuweisen haben, da diese wenigen Notizen nur auf die Theile der Westküste passen, welche Forrest, Freycinet, Andrew u. a. hier und auf der Insel Waigiu besucht haben.

Außer diesen Papuas findet sich noch eine andere den Malaien ähnliche Menschenart, sowol an den Küsten, als im Innern der Hochgebirge dieses Landes. Sie ähnelt mehr den Bewohnern Ostaustraliens, wo sie herrschend ist. Hier finden wir

sie dienend und den Papuas tributbar, was sich sonst, wie auf Madagascar und den meisten Australarchipeln, umgekehrt verhält. Sie zerfallen in zwei Stämme, Hareforen oder Alfuris, Alforen. Diese beschäftigen sich mit Ackerbau, indem sie Bananen, Pisangs und Hülsenfrüchte gewinnen, und gegen eiserne Werkzeuge und chinesische Manufakturwaaren verhandeln. Sie stehen mit den Papuas in ewiger Fehde, sind von hellerer Farbe, schlichten Haaren, schönem Wuchse und besitzen mehr Agilität. Zur Sicherheit bauen sie ihre Häuser auf Bäume, welche sie auf Leitern aus eingekerbten Baumstämmen bestehend, ersteigen.

Eine Abtheilung davon heißen Padschuer, auch Piadschuer, ein Fischervolk, das sich auf Celebes, Borneo und andern Eilanden des indischen Archipels zerstreut wiederfindet. Diese Menschen bekennen sich theils zum Islam, theils zum Fohismus, stehen unter eignen Radschas, treiben Handel mit China und der handelnde Stamm herrscht auf Waigiu, Salvatti und den umliegenden Eilanden vor. Der fischende Theil treibt blos Fischerei und bereitet Tripang. Auch ihre Häuser stehen auf Pfählen. Mit der Kolonisation Neu-Guinea's dürfte es bei der Rüstigkeit und dem Muthe der Bewohner, wie auch der ungesunden Küstenstriche wegen etwas schwer gehen. Leichter würden verständige Missionäre zu ihrem Ziele kommen. Diese Völker sind lebhaft, lernbegierig, empfänglich und gewiß kulturfähig. Alle Handelsversuche der Holländer waren bis jetzt vergebens. Besser gelang es den Chinesen. Diese führen aus Waigiu und Salvatti Paradiesvögel, Schildpatt, Perlmutter und Misoirinde aus. Doch ist hier der Handel meist in den Händen der Malaien, welche für die genannten Erzeugnisse bengalische Tücher, suratische Baftas und Eisengeräthe einbringen. Dagegen ist auf Neu-Guinea selbst der chinesische Handel desto blühender. Die Chinesen holen von da für ihr Porzellän, Baumwolle und seidene Tücher: Gold, Perlen, Ambra, Perlmutter, Misoirinde, Tripang, Schildpatt, kostbare Holzarten und Rohr. Genaues ist jedoch nichts darüber bekannt. Alles Gesagte gilt nur von einigen Küstenpunkten; das Innere ist gar nicht bekannt.

Von einer Beschreibung des Landes kann hier wol nicht die Rede sein. Europäer haben kaum auf Stunden einige Punkte dieses köstlichen Landes berührt. Man kann daher bis jetzt außer einem trocknen Verzeichnisse barbarischer Namen und einigen aufgenommenen Breiten und Längen, welche noch dazu nicht immer ganz zuverläßig sind, durchaus nichts geben.

Die nordwestlichste Halbinsel, welche noch am meisten besucht wurde, erstreckt sich von 0° 20′ bis 4° 5′ südl. Br. und 149° 40′ bis 150° 55′ östl. L. Im SO. schneidet die Geelvingbai ein und läßt nur einen schmalen Isthmus, der sie mit dem Hauptkörper der Insel verbindet. Der nördlichste Punkt ist das Kap der guten Hoffnung, Goede Hoop, vor ihm liegen die zwei kleinen Eilande Mispalu. Die Küste zieht sich hier von 0° 19′ 15″ südl. Br. bis 0° 34′ hin, wo unter 151° 21′ L. das Kap Dori liegt, gut bewaldet, von ziemlicher Höhe, reich an Wasser. Hinter demselben hebt sich das Arfakgebirge, nach Duperrey 8928′ hoch. Der Boden von Kap Dori oder Dorreri bis zum Kap der guten Hoffnung ist flacher Madreporenboden, der den Überschwemmungen sehr ausgesetzt ist. Forrest fand hier ein Dorf Dorreri, welches Duperrey nicht mehr gefunden hat. An dem Golf von Geelving auf der entgegengesetzten Seite des Kap Dori ist ein sehr guter Hafen, Mansingham benannt, nur ist die Einfahrt etwas beschwerlich. Im Westen von Kap Dori liegen Warbasseri und Wammoriswari, zwei Dörfer mit gutem Hafen. Die Straße Revenge trennt die Insel Salvatti von der Halbinsel. An dieser Straße liegt Foulpoint, ein Vorgebirge unter 1° 6′ südl. Br. und Fishermannskap unter 1° 42′ südl. Br. Dieses letztere Kap ist der westlichste Punkt von Neu-Guinea und liegt unter 149° 24′ östl. L. Südlich von Fishermannskap schneidet zwischen diesem und Kap Houny unter 2° 45′ die tiefe Mac-Cluers-Einfahrt ein, ein tiefer Busen, in welchem die Inseln Slape, Pinai und Piesan liegen. Der Isthmus im Golf Geelwing ist nur 5 engl. Meilen breit, auf ihm liegen die Papudörfer, Buntuman und Lautschurau. Dieser Theil ist der bekannteste von ganz Neu-Guinea.

Der eigentliche große Körper von Neu-Guinea ist bei weitem weniger bekannt. Der große Golf Geelving nimmt die nordwestliche Seite ein. Ihr nordöstlichster Punkt ist das Ostkap. Von hier ziehen sich nach Forrest an der Nordostküste die kleinen Staaten Oranswary, Wariapy, Warmassime, Jopaine, Mandamy, Wopimi, Jaury, Mansuary, Morry und Waropaine, dessen Radscha der mächtigste der Nordküste sein soll. Diese Küsten sind es, welche mit China Handel treiben sollen. Wo Waropaine endigt, zieht sich ein großer Seearm gegen Süden hinab, der Neu-Guinea von Louisiada trennt und von den Malaien befah-

ren wird. Die Spitze dieser ganzen Küste gegen Osten bildet das King Williamskap, welches Dampier entdeckte und das unter 6° 35′ südl. Br. und 165° 13′ L. liegt. Von dem hohen Berge, den die Franzosen le Grant Moulineau nennen und der den nordwestlichsten Punkt dieser Küste bildet, bis zum südöstlichen Kap King William sind die Küsten steil, sehr geschweift, vielfältig eingebogen, zeigen sich aber immer als der Fuß einer sehr hohen Urgebirgskette, die sich durch die ganze Insel hinzieht. Dieses Gebirge und mit ihm die Küste senkt sich allmälig nach SO. zum Kap Cretin unter 6° 42′ 45″ südl. Br. und dem einige Minuten tiefer liegenden Kap Kermandek zum großen Hüonbusen hinab. Auch der Hüonbusen ist in seinem ganzen Umkreise mit hohen Bergen besetzt. Die gebirgige Küste soll nun, was jedoch nicht gewiß ist, bis zum Kap Rodney unter 10° 3′ 22″ südl. Br. und 165° 14′ L. sich hinabziehen, wenn nemlich diese ganze Halbinsel nicht durch einen Meerarm von Neu-Guinea etwa getrennt ist. Vom Kap Rodney, dem südlichsten Punkte der Insel, wenden wir uns in die Torresstraße und finden sogleich eine große, weit und tief geschweifte Bucht. Die ganze Küste ist mit großen, gefährlichen Korallenriffen besetzt und eingefaßt bis zur Torresstraße herab, und weiterhin durch eine abermalige große Bucht und das St. Barthelemykap bis zum Kap Walsh, dem südwestlichsten Endpunkte der Insel, der durch einen zuckerhutförmigen Pik gebildet wird, unter 8° 22′ 30″ südl. Br. und 154° 31′ östl. L. Dieses Kap bildet die äußerste Spitze desjenigen Theiles von Neu-Guinea, welchen man die südwestliche Halbinsel nennt. Vom Kap Walsh wendet sich die Küste nach NO. und steigt bis zum 5° südl. Br. hinauf, wo sie sich dann wieder westlich bis an den Isthmus der nordwestlichen Halbinsel hinwendet. In dieser tiefen Einbucht oder vielmehr Meerbusen liegt die Inselgruppe Arrow, welche zum indischen Archipel gehört. Die Küsten dieses Meerbusens sind sehr stark mit Papudörfern besetzt, auch Cook landete an der Westküste dieses Busens und hier war es, wo man ihn mit jenen räthselhaften Feuergewehren begrüßte.

Neu-Guinea ist in einer Inselwelt gelegen und daher auch von allen Seiten mit Inseln umgeben, unter denen wir folgende bemerken:

1) Das Eiland Waigiu im NW. von Neu-Guinea unter 0° bis 30′ südl. Br. Diese Insel ist hoch und gebirgig und die Küstenterrasse nach allen Seiten nur schmal. Die Berge des

Innern sind von mittlerer Höhe und heben mehre Piks in die Luft empor, den höchsten darunter nannte Forrest den Hahnenkamm. Alle sind außerordentlich gut bewaldet und bewässert, die Küstenterrasse ist feucht, die Hitze gemäßigt sowol durch die Höhe des Landes als die Seewinde. Die üppige Vegetation konzentrirt hier auf einem kleinen Punkte die ganze Pracht Neu-Guinea's. Auch die lebenden Bewohner sind dieselben, und was von der Lebensart der Neu-Guineer gesagt ist, gilt von den Einwohnern von Waigiu in vorzüglicherem Grade. Freycinet und Duperrey verweilten unter ihnen und aus ihren Berichten zu schließen, sind sie gebildeter als die Neu-Guineer; sie sollen sich bis auf 10000 belaufen. Man hat bis jetzt zwei gute Häfen entdeckt. Der Hafen Offak im NO. wird von der Insel Navak gebildet. Diese Insel liegt 148° 36′ 25″ östl. L. Der Hafen ist groß, hat guten Ankergrund und 20 Faden Tiefe. Die Bewohner versorgten die Coquille, von Duperrey kommandirt, hinlänglich mit Sagokuchen und das Wasser war gut. An der nordwestlichen Küste liegt der ebenfalls gute Hafen Piapis unter 0° 6′ südl. Br., er wird von zwei Baien gebildet, in deren Nähe das Eiland Sisipa liegt, welches eine Süßwasserlagune einschließt und mit Sagopalmen besetzt ist. Eine Menge anderer Inselchen liegen umher; sie sind alle bewaldet, bewohnt und mit den Gewürzpflanzen der Molukken besetzt. Wir bemerken im NW. das felsige Eiland Jhe, dann Eye und Siang nebst Ruib unter 0° 4′ nördl. Br. und 147° 49′ östl. L. Es besteht nur aus einem einzigen hohen bewaldeten Berg. Unterm Äquator selbst liegt das 8 Meilen im Umfang haltende, schmale, aus zwei Piks bestehende Eiland Dschibby, ebenfalls eine Gewürzinsel mit einem guten Hafen, in dem sich Sonnerat aufhielt und die ersten Nachrichten über Neu-Guinea sammelte. Yo, Uru, Gag, sind ebenfalls kleine Eilande, so wie Battang, Pally mit dem Hafen Manafain von Forrest besucht. Alle diese Inselchen theilen die Natur und Produkte der Molukken.

2) Batanta im Süden von Waigiu, das unbewohnte Gammenseiland nebst den Eilanden Biamis und Tomiay bilden zusammen eine Inselgruppe, welche die Dampiersstraße von Waigiu scheidet. Sie ist gut bewohnt und mit herrlichen Pflanzendecken geschmückt; ebenfalls Gewürzinseln.

3) Salvatti, eine große Insel, von Neu-Guinea durch die Revengestraße getrennt. Sie liegt unter 1° 6′ südl. Br. und 148° 44′ östl. L., hält 18 engl. Meilen Umfang

in der Form eines Dreiecks. In Bezug auf natürliche Beschaffenheit bleibt sie dem molukkischen Charakter getreu und wird von einem Radscha beherrscht.

4) Misoi in Südosten von Salvatti unter 2° südl. Br. und 147° 24′ bis 149° L. Es ist köstlich bewaldet, hochgebirgig, gut bevölkert und mit allen Produkten Neu-Guinea's ausgestattet. Ungefähr 14 kleine Eilande, sämtlich steil und felsig, umgeben diese Insel.

5) Auf der Südwestküste von Neu-Guinea, hart am Lande, hat Forrest die Eilande White oder Blanche etwas unter Fishermannskap, südlicher Haras und etwas weiter Beelang nebst einigen namenlosen Inselchen verzeichnet.

6) Die Inselgruppe Arau nordöstlich von Neu-Guinea unter 0° 22′ nördl. Br. und 148° 57′ L. Sie wird von einem Korallenriffe von 35 Meilen Umfang umschlossen, und scheint zu jenen Lagunenmotous zu gehören, welche ihr Dasein den Korallthieren zu verdanken haben. Indessen scheint auch die vulkanische Natur nicht fremd zu sein, da sich Arau 500′ über das Riff erhebt. Wie bei allen solchen Korallriffen liegen eine Menge Inselchen auf denselben umher, wie Abdom, Coriba u. s. w. Die Papua haben hier Pflanzungen von Ignamen, Bataten, Zuckerrohr, Kokos- und Sagopalmen. Sie fischen auch Trepang. Diese Inselgruppe gehört ihrer natürlichen Beschaffenheit nach den ostaustralischen Inseln an.

7) Mispalu, Wony, Jaury und einige kleine klippenähnliche Inseln gehören den Gewürzinseln an und sind mit einer lieblich duftenden Atmosphäre umgeben.

8) In dem Golf Geelving liegt eine kleine Inselwelt eingeschlossen, wir nennen darunter Schouten, einen Archipel aus einer großen und 18 kleinen Inselchen bestehend; sie stehen unter einem Radscha und sind von schönen Kokospflanzungen bestanden. Die Insel Jobie im Süden von Schouten ist ziemlich groß, bewohnt, fruchtbar und ebenfalls mit einer Menge Eilande umgeben. In der Bai von Geelving selbst liegen Manaswary und Masmapi, desgleichen Panjang, Engano u. s. w. meistens mit Klippen und Riffen umgeben. Sie sind sämtlich stark bewaldet und mitunter auch mit Muskatbäumen besetzt.

9) Ein paar kleine Eilande Nimphe, Alin, Arimoa und Moa gehören zu den nordwestlichen Inseln von Neu-Guinea, die sich unweit dem Grant Moulineau befinden. Südöstlicher davon liegt der Dampiersarchipel eine

Reihe von 15 Eilanden unter 3 bis 5° südl. Br. und 160 bis 165° östl. L. Sie wurden 1616 von Schouten entdeckt und 1699 von Dampier aufs Neue besucht. Diese Inseln sind zum Theil mit sehr hohen Vulkanen besetzt, alle jedoch haben ein lachendes Ansehen; treffliche Haine und Kokoswaldungen zeugen für die Fruchtbarkeit des vulkanischen Bodens. Die Vulkane sind noch immer thätig, besonders auf der Richeinsel unter 5° 43′ südl. Br. und 163° L., der Kroneninsel und mehren andern.

Auf der Südostküste Neu-Guinea's bemerken wir die Insel Riche unter 8° 2′ 30″ bis 8° 18′ 30″ südl. Br. und 165° 43′ L. Eine Menge kleinere Inselchen ziehen sich durch die Torresstraße bis zum Kap Walsh hin, unter denen jedoch die Insel Wessel, von dem gleichnamigen Archipel in dem Carpentariabusen Neu-Hollands wohl zu unterscheiden, allein bemerkbar ist. Indessen ist wol nicht leicht eine Klippe unter diesem glücklichen Himmelsstriche, welche nicht mit der ganzen Pracht derjenigen Vegetation bekleidet wäre, in welcher die Natur den höchsten Gipfel ihrer Bildungsfähigkeit erreicht zu haben scheint. Kein Inselchen ist so klein unter diesem glücklichen Himmel, das nicht im Stande wäre, unser Gemüth an die vielbesungenen Inseln der Seligen zu erinnern. Noch kennen wir kaum die ersten Züge des großen Bildes einer vollendeten Schöpfung, deren ganze Herrlichkeit zu schauen und für die Wissenschaften zu erobern, dem Fleiße künftiger Forscher aufbewahrt ist.

2. Neu-Britannien.

In Nordosten von Neu-Guinea liegt unter 1° 10′ bis 6° 54′ südl. Br. ein großer aus zahlreichen und beträchtlichen Inseln bestehender Archipel. Von Dampier 1699 entdeckt wurde er von Carteret 1767 genauer untersucht; auch d'Entrecasteaux besuchte einige Inseln desselben 1793. Der Britte Hunter besuchte ihn 1794. Obwol die erste Entdeckung dieses schönen Archipels unstreitig Frankreich angehört, so haben sich doch die Ehre der Entdeckung die Engländer angemaßt und ihre brittischen Benennungen in der Geographie geltend gemacht, woher denn auch der ganze Archipel Neu-Britannien genannt wird. Denselben Namen führt auch die Hauptinsel und die übrigen brittischen Herrlichkeiten in Europa sind auf die andern Inseln gepfropft. Die garstige Nebelatmosphäre Alt-Britanniens, in welcher nur der Britte sich wohlgefallen

kann, obwol auch er vom Spleen nicht frei bleibt, ist dem Archipel von Neu-Britannien gänzlich fremd und die Benennung gewiß in jeder Hinsicht höchst unpassend, hat keine Bedeutung. Ein glücklicher Himmel, wie wir ihn schon bei Neu-Guinea geschildert haben, blickt freundlich und segnend auch auf diesen Archipel herab. Sämtliche Inseln gehören der gewaltigen unterseeischen, nach Neu-Seeland sich hinziehenden Urgebirgskette an. Sie sind alle hoch, mitunter sehr hoch, von Korallenriffen umgeben, welche noch immer zu ihrer Vergrößerung und Vermehrung beitragen. Die vielen Piks, zum Theil noch immer rauchend und brennend, lassen über ihre vulkanische Natur keinen Zweifel, und bezeugen die immerwährende Wirksamkeit der wärmenden Kräfte im Centrum unsers Erdballs.

Über die Auflagerung der Gebirgsarten und Beschaffenheit des Bodens vermögen wir nichts zu sagen. Der Kundige schließt durch Analogie auf die überall sich gleich bleibende Haushaltung der Natur, in Bezug au unorganische Massen. Der vulkanische Boden immer locker, weder flüchtig wie der Sandboden, noch fest und zerklüftet wie der zähe unfruchtbare Lehm, gekühlt durch die wohlthätigen Seewinde, getränkt von tausendfachen Bergquellen und den tropischen Regen, ist vor jedem andern Boden der Erde geeignet, eine Vegetation zu begünstigen, die das Gemüth des Menschen mit freundlichen Eindrücken überfüllt. Die vegetabilische Schönheit und erhabene Pracht des indischen Archipels dauert hier noch fort. Stufenartig über einander geschichtet sehen wir auch auf diesen hohen Eilanden Strand und Berggipfel geschmückt. Von den stachlichen Rhicophoren, der Nipapalme des sumpfigen Küstenstriches bis zu den Doldengewächsen, den Veilchen, Potentillen unserer nordischen Berge, finden wir die Gärten aller Klimate samt diesen über einander gestaffelt. Die reichen Pflanzungen der Eingebornen mit ihren Pisangs, Zuckerrohr, Brotfrucht und Yams rechtfertigen das glückliche *Far niente* des Südländers. Bei dem Anblick dieser glücklichen Länder gesteht man gerne, daß der Strafspruch: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," hier eine ganz andere Bedeutung als bei uns habe.

Die Produkte des Thierreichs sind mit wenig Ausnahmen dieselben wie auf Neu-Guinea: man will indessen mehre eigenthümliche Thiere entdeckt haben; z. B. einen über 3'' langen Leuchtkäfer; er hat sechs Füße, Stacheln an den Seiten und einen langen Schwanz und soll außerordentlich leuchtend sein. Zwei Spinnenarten von Labillardiere entdeckt, von

denen die eine ein sehr festes 3″ langes und 2″ im Durchmesser haltendes Gewebe bildet, mit aufrechtstehender Spitze. Es ist ein wenig nach Südosten gebogen, um es gegen die Nordwestwinde zu schützen. Der Regen läuft in den dicken platten Kegeln ab und ist so befestigt zwischen Baumzweige, daß es selbst Stürmen Trotz bietet. Eine andere Spinnenart webt ein Blatt konisch zusammen, in welchem sie dann ihr kleines Gewebe ausbreitet. Andere nußgroße Spinnen haben eine feste Haut, womit sie unbedeckt der Witterung trotzen. Mehre Schlangenarten, Kaimans und geringere Eidechsen soll es auch geben. Unter den vielen und schönen Vögeln zeichnet sich ein großer schwarzer Vogel aus, dessen Stimme mit dem Hundgebell Ähnlichkeit hat. Auch hier sind die Vögel schön gefiedert. Hunde und Schweine gibt es genug, aber auch Vampyre nebst Ratten und Mäusen, die nirgend fehlen. Auch eine Katzenart will man bemerkt haben.

Den Flächeninhalt zu bestimmen, wäre lächerlich, da noch nicht einmal die Zahl oder Größe der Inseln genau erforscht ist. Nicht einmal die Umrisse finden wir noch auf den Karten ausgeführt. Eben so wenig läßt sich über die übrige natürliche Beschaffenheit der Inseln etwas anderes als Mutmaßung geben, indem wir von der geographischen Lage auf die Beschaffenheit, den Witterungswechsel, die Temperatur u. s. w. schließen.

So weit sich bisher europäische Seefahrer genähert haben, finden wir sie sehr stark bevölkert. Überall sah man zahlreiche Feuer verbreitet, und wo immer ein Europäer landete, kamen ihm große Haufen von Eingebornen entgegen. Die Schilderungen, welche Roggewein von den Menschen dieser prachtvollen Inseln gibt, läßt auf eine Völkerfamilie schließen, die von den Papuas verschieden ist. Vielleicht sah sie dieser Seefahrer auch mit einem unbefangenen Auge an, und fand sie weniger affenähnlich, als viele Schiffer in ihrer seemännischen Laune oftmals diese Naturmenschen zu betrachten belieben.

Sie gehen alle nackt, nur die Geschlechtstheile sind mit einem Faserzeuge bedeckt, welcher zwischen den Füßen durchgezogen und von hinten durch den Gürtel befestigt wird. Nasen, Ohren, Arme und Beine sind mit Zierrathen geschmückt. Indessen ist es ein falscher Schluß, von der Nacktheit eines Volkes auf seine Wildheit zu schließen und es darum sogleich unter die Pescherähs auf dem Feuerlande herabzusetzen. Die Nacktheit dieser Völker beruht auf ganz andern Gründen. Es ist nicht die fühllose Trägheit, nicht die Versunkenheit des Feuerländers, den sein entsetzliches Klima zur Bekleidung nöthigen sollte.

Die Nacktheit des Tropenbewohners entspringt aus der Natur der Sache. Kleidung ist für ihn kein Bedürfniß, im Gegentheil ist sie ihm lästig und seiner Gesundheit nichts weniger als zuträglich. Was sollte ihn auch nöthigen, sich mit einem Kleiderkerker zu umgeben, in einem Lande, wo jedes Lüftchen auf die nackten Theile des menschlichen Körpers so angenehm wirkt. Eben so ungerecht ist es, von seiner Nacktheit auf die Verwilderung seiner Sitten zu schließen. Die Begriffe unserer geschminkten Schamhaftigkeit sind ihm fremd. Wie sollte das Kind der Natur sich eines Körpers schämen, worauf die Natur selbst stolz ist, ihn gebildet zu haben? Selbst die Bedeckung der Geschlechtstheile darf hier nichts weniger als für eine Schamhaftigkeit genommen werden, welche der Australier nun einmal durchaus nicht kennt. Es ist die zarte Organisation dieser Theile, der empfindliche Schmerz, den ihre Verletzung verursacht, was ihn zur Verhüllung nöthigt. Daher auch die Erscheinung, daß diese Verhüllung bei dem weiblichen Geschlecht bei weitem sorgloser ist, als bei dem männlichen, da diese der Verletzung bei weitem mehr ausgesetzt sind. Auch die diesen Naturkindern so oft vorgeworfene Sucht zu Ausschweifungen ist wol ein Unrecht, welches das gebildete Europa ihnen abzubitten hat. Das australische Mädchen ist in seiner Nacktheit eben so wenig sittenlos, als das europäische in seiner Verhülltheit, und wenn die Insulanerinnen den bunten Federn, Nägeln, Beilen und andern Werkzeugen, welche ihnen von den Matrosen angeboten werden, nicht widerstehen können, so bedenke man doch, daß die Neugierde wol manche Tugend auf Grundsätze gegründet überwunden hat, und daß die eisernen Geräthschaften und Werkzeuge wenigstens denselben Werth in den Augen der australischen Damen haben, als die goldgefüllten Börsen und Diamanten, womit man in Europa das Grab so mancher Tugend zu schmücken pflegt. Zudem sind die Begriffe dessen, was Recht und Unrecht ist, und wenn man der Natur zu folgen oder ihr zu widerstehen hat, bei diesen Naturkindern himmelweit verschieden von den unsrigen. Aus diesen Gründen nennen wir die Bewohner Neu-Britanniens ein gutes, wackeres, tüchtiges Volk, auf welches mit Verachtung herabzublicken wir schwerlich ein anderes Recht, als unsere Kanonen haben. Keinem Europäer haben sie noch die Landung gestattet, und sie immer im gehörigen Respekt zu erhalten gewußt. Ihre Speere, Keulen und Schleudern wissen sie trefflich zu handhaben, um die lieblichen Geschenke Europa's zurückzuweisen. Eine Menge Fahrzeuge verstehen sie trefflich zu regieren,

und die geregelten Pflanzungen, die man von den Schiffen aus erblickte, zeugen, daß sie gerade so viel arbeiten, als vonnöthen ist. Sie haben Anführer, welche im Fall der Noth sich an ihre Spitze zu stellen bereit sind. Dies ist alles, was man von ihnen weiß; und so sehr wir für die Erdkunde eine genauere Kenntniß wünschten: so können wir doch nicht umhin, ihnen ihr Glück zu gönnen, dessen sie würdig zu sein scheinen.

Zur leichtern Übersicht theilen wir den ganzen Archipel Neu-Britanniens in die vier folgenden Abtheilungen ab:

a. Neu-Britannia.

Dieses ist die größte der Inseln in dem ganzen vorliegenden Inselgewirre. Noch weiß man nicht, ob das Land, das man unter diesem Namen begreift, eine einzige Insel, oder ein Verein von Inseln sei. D'Entrecasteaux hat sie zwar umfahren, aber zu landen haben ihm die braven Britannier nicht gestattet, und dieses ist vielleicht die einzige Ähnlichkeit zwischen Alt- und Neu-Britannien. Diese Insel hat in der Gestalt einige Ähnlichkeit mit der Insel Cuba, und erstreckt sich von ihrem westlichsten Punkte dem Kap Steffens unter 165° 42′ östl. L. bis 169° 45′. Das schmale Land ist von einer Bergkette der Länge nach hochansteigend durchzogen. Die Gestade haben breite und tiefe Einschnitte, und bieten daher gute und sichere Häfen dar. Die natürliche Beschaffenheit ist dieselbe, welche so eben gegeben wurde. Das nordwestlichste Vorgebirge an der Dampierstraße heißt Kap Gloucester 5° 26′ 30″ südl. Br. und 166° 5′ östl. L. v. F. Das Land zieht sich von hier aus in einem gegen Süden gesenkten halben Bogen zu dem südwestlichen Kap Anna hin, unter 6° 54′ südl. Br. und 166° 4′ L. Die Meerenge, welche Neu-Britannien von Neu-Guinea trennt, mag 20 Meilen weit sein; nebst mehren Klippen liegt das kleine Eiland Rook darinnen. Die ganze Küste ist steil, durch die geschmückten Berggruppen mit malerischem Hintergrunde versehen, und wohlbewässerten nach der Küste geöffneten Thälern. Vom Kap Anna zieht sich das Land südöstlich und endlich nordöstlich hinauf, wo es unter 6° 10′ südl. Br. und 168° 20′ L. eine drei Meilen breite inselreiche Bai bildet, in welcher Dampier ankerte. Von hier steigt das Land gegen Nordosten zum Kap Orford hinauf unter 169° 45′ L. Auf der Ostküste bemerken wir die Kaps Buller, Palliser bis zum Kap Steffens, zwischen diesen Kaps sind tiefe Baien und Meerbusen eingeschnitten. Kap Steffens gewährt einen

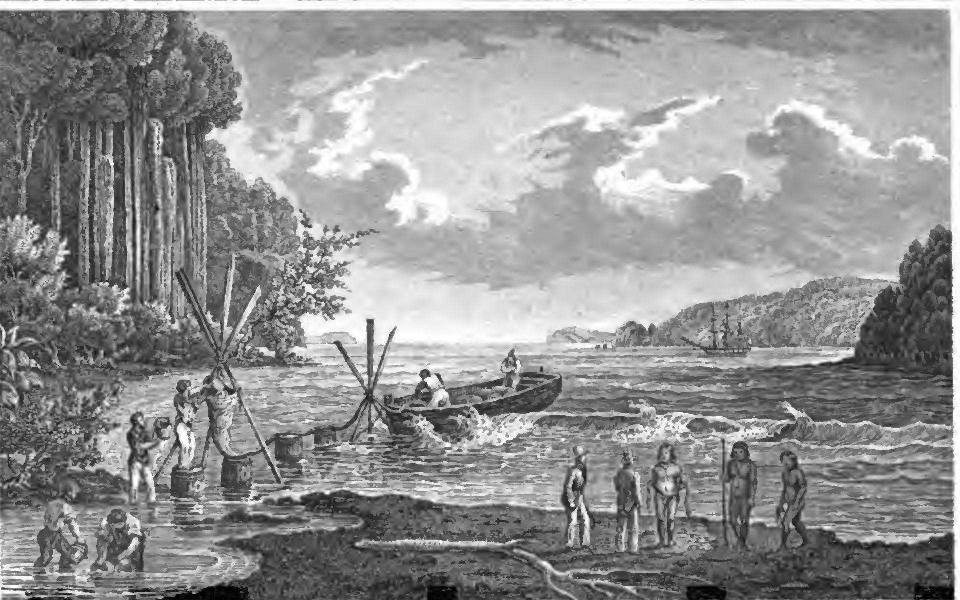
malerischen Anblick durch die tiefen im Lande liegenden drei durch Form und Höhe ausgezeichneten Berge, die Mutter und ihre Töchter benannt. Der mittlere Berg, die Mutter, ist der höchste, alle sind bis auf die Gipfel bewaldet, wohl bemerkt mit einer Tropenwaldung! Die südöstliche Tochter hat jedoch einen feuerspeienden Geliebten hinter sich. Noch nicht entschieden ist es indessen, ob das ganze Kap Steffens samt dieser Bergfamilie auch wirklich einen Theil der Insel Neu-Britannien ausmache oder von dieser unabhängig sei. Von dieser Seite ist noch alles unsicher.

Neu-Britannien ist von einer zahlreichen Inselfamilie umgeben, darunter wir auszeichnen: 1) in der Dampierstraße Rook oder St. Roche, 5° 40′ südl. Br. und 165° 41′ 24″ L.; eine Gruppe von mehren kleinen Inseln umgeben dieses ziemlich große Eiland. Die ganze Sippschaft ist bergig, gut bewaldet und größtentheils bewohnt. 2) Den Vulkan Vulkano, eine Insel im Nordwesten vom Kap Gloucester, ein tüchtiges Mundloch der Erde, 5° 32′ 20″ südl. Br. und 165° 44′ L. 3) Die von d'Entrecasteaux entdeckten Inseln *Isles françaises* bilden eine halbkreisförmige Reihe im Norden von Neu-Britannia und bestehen aus vier größern und einer Menge kleiner Inseln und Klippen. 4) Im Osten von Kap Steffens die Yorkinsel unter 4° 7′ 30″ südl. Br. und 170° 21′ 45″ L. ist gut bebaut, herrlich bewaldet, mit trefflichen Buchten versehen, eine schöne Insel von 10 Meilen im Umfange. Hunter landete in der Huntersbucht, fand Lebensmittel die Fülle, schöne und freundliche Einwohner von Kupferfarbe, mit wohlgebauten Gliedern. Sie pudern ihr Haar, das schwarz und struppig frisirt ist, mit weißem und rothem Puder und sehen dann einem Lord Oberrichter in seiner Allonge nicht unähnlich. Sie sind wohl bewaffnet und schminken ihr Gesicht, wenn sie in den Kampf gehen. Dieser Wunsch, sich dem Teufel ein wenig ähnlich zu machen, wenn man in die Schlacht geht, tritt bei vielen Völkern aller Zonen hervor und muß dem Bewußtsein, daß man sein Handwerk treibe, zugeschrieben werden. Sie fordern ihren Feind heraus, indem sie Haarpuder durch eine Röhre ihm entgegenblasen. Waren es vielleicht diese Röhren, womit Cook auf Neu-Guinea empfangen wurde? Cook bediente sich zur Entgegenblasung seines Pulvers, der metallenen Röhren. Die Bewohner der Yorksinsel fand Hunter ziemlich gebildet. Sie haben schöne Waffen, zierlich gebaute Boote, treffliche Pflanzungen, welche sorgfältig eingezäunt sind und

sehr gut bearbeitet werden. Man findet unter ihnen bereits jenen Unterschied der Stände, der auf den Südseeinseln überall vorkommt, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse bereits geordnet sind. Ihre Volksversammlungen werden durch eine Muscheltrompete zusammenberufen. Sie singen sehr angenehm, und das weitverbreitetste musikalische Instrument der Erde, die vielröhrige Panflöte ist auch hier heimisch. Als Hunter landete, ward er feindlich empfangen, Freundschaftsbezeigungen wurden jedoch freundlich erwiedert, und der grüne Zweig war auch hier das Zeichen des Friedens; ebenfalls ein über die ganze Erde verbreitetes Symbol. Nach geschlossenem Frieden wurde um eine junge Palme eine Friedenspyramide errichtet, worauf sogleich ein freundschaftlicher Verkehr stattfand, und ein Tauschhandel begann, der bis zur Abreise Hunters friedlich fortdauerte. Nicht weit von dieser sehr stark bevölkerten Insel liegt noch eine kleinere nebst einer Menge anderer von unbedeutendem Umfange. Auf eine Handvoll Inseln auf oder ab, kommt es überhaupt in diesem Meere nicht an; ihre ängstliche Aufzählung und Bestimmung kann jedoch nur für den Seefahrer, nicht aber für die Leser dieses Werkes Interesse haben. Dieser mag sich diese Gegenden des Ozeans als einen großen, nach allen Seiten hin stark bewässerten Park denken, wo überall die lieblichsten Partien sein Auge ergötzen.

b. Neu-Irland.

Nordwestlich vom Archipel Neu-Britannia, dehnt sich von Nordwesten nach Südosten die lange schmale Insel Neu-Irland mit ihren Appertinenzen aus. Carteret war es, der Neu-Irland genauer bestimmte, nachdem es schon Lemaire gesehen und Dampier aufgefunden hatte. Neu-Irland reicht von 166° 26′ L. bis 169° 50′ und liegt zwischen dem 2 und 4° südl. Br. Die St. Georgsstraße trennt es von Neu-Britannien, die Byronsstraße von Neu-Hannover. Ihre Länge beträgt bei 100 Seemeilen, und die Breite schwankt zwischen 13 und 2 Seemeilen. Eine Bergkette ist es eigentlich, welche dem allgemeinen Bergzuge von Nordwesten nach Südosten folgend, diese ganze Insel bildet. Sie ist außerordentlich hoch, indem sie in der Carteretbai ein bis auf 8000′ ansteigendes Bergpanorama darstellt. Die Gestade sind steil und buchtenreich. Obwol man noch keine brennenden Vulkane bemerkt hat, so lassen doch weder der Boden, noch die beständigen Erderschütterungen an dem unterirdischen Riesen zweifeln, der in der Tiefe athmet. Ansicht, Fruchtbarkeit, Bevölkerung, Sitte und Lebensweise der Bewohner sind ganz dieselben, wie



de Sainson pinx.

Neu_Irland.

(Carteret_Bai)

auf Neu-Britannia. Die Bewohner werden uns als ein schöner, kräftiger Menschenschlag geschildert, die von hohem Wuchs mit wolligem Haare, aber ohne platte Nasen und wulstige Lippen erscheinen. Die senkrechten Strahlen der Sonne brauen das schwarzfärbende Öl ihrer Limphgefäße. Alles, was oben von den übrigen Inseln gesagt ist, gilt auch von Neu-Irland. Sie kennen den Werth des Eisens, und ziehen dieses Metall allen andern vor. Wie die übrigen Bewohner des indischen Archipels kauen sie Betel, den sie mit Kalk würzen. Die Betelnüsse sind in Blätter gewickelt, was ihren Mund roth, aber ihre Zähne schwarz färbt. Sie wehren sich tapfer und bedienen sich dabei außer ihrer Waffen auch noch wie die Löwen der Zähne.

Das Land ist wohlangebaut, mit Pflanzungen überall bedeckt, so weit man von den Schiffen aus sehen kann. Die Fülle des Nahrungsstoffes, welche diese Pflanzungen abwerfen; die sorgfältige Pflege, welche man diesen angedeihen läßt; die Menge Feuer, welche bis auf die Höhen der Berge reichen; die starke Anzahl Krieger, welche sich schnell versammelte, um Dampier feindlich zu empfangen, alles dieses läßt auf eine starke Bevölkerung schließen.

Die Insel stellt eine große Keule vor, deren Schlägel das Kap St. George bildet, der südlichste Punkt der Insel unter 4° 45′ 30″ südl. Br. und 169° 43′ L. Es ist ein Dreieck am St. Georgkanale, von dem westlich die St. Georgbai liegt. Von dieser Bai aus zieht sich die Südküste gegen Nordwesten hin bis Kap Byron an der Byronsstraße unter 2° 30′ südl. Br. und 166° 26′ L. In der Byronsstraße, die sehr schmal aber dennoch fahrbar ist, liegt die Insel Mausolee. Am Ende der Byronsstraße liegt ein unbenanntes Vorgebirg, von dem sich die Nordküste der Insel gegen Südwesten mit einer sanften Schwingung gegen Süden wieder zum Georgskap hinabzieht. Auf dieser Küste liegt Carterets Turtlebai mit zwei Häfen und Port Praslin 4° 51′ südl. Br. und 169° 41′ 30′ L., wo Bougainville einen schönen Wasserfall fand. In diesem Hafen sind auch die zwei kleinen Eilande Kokos und Leigh; im Gowershafen liegt das Eiland Wallis, und im Norden desselben die Bucht der Engländer.

Um die große Insel Neu-Irland herum liegen noch mehre größere und kleinere Inseln und zwar: 1) Auf der Ostseite dem Kap Marie gegenüber unter 3° 50′ südl. Br. und 171° 30′ L. die zwei Meilen große Insel St. Jean. Sie ist hoch bewaldet, stark bevölkert und bis ziemlich hoch hinauf an

den Bergen mit Pflanzungen bedeckt, und mit Kokospalmen eingefaßt. Dampier besuchte dieses reizende Eiland 1691. Zugleich mit diesem besuchte dieser Seefahrer auch 2) die nordwestliche dieser ganz ähnlichen Insel Oraison und südlicher von St. Jean die Harduinsel. Norstwestlich von Oraison liegt die Insel Cave und in derselben Reihe die Eilande Garret, Denis. Alle diese Inseln nebst noch einigen ziehen sich längs Neu-Irland hin und bilden eine Kette, die äußerst reizend ist. Ein lebhaftes Völkchen bewohnt alle diese Inselchen, von denen keine mehr als zwei Meilen Umfang hat. Sie gehören zu den gebildetern Inhabern der australischen Paradiese. 3) In Nordwesten von Neu-Irland liegt eine Gruppe kleiner Inseln ungefähr 9 an der Zahl unter 2° 38′ südl. Br. und 186° 47′ 45″ L. Sie gehören zu den flachen Motous und sind mit gefährlichen Korallenriffen eingeschlossen. Sie heißen die Portlandsinseln. Die Insel Sandwich unter 2° 59′ 26″ südl. Br. und 168° 6′ 45″ L. wurde 1767 von Carteret entdeckt. Sie ist 5 Meilen lang, hoch, mit Waldung bestanden und einem Spitzberge versehen. Das schon erwähnte Eiland Wallis ist von Labillardiere zu einer europäischen Niederlassung empfohlen worden.

c. Neu-Hannover.

Unter den drei großen Inseln, welche den Archipel Neu-Britannien bilden, ist Neu-Hannover die kleinste, und erstreckt sich von 2° 21′ bis 2° 22′ südl. Br. und 167° 18′ bis 168° L. Die Byronsstraße trennt diese Insel von dem nordwestlichen Theile Neu-Irlands. Diese Straße ist außerordentlich gefährlich zu beschiffen, weswegen sich denn auch die Seefahrer so viel möglich entfernt halten. Bisher haben wir keine Nachricht, daß einer derselben darauf gelandet wäre. Alle haben sich damit begnügt, aus der Ferne die Insel zu betrachten. Dem vorübersegelnden d'Entrecasteaux erschien sie als eine 8 Meilen lange, außerordentlich schöne, anmuthige Insel, bedeckt mit lieblichen Hainen und tropischen Pflanzungen, die ganz etwas anders sind, als unsere nordischen Felder. Während der Nordländer kraftvolle Forste niederhaut, um den schlanken Halm einförmig über das Land zu verbreiten, das er seines Schmuckes beraubt, verschönert der Tropenbewohner durch die Vermehrung der schönsten Pflanzenformen des Pisangs und der Kokospalme dankbar das ihn nährende Land. Die Bevölkerung von Neu-Hannover kann nicht gering sein, da die Insel so gut bebaut

ist. Die Häuser stehen auf Pfählen wie an den Küsten Neu-Guinea's. Man hat nur zwei Vorgebirge dieser Insel bestimmt, das Königin Charlottenvorland unter 2° 29′ südl. Br. und 165° 51′ L., vor ihm liegen die vier flachen, aber wohlbewaldeten Portlandsinseln. Das Kap Sweert 2° 10′ südl. Br. und 167° 58′ L. an der westlichen Küste ist noch am meisten bekannt.

Zu Neu-Hannover zählt man noch die Inseln Squalli oder die Sturminsel, Orageise und die Mathiasinsel im Westen von Squalli mit dieser durch eine Reihe von Felsenklippen verbunden. Sie sind beide hoch, gut bewaldet und ein hoher Spitzberg der letztern deutet auf vulkanische Natur hin.

d. Die Admiralitätsinseln.

Zu dem großen Archipelagus von Neu-Britannien rechnen wir auch noch die Admiralitätsgruppe, eine Reihe von Inseln, welche sich an die eben beschriebenen nebst den Anachoreten und Hermiten ganz natürlich anreiht. Diese Gruppe umfaßt, man kann wol sagen eine unzählige Menge von Inseln, die jedoch alle mit den vorhergehenden, physische Beschaffenheit, Boden, Klima, Pflanzenformen, Kultur und Bewohner theilen. Nur die große Admiralitätsinsel hat bedeutenden Umfang, die andern sind kleine Vulkane, Moteus, zum Theil mit Lagunen. Sie mögen sich auch noch immer vermehren, denn die Natur ist hier beständig thätig und sowol die Riesenkräfte Vulkans, als die Geschäftigkeit mikroskopischer Würmchen sind gleichmäßig bemüht, neue Wohnplätze der Menschen über das Wasser emporzuheben. Alle diese Inseln sind mit Waldungen bedeckt und zwischen dem lieblichen Grün der zarten Vegetation glänzt der Brotfruchtbaum, die Kokospalme und die wohlthätige Yamswurzel hervor. Unter der Menge dieser Eilande zeichnen wir nur folgende aus:

1) Die eigentliche Admiralitätsgruppe aus etwa 30 bis 40 Inseln unter 1° 56′ 45″ bis 3° 2′ südl. Br. und 163° 54′ bis 165° 49′ östl. L. bestehend. Zu dieser Gruppe gehören die große Admiralitätsinsel mit sehr zerrissenen Küsten und einer großen Menge Riffe umgeben. Die Küsten sehen daher wie eine zertrümmerte Welt aus. Im Innern ist sie sehr bergig und wahrscheinlich nicht ohne Vulkane. Die weißen Berggipfel, welche ziemlich hoch in die Luft steigen, erscheinen wie das kahle Haupt Cäsars mit dem Lorbeer umwun-

den, denn ein dichter Kranz des sanftesten Grün umgibt die hohen Berge. Überall gewährt diese große Insel, die über 100 Meilen Fläche halten mag, einen entzückenden freundlichen Anblick. Das Grün unter diesem Himmel ist ganz ein anderes, als wir zu sehen gewohnt sind. Es hat nicht die Schwärze unserer Eichen- und Nadelwälder, nur ein eben ausgeschlagener Buchenwald von einem der schönsten Maitage beleuchtet, kann einigermaßen einen schwachen Begriff des wohlthuenden Grün tropischer Fluren gewähren. Europäer sind auf der Insel noch nicht gelandet. Indessen sind die französischen Seefahrer mit den Bewohnern öfter in Verkehr getreten, fanden sie freundlich, kindisch, begehrlich und von guter Gemüthsart. Nach Eisen waren sie begierig, sie waren bewaffnet mit Speeren, die mit Obsidianspitzen versehen waren. Sie hatten Fahrzeuge mit Auslegern und Segeln, die 7 bis 9 Mann fassen. Die Kanots der Papuer sind von der einfachsten Art, ausgehöhlte Baumstämme und mit Schnitzwerk verziert. Sie verstehen sie geschickt zu lenken. Aberglaube mag es sein, daß niemals, weder hier, noch in Neu-Guinea, noch irgendwo in der ganzen Inselkette die Bemannung aus gleichen Zahlen besteht. Immer sind es 7, 9 u. s. w. in ungleicher Zahl. Unter 1° 58′ 50″ südl. Br. und 164° 56′ 50″ östl. L. liegt los Negros ein kleines Eiland, weiter etwas östlicher Jesus Maria; im Nordwesten hievon el Horno, westlich daneben St. Miguel, St. Gabriel, St. Rafael, los Reyes, Vandola, Elisabeth, Pundi u. s. w. sind theils flache Sandinseln, theils hochbewaldete Felseninseln, welche nebst einer Menge anderer die große Admiralitätsinsel umgeben. Sie sind theils bewohnt und alsdann immer gut bepflanzt, theils unbewohnt. Die drohenden Klippen hindern die Schiffe sich ihnen zu nahen.

2) Die Anachoreten liegen in Nordwesten der Admiralitätsgruppe unter 1° bis 1° 12′ südl. Br. und 160° 56′ L. Es sind mehre Eilande mit Kokospalmen und ziemlich hübschen Hütten der Palmenesser bedeckt. Die Zahl dieser Eilande ist noch nicht bekannt. Im Osten liegt noch eine kleine Gruppe, darunter los Monios und in Nordwesten die Insel Commerson, was schon bei weitem nicht mehr so anmuthig als Vandola, Rafael, Reyes u. s. w. klingt. Wir möchten daher rathen, daß Seefahrer, die auf Entdeckungen ausreisen, sich von den schönredenden Spaniern eine kleine Ladung Namen für ihre neuen Entdeckungen mitnehmen.

3. Die Hermiten breiten sich in Westen der Admi-

ralitätsgruppe unter 1° 28′ 30″ südl. Br. und 162° 47′ 20″ östl. L. aus. Es sind einfache Motous, flach von den Steingehäusen der Koralltiere umgeben. Die Kokospalme wächst auf ihnen, womit die Bedingung ihrer Wohnlichkeit gegeben ist. Die Fahrzeuge der Eingebornen sollen schneller als die der Admiralitätsinseln segeln und mehre Segel führen. Die Einwohner aller bisher beschriebenen Inseln der Admiralitätsgruppe gehen völlig nackt, nur hatten die Weiber einen Faserngürtel um die Lenden, die Männer aber, die Eichel des Geschlechtgliedes in eine weiße Blasenschnecke eingezwängt. Sie sind wahre Papuas. Ihr Gesicht streichen sie mit weißen oder rothen Streifen an, die Nasenknorpel ist durchbohrt und die Ohrlappen, in welchen sie Rollen aus Laub tragen, außerordentlich erweitert. Bei einigen sind sie zerrissen und hängen sodann bis auf die Schultern herab. In Westsüdwesten der Hermiten liegt die Insel la Boudeuse, von Bougainville 1768 entdeckt, unter 1° 28′ südl. Br. und 162° 12′ L., ein einfacher mit Korallen umgebener Motous. Unter 1° 40′ 30″ südl. Br. und 161° 43′ L. liegen die niedrigen Inseln (*Isles basses* auch *l'Echiquier*), von Bougainville entdeckt.

4) Westlich der Admiralitätsgruppe liegen noch die Inseln Durous, 1° 14′ bis 1° 16′ südl. Br. und 160° 45′ L., niedrig, gut bewaldet und von Korallenriffen eingeschlossen; das Eiland Matis 1° 46′ südl. Br. und 160° 36′ L., ein flaches Eiland, einem wogenden Pflanzenmeere gleich und sehr gut bevölkert. Wir führen hier mit Hassel auch noch die zwei kleinen Eilande Steffens im Norden Neu-Guinea's und westlich von Matis an, da wir sie sonst nicht wüßten, wohin zu thun. Sie liegen 0° 22′ südl. Br. und 155° 17′ L., sind gut bewachsen, freundlich, aber sehr klein.

3) Der Archipel Louisiade.

Schon bei Gelegenheit der Beschreibung Neu-Guinea's erwähnten wir, wie wenig noch diejenige Strecke des Australmeeres, welche sich südöstlich von Neu-Guinea und mit diesem in einer Richtung hinzieht, erforscht sei. In der That weiß man noch nicht recht, wo Neu-Guinea endet und die Louisiade anfängt. Mit diesem schönen Namen belegt man nemlich eine Reihe von Inseln, von denen einige ziemlich beträchtlich sind. Erst Bougainville ahnete, daß diese Inseln von Neu-Guinea getrennt, ein Land für sich ausmachten. Seine gefährliche Lage, in welcher er sich befand, hinderte ihn, genauere Nachforschungen anzustellen, diese waren d'Entrecasteaux

im Jahre 1793 vorbehalten. Er konstatirte die insularische Natur dieser Gegenden und trug sie als einen eigenen Archipel in die Erdkarten ein. Demungeachtet fehlt noch vieles zur genauen Erforschung, und wir haben schon oben bei der präsumtiven südöstlichen Halbinsel von Neu-Guinea angemerkt, daß wir nicht genau wissen, ob das Land östlich vom Kap Rodney einer Halbinsel oder einer Ganzinsel angehöre. Der Archipel Louisiade erstreckt sich von 8° 5′ bis 11° 47′ südl. Br. und von 166° 25′ bis 172° 6′ 15″ L. Alle Eilande, wenn wir das problematische nordwestliche ausnehmen, sind von sehr mäßigem Umfange. Keines derselben ist von einem europäischen Schiffe umsegelt und vollständig aufgenommen. Man weiß sogar nicht, ob nicht mehre Eilande, die man als einzeln aufführt, unter einander in Verbindung stehen. Sie erscheinen durchaus hoch und gebirgig, und nur einige dazwischenliegende kleinere Inseln scheinen den flachen Motous anzugehören. Sie liegen jedoch meist an dem Rande des Archipels. Die physische Beschaffenheit dieser Inseln ist dieselbe, wie auf Neu-Guinea, der Tropenhimmel, der sich über sie ausbreitet, begünstigt wahrscheinlich dieselben Produkte. Ein aromatischer köstlicher Duft, welcher den nahenden Bougainville umwehte, belehrte ihn, daß er sich innerhalb des Bereichs der Gewürzinseln befinde. Er nannte deshalb den Hafen Orangeriebusen. Ob auch die Sagopalmen hier noch fortkommen, wissen wir nicht, aber gewiß ist, daß alle Produkte Neu-Guinea's und Neu-Britanniens sich auch hier vorfinden. Sobald eine Insel des Australozeans durch die Kokospalme, den Brotbaum und ähnliche Pflanzen zur Aufnahme der Menschen vorbereitet ist, lassen diese auch nicht lange auf sich warten. Wir finden daher die vereinzelten Inseln, auch in noch so großer Ferne im Ozean liegend, sobald sie nur dazu geeignet sind, von Menschen bewohnt. Der schöne Archipel der Louisiade wimmelt daher von Menschen. Sie gehören zur Papuafamilie, mit welcher sie alle Eigenheiten theilen. Sie gehen völlig nackt, und nur die Geschlechtsglieder sind mit einem Blatt der Vacoua bedeckt und sorgfältig verhüllt. Um die Mitte des Körpers tragen einige einen eng zusammengezogenen Strick, andere haben die Nasenknorpel durchbohrt. Sie tragen Armbänder von Muscheln und diejenigen, welche etwas blaß sind, d. h. nicht ganz schwarz, kommen ihrem Gesichte zwar nicht mit *Rouge de Paris*, aber doch mit einem tüchtigen Schwarz zu Hülfe. Ihre Waffen sind eine Art Wurfspieße und Schilde. Ihre Äxte sind wie die europäischen

geformt, aus Stein. Es ist jener grünliche Stein, der oft zu diesem Zwecke verwendet angetroffen wird. In der Schiffbaukunst haben sie es weiter als alle ihre Nachbarn gebracht, indem sie zweimastige Piroguen bilden, die mit 25 Personen bemannt werden. Diese Piroguen sind mit Auslegern versehen, haben vorne und hinten ein Steuerruder, sind sorgfältig bemalt und mit Schnitzwerk verziert. Malerisch liegen ihre Wohnungen in den lieblichen Hainen zerstreut. Sie haben große Fischernetze, gute Körbe, Kämme mit drei Zähnen aus Bambus oder Schildpatt. Sie kauen alle Betel und tragen daher immer Kalebassen mit Kalk bei sich, wie alle Papuas. Wie Kinder waren sie gegen die Europäer anfangs höchst mißtrauisch; bald jedoch vertraut und sehr geneigt sich alles anzueignen, was ihnen gefiel. Ihr Glück war es, daß sie es nicht mit Kapitän Cook zu thun hatten, der als ein echter Engländer in diesem Punkte keinen Spaß verstand. Sie brachten Bataten, Ignamen und Pisangs zum Tausch, auch eine Art Pudding aus Ignamen und Fleisch von großen Seekrebsen bestehend. Die Franzosen fürchteten jedoch, daß Menschenfleisch darunter sei. Die Papuas sind wirkliche Menschenfresser, woraus sie auch gar kein Geheimniß machen. Ganz unbefangen deuteten sie den Franzosen an, daß sie im Begriffe stünden, nach einer benachbarten Insel in Streit zu ziehen, um dann die Gefangenen zu verzehren. Sie sahen auch wirklich einem solchen Gefechte zu, das jedoch ohne Blutvergießen endigte und nur die Geschicklichkeit bewundern ließ, mit welcher sie ihre Waffen führten, und mit ihren Schilden die Steinwürfe der Gegner auffingen. Diejenigen, mit denen d'Entrecasteaux verkehrte, kannten das Eisen nicht.

Unter den Inseln werden uns genannt in Westen: die Gruppe d'Entrecasteaux, wahrscheinlich durch einen Meerarm von Neu-Guinea getrennt. Hier ist alles räthselhaft. Der Orangeriehafen liegt 10° 7′ südl. Br. und 167° 25′ L. Berge thürmen sich in seinem Hintergrunde über einander und reichen bis in die Wolken. Diese ganze Gruppe oder was es ist, liegt zwischen 166° und 168° L.

Eine zweite Gruppe Trobriand liegt nördlich zwischen 8° 15′ und 8° 51′ 30″ südl. Br. aus einem Dutzend kleiner Eilande bestehend, unter denen Trobriand die Hauptinsel bildet.

Die Gruppe d'Entrecasteaux zwischen 8° 58′ bis 11° 27′ südl. Br. und 167° 57′ bis 168° 54′ 48″ L. enthält etliche und vierzig Inseln. Unter diesen werden uns genannt: die

drei d'Entrecasteauxinseln, von denen die mittlere den hohen Pik La Billardiere enthält, dann Legrand, Welle, Goulwein, Quessant, Bonvouloir. Sie sind alle bewaldet und stark bewohnt. Zahlreiche und gefährliche Riffe durchschlängeln diesen fruchtbaren Archipel, wo das brandende Meer die breternen Schwimmer schreckt.

Die südlichste Gruppe der Louisiade erstreckt sich von 10° 30′ bis 11° 47′ südl. Br. Eine Menge kleiner Gruppen und einzelner Eilande gehören zu dieser Inselwelt, die sich zwischen 170° 5′ bis 172° 6′ 15″ ausdehnt. Wir bemerken darunter St. Aignan, Deboyne, Ronde, Renard, Joanet, Byron, Brussel, Delivrance u. s. w. Sie zeigen alle ausgezackte Gestade, sind hoch, felsig und mit Piks besetzt, welche Bergform allezeit auf Schornsteine Vulkans schließen läßt.

Man muß hier auch noch eine Gruppe von sieben Inseln Laughlan genannt, unterbringen. Sie wurden 1812 aufgefunden und liegen 9° 20′ südl. Br. und 172° 5′ L. und theilen mit den übrigen den schönen Himmel und den schönen Pflanzenteppich.

4) Die Salomonsinseln.

Die Ordnung der Gegenstände führt uns nun zu einem der merkwürdigsten Archipeln der Australwelt, zu den berühmten und berüchtigten Salomonsinseln. Diese Inselgruppe zieht sich in der südöstlichen Richtung hin, welche ihr die westaustralische Inselreihe vorschreibt, zwischen 4° 21′ bis 10° 53′ 50″ südl. Br. und 171° 58′ bis 180° 8′ Länge. 1567 wurde diese Gruppe von Mendana entdeckt, mit vieler Sorgfalt erforscht, bei dem damaligen Zustande der Schiffahrt jedoch wieder verloren, so daß der Entdecker selbst, auf seiner zweiten Reise 1597 sie nicht wiederfand. Den Namen Salomonsinseln verdanken sie den romantischen Träumen der damaligen Zeit; man wollte bei den Einwohnern Gold gesehen haben und zweifelte nun durchaus nicht mehr, daß es endlich gelungen sei das Ophir zu entdecken, woher Salomo, goldreichen Andenkens, diesen Stein der Unweisen bezogen haben soll. Es verflossen nach der ersten Entdeckung beinahe 2 Jahrhunderte ohne neue Kunde von diesen merkwürdigen Inseln. Sie wurden sogar von Carteret neu entdeckt, mit neuen Namen belegt, die durch Bougainville noch vermehrt wurden, ohne daß man ahnte, Salomos berühmtes Goldland wieder aufgefunden zu haben. Kapitän Surville entdeckte ebenfalls einen Theil davon im Jahre 1769, wurde aber im Hafen Praslin von den Eingebornen so übel em-

pfangen, daß er ihnen den Namen der Assassinen oder Meuchlerinseln gab. 1788 wurden sie noch einmal umgetauft, indem sie Shortland Neu-Georgia benamsete. King und Hall, nebst Manning fanden auch neue Inseln dieses Archipels auf; d'Entrecasteaux entdeckte 1792 ebenfalls mehre zu diesem Archipel gehörige Inseln. Buache war es endlich, welcher darthat, daß diese ganze Entdeckung dem König Salomo und Mendana zugehöre, worauf denn die Wiedereinsetzung Salomo's nebst der Restauration der von Mendana den einzelnen Inseln beigelegten Namen erfolgte. Seitdem werden sie unter dem Namen der Salomonsinseln besucht, was jedoch nicht immer ohne Gefahr geschieht. Erst 1827 wurde der Kapitän und Steuermann eines Wallfischfängers, Alfred genannt, von den Eingebornen verspeist und nur ein glücklicher Zufall rettete die Mannschaft des Schiffes John Bull im Jahre 1828, daß sie nicht zu Tode gespeist wurde.

Der Salomonsarchipel ist einer der größten und schönsten der ganzen Südsee, im NW. hat er den Archipel von Neu-Britannien, im SO. den von Santa Cruz. Fahrbare Kanäle trennen die verschiedenen großen Inseln dieses Archipels, sind jedoch noch nicht alle genau untersucht.

Der Anblick dieser Inseln lehrt von ihrer physischen Beschaffenheit zweierlei: Einmal, daß sie dem großen von Asien sich herabziehenden unterseeischen Urgebirgsstocke angehören und dann, daß sie ihrer Pflanzendecke nach, noch immer indischer Natur sind. Hohe Länder, sind sie mit schönen Bergketten durchzogen, einige Spitzen darunter erheben sich bis über die Wolken. Reihen brennender Vulkane sind aufgestellt, die Küsten außerordentlich eingezackt und zerrissen, zeigen überall eine majestätische Form. Die Berge auf der Bougainvilleinsel strecken ihre prachtvollen Umrisse hoch in die Lüfte hinauf. Der Pik Lammas auf Guadalcanar erinnert an die schlanken Gestalten der amerikanischen Vulkane. Mendana fand mehre Vulkane, besonders den Sesarpa in voller Thätigkeit. Die vulkanischen Inseln des Australozeans unterscheiden sich von denen des atlantischen Ozeans durch reiche Wasserfälle, welche von den hohen Kegeln herabströmen. Man sieht daher nirgends jene unfruchtbaren, dürren und ausgebrannten Knochen der Erde, wie z. B. Lancerote und selbst die Westseite von Teneriffa. Mendana will sogar goldführende Flüsse gesehen haben.

Da wir mit dem Salomonsarchipel so ziemlich diejenigen Gegenden verlassen, welche die Natur ausersehen zu haben scheint, um ihre ganze Schöpfungskraft in voller Pracht zu entwickeln, so wollen wir hier noch versuchen, einige Züge jenes großen Gemäldes in Worte zu pressen, von dem wir wünschten, daß ihm der Name: indische Insularvegetation eigenthümlich verbliebe.

Nirgends auf Erden vereinigen sich dieselben Umstände in einem solchen Grade wie hier, welche erforderlich sind um das Pflanzenreich, welches doch am Ende allein die Erde schön macht und in seinem stillen Wachsthume dem Herzen des Menschen so nahe verwandt ist, zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Durch den ganzen indischen Archipel von der Südspitze der Halbinsel Malacca ost- und südostwärts über den Salomonsarchipel hinab ist die ganze Oberfläche des Urgebirgsstockes, wo ihn nicht Wasser bedeckt, in vulkanisches Erdreich gehüllt. Die immerwährende Thätigkeit des innerirdischen Feuers entwickelt eine Erdwärme, deren Vereinigung mit den wärmenden Strahlen der Sonne zum Wachsthume der Pflanzen erforderlich zu sein scheint. Das unendliche Meer entwickelt von dieser Wärme gelockert eine große Masse feuchter Dünste, welche sich um die hohen Gipfel der unzähligen Piks sammeln, an ihnen niedergeschlagen und von dem lockern Erdreiche des vulkanischen Bodens gierig eingesaugt werden. Diese einsickernden Wasser werden in dem warmen Boden aufs Neue zersetzt, und befördern auch wieder die chemische Zersetzung der mancherlei Säuren und Alkalien, womit die vulkanischen Schlacken und Aschen geschwängert sind. Daher rührt die Erscheinung, daß die scheinbar harten Massen des vulkanischen Auswurfs sich so schnell zersetzen und in einen Humus verwandeln, dessen Fruchtbarkeit unendlich ist. Durch diese mannigfaltigen Wechselwirkungen entsteht zugleich ein Spiel der Elementarstoffe in der Atmosphäre, welches der Vegetation unendlich günstig ist, den Pflanzenblättern das Einsaugen der Nahrungsstoffe aus der Atmosphäre erleichtert und vielen, besonders Fettpflanzen gestattet, im eigentlichsten Sinne von der Luft zu leben. Die vulkanische Erde besitzt zudem Eigenschaften, welche man jedem andern Boden vergebens wünscht, und durch alle künstlichen Düngungsmittel nicht beizubringen im Stande ist. Sie hat Kohärenz genug, um nicht wie Sand zu verstäuben, ist aber auch von allen Fettstoffen, möchte ich sagen, geläutert genug, um nicht wie Lehm durch die auf die tropischen Schlagregen folgenden heißen Sonnenstrahlen in zerklüftetes

Gestein verwandelt zu werden und die zarten Wurzelfasern zu zerreißen. Stets bleibt sie locker genug, um wie Reinwardt sagt: „den befruchtenden Einfluß der Atmosphärilien zu empfangen.“ Zugleich nimmt sie auch die fallenden Gewässer schnell auf, saugt sie begierig ein, verwehrt aber nach der Sättigung dem Überflusse nicht, tief einzusickern, und indem sie auf solche Weise nie, wie die gemeine Dammerde, durch den Überfluß der Feuchtigkeit seifenartig wird, sind ihre feinsten Bestandtheile porös genug, um die Feuchtigkeit lang zu behalten und das schnelle Aufsaugen derselben durch die Sonnenstrahlen zu verhindern. Was wir nun in unsern Ananashäusern durch Kunst mühsam kaum erwirken, hat hier die Natur in einem großen Style ausgeführt. Der indische Archipel ist das wahre Treibhaus der Natur; der Boden liefert daher ohne alle Düngung ewig unermeßliche Ernten. Wir fügen noch hinzu, daß bei der ungeheuern Üppigkeit der Vegetation, welcher Herr zu werden der Mensch vergeblich strebt, immer Millionen Geschlechter der Pflanzenfamilien in schnelle Verwesung sinken und auch dadurch für ihre Nachkommen zu einer neuen Nahrung sich umwandeln. Dieser Pflanzenmoder der Bergwälder wird durch die tropischen Schlagregen in die Ebenen und Thäler geführt und vermehrt die Produktionskraft des Bodens für künftige Ernten. Als einer Ursache üppiger Vegetation, erwähnen wir noch der gewaltigen elektrischen Explosionen und beständigen Erschütterungen der Atmosphäre, durch tropische Gewitter und den Donner der Vulkane.

So ist der Boden beschaffen, welcher den Salomonsarchipel bildet, daher denn auch alle diese Inseln sich einer prächtigen Vegetation zu erfreuen haben. Wie man sich über den Spiegel des Meeres diesen Ländern entgegenbewegt, winken schon von ferne die schwankenden Kronen der uferliebenden Palmen, in den hohen Lüften schwebend, entgegen. Die Buchten und Häfen sind gewöhnlich tief, mitunter mit kolossalem Schilf bestanden. Die Küsten selbst, besonders wo sie naß und feucht sind, zeigen jene Pflanzengestalten der sumpfliebenden Ricophoren und Baringtonien. Tiefer im Lande gelangt man in die schönen Pflanzungen, wo das liebliche Grün der Paradiesfeige und der Uranien mit Kokoshainen, Brotbäumen und Yamspflanzungen wechselt. Die Hütten der Eingebornen, wo es das Sumpfland fordert, auf Pfählen gebaut, zeugen durch ihre Einfachheit und ihre Leichtigkeit, spurlos von der Erde zu verschwinden, daß der Mensch sich hier nur als Gast, nicht als Herr

betrachte. Dringt man tiefer in das Innere, so hebt sich allmälig der Boden; aber die waldige Natur gewinnt bereits nach und nach die Oberhand. Noch immer zeigen sich Palmen, Gewürzbäume und die Fülle jener Gewächse, die zu ihrem Gedeihen durchaus des vulkanischen Unterbettes und der senkrechten Strahlen der Äquatorialsonne bedürfen. Wo auch ein freier Platz ist, in flachen Niederungen, Thalgründen u. dgl., und wir unser schmales Futtergras zu sehen gewohnt sind, erblickt unser Auge kolossale Schilfgewächse und zur Höhe unserer Eichen ansteigendes Bambusgras. Unmöglich ist es jedoch Worte zu finden, für das Gefühl, welches die Augen des Europäers einsaugen, der die höher gelegnen Urwälder dieser Zone betritt. Selbst bei wiederholtem Anblicke fühlt er durch die Menge und Massen neuer Gegenstände sich wie betäubt, und es bedarf, ich möchte sagen, eine Angewöhnung, um jene Besinnung zu erringen, welche dazu gehört, den Reichthum dieser vegetabilischen Schatzkammern der Natur in seinem Geiste zu entwickeln und zu Begriffen zu ordnen. Kein Baum zeigt sich hier unter einem Maße von 16 bis 20 Toisen, die meisten übersteigen das ungeheure Maß von 30. Doch dieses allein gibt noch keinen Begriff. Der Nordländer hat nur das Bild seiner Forste in seiner Seele; da sieht er denn in seinem Hochwalde Stamm für Stamm auf nacktem Boden ein grünes Laubdach tragend, durch welches hie und da die Sonne oder der blasse Mond ihre Strahlen werfen. Dieses ist jedoch kein Bild für einen Tropenwald, und nicht die glühendste Phantasie kann sich ein gleichkommendes Bild der Pflanzenfülle machen, welche hier auf den kleinsten Raum zusammengedrängt ist. Der Boden, dem man, ganze Pflanzenfamilien vertilgend, jeden Schritt mit Eisen und Stahl abkämpfen muß, findet sich selbst zu sehr beengt, als daß er seinen Reichthum darauf ausbreiten könnte. Er nimmt daher alles zu Hülfe und seine Riesenkinder, aus denen er seine Decke bildet, müssen ihm in ihren gewaltigen Stämmen, Zweigen, Laubdächern einen neuen Raum verschaffen für den unermeßlichen Reichthum seiner Lianen, Orchideen und prachtvollen Pothosgewächse. Ja die Luft selbst muß ihre Räume leihen, um die schönen Schling- und Hängegewächse sich entfalten zu lassen, welche für ihre zarten Wurzelfasern auf irgend einem Aste einer Sterculie nur mühsam Raum gefunden hat. Ein einziger Stamm eines tropischen Urwaldes im indischen Archipel, würde mit seinen zahlreichen an ihm aufrankenden und an ihm lebenden Gewächsen, das vornehmste Gewächshaus Europa's in ein Wunder umschaf-

fen, und einem Botaniker eine jahrelange Beschäftigung gewähren. Zudem ist es nicht die Einförmigkeit unserer Wälder, die wir vor uns haben, es ist auch die Mannigfaltigkeit der Pflanzengattungen, welche dem Bilde, ich möchte sagen, Leben und Bewegung verleiht. Zwischen den Feigenarten, deren dicke unregelmäßige Gestalten in schnell aufgewachsenen weiten Verzweigungen sich ausbreiten, sind die Ebenholzarten, Sterculien, Sapoideen, Meliaceen, Carioten, Artocarpen u. s. w. mit gleicher Kolossalität eingelegt. Ich möchte sagen, sie bilden den Zettel des prachtvollen Teppichs, der hier zur Ehre des Schöpfers gewebt wird, den Eintrag bilden jene unzähligen Sträuche und Schlinggewächse der Grävien, Ardisien u. s. w. und den Besatz oder Schmelz der Blumen und eingewirkten Figuren jene parasitischen Arten der Uranien, Pfeffer, Pothos, Loranthus u. s. w. So schwingt sich dieser Teppich bis zu einer Höhe, die oft 3000′ übersteigt. Erst nach Überschreitung derselben werden uns die Gestalten etwas näher verwandt. Es kommt die Fichten- und Cypressenform in tropischer Pracht zum Vorschein, der Podocarpus, einer der schönsten Bäume der glücklichen Zone, der sich mit dem Pinus Dammara hoch emporhebt, dessen Stämme sich aber mit der erquickenden Nepenthe bekleiden, während der Boden allen Zwischenraum mit Farrenkräutern, Rhododendren, Magnolien, Melastomen, und der großen Mannigfaltigkeit spielender Orchideen ausfüllt. Auch viele Eichenarten bekleiden die Bergrücken bis auf 7000 und mehre Fuß Höhe, wo endlich der Wald einschrumpft und die Alpenregion für die Erica, Andromeda, Vaccinien, Valeriana, Ranunculus, Gentiana, und weiter hinauf sogar für Centaureen, Veilchen, Münzen, Potentillen u. s. w. Platz macht. Doch sind alle diese bekannten Namen den Gewächsen, welche wir damit bezeichnen, nur verwandt, und hier natürlicherweise in vollkommneren Formen vorhanden. Endlich erscheinen die kahlen Höhen, wo nur noch magere Torfmoose und Kryptogamen ganz ähnlich den unsrigen die nackten Knochen des Erdballs bedecken. Vermag sich der Leser nun auf die Gipfel eines solchen salomonischen Piks zu erheben und im Geiste den wundervollen hangenden Garten Gottes vor seiner Einbildungskraft auszubreiten und die Prachtgestalten bis hinab, wo das Meer seine Wogen an den Wurzeln der stachlichen Ricophore schäumend bricht, mit einem Gedankenblicke zu überschauen; so wird er verstehen, was es heißt, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet war, wie ein einziger Stein der

nach ihm benannten Inseln. Der gebildete Europäer athmet hier in diesen Prachtwäldern, sobald er die untere ungesunde Küste verlassen hat, eine angenehme Luft ein. Alle seine Lebensgeister fühlt er in dem Würzdufte des tropischen Gartens höher gestimmt, und vergißt, daß die ihn umgebende Atmosphäre sein Leben verzehrt. Aber wer würde auch eine Stunde in diesem tropischen Prachtgarten Gottes sich nicht gerne mit zehn nordischen abrechnen lassen!?

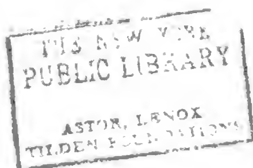
Diese Vegetation des indischen Archipels ist mit keiner andern auf Erden vergleichbar. Australien, so weit es bis jetzt bekannt ist, hat außer der schon beschriebenen Reihe nichts Ähnliches aufzuweisen, denn Neu-Hollands Vegetation ist kümmerlich dagegen. Afrika hat hin und wieder ebenfalls tropischen Pflanzenwuchs, doch nirgends Treibfeuer genug in seinem Innern, um es bis zu dem Pflanzenwuchse der Gewürzinseln zu bringen. Nur Amerika mag in seinen innern Tiefen, in den sumpfigen Wäldern des Orinoko und Cassiquiare eine ähnliche Fruchtbarkeit zeigen; diese Fülle, diese Mannigfaltigkeit, diese Frische und dieses Leben erreicht es jedoch nicht.

In wiefern die Salomonsinseln in ihrem indischen Insularschmucke Thiere beherbergen, ist uns unbekannt. Schweine, kleine Hunde und Vampyre wurden wahrgenommen. Auch scheinen sie die Ziegen zu kennen. Wundern sollte es uns aber, wenn der ganzen Inselreihe von Neu-Guinea bis hieher die lustigen Vierhänder gänzlich fremd sein sollten. Lebensfroh freut sich dagegen in den Wipfeln der Bäume die unermeßliche Fülle schöngefiederter Vögel. Hohlschnäbler aller Art in buntester Befiederung, Amseln, Tauben, Hühner, Wasservögel, Strandläufer, beleben Haine und Sümpfe. Es wird einer 5 Fuß langen Eidechse gedacht, einer seltsamen, mit einem scharfen kantigen Rücken und einem Kamme versehenen Kröte. Zwei Fuß lange Schlangen, von der Dicke eines Fingers, oben strohgelb mit kleinen silbergrauen Quadraten symmetrisch geschmückt, der Bauch mit knorpligen Schuppen, sind auch gesehen worden. Das Meer ist fischreich und Mendana hat die Perlenmuschel vorgefunden.

Weniger ausgezeichnet als die schöne Natur dieser Inseln sind ihre Bewohner. Der Hauptstamm sind Papuas. Indessen ist die Schattirung ins Malaische hinüber unverkennbar. Sie haben krauses, weiches, kurzes, aber nicht wolliges Haar, eine kleine Stirn, tief liegende Augen, proportionirte Nase, Lippen nicht wulstig, ein spitzes Kinn mit dünnem Barte. Auf



Gräber der Kinder auf den Salomonsinseln.



PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX

einigen Inseln soll das afrikanische Gepräge indessen mehr hervortreten. Daneben sind sie gut gewachsen, stark, muskulös und von mittlerer Statur. Neben den Papuas sind auch eigentliche Malaien vorhanden, welche an ihrer hellern Farbe und schlichterm Haare unterschieden werden, was jedoch auch zufällig sein kann. Nach allen Schilderungen sind die Salomonsinsulaner keineswegs jenes gutmüthige, harmlose Naturvolk, welches wir auf dem größten Theile der Australinseln zu finden gewohnt sind. Sie sind zwar ackerbautreibend, thätig und schon über eine gewisse Stufe der Civilisation hinaus. Beide Geschlechter gehen völlig nackt, nur ein Strickgürtel mit einem Stück Matte um die Lenden, der jedoch von einigen Inseln auch verworfen wird, zeigt einen Schatten der Bekleidung. Männer und Weiber tätuiren Gesicht, Arme und Beine, bemalen sich auch mit Roth und Weiß, färben das Haar roth, oder pudern es wol auch auf einigen Inseln mit Kalk und Ockererde. In die durchbohrten Nasenknorpel und Ohrlappen werden Muscheln, Knochen, Ringe, Blätter und Blumen gezwängt, und dadurch die Nasenknorpel auf die Lippe, die Ohrlappen auf die Schultern herabgezogen. Sie tragen Arm-Gelenke und Halsbänder aus Muscheln und weißen Steinen, die oft eigroß sind. Sie haben auch Gürtel mit Korallenschnüren umwunden. Schon sieht man hier regelmäßige Dörfer beisammen, die ein paar hundert Hütten enthalten, leicht gebaut, wie das Klima es fordert. Ihre Waffen bestehen aus Speer, Keulen, Bogen und Pfeilen, mit scharfen Widerhaken und mitunter wol auch vergiftet. Ihre Bogen sind 6 Fuß lang und die Sehnen mit Harz bestrichen. Die Speere haben beinerne Spitzen und ihre Keulen sind aus sehr hartem rothen Casuarinenholze mit zackigem Beule geschnitzt. An den Armen tragen sie Schilde, womit sie Pfeile und Sonnenstrahlen abhalten. So oft Europäer sich ihnen näherten, waren sie zum Kampfe bereit und haben ihren Boden mit römischer Tapferkeit vertheidigt. Sie selbst unter einander führen wol auch beständigen Krieg. Daß sie Menschenfresser sind, daran kann wol nicht gezweifelt werden und es ist überhaupt komisch, wie so viele Seefahrer einen Akt der Philanthropie auszuüben meinen, wenn sie die Gewohnheit Menschenfleisch zu essen, entweder den wilden Völkern geradezu abstreiten oder die Berichte davon mit seichten Gründen zu widerlegen suchen. Die Leutchen, nicht nur in Australien, sondern selbst in den Theilen Amerika's, die schon lange mit Europäern in Verbindung stehen, läugnen es so wenig, daß sie vielmehr mit

der unbefangensten Naivität eingestehen, daß ihnen keine bessere Mahlzeit als ein Ragou aus Menschenfleisch bekannt sei. Die Salomonsinsulaner scheinen auch so wenig zu begreifen, wie die Sache anders sein könnte, daß sie selbst von den Europäern voraussetzten, als einige von ihnen gefangen wurden: man würde ihnen nun ohne weiters den Bauch aufschneiden und sie braten. Ihre Piroguen sind noch bei weitem mehr vervollkommnet, als die der Louisiade. Sie sind aus mehren Stücken zusammengesetzt und zeugevon großer Erfahrung in der Schiffahrt. Die Form derselben ist sehr zweckmäßig und künstlich, die Arbeit schön und vollendet. Sie sind mit farbigem Holze und Perlmutter ausgelegt, haben vorn und hinten hohe Schnäbel, werden durch schaufelförmige Ruder mit ungemeiner Gewandtheit gelenkt. Ihre Kriegsfahrzeuge sind über 50′ lang und 6′ breit und können 40 Mann fassen, welche sich darin alle kämpfend bewegen können. Schwerlich dürften die Schiffe, mit denen Duilius seinen ersten Sieg über Karthago erfocht, vollkommner gewesen sein. Bei alle dem sind ihre Werkzeuge sehr unvollkommen, Messer aus Kieselsteinen oder Perlmutter, ein Beil aus harten Muscheln und scharf gewetzt, sind ihre Werkzeuge. Die Fugen ihrer Kähne füllen sie mit schwarzem Mastix aus, und haben sogar die Kunst, aus dem Balsam Takamaka Lichter zu bereiten, die heller als Wachskerzen brennen, erfunden. Außer diesen Künsten haben sie aber auch die erfunden, ihre Feinde zu vergiften. So geschah es erst im Jahre 1828, daß der Wallfischfänger John Bull in einem ihrer Häfen Anker warf. Mit der größten Freundlichkeit näherten sich ihm die Eingebornen, brachten Yams und andere Eßwaaren zum Geschenk. Der Kapitän war eben im Begriff, eine geröstete Yamswurzel zu Munde zu führen, als ein junger Eingeborner, der zufälligerweise schon länger auf dem Schiffe war, hinzusprang, und durch lebhafte Geberden vom Genuß derselben abmahnte, indem er durch Zeichen zu verstehen gab, daß der Genuß der Wurzel tödten würde. Man untersuchte nun die Wurzel, und fand sie mit Gift überzogen, das schnell und plötzlich tödtet. Die Eingebornen ergriffen sogleich die Flucht, wurden von einem Wallfischboote verfolgt, leisteten jedoch tapfern Widerstand, und erst als mehre von ihnen verwundet und getödtet waren, ergriffen sie die Flucht. Nur durch einen Zufall entging also der John Bull dem Schicksal, welches einige Zeit vorher den Alfred getroffen hatte. Dieses zeigt mehr als alles Andere, daß wir es nicht mehr mit unbefangenen Naturkindern,

sondern mit Leuten zu thun haben, die bereits mit den Vortheilen und Lastern mechanischer Entwicklung ziemlich gut vertraut sind.

Sie sind weder ohne Religion noch Kultus. Sie glauben an eine Zukunft, an eine Belohnung und Bestrafung, so wie daß die Geister der Verstorbenen mit den Lebenden in Verbindung treten können. Ihre Häuptlinge scheinen zugleich das Priesteramt zu verwalten, denn man sah, daß jedesmal zu Anfang einer Schlacht der Häuptling betend seine Hände gegen Himmel erhob, die höhern Mächte um Beistand anrief, und mit vielem Nachdruck und Geberdenspiel Reden an sein Kriegsheer hielt. Wenigstens in den ältesten Zeiten der römischen Republik mag es so ziemlich dieselbe Kulturstufe gewesen sein, auf welcher diese Insulaner jetzt stehen. Die Ältesten stehen in sehr großem Ansehen, doch scheinen die Häuptlinge noch größeres Ansehen zu besitzen. Das Zeichen der Würde sind, wie das Wapen der Republik von S. Marino, ein aus zwei Federn bestehender Busch, die niemand anrühren darf. Die Gewalt der Oberhäupter ist sehr groß. Sie müssen von dem Ertrag der Ernte, des Fischfangs, der Beute einen Theil, den der Häuptling nach Belieben auswählt, abgeben. Das Strafrecht ist bereits eingeführt und grausam. Wer etwas ungezehendet in seine Hütte bringt, oder zufällig in den Schatten eines Häuptlings tritt, wird mit dem Tode bestraft. Die Reichen können sich durch einen Theil ihres Vermögens loskaufen. Es gibt Adelige und Gemeine, Herren und Sklaven. Diese letztern sind besonders Kriegsgefangene. Das abscheuliche malaische Lehnsystem, die wahre Geißel des indischen Archipels, ist bereits hier eingeführt. Sie treiben auch in ihren Piroguen Handel, unternehmen ziemlich weite Reisen zu Menschen, die weißer sind als sie, wo sie bemalte Zeuge eintauschen und auf ihrer Fahrt sich nach dem Laufe der Gestirne richten.

Der Verkehr mit den Europäern war bisher höchst unbedeutend, und außer den Spaniern, die vor ein paar hundert Jahren sich gewaltsam Eingang und Aufnahme zu verschaffen wußten, ist noch niemand bei ihnen gastlich aufgenommen worden. Die wenigen Nachrichten von ihnen verdanken wir einem Eingebornen, welchen Kapitän Surville in dem Hafen Praslin an sich gelockt und bei sich behalten hatte; wie überhaupt seine Landsleute, die außerordentlich scharfsinnig, gelehrig und voll natürlicher Anlage sind, lernte auch dieser Eingeborne bald französisch, betrug sich gut, loderte wol mitunter in wildem Jäh-

zorne auf, besänftigte sich aber auch schnell wieder. Von ihm erfuhr man alles, was man bis jetzt von ihnen weiß. Die Polygamie ist unter ihnen herrschend; wie auf Neu-Holland verlobt man die Mädchen schon in der frühesten Kindheit, wo sie dann hier sogleich ihr Schwiegervater übernimmt und für seinen Sohn auferzieht. Stirbt jemand, so wird sein Leichnam auf einem hohen Gerüste aufgestellt, darunter eine Grube gegraben, welche das Fleisch, das theils von den Knochen abgeschabt, mitunter wol auch von Raubvögeln abgenagt wird, aufnimmt. Das Skelett wird in das gemeinschaftliche Stammbegräbniß gelegt, die Grube zugemacht und eine Hütte darüber gebaut. Die Gräber der Kinder bestreut man mit Blumen.

Man theilt die Salomonskette in zwei Inselgruppen ab, wovon die eine die eigentliche Salomonsgruppe, die andere wol auch die Hardigruppe genannt wird. Zu der eigentlichen Salomonsgruppe gehören: 1) Mison oder Bouka, die nördlichste und 5° 0′ 30″ südl. Br. und 172° 21′ L. Sie ist von Carteret entdeckt, hoch, zeigt 3 bedeutende Spitzen, die in der Ferne als eben so viel einzelne Inseln erscheinen. Sie scheint zwar ziemlich angebaut, doch in der Civilisation nicht so weit vorgerückt zu sein, als die südlichern Eilande. 2) Bougainville 5° 31′ 30″ bis 6° 55′ südl. Br. und 272° 19′ bis 173° 31′ östl. L., ein bedeutendes Eiland, dessen Gebirge nach Billardiere in die Wolkenregion steigen soll, was im Grund genommen, nichts sagt, da die Wolken keinen Maßstab der Höhe geben; nur die Grenze des ewigen Schnees verglichen mit der geographischen Breite kann eine ungefähre Höhe ermitteln lassen. Diese Insel ist indessen eine der schönsten. Prachtvolle Thäler erquicken das Auge und die Kokospflauzungen ziehen sich bis zum Strande herab. Im Nordosten ist das Vorgebirge l'Averdi und auf der Südostküste das Friendshipcap bestimmt. Um diese Insel befindet sich noch das Eiland le Cras und verschiedene kleine Inselgruppen durch Korallenriffe verbunden. 3) Schortland, eine bedeutende Insel von schroffen Klippen umgeben, von welcher sich eine Perlenschnur kleiner Inseln bis Bougainville hinzieht. 4) Treasuryislands oder die Schatzinseln von Bougainville 1768 entdeckt, unter 7° 20′ südl. Br. und 173° 15′ L. Es ist ein Haufen Inseln, die so nahe beisammen liegen, daß sie eine einzige zu bilden scheinen. Sie steigen zu mittlerer Höhe an und sind mit der üppigsten Vegetation bedeckt. 5) Choiseul, südöstlich der Bougainvillestraße durch die Manningstraße von der In-

sel Isabella getrennt, unterm 7° südl. Br. und 174° L. Das Kap Cornwallis 36° 36′ südl. Br. und 175° 35′ L. ist der nordöstlichste Punkt, der nordwestlichste das Kap Alexander. Mehre Eilande, wie la premiere Vue, Allen, Middleton, umgeben die Insel, welche nicht hoch zu sein scheint, aber sehr hoch bewaldet ist. Die Bewohner zeichnen sich durch Bildschnitzerei an ihren tüchtigen Piroguen aus. Eine nicht benannte Insel liegt südwärts von Choiseul, und vor dem Eingange in die sogenannte große Inselbai, welche ein Theil des großen Australozeans ist, und den Namen daher erhielt, weil man die umliegenden Inseln für eine einzige annahm.

6) Isabella, die Hauptinsel des ganzen Archipels von 7° 16′ bis 8° 28″ südl. Br. und 175° 7′ bis 176° 43′ L. Sie liegt östlich von Choiseul und wurde 1567 von Mendana entdeckt. Sie ist es, welche für das Ophir Salomo's genommen wurde, und wenn das, was von den spanischen Nachrichten verlautbarte, gegründet ist, so haben diese hier echt spanisch gewirthschaftet und vielleicht den Insulanern europäische Besuche dadurch auf immer verleidet. Sie sollen Gold bemerkt haben, in die Dörfer eingedrungen sein, und man spricht von 60000 Pesos dieses Metalls, als dem Resultate jener blutigen Plünderung. Die Summe mag nun wol übertrieben sein. Die Thatsache selbst liegt jedoch zu sehr in dem Charakter der damaligen Entdeckungsweise, als daß sie geradezu geläugnet werden dürfte. Die Insel ist von einer sehr hohen Bergkette durchschnitten, welche zu den höchsten der Erde gehören soll. Die Gestade so wie die ganze Insel mit dem köstlichsten Pflanzenteppich bedeckt, sind hoch im Nordosten, senken sich jedoch sanft gegen Südwesten hinab. D'Entrecasteaux, Surville und A. haben diese Insel besucht, der letztere landete 1766 unter 7° 30″ südl. Br. und 172° 46′ östl. L. in dem inselreichen Hafen Praslin. Der Hafen ist sehr sicher, aber die Einfahrt der Felsenriffe wegen außerordentlich enge. Im Innern ist er weit und so tief bis an das Gestade hin, daß man die Schiffe mittelst der Ankertaue an die Bäume anbinden kann. Treffliches Wasser und Erfrischungen aller Art wären hier zu finden. Surville eröffnete einen Verkehr mit den Eingebornen, der Tauschhandel hatte auch bereits seinen Gang, indessen wurden sogleich feindselige Anschläge von den Eingebornen gegen die Franzosen unternommen, wodurch man genöthigt war, Feuer zu geben, das gegen 20 Eingeborne tödtete. Damit hatte der Verkehr ein Ende. Im Hafen sind unter den Eilanden St. Pierre, Mariane,

St. Paul, St. Charles und St. Jean benannt. Ein zweiter Hafen Isabella Esterna liegt ebenfalls auf der Ostküste. In diesem landete Mendana. Nördlich bildet den Endpunkt das Kap Comfot. Um dasselbe sind eine Menge kleiner Inseln, als Naire, Ortega u. s. w. gelegen. Das Kap Freycinet bildet die Südspitze. Auf der Westküste entdeckte der Spanier Ortega einen trefflichen Hafen, der wol 1000 Schiffe fassen kann.

7) Hammond, eine Inselgruppe im Süden von Isabella. Sie besteht aus der Insel Georgia und hat im Südwesten Kap Pleasant 8° 41′ 30″ südl. Br. und 174° 59′ 30″ L. Im Osten Kap Nepean und im Südosten Kap Pitt. Zwischen diesen beiden Kaps liegt die Hummokbai, hinter der sich ein hohes neungewölbtes Gebirge erhebt. Drei Eilande, die Insel Murray, Kap Marsh, das Riff Bridgewater und das Eiland Princessa gehören alle nebst mehren kleinen Eilanden zur Hammondgruppe, welche Krusenstern zwischen 8° 35′ bis 9° 10′ südl. Br. und 174° 49′ bis 176° 58′ L. verlegt.

8) Die große Insel Guadalcanar zwischen 9° 10′ und 10° südl. Br. und 177° 9′ bis 178° 30′ L. Sie wurde von Ortega 1567 entdeckt. Die zahlreiche Bevölkerung jagte die Spanier glücklich zurück. Das Land ist prachtvoll, wohlbebaut bis an die Gipfel der Berge, die Vegetation stufenförmig über einander gelagert ganz indischen Charakters. Der von Schortland benannte Pik Lammas reicht so hoch als der Pik von Teneriffa, mit dem er verglichen wird. Man hat die Henslow-Hunters und l'Esperance Kaps bestimmt, ist jedoch mit der Insel selbst nicht genauer bekannt. 9) St. Christoval von 10° 12′ 53″ bis 10° 52′ südl. Br. und 178° 53′ bis 180° 54′ L. reichend, eine schmale von Mendana entdeckte bergige Insel, welche nach d'Entrecasteaux unbewohnbar sein soll. 10) Isle du Golfe, eine ziemlich große Insel im Norden von Christoval, um sie herum liegen die Eilande St. Anna, St. Katharina u. s. w. 11) Die drei Schwestern, les trois Soeurs, drei einander sehr ähnliche kleine Inseln nördlich von Christoval. 12) Isle des Contrarietés, eine niedrige schmale Insel, gut bewachsen und stark bevölkert. Sie ist die nemliche, welche Mendana unter dem Namen Sesarge aufführt, und worauf er einen brennenden Vulkan fand. Die Franzosen besuchten sie später unter Surville, der Verkehr konnte jedoch nicht zu Stande kommen, da sie nach Art

dieser Salomonskinder sogleich Feindseligkeiten anfingen. Diese Insel liegt 9° 46′ südl. Br. und 179° 36′ L. 13) Ein ziemlich großes Eiland ist Bona Vista, 9° 30′ südl. Br. und 179° 9′ L. Im Nordwesten dieser Insel liegt Galera, weiterhin Arsaciden, im Norden davon Simson und noch nördlicher Carteret oder Malayta, eine große, bergige, starkbewaldete in den Niederungen mit Kokospflanzungen bedeckte Insel, 8° 26′ südl. Br. und 176° L. Die drei kleinen Ramoseilande liegen zwischen Malayta und Isabella, und nördlich der erstern die flache Insel Gower.

Nächst dem Salomonsarchipel gibt es hier noch in diesen Meeren zerstreute Inselgruppen, die zwar nicht unmittelbar zu den Hauptarchipeln gehören, aber dennoch untergebracht werden müssen, da sie für sich zu wenig Bedeutung haben. Dahin gehört: 1) Der Hardyarchipel, eine Gruppe von fünf Inseln, von denen die grüne Insel 1616, die zwei mittlern oder eigentlichen Hardyinseln von Carteret 1767 und die beiden südlichen los Caimanes 1781 entdeckt sind. Schon der Name grüne Insel zeigt ihre Beschaffenheit, sie liegen 4° 41′ südl. Br. und 171° 49′ östl. L. 2) Die neuen Inseln, eine große Gruppe von 9 größern und einer Menge kleiner Inseln. Alle niedrige flache Motous, das Werk der Korallen. Sie sind bewohnt, da sie Kokospalmen und Brotfrucht erzeugen. 3) Die Kokosinseln 4° 30′ südl. Br. und 173° 59′ L. 1616 von Lemaire entdeckt. 4) Die Huntersinsel, eine Gruppe von fünf kleinen Eilanden südöstlich von Kokos 4° 45′ südl. Br. und 174° L. Östlich vom Salomonsarchipel liegend. 5) eine kleine Gruppe von einem Halbdutzend Inseln von Lemaire und Tasman gesehen, 5° 4′ südl. Br. und 176° 24′ L. 6) Die 1616 von Lemaire entdeckte Howesgruppe aus etlichen und 30 kleinen Inseln bestehend, 5° 30′ südl. Br. und 176° 43′ bis 177° 6′ L.; niedrige Motous, 1791 von Hunter umfahren. In der neuesten Zeit hat man auch ein paar Dutzend solcher kleiner Palmeninseln, nördlich der Gruppe der Howesinseln entdeckt, die eigentlich eine Fortsetzung dieser Gruppe gegen Norden sind. Sie sind von Malaien bewohnt, oder vielmehr von jener schönern Menschenfamilie, welche wir in Ostaustralien vorherrschend finden. Sie sind gut gebaut, stark, tragen langes in einen Knoten geschlungenes Haar, raufen sich den Bart aus, und tragen dafür zwischen Mund und Nase einen künstlichen Fasernbart. Arme und Schenkel sind tätowirt, und der Körper mit weißen und rothen Streifen bemalt. Sie ha-

den Kanots mit dreieckigen Segeln und einem Ausleger. 7) Baxos de Candelaria, eine Reihe durch furchtbare Brandung bezeichneter Sandbänke. 8) Roncador, gleichsam eine Fortsetzung des vorigen, ein furchtbares Korallenriff. Beide Gefahren dehnen sich von 6° 50′ bis 52′ südl. Br. und 178° 29′ bis 35′ L. aus. 9) Die Stewartsinseln, eine Gruppe kleiner Eilande, fünf an der Zahl, 1785 von Hunter unter 8° 26′ südl. Br. und 180° 59′ L. gelegen. Es sind ebenfalls flache Motous mit einer Lagune, voll Kokoshaine und darum wahrscheinlich bewohnt, was man jedoch nicht mit Gewißheit weiß. 10) Das Eiland Bellona, 11) Rennel, zwei Eilande, von denen das erstere eirund, das letztere ziemlich lang ist. Sie liegen südlich von Guadalcanar zwischen 177° und 178° L., und wurden 1794 von Butler entdeckt. Unterhalb dieser Insel erstrecken sich bis zum 13° südl. Br. eine ganze Reihe von Gefahren in Sandbänken und Felsriffen bestehend, an denen die Brandung furchtbar tost, und den kühnen Schiffer von weitem brüllend warnt.

5) Der Archipel von Santa Cruz.

Der Spanier Alvaro Mendana de Neyra, dieser glückliche Seefahrer, hatte die Salomonsinseln entdeckt und vermöge eines Rechts, dessen Abstammung wir mit allem Scharfsinne zu ergründen unfähig sind, für die Krone Spaniens in Besitz genommen. Er hatte Gold gesehen, und das war für die goldliebenden Pyrenäer genug, um Kolonien hinzuführen; deshalb führte Mendana 28 Jahre nach der Entdeckung der Salomonsinseln eine Kolonie im Jahre 1595 dahin. Er fand jedoch die Salomonsinseln nicht wieder auf, statt derselben aber die Marquesasinseln und den Archipel von Santa Cruz. Es war am 8. August 1595, wo diese Entdeckung geschah. Sie ging jedoch in Vergessenheit über, bis 1767 sie Carteret wieder entdeckte, und d'Entrecasteaux 1793 noch genauer erforschte. Wilson, welcher 1797 Missionäre in die Südsee führte, entdeckte die Duffsgruppe, und Simpson, die Kennedyinsel. Die wiedergefundenen wurden zwar als eine neue Entdeckung mit englischen Namen belegt, erhielten jedoch, da man den Irrthum einsah, ihren ursprünglichen besser klingenden Namen Santa Cruz wieder zurück. Die Inseln dieses Archipels liegen zwischen 10° 20′ bis 11° 40′ südl. Br. und 183° 40′ bis 185° 27′ L. Alle sind nur von sehr geringer Größe und selbst die größte hält nicht über 10 geogr. Quadratm. Theils sind diese Inseln ihrer physischen Beschaffen-

heit nach hohe vulkanische Inseln, theils sind es niedrige Koralleninseln, aber überall von Korallenriffen umgeben. Man kann sich daher selbst der Hauptinsel nicht ohne Gefahr nahen, obwol sie einen guten Hafen hat. Reich von der Natur ausgestattet, bemerkt man hier doch schon eine Abnahme der indischen Insularvegetation. Die größern Säugethiere sind alle Hausthiere, den Vampyr ausgenommen, wiewol auch diese häßliche Fledermaus die Häuser besucht. Die Vögel lieben überhaupt den australischen Ozean sehr, daher sind auch hier ihre Arten schön und zahlreich hoch in der Luft als Hohlschnäbler, auf Erden als Huhn, im Wasser als Reiher, Ente und Gans. Einige schwarze Eidechsen, Ameisen, Insekten, aber eine bedeutende Plage weniger, als bei den bisher beschriebenen Ländern, keine Musquitos sind zu finden. Die Arten der Pflanzen nehmen hier troß der üppigen Vegetation ab. Dagegen nährt sich der Mensch schon von der veredelten Brotfrucht ohne Kern. Bataten, Pisang, Kokos, Breiäpfel, dreieckige Nüsse u. s. w. bilden schöne Pflanzungen. Labillardiere erwähnt hier eines Baumes, der mit großen Blättern mannskopfgroße Früchte trage, welche die Gestalt von Tannzapfen haben, und deren Same den Mandeln gleicht. Desgleichen andere fruchtbare Bäume, Faserngewächse, woraus Netze bereitet werden. Eine Aloeart, die Öl liefert, eine Pflanze, welche Azurblau gibt, eine Indigospecies, mehre Arten von Rohr und Gewürzen, Ingwer u. s. w. Die Bewohner sind eine gemischte Menschenfamilie, Papuas zwar, die jedoch durch Vermischung bedeutende Veränderungen erlitten haben; vielleicht ist auch etwas spanisches Blut darunter gekommen: denn von der Niederlassung, die Mendana hier versucht hat, hat nichts mehr verlautet. Sie gehen ganz nackt, schnüren sich die Hüfte ein mit einer Schnur, tätowiren sich, besonders auf dem Rücken, malen sich den Körper, pudern ihr Haar röthlich und schmücken es mit Blumen, vertilgen den Bart, durchbohren Nase und Ohren, die sie mit Schildpattringen zieren, Arm- und Halsschmuck aus Korallen, Knochen, Ebenholz, Zähne u. s. w. sieht man an jedem, und einen der Insulaner sah Labillardiere einen runden Alabaster auf der Brust tragen. Ihre Wohnungen stehen auf Pfählen und man steigt mittelst Handleitern hinein. Die Häuser sind in zwei Gemächer abgetheilt und mit Palmblättern gedeckt. Es zeigen sich hier Dörfer, die bis 20 Häuser enthalten, einen Morai mit geschnitzten Götzenbildern und ein Rathhaus mit Fasces oder Pfeilbündeln ausgeschmückt. Die Bewohner dieser Dörfer sind schon um einen bedeutenden Schritt wei-

ter in der Kultur vorgerückt. Nicht nur besitzen sie reichliche und ordentliche Pflanzungen, sondern dieselben sind auch mit steinernen Mauern eingefaßt. Sie haben nicht nur Netze und Speere für den Fischfang, sondern auch ordentliche Angelruthen mit knöchernen Haken. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Keulen und Speere, und sie treffen mit ihren Schleudern auf eine Entfernung von 200′ richtig ihren Mann. Sie bauen ordentliche Piroguen aus mehren Baumstämmen, die sie trefflich zu regieren verstehen und womit sie weite Reisen machen. Sie sind tapfer und haben den Europäern immer Stand gehalten. Sie haben schon einen Begriff von Handel und gehen dabei schon sehr vorsichtig zu Werke. Die Weiber flechten niedliche Körbe, Matten, Stricke, Angelschnüre und andern Hausrath, und was gewiß merkwürdig ist, die Weiber tragen einen Rock, der bis auf die Knie herabfällt, und hüllen den übrigen Körper nebst dem Kopfe in ein Tuch aus einheimischem Zeuge, ein großer und bedeutender Fortschritt zur Civilisation! Betelkauen ist allgemeine Gewohnheit. Man trifft hier auch die Sitte, die im östlichen Theile des stillen Meeres so oft vorkommt, den Freundschaftsbund durch Namentausch zu besiegeln. Auch hier scheint das malaiische Feudalsystem nicht ganz fremd zu sein. Die Häuptlinge der Insel entscheiden über Krieg und Frieden und haben großes Ansehen. Der ganze Archipel ist ziemlich stark bevölkert und sowol Spanier als Franzosen versichern, manchmal 70 bis 80 Piroguen mit 20 und mehr Mannschaft bemannt beisammen gesehen zu haben. Ihre Sitten kommen denen der Papuas so ziemlich gleich. Sie haben mehre Weiber, Priester und Zauberer, feiern Feste, bei welchen sie die Götter mit Gesängen ehren; ob sie auch Menschenopfer bringen, ist nicht bekannt, aber Menschenfleisch verschmähen sie nicht.

Der ganze Archipel zerfällt in folgende Gruppen: 1) Der eigentliche Santa Cruzarchipel, aus ungefähr 8 Haupt- und einer Reihe Nebeninseln bestehend. Die vorzüglichsten darunter sind Santa Cruz 10° 40′ bis 10° 53′ südl. Br. und 183° 22′ bis 183° 44′ 30″ L., ungefähr 10 Quadratm. groß. Sie ist die Hauptinsel der Gruppe, mit tief eingeschnittenen Küsten gegen Süden. Der Boden soll sich bis 160′ erheben und kalkartig sein, im Innern aber stark bewaldet. Man kennt die Vorgebirge Byron, Carteret, Barington, Boscaver und Mendana. Auf der Nordküste springen mehre Spitzen hervor. Auf der Westküste befindet sich eine tiefe große Lagune mit einem trefflichen Hafen, Trevanion genannt. Mendana nannte sie noch schöner Graciosa, was wahrscheinlich

auf die schöne Pflanzenflur gedeutet werden muß, die sich in der Lagune spiegelt. Diese Insel ist wenigstens am Strande außerordentlich bevölkert. Dorf drängt sich an Dorf, Pflanzung an Pflanzung. La Guerta liegt vor der Bai Graciosa oder Trevanion und ist eine kleine dreieckige Insel. Auf der Insel Volcano, 10° 23′ 35″ südl. Br. und 183° 55′ 30″ L. erhebt sich ein 2000′ hoher Pik, den Mendana in voller Thätigkeit antraf und Wilson 1797 wieder in Flammen fand. Dieses kleine Eiland ist ein nackter Vulkan. Die Swalow- oder Keppelsinsel ist eine flache Koralleninsel, von einem starken Riffe umgeben; in der Mitte erhebt sie sich und ist stark bewaldet. Sie liegt 10° 26′ südl. Br. und 182° 20′ L. Die Lord Howeinsel ist eine hohe bergige, nur durch einen schmalen Kanal von Santa Cruz getrennte Insel. Die sonst Edgecumbe und Query benannten Inseln, welche d'Entrecasteaux nur von ferne sah, bilden nur eine einzige Insel, wie solches der Weltumsegler Tromelin 1828 erforscht hat; sie liegt 11° 20′ südl. Br. und 184° 15′ L. Die Insel Vanikoro auf unsern Karten la Recherche benannt, auch oft mit Mallicollo im heil. Geistarchipel verwechselt, liegt 10° 40′ südl. Br. und 185° 25′ L. Hier auf dieser ziemlich bedeutenden, aber von ungastlichen Wilden bewohnten Insel litten der Astrolabe und die Boussole, die beiden von La Peyrouse geführten Entdeckungsschiffe, Schiffbruch. Nach vielen kostspieligen Reisen ist diese Entdeckung endlich Dillon, und nach ihm dem berühmtesten der neuesten Weltumsegler, dem Kapitän d'Urville 1827 geglückt. Er fand die Nachricht vor, daß vor 40 Jahren zwei Schiffe auf den furchtbaren Klippen, womit die Insel umringt ist, verunglückt seien. Das eine ging vor Tamana auf dem Riff verloren, welches die Insel auf eine Entfernung von zwei Meilen ganz umgibt. Es scheint längs dem Riff geschleift worden zu sein, ohne daß Jemand entkam. Das andere Schiff scheiterte im Westen der Insel, vor dem Dorfe Pagu, und wurde in das Innere des Riffs geworfen, wo man noch unter dem Wasser Kanonen, Kugeln und zwei Anker sieht. Ungefähr 20 Mann und ein Anführer retteten sich auf Vanikoro oder auch Vanicolo, wurden von den Eingebornen übel empfangen, mußten sich schlagen, bauten sich aber ein kleines Fahrzeug und verließen die Insel. Die geheimnißvolle Art, womit die Eingebornen der Sache erwähnen, läßt noch etwas Schlimmeres vermuthen. Noch fanden Dillon und d'Urville einige Trümmer von den Geräthschaften beider Schiffe, die sie nach Frankreich brach-

ten. Die Menschen sind leider verloren, und keine verwandte Stimme gab von den verunglückten Landsleuten Kunde. Durch einen unglücklichen Zufall fuhr d'Entrecasteaux an Vanicolo vorüber; sah die Insel, legte ihr den Namen seines Schiffes, la Recherche bei; besuchte sie, die der Zweck seiner Expedition war, nicht, obwol sie alle seine Wünsche erfüllt hätte. So jagt der Mensch seinem Glücke oft vorüber! Eine bescheidene Kupferplatte wurde unter militärischen Ehrenbezeigungen an die Felsen geheftet, die das Andenken an La Peyrouse und seine Gefährten erhalten soll. Dieses Meer ist voll Inseln und Klippen, und die Gefahren, welche so manches Schiff zerstörten, sind leider noch nicht einmal aufgefunden, viel weniger bestimmt.

2) Die von Wilson entdeckte Duffsgruppe besteht aus 11 Eilanden unter 9° 57′ südl. Br. und 184° 29′ L. Sie liegen in der natürlichen Lage der ganzen Inselreihe von Nordwesten nach Südosten; keine ist von bedeutendem Umfang, aber gut bewaldet sind alle. Zwischen der Insel Disappointment und Treasuresinsel, welche die beiden größten sind und etwa eine Meile von einander liegen, sieht man noch ein kleines Inselchen, und im Nordwesten der ganzen Gruppe steigt auf einer Insel ein Fels in Gestalt eines Obelisken auf. Wohlgebaute, nicht schwarze Australier bewohnen diese flache Insel, von denen man jedoch nichts weiter als ihre Gestalt und ihre einfachen, aus einem einzigen Blocke gehauenen Piroguen gesehen hat. Diese Inselchen liegen zwischen Korallriffen gesichert, so daß ihnen bis jetzt kein Schiff nahen konnte.

3) Zwischen dem Santa Cruzarchipel und den ostaustralischen Inseln liegen noch einige Eilande, als Kennedy nordöstlich der Duffsgruppe 1801 von den Britten entdeckt auf dem Schiffe Nautilus. Es ist ein schönes Schwein-, Hunde- und Früchte-reiches Eiland, wohl bewachsen, stark bewohnt und wacker vertheidigt gegen alle und jede Besitznehmer und liegt 18° 17′ südl. Br. und 184° 27′ L. Die kleine Insel Pitt, waldig und bergig, wurde 1791 unter 11° 50′ 30″ und 184° 19′ von Edwards entdeckt. Derselbe entdeckte auch Mitre weiter nordöstlich von Pitt, ein unbewohntes steiniges Eiland. Unter demselben Meridian zeigte sich auch Chenoy, durch eine starke Brandung gegen alles Landen vertheidigt.

Die Insel Tucopia unter 12° südl. Br. und 184° 29′ L. wurde schon 1606 von Quiros entdeckt; in neuester Zeit wurde sie von d'Urville wieder besucht, als er die Spuren des

verunglückten La Peyrouse aufsuchte. Eben so entdeckte Quiros unter 10° südl. Br. und 186° 54′ L. eine bedeutende Insel, Taumago genannt. Es wurde seither nicht mehr aufgefunden, wahrscheinlich begnügten sich die guten Insulaner mit der ersten Probe europäischer Humanität, die ihnen Quiros durch seine Kanonen fühlen ließ, als sie sich, nachdem sie die ausgehungerten Spanier reichlich erquickt hatten, die Höflichkeit derselben nicht wollten gefallen lassen. Tucopia ist in den neuesten Zeiten, besonders durch die Aufsucher La Peyrouse's oft besucht worden, und Tromelin fand auf dieser Insel unter andern einen preußischen Matrosen Bucher, der sich hier häuslich niedergelassen, und mit einer Eingebornen verheirathet hatte. Er wollte nicht wieder in seine Heimat, trotz der glänzenden Anerbietungen der Franzosen. Unter 11° 50′ südl. Br. und 191° 26′ L. liegt eine große gefährliche Sandbank, Charlottensbank genannt und Pandorensriff. Eine ähnliche Gefahr findet sich unter 12° 11′ südl. Br. und 189° 21′ L. Die Bemerkungen solcher Gefahren auf den Karten sind für die Schiffahrt von außerordentlicher Wichtigkeit: so unbedeutend sie für die Erdkunde sind, so bedeutend werden sie für den Seefahrer, dem ein Fehler in den Karten Untergang bringen kann.

6) Der heilige Geistarchipel (*Espiritu santo*).

Einige Inseln dieses Archipels haben schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts die spanischen Seefahrer gesehen. Torres und Quiros gelangten 1606 an die hohen Inseln dieses Archipels und gaben ihnen sehr wohlklingende spanische Namen. Sie landeten in der Bai St. Jago, dann in einem noch sicherern Hafen Vera Cruz und weilten eine geraume Zeit auf dieser großen Insel, welche sie Espiritu santo nannten, für die spanische Krone in Besitz nahmen und eine Stadt La nueva Gierusalema zu gründen suchten. Die h. Geistbewohner konnten jedoch von dem Rechte des Königs von Spanien nicht überzeugt werden und das neue Jerusalem erfuhr das Schicksal des alten. Erst nach 162 Jahren kommt durch Bougainville von Neuem eine Kunde von diesem Archipel an uns, unter der Benennung der großen Cycladen. Er fand die Eilande: Pentecoste, Aurora, Pik de l'Etoile und der Aussätzigen (*Lepreux*). Endlich kam Cook dahin und fand nebst Mallicollo, das mit Vanicolo nicht zu verwechseln ist, auch die ganze Reihe des südlichen Archipels auf, denen er den Namen der neuen Hebriden beilegte.

1789 fand Bligh auf seiner zweiten Reise die Banksinsel. Seit der Zeit sind sie öfter besucht worden. Der ganze Archipel hat den Namen beibehalten, welchen Quiros der Hauptinsel beilegte und so heißt er denn der h. Geistarchipel bis auf diesen Tag. Diese große Inselreihe liegt von 13° 15′ bis 20° 3′ südl. Br. und 184° 8′ bis 187° 15′ östl. L.

Diese zahlreichen Inseln, sämtlich von sehr mittelmäßigem Umfange, zeigen so ziemlich sämtliche Formen der Australinseln. Man findet unter ihnen hohe vulkanische Inseln, niedere Motous, Motous mit Lagunen, Vulkane mit einem breiten Korallenstrand; ob auch Urgebirge über das Meer hervorragen, ist mir nicht bekannt. Ich vermuthe es kaum, indem sie zwischen Neu-Seeland und dem Salomonsarchipel etwas zu östlich zurückweichen und darum der großen unterseeischen Urgebirgskette nicht mehr anzugehören scheinen. Der Strand zeigt sich bei einigen steil und hoch und die Brandung ist überall ungestüm. Andere zeigen wieder einen flachen niedrigen Strand; von Korallenriffen sind so ziemlich alle umgeben. Die Hitze ist in diesem Archipel sehr groß, die Witterung jedoch im Allgemeinen sehr geregelt. Tropische Regen fallen zur gehörigen Zeit sehr häufig, sie sind jedoch auch in der trocknen Jahrszeit nicht selten. Die Stürme wüthen oft sehr heftig. Erdbeben sind hier wie in allen Gegenden Australiens, Neu-Holland ausgenommen, natürlich sehr häufig. Die meisten zu diesem Archipel gehörigen Inseln erheben sich im Innern kegelförmig in die Luft, und enthalten theils brennende, theils erloschne Vulkane. Seewinde kühlen und erfrischen jedoch diese Eilande. Die mittlere Jahrestemperatur soll zwar auf 19° Réaum. ansteigen, doch dürfte bei genaueren Beobachtungen dieses einige Einschränkung erleiden. Im Ganzen lebt es sich unter diesem Himmel sehr angenehm.

Auf dem theils vulkanischen, theils neptunischen Boden dieser Inseln findet man eine sehr reiche Vegetation verbreitet. Die indische Insularvegetation ist zwar hier verschwunden und wenn auch noch eine Menge Pflanzenformen an dieselbe erinnern, so entbehrt sie doch der Feigen-, Gewürz- und Palmenarten, welche den Charakter jener üppigsten Vegetation der Erde bestimmen. Die Produkte dieser Inseln sind noch immer außerordentlich zahlreich und man schildert die Vegetation ganz richtig, wenn man sie mit dem Worte eine Tropenvegetation benennt. Noch immer sieht man zwei bis vier Gattungen Feigen, Kokos- und Kohlpalmen,

Pisangs, Muskatbäume, Granatäpfel, u. s. w. Von den Rohrarten zeigt sich das Zuckerrohr von der tahitischen Art. Ferner gedeihen die Yams außerordentlich, mehre Arten der Aronswurzel, die Brotfrucht, Bataten, Ignamen, Kürbisse u. s. w. Alle diese genannten machen hier nebst noch einigen Schling- und Wurzelpflanzen die zahlreichen und mannigfaltigen Gegenstände eines in der That anmuthigen Ackerbaues aus. Der Name Ackerbau paßt auch wirklich nur sehr uneigentlich auf die tropischen Pflanzungen dieser Inseln, wo man keinen Reis baut. Es ist eigentlich Gartenbau; denn die mannigfaltigen Gestalten, welche in den schönen Pflanzungen, die besonders im h. Geistarchipel sehr gut gepflegt werden, neben einander gesetzt sind, erinnern mehr an die mannigfach prangenden Gärten Südeuropa's, als an unsere eintönigen Äcker. Aber auch die Wälder zeigen hier sehr schöne Pflanzenformen. Die Casuarinen mit ihrem festen Holze, aus welchem die südseeischen Keulen gebildet sind, die verschiedenen Schlingpflanzen, die schönfarbigen Winden, welche sich an den gewaltigen Bäumen emporschlingen, der Riesenbau Australiens, die *Ficus religiosa* u. s. w. alle in ihrer größten Vollkommenheit entfaltet, schmücken die seligen Inseln dieses Archipels. Seit Otahiti hatte Forster keine so schönen Feengärten gesehen, als die Aurorainsel, das Pfingsteiland und mehre andere vor seinen Blicken entfalteten. Der Überfluß an vegetabilischen Nahrungsstoffen macht, daß mehr diese als die animalische Nahrung von den Einwohnern benutzt wird. Forster fand, daß die Früchte außerordentlich würzig und saftreich wären.

Das Thierreich ist keineswegs so zahlreich als die Pflanzenarten. Zwar haben die neuern Seefahrer weder von den Perlen, noch dem Silber, noch dem Hornvieh, welches alles Quiros gesehen haben will, etwas gefunden. Das Meer ist hier selbst an Muscheln und Weichthieren nicht besonders reich. Auch von den Amphibien fand man nichts Bedeutendes, aber von Fischen wimmelt die See, welche indessen nicht allzeit wohlbekommen, denn einige Leute von Cooks Schiffen, welche Seebrachsen mit dem besten Appetit verspeist hatten, fühlten sich bald darauf vergiftet. An Vögeln ist Überfluß, wiewol die Hohlschnäbler nicht so zahlreich sind, auch nicht so schön, als in den nördlichern Inseln. Für die Jagd findet sich reicher Stoff in den zahlreichen Ratten, Vampyrn und Fledermäusen; häuslich hat sich nur das Schwein niedergelassen und Cook fand nicht einmal Hunde.

Schon die häufigen Pflanzungen und die Sorgfalt, welche darauf verwendet wird, deutet auf starke Bevölkerung hin. Auf der ganzen Erde ist die Landeskultur der sicherste Maßstab der Bevölkerung, ob sie dem Reichthum des Landes angemessen sei oder nicht. Auf dem h. Geistarchipel steigen die Pflanzungen sogar an den Bergen empor. Indessen sind natürlich nicht alle Inseln gleich gut bevölkert, so Mallicollo mehr als Aurora. Forster glaubt, daß der ganze Archipel wohl 200000 Menschen ernähren könne, was denn auf die 200 engl. Quadratm., die er dem ganzen Archipel beilegt, eine ganz respektable Volksmenge ist. Freilich sind die Gründe für solche Zahlen ziemlich seicht, die Menge der Menschen, die ein Seefahrer zuweilen bei einander sieht, einige Punkte, die er mitunter astronomisch bestimmt, bilden die ganze Grundlage seiner Berechnungen. Da jedoch die Ankunft eines europäischen Schiffes hier wol so ziemlich das, was bei uns ein Jahrmarkt ist, so scheint es, daß die Berechnung wol meistens übertrieben ist. Die Einwohner sind Papuas. Bougainville spricht jedoch auch von Leuten, die den Australiern ähnlich sind. Ihre Sitten sind einfach, naturgemäß und so sehr sie auch mit unsern künstlichen Lebensweisen kontrastiren, nichts weniger als viehisch, wie uns dieses Quiros und sein Chef Torres versichern. Die Papuas gehen hier nackt. Eine Schnur um die Lenden schnürt den Unterleib ein, an ihn ist vorne das Geschlechtsglied in einen Lappen gewickelt hinaufgezogen. Weiber tragen eine faserige Schürze, einem Strohwische nicht unähnlich. Forster beschuldigt sie geradezu, daß dieses aus Eitelkeit geschehe, um desto besser zu gefallen, was wir nur dann zugeben können, wenn wir die Eitelkeit der Weiber als einen Instinkt gelten lassen. Sie sind nichts weniger als ohne Religion, haben ihre Morais, und ihre Anführer scheinen Priester zu sein nach der Weise Melchisedeks. Sie haben heilige Haine wie die Griechen und ihre geschnitzten Bilder mögen so ziemlich der Venus Urania ähnlich sehn, in den Zeiten, da der Egypter Kadmos das Schloß zu Theben baute. Sie feiern ihre Gottheit durch Gesänge, welche Forstern in den stillen Abenden unter dem heitern Himmel der südlichen Gestirne ziemlich wohltönend erschienen. Auch scheinen sie einen Begriff weiblicher Würde zu haben, denn die Weiber sind zurückhaltend, anständig, und die Matrosen auf Cooks Schiffen konnten sich nicht rühmen, die Gunst einer Taniterin oder Mallicolleserin so leicht als auf Otahiti zu erkaufen. Es gereicht ihnen dieses um so mehr zur Ehre, da sie die Ko-

rallen nicht weniger lieben und die übrigen Südseeinseln so ziemlich die Bordelle für europäische Seefahrer zu sein scheinen. Indessen leben die Weiber in großer Abhängigkeit, und wir müssen es unentschieden lassen, ob ihre Enthaltsamkeit wirklich die Frucht der Bescheidenheit oder des Zwanges sei. Sie leben unter eigenen Häuptlingen, denen sie jedoch nur eine sehr beschränkte Macht gestatten. Die Würde scheint erblich zu sein, was indeß die Beschränkung erleidet, daß der Sohn eines Häuptlings nur unter der Bedingung Ansprüche auf die Würde seines Vaters hat, wenn er wacker genug ist, um keinen wackerern zur Mitbewerbung zu reizen. Ihr Unterscheidungszeichen ist der Titel Ariki und der des Kronprinzen: Kauvosch. Sie tragen einen weiß, roth und schwarzgestreiften Leibgürtel. Als indeß einer der Häuptlinge den Britten eine Kokosnuß zum Zeichen der Freundschaft überreichen wollte, hatte Seine Majestät so wenig Gewalt über dero Unterthanen, daß dieselben in höchsteigner Person die Kokosnuß von dem Baume zu holen geruhen mußten. Es ist überhaupt eine ziemlich allgemein geltende Bemerkung, daß die Gewalt der Oberhäupter bei wilden Völkern nur zur Zeit der Kriege gelte.

Die Bewohner des h. Geistarchipels führen ein ziemlich geselliges Leben, und scheinen durch vielerlei Bande unter sich verbunden zu sein. Sie haben musikalische Instrumente, als Trommeln, Lärmmuscheln, die zugleich im Kriege dienen, und die Panflöte; ihre eigenen Kehlen können als das vierte gelten. Sie lieben Musik, Gesang und Tanz und selbst in neuester Zeit haben die französischen Seefahrer durch ein paar Duetten großes Entzücken hervorgebracht und reichen Beifall eingeerntet. Ihre Gesänge sollen aber auch sehr harmonisch und modulirt sein. Sie lieben mehr sanfte, nachklingende, als rauschende und lärmende Töne. Gemeinschaftliche Ergötzungen dieser Art füllen die Abende dieses Völkchens aus, dessen Blut leicht und ätherischer Natur sein soll. Ihre Waffen, Geräthschaften und Kanots verfertigen sie mit großer Sorgfalt. Sie weben große Matten, haben Begriffe der Kochkunst, indem sie Pisangs rösten und aus verschiedenen Vegetabilien mitunter, wenn sie es haben können, mit ein wenig Menschenfleisch gute Puddings zu bereiten verstehen. Kriege führen sie häufig, sind tapfer und essen ihre Gefangenen auf. Ob Polygamie bei ihnen eingeführt ist, wissen wir nicht, glauben jedoch, daß sich die Gesetze nicht bis auf die Monogamie erstrecken. Sie wohnen in Häusern, die äußerst einfach sind, indem das Dach unmittelbar auf die Erde

aufliegt. Die größten dieser Hütten sind 9 bis 10 Fuß hoch, eben so breit und 30 bis 40 Fuß lang. Sie bestehen aus neben einander aufgerichteten Pfählen, die an der Spitze mit einander vereinigt sind und über welche starke Matten gebreitet werden. Ihr Hausrath besteht aus Matten, Körben, Kalebassen, Schminkdöschen, steinernen Äxten, Speeren, Schleudern, Bogen, Pfeilen und Keulen. Ohne Schleuder und Stein gehen sie nie aus.

Der Archipel besteht aus etlichen zwanzig größern und einer noch bei weitem größern Zahl kleinerer Inselchen und Klippen. Wir werden sie hier so gut als möglich auf einander folgen lassen und zwar

1) Die größte von Quiros 1606 entdeckte und von Cook 1774 umschiffte Tierra del Espiritu santo, oder h. Geistinsel unter 14° 38′ 45″ bis 16° 2′ südl. Br. und 184° 8′ bis 185° L., 57 geogr. Quadratm. groß. Die Bai St. Philipp und St. Jago, in welcher Quiros landete, kann man nicht so genau auffinden. Cook sah wol eine tiefe Bai mit einer Reihe kleiner Inseln verschlossen, die schön bewaldet und gut bevölkert sind, untersuchte sie aber nicht, sondern nannte diese Inseln Bartholomäusinseln; sie sind von so ziemlich einerlei Gestalt. Lange schmale Stückchen Landes, an der Nordseite niedrig, an der Südseite steil, Korallriffe von Norden her angeschwemmt. Sie gewähren mit ihrem schneeweißen Korallenstrande und dem starken Pflanzenwuchs, darunter besonders viel Casuarinen, einen schönen romantischen Anblick. Hinter ihnen liegt die Hauptinsel. Auch sie scheint stark bewohnt zu sein, da sie Forster des Nachts bis auf den Gipfel der Berge mit zahlreichen Feuern beleuchtet sah. Die Bewohner haben Kanots mit dreieckigen Segeln, gehen nackt, sind von schöner Statur und starkem Gliederbaue. Diese dunkeln Körper gleichen bronzenen Statuen mit ihren starken Gliedern, ausgeprägten Muskeln, krausem Haar und Bart. Ein schmaler Gürtel um den Leib, wovon hinten und vorn ein langes 5″ breites Stück Matte unter die Knie herabhängt, ist ihre Bekleidung. Aus den Zeiten des Quiros, der hier Neu-Jerusalem gründen wollte, muß die Bekanntschaft mit dem Eisen herrühren, welche sie zeigten, da Cooks Schiffe die Insel umsegelten. Sie äußerten über die Nägel außerordentliche Freude. Als Freundschaftszeichen gilt auch hier der grüne Zweig. Ihre Sprache scheint dieselbe wie auf den Freundschaftsinseln zu sein und von der des übrigen Archipels verschieden.

Auf der Westseite der Insel befindet sich eine tiefe Bai mit einem Hafen, in welchen ein Fluß mündet. Cook nannte sie St. Philipp und St. Jago; es ist jedoch zweifelhaft, ob es auch dieselbe sei, in welcher Quiros landete. Die östliche Landspitze der Einfahrt heißt Kap Quiros 14° 0′ 55″ südl. Br. und 184° 55′ östl. L. Die Insel ist besonders in Westen außerordentlich hoch und zeigt mehre Bergreihen, die dick bewaldet lachende Thäler einschließen. Quiros weiß uns von dieser Insel außerordentlich viel zu erzählen. Sie ist nach ihm, und Forster bestätigt es, bezaubernd schön. Die große Bai, in welcher er lag, nimmt zwei Flüsse auf, die von ihm Jordan und Salvador genannt wurden. Das Gestade dieser Bai sei breit, der Boden trage die wohlschmeckendsten Früchte, Bataten, Orangen, Citronen, Pisangs, Aloe, Muskatnüsse, Ebenholz, Mastix, Ingwer, Pfeffer u. s. w. Silber, Hornvieh und eine Menge anderer Reichthümer werden ihr beigelegt. Von dieser Schilderung müssen wir jedoch abziehen das Silber, die Perlen, den Zimmt und eine Menge Spezereien und Kostbarkeiten, und nicht nur bei Quiros, sondern bei allen spanischen Seefahrern jener Zeit müssen die Schilderungen der Schätze neuentdeckter Länder allezeit diese Reduktion erleiden. Wir wollen damit jene wackern Seefahrer nicht der Lügen beschuldigen, wenigstens nicht in einem höhern Grade, als jene galante Schöne, welche die Kundschafter der Israeliten verläugnete. Um bei ihren Souverainen Interesse für ihre Entdeckungen zu erwecken, gab es dazumal durchaus kein anderes Mittel. Mußte doch selbst der tugendhafte Columbus, der seinem Souverain eine Welt geschenkt hatte, die Schätze derselben übertreiben. Mehr verdient Quiros Glauben, wenn er von den Sitten der Einwohner spricht; sie seien in der Farbe nicht gleich, das Haar schwarz, lang, auch kraus und wollenartig. Sie sind unter einander in beständiger Fehde, indessen haben sie sich während seines Aufenthalts, sobald man sie gut behandelte, sanft und lenksam bezeigt, dabei heiter, gesellig, dankbar. Sie verstehen Steine zu poliren, irdene Töpfe und hölzerne Näpfe zu verfertigen, Matten aus Baumrinden zu weben und Werkzeuge für den Hausgebrauch und Gartenbau zu verfertigen. Ihre Piroguen sind gut gebaut und führen Segel; eine lange nahrhafte Wurzel dient ihnen geröstet als Brot. Die Luft der Insel ist gesund, Baumaterial in Menge vorhanden. Sie besitzen Morais und Begräbnißplätze und kein schädliches Ungezieser. Forster setzt hinzu: sie tragen auf dem Scheitel einen

Federbusch, manche hatten eine weiße Muschel vor die Stirn gebunden, eine Sitte, welche auch unsere Schönen bereits nachahmen. Andere haben ein Palmenblatt wie eine Mütze um den Kopf gewickelt und Armbänder aus Muschelwerk.

2) Eine Gruppe von ungefähr 17 Eilanden unter 13° 15' südl. Br. und 185° 21' L. wurde 1789 von Bligh entdeckt und mit dem Namen Banks belegt.

3) Eine kleine Insel südöstlich von der Banksgruppe erhebt sich als ein kleiner felsiger Pik unter 14° 21' südl. Br. und 185° 38' L. Sie wurde von Bougainville Pik de l'Etoile benannt, und 1774 von Cook wieder gesehen. Die Insel hat sehr steile Ufer, wo Bougainville schöne Wasserfälle sah. Sie ist im nordöstlichen Theile reich an schönen Palmen und würde ein hübscher Aufenthalt, wie ihn Horaz und Plinius sich wünscht, für einen Gelehrten sein.

4) Aurora ist der wohlklingende Name einer schönen Insel unter 15° 6' südl. Br. und 185° 53' L. Die Aurorainsel ist überall mit herrlichem grünenden Walde bedeckt und ringsum mit einem schönen Strande versehen. Bougainville entdeckte sie 1768. Sie ist bergig, ziemlich hoch, mit einem von Norden nach Süden hingestreckten scharfen Bergkamm. Forster sah sie auf seiner Reise wieder. Eine Menge von Schlingpflanzen, berichtet er, hatte sich um die höchsten Stämme von einem Baume an den andern hingerankt und schienen durch ihre natürlichen Guirlanden und Festons diese schönen Wälder zu verschönern. Am Abhange eines Hügels sahen sie eine umzäunte Pflanzung, unterhalb welcher sich schäumend eine Kaskade gegen die See herabstürzte. Mit der zahlreichen Bevölkerung konnte jedoch in keine Verbindung getreten werden.

5) Die Insel der Aussätzigen (*Isle des Lepreux*) ist von gleicher Größe mit dem Auroraeiland, aber etwas breiter. Bougainville, der sie 1768 entdeckte, fand die Eingebornen mit Aussatz behaftet, daher ihr Name. Er mußte glauben, daß der Aussatz für alle Einwohner tödtlich sei, weil er sie als herrnloses Gut für den König von Frankreich in Besitz nahm. Forster sah sie wieder; ihm schien die ganze Insel fruchtbar zu sein. Die Ufer fand er sehr steil und unmittelbar daran konnte man auf 20 Faden keinen Grund finden. In der Mitte hat sie einen hohen Pik und ist vulkanischer Natur. Die Ostseite ist flach, aber gut bebaut, und mit Verwunderung sah der geniale Naturforscher hier die Palmen in unzählbarer Menge auf den Bergen wachsen, was nicht leicht sonst vorkommt. Von

dem steilen, und mit allerlei Gesträuch bewachsenen Ufer stürzen sich schöne Wasserfälle in die See herab. Unmöglich kann es schönere Gestade auf Erden geben. Die Eingebornen, welche sie von ferne sahen, waren nackt, mit einem Stricke um den Unterleib; auf dem Kopfe hatten sie etwas Weißes und waren mit Pfeilen und Bogen bewaffnet. Die Insel liegt 15° 15′ südl. Br. und 185° 32′ L.

6) Das Pfingsteiland (*Pentecoste*), ebenfalls von Bougainville 1768 am Pfingstsonntage entdeckt, gleicher Größe und Naturbeschaffenheit mit Aurora und Lepreux. Forster fand sie außerordentlich gut bepflanzt und als es dunkel war, sahen sie die Hüttenfeuer sich bis auf die höchsten Gipfel der Berge verbreiten. Ein prachtvoller Anblick in der heitern Nacht des tropischen Himmels. Cook bestimmt sie zu 15° 45′ südl. Br. und 185° 57′ L.

7) Mallicollo, wahrscheinlich von Quiros entdeckt, jedoch so sehr in Vergessenheit gerathen, daß sie Cook wirklich als eine neue Entdeckung in Anspruch nehmen konnte. Sie erstreckt sich von 16° 25′ bis 16° 50′ südl. Br. und 185° 26′ L. In dem Kanal zwischen ihr und der h. Geistinsel liegt noch das kleine Eiland Barthelemy. Mallicollo wird von Forster als eines der schönsten Eilande gerühmt, wo eine üppige Vegetation, ein schöner Strand, romantische Berggruppen und ein lebender Feuerspeier den Naturfreund locken. Ein bequemer Hafen unter 16° 25′ 20″ südl. Br. ladet zur Landung ein; er wurde von Cook mit dem Namen des Grafen Sandwich belegt. Dieses Eiland kennen wir durch Cooks längern Aufenthalt etwas genauer. Es nährt eine zahlreiche Bevölkerung reichlich. Die Einwohner sehen auch ihr Land für das schönste der Erde an und mögen wol nicht Unrecht haben. Was man von der Bai von Neapel rühmt, die man nebst Genua und Constantinopel zu den drei schönsten Punkten der Erde rechnet, findet sich im Sandwichhafen nicht nur wiederholt, sondern durch den tropischen Pflanzenwuchs unter dem tropischen Himmel noch verschönert. Reichlich lohnende Plantagen, welche Kokospalmen, Brotfrucht, Pisangs, Ignamen, Aron, Curcuma, Hesperiens goldne Orangenfrüchte im Überfluß hervorbringen, lohnen den Fleiß der Pflanzer, welche Forster auf nicht weniger als 50000 schätzt. Von Hausthieren fand man blos das Schwein und das Huhn. Die Bewohner werden uns geschildert als Menschen von der Papuasart mit dem vollkommnen Ausdruck dieser Völkerfamilie: nicht schön nach

unsern Begriffen, aber wohlgebaut, gelenkig, stark, und was man auf dem schönen Gesichte des Europäers so oft vermißt, in dem platten Gesichte einen Ausdruck von Munterkeit und Zufriedenheit, der mit dem Mangel unsrer Sorgen wol nicht zu theuer erkauft wird. Sie gehen alle nackt, mit einem Strick um den Leib, die Männer das Zeugungsglied aufrecht befestigt, die Weiber mit Matten umgürtet, die Mädchen und Jungfrauen mit einem Fasergürtel. Sie sind außerordentlich lustig, geschwätzig, bereit jede Unbill abzuwehren, ungereizt aber freundlich, sanftmüthig, zuvorkommend und mit allen Tugenden unverdorbener Naturkinder geschmückt. Freilich auch mit den Fehlern der Kinder: geschwätzig, neugierig, tändelnd und begierig nach jenen kleinen Gegenständen, womit Europäer ihre Unbefangenheit bezahlen.

Sobald Cook in die Bai Sandwich eingelaufen war, näherten sich die Eingebornen mit grünen Zweigen von *Dracaena terminalis* und dem schöngestreiften Croton und begrüßten die Schiffe mit dem Ausdruck: Tomar oder Freund. Beachtenswerth ist die Ceremonie, womit sie den Offizier bewillkommt hatten, der früher den Hafen sondirte. Ein Kanot kam dicht an die Schaluppe, die Männer darin hielten grüne Zweige in die Höhe, schöpften Wasser in die hohle Hand und gossen sich's auf die Köpfe und waren äußerst zufrieden, als dieser Gruß von dem Offizier der Schaluppe erwiedert wurde. Sie waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, folglich zu Krieg und Frieden gleich aufgelegt. Die Geschenke an tahitischen Zeugen vergalten sie dadurch, daß sie ihre Pfeile dagegen überreichten. Sie plauderten ohne Ende mit den Ankömmlingen und unter sich selbst, fletschten auch wol aus Freundlichkeit, obgleich nicht besser als Miltons Tod, die Zähne dazu. Sie blieben bis tief in die Nacht in den Schiffen und gingen erst ans Land zurück, da man ihnen kein Gehör mehr gab. Am Lande tanzten und trommelten sie die ganze Nacht. Forster sagt, daß sie das geschickteste, verständigste und gutmüthigste Volk seien, welches er in der ganzen Südsee kennen gelernt hätte. Sie kamen ganz unbewaffnet und unbefangen auf das Schiff, kletterten am Tauwerke wie Eichhörnchen auf und ab, freuten sich wie Kinder über alles, was sie sahen, und wurden entzückt über die Kleinigkeiten, womit man sie beschenkte. Ihr Mund ruhte nie und ihre an Gurgeltönen reiche Sprache kollerte beständig aus ihrem Munde hervor. Es wäre jedoch Schade gewesen, wenn die Herren Zwölfpfünder sie lange in Ungewißheit gelassen hätten, mit

wem sie es zu thun hatten. Einer der Eingebornen konnte der Begierde nicht widerstehen auch auf das Schiff zu kommen, aber ein Matrose boxte ihn recht brittisch zurück. Ein wiederholter Versuch ward auf ähnliche Art zurückgewiesen. Der Eingeborne, welcher doch glaubte zu Hause zu sein, legte nun einen Pfeil auf den rüstigen Boxer an, was sogleich dem Herrn Kapitän angezeigt wurde, der auch nach dem Unverschämten, welcher das brittische Boxrecht nicht anerkennen wollte, ohne weiters eine Muskettenkugel abschoß, die glücklicherweise nicht traf. Zum Überfluß schoß man ihm nun das Gesicht voll Schrott an, worauf denn der kühne Eingeborne losdrückte, daß der Pfeil 4 Fuß (?) tief in den Mast eindrang. Die armen Naturkinder flohen nun freilich voll Schreck an den Strand, doch mußte ihnen zum heilsamen Warnungszeichen noch eine Kanonenkugel nachgesandt werden. Es ist ein häßlicher Schandfleck an dem großen Seefahrer, mit welchem echt brittischen Übermuthe er die sanften Kinder der Südsee mißhandelte und dadurch gewiß ihre Civilisirung nicht beförderte. Trotz diesem brutalen Europäismus versöhnten sich die guten Mallicoller wieder mit ihnen, brachten sogar eine Anzahl Schweine als Zeichen der Freundschaft dar. Dahin jedoch konnte es nicht mehr gebracht werden, daß man diese unbescheidenen Fremdlinge tiefer in das Land gelassen hätte. Auch lieferte man in den Tausch wol mallicollische Industriewaaren u. dgl., aber keine Lebensmittel, vermuthlich um die lieben Gäste eher los zu werden.

8) St. Barthelemy. 9) Ambrym, eine vulkanische Insel, von deren Pik Forster hohe Dampfsäulen aufsteigen sah. Sie liegt unter 16° 15′ südl. Br. und 185° 49′ L. 10) Paoom oder Paum, zwei kleine Eilande südlich von Ambrym. 11) Api, ebenfalls eine kleine Insel, bergig, hoch, waldig, 16° 42′ Br. 12) Shephert, eine Gruppe von drei kleinen Inseln unter 17° südl. Br. und 185° 9′ L. Das Meer ist hier außerordentlich gefährlich zu durchsegeln, da es voll verborgener Riffe und Klippen ist. Ein einzelner Felsen, der bei den Shephertinseln aus dem Meere sich hoch emporhebt bis auf 300′, wurde von Cook das Monument genannt, die Wellen branden daran mit Ungestüm. Möven und Tölpel sind seine Bewohner. 13) Das Dreihügeleiland und gleich dabei das Zweihügeleiland, sind schöne grüne Inseln durch ihre Benennung charakterisirt, unter 17° 4′ Br. und 186° 1′ L. 14) Montague. 15) Hinchinbrook. Zwischen diesen Inseln wäre Cook beinahe gescheitert. Es sind

übrigens schöne Inseln, wohlbevölkert und die Naturkinder so gute Menschen, wie auf Mallicollo. 16) Die Insel Sandwich liegt 17° 45′ südl. Br. und 185° 59′ L. Die Insel ist sehr schön, sanft gehügelt, wohl bepflanzt und gut bevölkert. 17) Erromango, oder wie Forster schreibt, Irromanga, 18° 45′ südl. Br. und 186° 49′ L.; in Osten hat diese Insel ein Vorgebirge, vom Kapitän Cook Traitorshead (Verräthershaupt) genannt. Die Eingebornen konnten sich dem Herrn Kapitän, als er hier landen wollte, nicht gut verständlich machen; er sprach also zu ihnen auf eine vernehmliche Weise mit ein paar Dutzend Flinten- und Kanonenschüssen, was ein paar Dutzend dieser armen Geschöpfe nichts als das Leben kostete. Wir werden weiter unten sehen, daß diese Brutalität es war, welche seinen Tod als verdiente Strafe verursachte. Solche Länderforscher können denn freilich die Geographie nur mit Namen bereichern. Forster nennt Irromanga eine schöne regelmäßig kultivirte Insel und ist fest überzeugt, daß den Eingebornen nicht in den Sinn kam, Feindseligkeiten anzufangen. 18) Tanna, 19° 30′ südl. Br. 187° 5′ L. Eine Kette hoher Berge, mit parallelen Reihen niederer Hügel durchzieht die Insel. Die Berge sind meistens thon- und kalkartig, abwechselnd mit Trachyt und Dolenit. Am südlichen Ende fand Cook einen brennenden Vulkan. Die Eingebornen, welche vielleicht den Vulkan als ein Heiligthum betrachten, verwehrten den Britten mit aller Gewalt den Zugang. Die Grobheit der Gäste verursachte auch hier Händel, und die Kanonenschüsse trieben die Eingebornen schnell dem Strande zu. Ein junger Held blieb indessen bei dem Krachen der Kanonen, die nach dem Strand gefeuert wurden, um das Übergewicht der Europäer zu bezeugen, ruhig lächelnd in seinem Kanot stehen. Solche Zeichen von Heldenmuth und Kühnheit kamen während des Aufenthalts Cooks mehre vor und zeigen, daß dieses Volk eben so gut seine Helden hervorzubringen verstehe. Der längere Aufenthalt Cooks war von einer Reihe Brutalitäten begleitet; dennoch hörte dieses gute Volk nicht auf, sich immer wieder durch ein paar Korallen oder Nägel versöhnen zu lassen, und selbst als ein niedriger Matrose, veranlaßt durch einen Offizier, der hohe Verwandte in England hatte, einen jungen Tanneser ohne alle Veranlassung über den Haufen schoß, ließ sich dieses gutmüthige Volk doch wieder besänftigen. Diese Züge charakterisiren ein Volk am besten und belehren uns davon, daß die Südseeinsulaner wahrhaft gutmüthige, einfache, kindliche und ge-

müthvolle Wesen sind, wahre Naturmenschen und keine Wilden oder Verwilderte. Welch ein großer Unterschied ist nicht zwischen diesen Südseeinsulanern und den verwilderten Malaien in den Sundainseln, oder den von einer höhern Kulturstufe herabgesunkenen Bewohnern am Orinoko? Übrigens sind sie eben so nackt wie die Mallicolleser, aber noch scharfsinniger und empfänglicher als sie, auch viel muthiger und von einem wahren Heldengeiste beseelt. Schon Kapitän Wallis rühmt den Muth dieser Helden und Forster gesteht mit ihm, daß er in ihnen die Helden Homer's wiedergefunden habe. Wie Hektor bei dem Gebrüll der Griechen, so stand der schon erwähnte junge Mann Fannoko unerschrocken bei dem Donner der Kanonen; wie Diomedes schwingen sie ihre Keulen, wie Nestor sprechen die Alten im Rathe, und nicht unähnlich dem Hirten der Völker Agamemnon versammelt der Häuptling die Stämme, wenn es zum Kampfe geht. Sie haben ihre Sänger und Redner, und ganze Nächte sitzen sie um das Feuer herum mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit ihren Rhapsoden zuhörend, welche in monotonen Gesängen wahrscheinlich die Thaten der Vorfahren vortragen. Sobald der eine aufhört, fängt der andere an in demselben Tone fortzufahren; so mochte Homer und die Homeriden den Zorn des Achilleus, oder die Irrfahrten Odysseus den lauschenden Hellenen vorgetragen haben.

Während der Anwesenheit Cook's war der Vulkan in beständiger Thätigkeit. In längern oder kürzern Absätzen stieß er mit gewaltigem Gebrüll Rauch und Asche aus, und schleuderte gewaltige Steinmassen in die Höhe. Die Insel ist sehr fruchtbar, außerordentlich gut bepflanzt, hat viele Schweine; zur Zeit Cook's waren aber keine Hunde vorhanden. Seitdem ist sie von dem Russen Golownin wieder besucht worden. 19) Im Nordosten von Tanna unter 187° 15′ L. liegt das kleine Eiland Immer. 20) Unter 19° 31′ südl. Br. und 187° 50′ L. liegt Erroman, die östlichste Insel der ganzen Kette, und 21) Annaton die südlichste des ganzen h. Geistarchipels unter 20° 3′ südl. Br. und 187° 33′ L. Sie ist ganz vulkanisch.

7. Neu-Caledonien.

Dieses bedeutende Land wurde 1774 von Kapitän Cook entdeckt, als er von dem h. Geistarchipel aus, nach den südlichen Polargegenden unter Wegs war. Er legte ihm den Namen Neu-Caledonien bei, weil er zwischen den Bergen dieses Landes und den irischen Bergen einige Ähnlichkeit fand,

auch den Namen der Insel von den Eingebornen nicht erkunden konnte. Durch ihn wurde die Ost- und Nordwestküste aufgenommen. Die Westküste besuchte d'Entrecasteaux im Jahr 1792 und späterhin wurde dieses Land auch von andern Seefahrern besucht. Auch d'Urville hat auf seiner letzten Reise Neu-Caledonien berührt. Es ist zwischen den 20° 9′ bis 22° 26′ 30″ s. Br. und 181° 29′ bis 184° 31′ 50″ östl. L., wo sich diese Insel an der Südgrenze des Tropenlandes befindet. Die Länge dieser Insel mag ungefähr 48 deutsche Meilen auf $\frac{1}{6}$ Breite betragen und der Flächeninhalt 288 geogr. Quadratm. ausmachen.

Die physische Beschaffenheit dieser bedeutenden Insel anlangend, so scheint sie durch eine mit der Richtung der oft erwähnten unterseeischen Urgebirgskette, vollkommen übereinstimmend zu sein. Sie ist daher ein von Nordwesten nach Südosten sich hinziehender Urgebirgsrücken und zwar ohne von niedern Parallelreihen begleitet zu sein, an dessen Fuße sich ein schmaler mitunter sumpfiger von Mandelbäumen bestandener Küstenstrich zu beiden Seiten hinzieht. Der Gebirgsstock zeigt Glimmerschiefer mit häufig eingesprengten Granaten, Quarzgängen, aber ohne Feldspath, wol aber mit Hornblende. Eine Überlage von Sandstein deckt hin und wieder die Seiten und Gipfel der Berge, welche in kahlen Glocken oder Felszacken bis auf 3000 Fuß absolute Höhe ansteigen. An der Nordwestseite scheint indessen auch der Basalt vorzukommen, obwol von vulkanischen Arbeiten hier weiter keine Spuren sich zeigen, viel weniger ein noch thäthiger Vulkan. Man will auch Serpentin gefunden haben und Talg soll ziemlich häufig sein, und zwar in so fetten und weichen Lagern, daß er von den Einwohnern verspeist wird. Eine Menge kleinere Flüsse und Quellen bewässern das Land und machen, daß die Bergabhänge besonders gegen die Ostküste hin ziemlich bewaldet sind. Indessen erinnern nur einige Pflanzenformen an die Tropenvegetation, denn die senkrechten Strahlen der Sonne werden von keinem lockern vulkanischen Boden unterstützt. Man bemerkt hier nirgend den fetten schwarzen und lockern Humus, sondern es ist eisenschüssiger Thon und dürrer Sand, der selbst da, wo er fruchtbar gemacht werden kann, künstliche Bewässerung fordert. An Metallen dürfte bei näherer Erforschung sich das Gebirge ergibig bezeigen. Die Küsten des Landes sind steil, mit ziemlichen Einbuchten und Häfen versehen, die jedoch alle von einer Unzahl kleiner Inselchen, Klippen und Sandbänken umgeben sind. Nirgends kann ein Meer mit mehren Riffen angefüllt sein, als das Meer um Neu-Caledo-

nien gegen Neu-Holland und Neu-Guinea hin. Man möchte sagen die Korallenriffe vermehren sich täglich, und nirgend auf Erden sind die kleinen Baumeister des Meergrundes thätiger als hier. Die Madreporen bauen bis unmittelbar an die Oberfläche des Wassers, wo dann die tosende Brandung vergebens sie zu zertrümmern strebt, sondern vielmehr dazu beiträgt, Korallensand, Ammoncelirungen der Schalthiere, Weichthiere u. dgl. zwischen die Zacken der Korallenriffe anzuhäufen, wodurch denn gar bald sich kleine Inselchen bilden, und für die Vegetation vorbereiten. Das Klima Neu-Caledoniens ist seiner Lage angemessen, es liegt an der Grenze der Tropen. Der Boden, welcher nicht leicht auf einer Südseeinsel so viele kahle Stellen darbietet als hier, wirft die senkrechten Strahlen zurück, wodurch denn die Temperatur ungemein erhöht würde, wenn der kühlenden Seeluft nicht von allen Seiten der Zugang gestattet wäre. Durch letztern Umstand ist daher die Luft mild, gesund und stärkend, dennoch bemerkten Forster und seine Gefährten bei einigen Aussatz, Geschwülste, besonders häufig die Elephantiasis, auch bemerkte hier Forster einen Kakerlak mit vollkommen blonden Haaren und weiß am ganzen Körper, hin und wieder mit Flecken wie Blattern. Obwol nun Naturforscher diese allezeit nur bei einzelnen Individuen vorkommende Erscheinung einer Kränklichkeit und Schwächlichkeit des Körpers zuschreiben, so war dieses Individuum dennoch vollkommen gesund und von starkem kräftigen Körperbaue.

Von den mineralischen Produkten des Landes, so weit wir sie kennen, war schon die Rede. Die Pflanzendecke ist hier nicht mehr die, welche von Neu-Guinea an bis zu den h. Geistinseln ihre Pracht vor uns entfaltete. Wir sehen hier eine große Insel, die verglichen mit der ostindischen Insularvegetation spärlich und karg genannt werden kann. Die Palmen sind bis auf die Kokospalme verschwunden und selbst diese zeigt nur einen verkrüppelten Wachsthum. Brotfrucht gedeiht wol, dennoch scheint hier die Vegetation mehr in den Charakter Neu-Hollands als Indiens überzugehen. Man sieht hier schon jene Melaleuken, welche die Rinde abwerfen, so wie auch mehre Arten Gewächse, die dem benachbarten Neu-Holland angehören. Der Melaleukus kommt zwar auch auf den Molukken vor und aus seinen Blättern wird daselbst der Cayeputbalsam bereitet. Die Stämme stehen einzeln 20 bis 30 Schritt aus einander, an der Wurzel sehen sie meist schwarz und wie verbrannt aus, die lose, schneeweiße Rinde hängt zu Zeiten lie-

derlich herab, und lange weiße, wohlriechende, weidenartige Blätter schmücken die Krone. Unterholz und niedriges Gebüsch ist zwischen den dünnstehenden Bäumen nirgends zu sehen und selbst das Gras mager und nicht häufig. In einzelnen gut bewässerten Querthälern erinnert eine üppigere Vegetation schon mehr an Indien. Hybiscus und Sebestenbäume, Casuarinen u. dgl. finden sich hier mit Lianen und früchtetragenden Passifloren durchwunden. Der sumpfige Strand ist mit Manglebäumen und dicken Rohrarten bestanden, die Zahl der Kräuter und Pflanzen indessen an den Bergabhängen ist noch immer zahlreich genug. In Pflanzungen gezogen werden das Arum, Yams, Zuckerrohr, Pisangs, und ein von dem der übrigen Südseeinseln verschiedener Brotfruchtbaum. Im Ganzen scheint jedoch das Land seine ziemlich dünn gesäeten Bewohner nur karg zu nähren. Dies ist um so mehr der Fall, als auch die animalische Schöpfung nicht hinreichende Nahrung darbietet. Weder das Schwein noch der Hund wurden von den Begleitern des Kapitän Cook vorgefunden und ein paar Schweine, welche dieser auf der Insel zurückließ, erregten bei den Einwohnern Furcht und Abscheu, so daß man sie gar nicht annehmen wollte; und da d'Entrecasteaux keine derselben vorfand, so ist auch dieser Versuch Cook's, diesen Leuten wohlthätig zu werden, ohne Erfolg gewesen. Das Meer liefert indeß zahlreiche Arten Schalthiere und Mollusken, häufige Fische, welche auch die Einwohner geschickt zu fangen verstehen. Unter diesen sind jedoch einige Arten, besonders ein Tetraodon mit unförmigem Kopfe, außerordentlich giftig. Cook und die beiden Forster mußten den Genuß von ein paar Bissen der öligten Leber beinahe mit dem Leben bezahlen. Die giftige Beschaffenheit dieses Fisches rührt nicht, wie bei andern Arten mitunter der Fall sein mag, von der giftigen Nahrung des Thieres her, sondern scheint der Art wirklich eigenthümlich zu sein, da die Eingebornen sich mit Abscheu von dem Fische hinwegwandten, ihn auch nicht annahmen, sondern durch Zeichen zu erkennen gaben, daß man ihn ins Meer werfen möge. Schildkröten und die breitgeschwänzten Wasserschlangen sind ziemlich häufig. Das Geschlecht der Vögel ist schön und zahlreich, wie in ganz Australien. Es gibt auch mehre Singvögel, deren Melodien einen sehr angenehmen Eindruck auf das Gemüth machen. Forster behauptet unsere Krähe daselbst gefunden zu haben. Raben, Tauben, Elstern, Papageien u. s. w. sind häufig; das Huhn ist das einzige Hausthier, und der Vampyr, vielleicht auch einige Seekälber die einzigen

Säugethiere. Ratten verstehen sich von selbst. Noch erwähnen wir einer Spinne von der Größe unserer Kreuzspinnen mit silberfarbner Brust und zwei Zoll langen Füßen. Ihr Gewebe ist außerordentlich fest, was sie jedoch nicht schützt, von den Neu-Caledoniern wie Kastanien geröstet und verspeist zu werden.

Um die Einwohner zu schildern, ihnen keine Tugenden anzudichten, die sie nicht besitzen, sie mit keinen Lastern zu beflecken, die ihnen fremd sind, ist eine außerordentlich schwierige Sache, und kann als eine Probe gelten, wie wenig selbst durch bewährte Nachrichten die Erdkunde befördert wird. Wir verdanken die Kenntniß der Neucaledonier zwei Seefahrern, die wir schon oft als Bürgen unserer Behauptungen angeführt haben und die es wol auch verdienen, da ihr Talent und ihre Redlichkeit wol nicht bezweifelt werden kann. Bei den Neucaledoniern trifft es sich nun aber, daß beide einander schnurstracks widersprechen. Forster und die Britten, welche der Entdeckung Neu-Caledoniens beiwohnten, schildern dieses Volk als das ehrlichste, gutmüthigste, gelehrigste und sittsamste der ganzen Südsee. Sie nahmen die Britten liebreich und freundlich auf, ließen sich, obwol sie den Werth des Eisens gar bald erkannten und Nägel, Beile nebst andern dergleichen Dingen außerordentlich hochschätzten, dennoch nie den geringsten Diebstahl zu Schulden kommen. Auch nicht die geringste Zwistigkeit fiel vor und mit einer innigen Freude rühmt Forster, daß Cook und seine Gefährten hier endlich einmal keine Veranlassung gefunden hätten, ihre garstige Sitte, fremde Völker zu mißhandeln, offenbar werden zu lassen. Der Charakter der Männer war ernst, gesetzt und mehr melancholisch als fröhlich. Dabei waren sie ehrlich, bescheiden, die jüngern wol etwas lebhafter, mitunter sogar witzig. Denn als die Herren Zwölfpfünder bei einer Gelegenheit einen Kreis zogen und um sich vor Zudringlichkeit zu schützen, den Eingebornen verboten hatten die Linie zu überschreiten, so fand ein junger Mann diese Anmaßung auf fremdem Boden so komisch, daß er mit den drolligsten Geberden von der Welt um sich selbst einen Kreis zog und zu nicht geringer Belustigung aller Anwesenden mit den Geberden der fremden Gäste, Jedermann sich von ihm entfernt zu halten gebot. Demungeachtet respektirten die Eingebornen die Linie. Von den Weibern wird gerühmt, daß sie sanft, geduldig, fröhlichen Temperaments und mit der ihrem Geschlechte eigenen Tugend, der geduldigsten Gutmüthigkeit begabt seien. Sie waren keusch und sittsam, und keiner von Cook's Schiffsgesellschaft konnte sich rühmen eine Gunstbezeigung von ihnen erhalten zu haben. Da-

bei waren sie muthwillig, lockten die lüsternen Schiffer in nahe Gebüsche, scheinbar in ihre Zumuthungen sich ergebend, liefen aber, sobald sie am bestimmten Orte angelangt waren, allezeit mit Lachen davon. Als ein Matrose einen Rindsknochen hervorlangte, um davon Pöckelfleisch zu essen, wandten sie sich mit Entsetzen hinweg, indem sie durch Geberden zu verstehen gaben, daß sie den Knochen für einen Menschenknochen und den Esser für einen Menschenfresser hielten, der ihren Feinden auf der Insel Mingha ähnlich sei.

Hören wir nun d'Entrecasteaux's Bericht, der 18 Jahre später auf Neu-Caledonien war, so werden wir versucht zu glauben, daß es unmöglich dieselben Menschen seien, welche er schildert und daß er nothwendigerweise ein ganz anderes Land entdeckt haben müsse. Er fand die Bewohner wild, roh, ungastlich und störrisch; sie stahlen alles, dessen sie habhaft werden konnten, waren unablässig damit beschäftigt, Krieg zu führen, um Gefangene für ihre kannibalischen Mahlzeiten zu erhalten; ja damit kein Zweifel übrig bliebe, wurden in Gegenwart der Franzosen Menschen gefressen. Weit entfernt, freundlich, gelehrig und für Kultur empfänglich sich zu zeigen, waren sie vielmehr dumm, gleichgültig und von brutaler Unempfänglichkeit für Alles. Ihre Weiber waren mit zudringlicher Gierigkeit immer bereitwillig für einen Nagel sich ohne alle Umstände, ohne das geringste Zeichen von Scham preiszugeben. Wir gestehen, daß uns kein Mittel übrig bleibt, diese Berichte zweier glaubwürdiger Männer unter sich in Einklang zu bringen, als die Annahme, daß zwischen Cook und d'Entrecasteaux mehre Wallfischfänger und andere Abenteurer auf der Insel gewesen seien, welche den Charakter dieser Menschen umbildeten. Die übrigen Nachrichten von ihnen stimmen bei beiden Seefahrern überein. Sie gehen alle nackt, Männer haben einen Gürtel, an welchem das Geschlechtsglied in ein Stück braunen Zeugs gewickelt hinaufgezogen ist. Sie tragen Mützen aus Bast geflochten, den Husarenmützen nicht unähnlich, um welche die Schleuder aus Schnüren verfertigt, gewunden ist. Manche schmücken noch ihre Mützen mit einem Busch von Hahnenfedern. Sie sind mit Speeren, hartpolirten Keulen aus Casuarinenholz bewaffnet. Die Spieße sind mehre Fuß lang und haben in der Mitte eine Art Schnitzwerk, das ein Menschengesicht vorstellt. Sie schleudern diese Spieße mittelst eines kurzen Riemen, der an einem Ende einen Knoten, an dem andern aber einen Ring hat. Diese Wurfriemen sind aus rother Vampyrwolle ziemlich künstlich und nett ge-

flochten. Ihre Keulen sind kurz und haben unten eine Art Stern oder Haue. Statt des Bogens und der Pfeile bedienen sie sich der Schleuder; diese besteht aus Schnüren, an deren einem Ende sich eine Quaste, in der Mitte und am andern Ende aber eine Schleife befindet. Die Steine, welche sie schleudern, sind ein schwerer, aber weicher Talgstein, der zu der Schlinge in der Mitte der Schleuder genau paßt und an Form den Bleiklumpen, welche die römischen Schleuderer schleuderten, ganz ähnlich ist. Außerdem haben sie noch eine Art hölzerner Haue für den Feldbau und eine Axt in Form eines verlängerten Gänseschnabels, deren Ende aus einem scharfen Steine besteht, endlich Kämme und ein pfeifendes musikalisches Instrument. Sie verfertigen auch Töpfe und Kanots, letztere sind jedoch schlecht und führen dreieckige Segel. Sie flechten auch Matten und die Weiber tragen auch hier jene bis auf die Knie herabreichenden Fasergürtel, die wir schon öfter erwähnt haben. Ihre Wohnungen sind denen der Hottentotten und Kaffern des südlichen Afrika ganz ähnlich. Es sind runde Hütten aus Flechtwerk, mitunter mit Lehm und Erde ausgefüllt. Sie haben kegelförmige Dächer mit Matten bedeckt, sind bis an das Dach 10′ hoch, das Licht fällt nur durch die Thüre ein. Vor den Hütten unmittelbar in der Thüre ist der Feuerherd, wodurch diese Hütten beständig mit Rauch und Hitze angefüllt sind, was wol die Insekten abhält, aber der Haut der Bewohner eine für jedes kühle Lüftchen außerordentliche Empfindlichkeit mittheilt. Man findet diese Hütten in kleinen Dörfern beisammen und einige derselben sind mit einer Reihe von Pallisaden aus Kokosholz umgeben. Es scheint daher auch hier wie in Afrika, daß der Hütten immer so viele zu einer Familie gehören, als Weiber. Diese letztern leben in völliger Sklaverei und die Mißhandlungen, welche sich die Männer auf der ganzen Erde gegen das schwächere Geschlecht erlaubt haben, sind ganz denen gleich, welche der gebildete Europäer sich gegen die sogenannten Wilden von jeher erlaubt hat. Überall zeigt sich die häßliche, nur durch einen hohen Grad von Civilisation zu überwindende Neigung den Schwächern zu unterdrücken und zum Sklaven seines Müßiggangs zu machen. Das schwächere Geschlecht hat wirklich ganz besonders Ursache, sich über diesen Mißbrauch der männlichen Stärke zu beklagen. Zu Forster's Zeiten waren die Neucaledonier außerordentlich eifersüchtig, und als er einmal drei Frauen in den Hütten einsam überraschte, ließen sie sich zwar die kleinen Geschenke gerne gefallen, baten aber mit den flehentlichsten Geberden, daß er sich schnell entfernen

möchte, weil sie sonst, was sie durch unverkennbare Geberden zu verstehen gaben, unfehlbar erwürgt würden. Vielweiberei ist überall einheimisch, wo das Weib als Sache betrachtet wird. Von ihren Ceremonien bei Vermählungen u. dgl. wissen wir nichts; eben so wenig ist uns von der Religion der Neucaledonier bekannt, ohne sie deswegen eines Mangels derselben zu beschuldigen. Daß sie geheiligte Plätze haben, ist gewiß, und die Gräber auf den Hügeln, besonders die der Anführer, sind durch Denkmale, um welche herum Pfähle aufgerichtet sind, bezeichnet. Diese Pfähle stellen rohes Schnitzwerk mit grotesken Menschenmasken vor. Die Beschäftigung der Männer ist Krieg und Fischfang, die der Weiber Mattenflechten, der mühsame Ackerbau und das Hauswesen. Forster sah sehr schöne und sorgfältig gepflegte Pflanzungen. Im Ganzen bringt jedoch der Boden nicht so viel hervor, um die von Forster auf 50000, von d'Entrecasteaux auf 25000 geschätzte Menschenmenge zu ernähren. Sie gehören alle der Papuafamilie an, ohne jedoch ganz die dunkle Schwärze und das negerartige Profil der Neuguineer zu zeigen. Sie stehen unter Häuptlingen, Toa genannt, die geringes Ansehen haben.

Auf der Ostküste sind uns bekannt die zwei langen Korallenriffe, welche sich nach NW. erstrecken und über sich das d'Entrecasteauxriff haben. Unter 20° 29′ südl. Br. und 182° 13′ L. liegt das Vorgebirg Colnet an der Bai Ballade nebst dem Eilande Ballabea, wo Cook gelandet war. Das Charlottenkap ist der südöstlichste Punkt der Insel mit gefährlichen Riffen umgeben, die jede Landung verbieten. An der Westküste liegen vom Norden nach Süden das Kap Tonnere 20° 24′ südl. Br. und 181° 39′ L. Das Kap Deverd, weiter das Kap Goulvain, dann Port St. Vincent, 22° südl. Br. von Kent besucht, ein trefflicher bequemer Hafen, wo jedoch d'Entrecasteaux nicht zu landen wagte. Das Prinz Walliskap 22° 26′ 30″ südl. Br. ist das südlichste Vorgebirg der Insel.

Unter den kleinern Eilanden, welche Neu-Caledonien umgeben, bemerken wir 1) Hüon unter 18° 6′ südl. Br. und 180° 28′ L. Es sind drei kleine Eilande an der Nordküste Neu-Caledoniens. Surprise, Sandy, Reconnoissance, Moulin und Lebert sind eine Reihe von Inselchen längs dem Riffe der Franzosen, zwischen 19 und 20° südl. Br.

2) Bouguine, eine kleine Insel auf der Nordostküste, zwischen dem Hafen Ballade und Kap Colnet. Beaupré,

eine Gruppe kleiner Inseln unter 20° 20′ südl. Br. Loyalty 25′ südlicher. Die Fichteninsel, von den hohen Cypressen so genannt, 22° 38′ südl. Br., dabei die Gruppe Botany-Island. Alle diese Inseln, von denen besonders die letztere außerordentlich schön bewaldet ist, liegen zwischen 183° 55′ und 185° 7′ L.

3) In dem Korallenriffe, welches die Westküste Neu-Caledoniens umgibt, liegen ebenfalls eine Reihe von Inseln, darunter Sable und Contrarieté.

4) Walpole, Mathew, Feare und Durand liegen in einiger Entfernung von der südöstlichen Küste Neu-Caledoniens und sind die bemerkenswerthesten unter den unzähligen kleinen Inseln der Korallenriffe, die sich unter 22° 4′ bis 30′ südl. Br. und zwischen 186 und 189° L. hinziehen. Dieser Riffe sind überhaupt in diesem Meere, wie schon erwähnt, sehr viele, darunter gegen Neu-Holland hin die Bank du Naufrage 14 Meilen lang unter 22° 11′ 20″ südl. Br. und 173° 4′ L. Südlich davon die Flindersbank 23° 7′ südl. Br. und 173° 17′ L. Die Eliseriffe, die Deptfordriffe, das Bellonariff, das Chesterfieldriff u. s. w. liegen alle zwischen 19 und 21° südl. Br. und 169 bis 176° östl. L. Die Recifs des Français laufen nach NW. aus. Es ist, als ob Neu-Caledoniens Ozean mit einem Korallengürtel, von dem weite Strahlen ausschießen, umgeben wäre.

8. Neu-Seeland.

Als Magelhans seine erste Weltumseglung vollendete, kam er durch die nach ihm benannte Straße mitten durch das stille Meer gerade durch den Theil, der am ärmsten an dem war, was er suchte, daher denn auch seine ruhmvolle Fahrt keineswegs mit der Masse von Entdeckungen prangt, welche man auf den ersten Anblick vermuthen sollte. Die größten Inseln Australiens wurden von ihm nicht berührt. Neu-Seeland lag dabei zu südlich abwärts, als daß auch die spätern Seefahrer verschiedener Nationen, welche dem Wege, den ihnen Magellan gezeigt hatte nachfolgten, sie hätten entdecken können. Erst im Jahre 1642 war es Jahnsen Tasmann, der von Vandiemen dem holländischen Generalgouverneur in Batavia, auf eine Entdeckungsreise ausgesendet worden war, welcher Neu-Seeland entdeckte. Von dieser Zeit an besuchte man aber auch dieses schöne Land nicht mehr, bis Kapitän Cook auf seiner ersten Reise um die Welt im J. 1769 nicht nur Neu-Seeland wieder gleichsam aufs Neue entdeckte, sondern auch die Küsten

desselben mittelst sechsmonatlicher Arbeiten aufnahm. Durch ihn ward es auch entschieden, daß Neu-Seeland durch eine Straße, die jetzt die Cooksstraße heißt, in zwei Hälften, eine nördliche und südliche getheilt wurde. Gleichzeitig mit Kapitän Cook langte auch der französische Kapitän Surville beinahe an demselben Tage an den Nordküsten Neu-Seelands an und landete in der Laurestonbai. Marion du Fresne langte 1771 mit Crozet in der Inselbai an, und verlor daselbst mit mehren Gefährten sein Leben. Bei einem Besuche an dem Lande verschwand er spurlos. Cook besuchte die Insel auf seiner zweiten und dritten Reise abermal, Vancouver landete daselbst 1791; eben so d'Entrecasteaux 1793. In den Zwischenzeiten landeten wol auch mehre andere Seefahrer, fanden aber zum Theil schlechte Aufnahme, zum Theil den Tod. Von Neu-Südwales aus wird seit einigen Jahren ein regelmäßiger Verkehr mit dem Hafen Sukianga auf der Westküste Neu-Seelands unterhalten, und die Neuaustralier benutzen die prachtvollen Wälder, die ihnen in Neu-Holland abgehen, mit dem besten Erfolge. Kapitän Duperrey besuchte auf seiner Weltumseglung ebenfalls Neu-Seeland und dem Kapitän d'Urville verdanken wir schätzbare Nachrichten über dieses so ziemlich wichtigste Land Australiens, das schon darum, weil es beinahe das Antipodon Englands in geographischer Hinsicht ist, viel zweckmäßiger den Namen Neu-Britannien getragen hätte. Seit Kapitän Wilson's im Jahr 1796 unternommenen Missionsreise hat man auch auf die Civilisirung der Neuseeländer gedacht und ihnen zwei Missionäre Marsden und Nicholas zugesandt, die jedoch bei all' ihren schätzbaren Eigenschaften, die Kunst auf rohe Naturmenschen zu wirken nicht zu verstehen scheinen.

Neu-Seeland liegt unter 34° 22′ bis 47° 19′ südl. Br. und 184° 12′ bis 196° 29′ östl. L. Es besteht aus einem großen Archipel, welcher zwei Hauptinseln von einer Reihe Nebeninseln umgeben in sich faßt. Die zwei Hauptinseln heißen die nördliche: Ika-na-Mawi nach d'Urville und wird nach Cook's Benennung auf unsern jetzigen Karten Eaheino-mauwe genannt, was jedoch unrichtig ist. Die südliche Insel heißt: Tawai-Poenamu. Die Oberfläche beider wird zu 4300 geogr. Quadratmeilen angenommen, wovon $\frac{4}{7}$ auf die südliche und $\frac{3}{7}$ auf die nördliche Insel gerechnet werden. Beide Inseln samt allen Nebeninseln sind ziemlich gut bevölkert und

darum möchte die Zahl von 100000 Bewohnern, die man gewöhnlich annimmt, wol etwas zu geringe sein.

Die physische Beschaffenheit dieser Inseln wird theils durch ihre geographische Lage, theils durch die Beschaffenheit des Bodens und endlich durch die Insularnatur selbst bestimmt. Da es in der südlichen Halbkugel seine Richtigkeit hat, daß jenseit der Tropen die Schneelinie früher als in den nördlichen die Oberfläche erreicht, so kommt das Klima der südlichen Insel besonders, so ziemlich mit unserm europäischen überein, und wir glauben nicht sehr von der Wahrheit abzuweichen, wenn wir das Klima von Ika-na-Mawi mit Frankreich, das jedoch von Tawai-Poenamu mit dem von England vergleichen. Daß zwischen beiden eine solche Verschiedenheit stattfinden müsse, lehrt schon der Breiteunterschied von wenigstens 5 Grad. Die Jahrszeiten folgen sich daher hier regelmäßig, nur umgekehrt zu den unsrigen; die Winter sind strenge und dauern in der Duskybai ziemlich lang, der Herbst ist schön, aber das Frühjahr bringt gewaltige Stürme. Freilich ist auch dieses alles sehr verschieden, je nachdem die Lage eines Punktes es mit sich bringt; denn während die lange Halbinsel, die gegen Nordwesten schaut, sich so ziemlich eines ewigen Frühlings wie das Atlasland erfreut, stürmt es am Südkap wol sechs Monate lang mit heftigem Schneegestöber. Es ist natürlich, daß ein Land, welches nicht weniger als volle 13 Breitegrade umfaßt, mithin auf 200 geogr. Meilen in gerader Linie sich von Norden nach Süden erstreckt, besonders bei unserer mangelhaften Kenntniß der physischen Beschaffenheit, sich unmöglich unter einen Begriff bringen lasse. So viel wissen wir: die Sommer sind hier schön, und die nebliche Natur Englands ist diesem heitern Himmel fremd. Die elektrischen Entladungen sind außerordentlich heftig und auch hier bemerkt man, daß der Blitz mehr die Gestalt fallender Flammen als die Schlangenform hat. Besonders in den südlichen Baien sieht man das Meer oft unruhig, es bilden sich alsdann jene den Seefahrern so furchtbaren Wasserhosen, die durch ihre elektrische Ladung Verderben drohen. Trotz alle dem ist das Klima äußerst gesund und eines der besten auf Erden. Außer dem Atlaslande mag es schwerlich einen andern Fleck auf Erden geben, wo die Atmosphäre dem Gedeihen des Menschen förderlicher wäre als hier. Mit gerechtem Staunen muß man es daher hören, daß dieses treffliche Land ohne eine europäische Kolonie ist, da sich dasselbe doch für eine erste Anlage unendlich besser geeignet haben würde als Neu-Holland. Schon das Insularische der

Lage, hätte man glauben sollen, müsse England anlocken, aber Lage und Gestalt entscheiden noch mehr für eine ackerbauende Handelskolonie. In dem schönsten Theil des gemäßigten Erdgürtels gelegen und weit entfernt, den dürren Anblick Neu-Hollands darzubieten, würde Neu-Seeland sehr schnell für eine zahlreiche Kolonie die nöthigen Lebensmittel liefern. Überdies könnten Flotten von allen Seiten der Erde sehr leicht hier landen, wozu sie dann auch die Gestalt der Küsten von Neu-Seeland gastlich einladet. Prachtvolle, tiefe Baien, treffliche geschützte Häfen um einen ganzen Wald von Masten aufzunehmen, bieten sich im ganzen Umkreise beider Inseln beinahe auf jedem Schritte dar. So wenig man auch noch das Land erforscht hat, denn nur die Küstenstriche und auch diese sehr unvollkommen, sind uns bekannt, so fand man doch, daß beträchtliche Ströme sich überall in die Baien ergießen.

Die Küsten des Landes werden uns von allen Reisenden mit glühenden Farben als die schönsten, die man auf Erden sehen kann, geschildert, und selbst die Engländer, denen man wo sie loben, gewiß trauen kann, sehen sich gezwungen zu gestehen, daß die Küsten Neu-Seelands noch schöner seien als die von England. Forster schildert uns die Duskybai als eine Landschaft im Stil eines Salvator Rosa. „Das Land, sagt er, besteht überall aus steilen felsigen Bergen, die durch tiefe Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen, auf den Gipfeln aber entweder unfruchtbar oder mit Schnee bedeckt sind. Wasserfälle stürzen sich von diesen romantischen Bergen in die Bucht herab, von einem derselben nannten wir die Bucht Kaskadenbucht. Der Wasserfall scheint in der Entfernung von einer engl. Meile eben nicht sehr beträchtlich zu sein, was jedoch von seiner hohen Lage herrührt. Nachdem wir angelangt waren, mußten wir den Berg, auf welchem er gelegen ist, wenigstens 600′ hoch hinanklettern, ehe wir ihn völlig zu Gesicht bekamen, von dort her ist die Aussicht groß und prächtig. Der Gegenstand, der zuerst in die Augen fällt, ist eine klare Wassersäule von 24 bis 30′ Umfang, die sich mit reißendem Ungestüm über einen senkrechtstehenden Felsen von 300′ ungefährer Höhe hinabstürzt. Am vierten Theil der Höhe trifft die Wassersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsen, der von da an etwas abhängig zu werden anfängt, und schießt alsdann in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr 75′ breiten Wasserwand über den hindurchschneidenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das

Wasser an zu schäumen und bricht sich an jedem hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr 180′ im Umfange halten mag, und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand eingefaßt, vorne aber von großen und unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt er sich wieder heraus, und fällt schäumend und schnell am Abhange des Berges in die See hinaus. Mehr als 300′ weit umher fanden wir die Luft mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Falle entsteht und so dicht war, daß er unsere Kleider in wenig Minuten durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns indessen durch diese kleine Unannehmlichkeit nicht im geringsten abhalten, dieses schöne Schauspiel noch von mehren Seiten her zu betrachten und stiegen zu dem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe hinabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Kaskade völlig zirkelrund und sowol vor als hinter uns zu sehen war. Außer und neben diesem leichten Farbenzirkel war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Szene stiegen schroffe, braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Anscheine nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammengethürmt hatte. Über diesen hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von etwa 150′, und auf diese war eine 75′ hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen aufgesetzt. Weiter zur Rechten sah man Gruppen zerbrochener Felsen durch Moos, Farrenkraut, Gras und allerlei Blumen verschiedentlich staffirt, den dorther kommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr 40′ das Wasser gegen die Strahlen der Sonne decken. Das Getöse des Wasserfalls war so heftig, und schallte von den benachbarten wiedertönenden Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut unterscheiden konnte. Die Vögel scheinen sich deshalb auch etwas davon entfernt zu halten, aber weiterhin ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels und der bezaubernde Gesang der Baumläufer nach allen Seiten hören und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns um-, und dem Wasserfalle den Rücken zuwandten, sahen wir die weite Bai

mit hochbewachsenen waldigen Inseln besäet, unter uns und über selbige hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckte Berge bis in die Wolken reichten; an der andern aber den unermeßlichen Ozean.“

Diese Schilderung paßt jedoch nicht blos auf die Duskybai; alle Seefahrer, welche in den verschiedensten Häfen, Baien und Buchten von Cook bis d'Urville gelandet haben, sprechen mit derselben Begeisterung von der Schönheit dieser romantischen Küsten. Es ist das ganze Land, wo man es noch erblickt hat, überall ein unermeßliches Studium für den Landschaftsmaler, wo in ewiger Abwechslung jede Stelle von unübertrefflicher Schönheit und Pracht erscheint.

Neu-Seeland bildet das letzte Glied der westaustralischen Inselkette, die sich in Neu-Guinea dem asiatischen Inselsunde anschließt, und bis zum Südkap von Neu-Seeland fortsetzt. Die unterseeische Urgebirgskette, welche sich hier schließt, tritt in ihrer ganzen Majestät und Gewalt hier noch einmal über die Oberfläche der See hervor. Ihre romantisch gestalteten Gipfel hoch über die Grenzen des ewigen Schnee's in die Lüfte erhebend; ein würdiger Schlußstein jenes gewaltigen Bergsystems, welches aus dem nördlichen Hochasien bis hieher sich in einer ununterbrochenen Reihe ausdehnt. Neu-Seeland ist die wahre Schweiz Australiens, durchgehends ein riesiges Alpenland, dessen jungfräulicher Boden mit unbetasteten Urwäldern bedeckt ist. In der ganzen Länge von Neu-Seeland, durch beide Inseln hindurch bemerkte man Berggipfel, deren in die Wolken reichendes Haupt mit ewigem Schnee bedeckt ist. Indessen ist die östliche Bergreihe weniger hoch als die westliche. Zwar hat man bis jetzt keinen brennenden Vulkan auf den Inseln gesehen, es lassen aber die vulkanischen Produkte und Trachyte wenigstens an dem Vorhandengewesensein derselben nicht zweifeln, und was im Innern vorgeht, wissen wir nicht. Die neuesten Reisenden brachten vulkanische Asche nach England aus jenem Theil von Neu-Seeland, der Weißeiland genannt wird, wo ein Vulkan in voller Thätigkeit sich befindet. Der Berg hat 3 engl. Meilen Umkreis, liegt der Plentybai gegenüber zwischen dem Thomasflusse und dem Ostkap, bei 20 Meilen von den Ufern Neu-Seelands entfernt. Der Ausbruch des Vulkans soll ein furchtbar erhabenes Schauspiel gewähren. Am Fuße desselben floß ein See von siedendem Schwefel und weit umher war der Boden mit einer Schwefelkruste bedeckt. Die Eingebornen sagten: der Vulkan ströme unter dem See und breche 20

20 Meilen tief im Innern Neu-Seelands aus, wo sich ein großer See mit heißem Wasser befindet, in dem die Eingebornen ihre Nahrung kochen. Die Berge von Neu-Seeland zeigen schöne Gestalten und sind bis an die Grenze des ewigen Schnee's mit möglichst schöner Vegetation bedeckt. Der Boden ist außerordentlich gut und besonders geeignet, einer der üppigsten Vegetationen der Erde Nahrung zu gewähren. Zudem hat ihm die Jahrtausend lange Ruhe, während welcher Zeit keine Axt seine Urwälder erschütterte, der Natur Zeit gelassen, eine hohe Schichte Pflanzenerde aufzulegen, wodurch der Boden nur desto fruchtbarer und für die Pflanzungen durch Menschenhand geeigneter wurde. Als Forster in der Duskybai ankam, wurde er gewahr, daß hier die Natur ganz allein ihre Herrschaft übe. Man fand die Urwälder noch bei weitem weniger angetastet, als selbst die unermeßlichen Forste im Flußnetze Südamerika's; da sind es wenigstens wilde Thiere, welche sich Schlupfgänge durch die Urwälder bahnen, in Neu-Seeland liegt alles, wie es die Natur hingelegt hat. Gewaltige Riesenstämme, für welche unsere Forste keinen Maßstab haben, sind durch Jahrhunderte groß gezogen und wieder aufgelöst worden. Ihre Riesenstämme liegen in Ruhe da, man glaubt sie noch fest, aber indem man sie berührt, fällt man bis über die Mitte des Leibes in ihren Moder hinein. Aus diesem erhellt, welchen Lohn hier die völkerbeglückende Pflugschar zu erwarten hat. Zudem ist das Land vortrefflich bewässert, über die steilen Seeufer stürzen allenthalben krystallhelle Flüsse in die See hinab. Wo die hohen Gebirgsgipfel die Sammler der Wolken sind, wo Gneis- und Granitberge die einsickernden Flüssigkeiten gerne zu Quellen sammeln, da ist kein Wassermangel, und wo ein fruchtbarer Boden gut bewässert wird, ist auch Segen und Überfluß.

Der geographischen Breite nach dürfte wol das Klima, besonders auf der südlichen Insel etwas milder sein, ungefähr so, wie auf den gegenüberliegenden Küsten Neu-Hollands. Eben die hohen Berge, häufig mit ewigem Schnee bedeckt, und die unangetasteten Urwälder sind es aber, welche die Rauheit des Klima befördern. Sollten diese schönen Gegenden, diese australische Schweiz, jemals der nordischen Schweiz gleich, von einem fleißigen und gesitteten Volke belebt werden, so ist kein Zweifel, daß nicht von manchem Forste der ewige Nebel, von manchem Berge der ewige Schnee verschwinden werde. Dieses sind einige Züge, flüchtige Umrisse von einem der schönsten Länder der Erde, dessen fruchtbarer Boden fleißige Hände, dessen romantische Thäler

sanfte Gemüther und fühlende Herzen, dessen Hochaltäre Reinigung von blutigen Tigermalen und Menschenopfern erwarten.

An natürlichen Produkten ist Neu-Seeland unermeßlich reich. Freilich ist das, was wir davon kennen, noch außerordentlich wenig. Diejenigen, welche uns davon die besten Nachrichten geben könnten und wol am tiefsten ins Innere gedrungen sind, sind die Missionäre; allein es scheint, daß man in der Wahl derselben sehr unglücklich war; denn aus allem, was sie uns berichtet haben, geht hervor, daß es äußerst beschränkte Köpfe und ohne alle wissenschaftliche Bildung sind, daher sie denn bis jetzt eben so wenig Vortheile für die Naturgeschichte als für den Himmel gewährt haben. Unsere Kenntniß des Landesreichthums beschränkt sich also auf die dürftigen Nachrichten, welche uns einzelne Naturforscher von den flüchtigen Berührungen der Küste mitgebracht haben. Aus diesen geht hervor, daß der Boden Urgebirg sei, mithin zeigt er Granit, Gneis, Glimmerschiefer, der sich auch vorgefunden hat, Jaspis, Marmor, mehre Produkte des Kiesgeschlechtes, auch Syenit wurde bemerkt. Das Dasein von Eisen ist gewiß, auch Braunstein fand sich. Die Geräthschaften der Eingebornen zeigen, daß jene Jade oder Nephrit, auch Beilstein genannt, außerordentlich häufig vorkommen. Denn die Tomahawk oder Beile der Eingebornen, ungefähr 1 Fuß lang, flach, länglich, an beiden Enden zugespitzt und mit einem Griff, sind aus dieser wohlthätigen Jade, auch orientalischer Nierenstein genannt, verfertigt. Dieser Stein ist auch ein Gegenstand des Handels unter diesen Völkern. Die Küsten zeigen auch, besonders in der Inselbai, häufigen Steatit, eben so findet man bei den Eingebornen Bimsstein und Obsidian. Guter Töpferthon zeigt sich auch häufig, eben so verrathen sowol die Glockenform mancher Piks, als auch Geschiebe, daß man auf Trachyt, besonders Porphyr rechnen könne. Nicht minder ist es keinem Zweifel unterworfen, daß bei genauer Erforschung des Landes man sowol edle Metalle, als auch einen Überfluß an nutzbaren Mineralien zu erwarten hat.

Wir kommen zur Pflanzendecke. Jene prachtvollen Tropenwälder, jene sanfte, von einem ewig heitern Tropenhimmel schön beleuchtete indische Insularvegetation finden wir hier nicht, obwol einzelne Formen des prachtvollen Pflanzenteppichs, den wir hier antreffen, wenigstens daran erinnern, daß Neu-Seeland ein Glied derjenigen Inselkette sei, welche die köstlichen Gewürze und ihre Kräfte hervortreibt. Die Geschlechter der Olea, Piper und das nierenförmige Farrenkraut sind Zeugen der Verwandt-

schaft der indischen und neuseeländischen Flora. Daß der Reichthum der Pflanzenwelt auf Neu-Seeland unermeßlich sei, ist gewiß. Forster allein fand gegen 300 neue Arten auf seinen sehr beschränkten Wanderungen. Seitdem haben verschiedene Expeditionen, vornehmlich Dillon's und d'Urville's, besonders aber des letztern so wohl berechnete Expeditionen, die Naturgeschichte mit noch vielen neuen Arten bereichert. Indessen ist aber auch der Reichthum, welchen diese Länder darbieten, unermeßlich, und die Pflanzendecke, man möchte sagen unerschöpflich. Bis hoch an die Berge hinauf ist der jungfräuliche Boden mit dem kräftigsten Urwald bestanden, und mit Wäldern gekrönt, deren Alter bis in die Zeiten der Sündflut hinaufzureichen scheint. Die Neuseeländer führen Kriegspiroguen von 80' Länge und durchweg 6' Weite, und die Britten aus Port Jackson, welche hieher kommen um Holz zu fällen, erhalten hier Stämme des trefflichsten Holzes von 70 bis 80' Länge, welche am dünneren Ende noch 4 bis 5' Durchmesser halten. Diese hohen Bäume sind durch eine Menge Unterholz, prachtvolle Schlingpflanzen zu einem einzigen Pflanzenmeere vereinigt; nur wer die Flora der Salomonsinseln, Neu-Guinea's oder der Sundainseln gesehen hat, wird sich erkühnen zu sagen, daß es auf Erden noch etwas schöneres gebe, als diese gewaltige dunkelgefärbte Pflanzendecke. Schon bei dem ersten Eintritte in das Land entdeckte man nutzbare Pflanzen. Die köstliche Theemyrthe gewährte Cook und seinen Begleitern einen Thee von lieblichem Geschmacke. Bei der zweiten Infusion bekam diese zwar einen hohen Grad von Bitterkeit, aber eben dieses dürfte den Werth dieser Pflanze erhöhen; denn der Thee, welchen die Mannschaft trank, wirkte ungemein wohlthätig auf die in den hohen südlichen Breiten zerrüttete Gesundheit derselben. Die Theemyrthe *(Melaleuca scoparia)* wächst in dem guten Boden und den dicken Wäldern der Duskybai zur Größe eines ansehnlichen Baumes, der eine Höhe von 30' und einen Fuß dicken Stamm erreicht. In den bergigen trockenen Gegenden fand sie Forster, wiewol nebst Früchten und Blumen in ganzer Vollkommenheit, nur 6' hoch, gewöhnlich wird sie jedoch 10' hoch und 3'' im Durchmesser stark. Sie treibt kurz über der Erde schöne aufrechtstehende Zweige aus. Die weißen Blumen geben der Pflanze eine besondere Zierde. Eben so wohlthätig fand man hier den Sproßenbaum, aus welchem Cook ein sehr heilsames Sproßenbier brauen ließ, das durch eine Beimischung von Blüten und Blättern der Theemyrthe noch angenehmer und heilsamer wurde. Die neusee-

ländische Sproßtanne ist von schönem Wuchse und Ansehen, wird bis 100′ hoch und hat dann einen Stamm von 10′ Umfang. Die Äste sind niederhängend, das Laub besteht aus langen hellgrünen Nadeln, die als Faden von den Zweigen herabhängen. Außer diesen Bäumen gibt es noch eine Menge brauchbarer Pflanzenriesen, die hier in wilder Üppigkeit wuchern. Tannenarten, ganz verschieden von den unsrigen, werden von einer Größe und Höhe angetroffen, welche alle Nadelhölzer Norwegens tief unter sich zurücklassen. Sie versprechen eine solche Menge Zimmerholzes, daß mehre Geschlechter es nicht erschöpfen können. Von der Sproßtanne *(Dacrydium cupressinum)* war schon die Rede; eine andere ist die Covrietanne *(Pinus montana)*. Sie wird 160′ hoch, ihre Rinde ist glatt, die Nadeln klein und schmal, der Stamm schwitzt eine gewaltige Menge Harz aus, und da er 30 bis 35″ dick wird, dabei ein festes, zähes, und bei seinem Harzreichthum dem Wurmfraße widerstehendes Holz hat, so liefert er das köstlichste Bauholz, von dem auch die Eingebornen ihre Piroguen machen. Diese Tannenarten schrumpfen ein, je weiter sie von der Duskybai gegen Norden hinabsteigen, und erscheinen im Königin Charlottensund als niedriger Bergstrauch, da sie sich natürlich den wärmern Gegenden nicht bequemen. Eine Menge Bäume liefern treffliches Tischlerholz, andere, wie die Henovtanne, sind zum Färbeholz geeignet, da sie eine schöne schwarze Farbe liefern. Ein buchenähnlicher Platanus, eine Korkeiche, eine Art Drachenbaum u. s. w. versprechen der Industrie reiches Material. Gegen Norden zu erscheinen andere Arten. So wächst an der Inselbai ein prachtvoller Baum, der gewaltige Äste stark belaubt, auf einem weiten Raume ausbreitet, ein prächtiges Obdach bildend; er trägt eine Art Olive, welche von den Eingebornen gegessen wird und sehr ölig ist. Merkwürdig ist indessen, daß sich die Gewächse Neu-Seelands weder durch schöne Blumen, noch durch Wohlgeruch auszeichnen.

Außer den großen Waldbäumen ist Neu-Seeland noch mit einer Menge nutzbarer Pflanzen bedeckt, und die Zukunft dürfte deren wol noch eine bei weitem größere Menge kennen lehren. Das *Phormium tenax* ist bekannt wegen des kostbaren Flachses, der daraus bereitet wird. Diese Pflanze, die überall gedeiht und 7 bis 8′ hoch wird, hat einige Ähnlichkeit mit dem Schwertel. Der Stengel ist jedoch dicker und die Blumen niedlicher. Selbst bei den Eingebornen wird diese Pflanze als eine der nutzbarsten ihres Landes betrachtet. Sie bereiten daraus Klei-

dung, Seile, Netze und alles, was man nur immer aus Flachs bereiten kann. Die Fasern dieser Pflanze sind außerordentlich stark und dabei dennoch eines Glanzes, einer Weiche und Feinheit fähig, welche die unsers Flachses weit übertrifft. Zudem ist sie nicht wählerisch im Boden und gedeiht im Schatten der Bäume eben so, wie im offnen Lande. Sie wird gegenwärtig in Frankreich gezogen, und verdiente allerdings eine weite Verbreitung. Einheimische Obstarten gibt es zwar nicht, aber köstliche Beeren mancherlei Art, besonders prachtvolle Brombeeren gedeihen in unglaublicher Menge, Sellerie, Petersilie, Wegerich, Kanariengras und mehre antiskorbutische Kräuter, sind wildwachsend angetroffen worden und haben manchem an Skorbut leidenden Seefahrer Hülfe gebracht. Von Farrenkräutern bringen die Wälder verschiedene Arten, und besonders das gemeine Farrenkraut *(Acrostychum furcatum)* ist das allgemeinste Nahrungsmittel der Eingebornen. Der Farrenbaum ist besonders in der Inselbai gefunden worden. Er liefert in seinen rübenartigen Wurzeln und röthlichtem Marke ein treffliches Nahrungsmittel. Die Eingebornen rösten diese Farrenwurzel, verzehren die rübenartigen und saugen die holzigen aus. Außerdem werden auch in den Pflanzungen der Neuseeländer Yams, Takas, süße Bataten, Kartoffeln, Rüben, Kohl, Kürbisse und Mais gezogen. Alle diese Pflanzungen sind jedoch erst seit der Bekanntschaft mit den Europäern und durch diese eingeführt.

Neu-Seeland verdient seines Pflanzenreichthums wegen um so genauer erforscht zu werden, als es sich mit einiger Zuversicht voraussetzen läßt, daß bei einer so mannigfaltigen und üppigen Flora sich eine Menge nutzbarer Pflanzen entdecken lassen, deren Verbreitung Heil und Segen bringend wäre. Man bedenke die unermeßliche Wohlthat, welche dem Menschengeschlechte durch die einzige Kartoffel widerfahren ist. Entdeckungen nutzbarer Pflanzen in Neu-Seeland würden um so segenvoller sein, als sie sich bei der Übereinstimmung mit unserm Klima sehr leicht würden akklimatisiren lassen. So ist bei der Kargheit und Unzulänglichkeit unserer Flachspflanzen die Verbreitung des *Phormium tenax* außerordentlich wünschenswerth. Es ist unberechenbar, welche Vortheile die Industrie aus diesem so leicht fortkommenden Material für Tauwerk ziehen könnte. (Wirklich ersehe ich aus spätern Nachrichten, daß man in Frankreich derselben Meinung ist.) Auch die schönen Tannenarten mit ihrem cederartigen Holze würden auf unsern Höhen fröhliches Gedeihen finden, und die Holzarten vermehren, welche so wie im Haus-

halt der Menschen, so auch im Völkerverkehr von so großer Wichtigkeit sind.

Das Thierreich anlangend, so kennen wir noch keineswegs den Reichthum desselben. Die geringste Bereicherung darf sich wol die Klasse der Säugthiere, besonders der großen Vierfüßer versprechen. Dagegen wimmelt Meer, Fluß und Alpensee von einer unermeßlichen Menge Geschöpfen, Austern, Meersternen, Sepien, Meerkrebsen, Hummern, Muscheln von außerordentlicher Größe und Mollusken allerlei Art. Der Strand und die sumpfigen Gegenden nähren auch eine Menge Ungeziefer, Musquiten, die kleine Sandfliege, die Schmeißfliege, Käfer, Schmetterlinge, Wespen, Spinnen und Ameisen und die besonders lästige Skorpionfliege. Bewunderungswürdig ist jedoch die unermeßliche Menge Fische. Das Meer wimmelt im eigentlichsten Sinne so von Fischen, daß sie förmliche Meerströmungen verursachen. Selbst die berühmte Bank von Neufundland und die fischreichen Küsten Norwegens werden unendlich weit von den Küsten Neu-Seelands übertroffen. Darunter sind die köstlichsten Fischarten; Meeresche, Seebrachsen von Silberfarbe und mit schwarzen Flecken am Nacken, Makrelen, Schollen, Drachenköpfe, Kohlenfische, Rochen u. s. w. wimmeln in unermeßlicher Menge durch einander und machen die Fischereien außerordentlich ergibig. Ein Alpensee in der Nähe der Duskybai liefert große und köstliche Forellen und wie viele solche Alpenseen mögen im Innern der Insel nicht noch unentdeckt sein. Die Ichthyologie wird daher bei jedem Netzzuge bereichert.

Bis jetzt hat man auf beiden Inseln noch kein giftiges Reptil entdeckt. Schlangen soll es zwar geben, man kennt sie jedoch nur der Sage nach und die geographische Lage bürgt uns wenigstens dafür, daß selbst spätere Entdeckungen die Zahl der Amphibien nicht vermehren werden. Frösche und Kröten gibt es indessen genug, und unter den Eidechsen soll es eine Höhleneidechse geben, die 8′ lang und von Mannesdicke sein soll. Sie soll in Höhlen leben und von den Einwohnern dadurch getödtet werden, daß, sobald man sie ausgespäht hat, man vor ihrer Wohnung Feuer macht. Man erzählt von dieser Eidechse, daß sie den Menschen außerordentlich gefährlich sein soll. Gesehen hat dieses Reptil noch kein Europäer; interessant wäre indeß eine solche Entdeckung, weil sie uns das Märchen von den Drachen, mit denen unsere Vorfahren mannhaften Andenkens sich herumbalgten, aufklären würden. Solche Höhleneidechsen in einem wilden Lande würden eben nicht in Verwunderung setzen und

wir gestehen gerne, daß die Erscheinung einer Eidechse von 8 Fuß Länge und Mannsdicke, selbst in unsern aufgeklärten Knochen einigen Schauder zu erregen im Stande wäre. Die Flügel finden sich dann wol von selbst. So unermeßlich die Menge der Fische und der Pflanzen ist, eben so unzählig sind die Scharen der Vögel. Besonders reich ist die Insel Tawai; Luft, Erde und Wasser wimmeln davon. 38 neue Arten fand Forster allein, darunter den neuseeländischen Falken, die blitzende Eule, sogar mehre Arten von Papageien, die in so hoher Breite gerechtes Staunen erregen. Besonders schön ist der neuseeländische Papagei. Verschiedene Eisvögel, darunter einer schwärzlich grün mit einer schönen weißen Halskrause und einem Gesange, dem nur ein liebendes Paar fehlt als Zuhörer, um das Paradies aus der Wildniß zu schaffen. Die Missionäre behaupten: kein Sänger europäischer Wälder könne sich mit ihm messen. Die schönen Pirols, Kuckucks, Tagschläfer, Schwalben, Rabenarten, Fliegenvögel, Bachstelzen, Wachteln, Häher, Amseln, Tauben, mit einem Worte des Aristophanes ganze Schar hat hier ihr vereintes Vaterland gefunden. Sie bilden nicht den unangenehmsten Theil der Bevölkerung und verschönern die Wälder wahrhaft. Zudem waren sie bei der Ankunft der Europäer außerordentlich zahm, sie sahen die Fremdlinge mit wahrer Neugierde, und indem sie mit ihrem Gesange dieselben bewillkommten, flogen sie ihnen auf die Schultern, auf die Läufe der Flinten; und wie man vom Paradiese erzählt, kannten sie durchaus keine Furcht vor irgend etwas Lebenden und ließen sich geduldig fangen. Durch dieses naive Zutrauen rührten sie sogar das Herz brittischer Matrosen so, daß sie sich die ersten Tage nicht einmal ihre Flinten abzuschießen getrauten. Eine europäische Schiffkatze merkte jedoch nicht so bald frisches Futter, als sie täglich an das Land ging und eine fürchterliche Niederlage unter den buntgefiederten Sängern der Lüfte anrichtete. Auch das Wasser ist mit Vögeln bedeckt. Schöne Enten mit rothen Schnäbeln und Füßen und gleichem Ringe um die Augen, übrigens glänzend schwarz, Rothgänse, Pelikane, Rallen, Sturmvögel, Kibitze, Reiher, Wasserhühner, Pinguine und der plumpe Emu der Wälder, alles findet sich bunt durch einander.

Der Strand wird häufig von Phoken besucht. Der Seebeer, Seelöwe, Seehund, vielleicht auch der Seeelephant, lagern besonders gerne auf den nahen kleinen Inseln. Fledermäuse und Ratten fehlen beinahe keiner Gegend der Erde. Dagegen

ist das Schwein erst von Europäern eingeführt worden, obwol es jetzt allgemein verbreitet ist. Wilde, fuchsähnliche Hunde, die nicht bellen und von Menschen gegessen werden, haben niedrige Beine, spitze Ohren, dicken Schwanz und ein breites Maul. Einige katzenartige Säugethiere von geringer Größe sollen hin und wieder gesehen worden sein. Ihr Dasein ist jedoch durch nichts bewiesen. Von einem reißenden Thiere, welches hier in seiner ganzen Wildheit rast, haben wir noch ausführlicher zu sprechen; es ist — der Mensch.

Wie schon erwähnt ist Neu-Seeland besonders geeignet, ein Aufenthalt für Menschen zu sein. Das Klima ist mild; die höchste Temperatur beträgt 20° Réaum., die niedrigste 10°. Daß dieses jedoch Ausnahmen erleide, versteht sich von selbst. In der nördlichen Insel sind die Thäler wol sehr heiß, in der südlichen die gletscherreichen Alpenhöhen sehr kalt. Die Grenze des ewigen Schnee's darf hier von 10000 bis 9000 Fuß abs. Höhe angenommen werden, und besonders sind es die westlichen Alpen, welche diese Höhe meist übersteigen. Der Pik Egmont auf Ika-na-Mavi ward von Forster gewiß nicht übertrieben auf 14000 engl. Fuß geschätzt und gehört den höchsten Bergspitzen unsers Planeten an. Das Land ist vielleicht mit noch höhern Gipfeln in seinem Zentralknoten besetzt, und bietet daher dem Auge des Menschen erhabene Wundergestalten allenthalben dar. Jene prachtvollen Urforste, die sich an den ungeheuern schönen Bergmassen hinaufziehen, von denen wieder majestätische Wasserfälle herabstürzen, die tiefen Einbuchten der zerrißnen Gestade, geschmückt mit den erhabensten Kolossalformen einer herrlichen Natur, wie z. B. der ungeheuern Sandsteinfelsen in der Bai von Togadu auf Ika-na-Mavi, welcher einen prächtigen Bogen von 75 Fuß bildet. — Alles bildet romantische Szenen, geeignet auch das Herz des Wilden höher schlagen zu lassen. In einem solchen Lande, wo die ernste Majestät der Natur vorherrscht, kann der Mensch unmöglich zum gefühllosen Pescheräh erstarren. Er kann sich nicht entfremden dem Vaterlande, das ihn umgibt; er muß sich ihm anbilden und wäre es auch nur in den rohesten Formen, so müssen diese doch dem Busen entsprechen, an welchem er groß gesäugt wurde.

So ist denn auch der Neuseeländer wirklich. Er ist kein Papu, sondern eine unvermischte Völkerfamilie, deren Bild uns des Tacitus unerreichbare Geistesgröße in dem Bilde, das er von Germanien entwarf, hinterlassen hat. Der Neuseeländer ist prachtvoll wie sein Land. Er ist eine Kolossalgestalt,

wie sie aus der Hand des Prometheus hervorgegangen war, ein Meisterstück, das ihm den Neid und die Rache der Götter zuzog. Die mittlere Größe des Neuseeländers ist volle 6 Fuß. Er ist daher schlank gebaut, mit festen Knochen, kräftigen Muskeln und herkulischen Extremitäten; seine Gesichtszüge sind schön, edel und kühn, mit scharfen Umrissen hat die Natur seinen Charakter in sein kräftiges Gesicht gelegt. Schwarzes Haar umwallt seine Schultern, seine Farbe ist braun und nähert sich der südeuropäischen, die Plätschnase taugt nicht zu den Augen, sie tritt schön gebogen aus dem Profil hervor. Gedankenreich wölbt sich die Stirne über den blitzenden Augen wie der Pik Egmont über der strahlenden See. Ein verzehrend Feuer glänzt aus dem klaren Blicke des Neuseeländers hervor. Von diesem edlen sonnigen Auge kann man sagen: es ist einem Edelsteine gleich, in dessen wundervollen Ring eine Geisterwelt gemalt ist. Die Backenknochen sind stark, ragen aber nicht mongolisch hervor, und der Mund mit prachtvollen Zähnen angefüllt, ist nicht wulstig, das Kinn rundet sich sanft, nur der Bart ist schwach. Der sennige Arm, früh gestärkt von dem Gebrauche der Waffen, ist nicht schmächtig und klein, wie der Arm des Papua, sondern kräftig, muskelhaft und gefüllt. Der Fuß unter der kräftigen Wade zeigt den festen Tritt. Das Weib steht in ihren Formen und an Kraft dem Manne wenig nach, hier ist sie wirklich Männin, weil sie vom Manne genommen ist Männer gebärend. Kein Land auf Erden erzeugt schönere Menschen und diese kraftvollen Enaksöhne sind belebt von einem gewaltigen Geist. Nicht von der Indolenz und dem geduldigen Ergeben des Neuholländers, noch von der Gleichgültigkeit gegen Freiheit und Leben erfüllt wie der Hottentotte oder der Neger, noch viel weniger aber von der weichen Gemüthsart des Tahitiers, lebt im Neuseeländer ein energievoller Schweizergeist. Mit noch bei weiten größerem Rechte als der auf seine glänzenden Fesseln so stolze Britte kann der Neuseeländer sagen: „nie werden deine Kinder Sklaven,“ denn bis jetzt sind sie noch in keinem Kampfe den Europäern unterlegen. Wie Araukos kräftige Söhne, deren westliche Nachbarn sie sind, haben sie bis jetzt noch immer Anmaßung mit Abweisung, Schlag mit Schlag, Wunde mit Wunde vergolten. Sie allein sind es, welche der Donner der Kanonen nie erschreckt hat, und indem sie das Übergewicht, welches uns unsere Künste und Wissenschaften über sie geben, anerkennen, finden sie doch darin durchaus keine Verpflichtung unsere Sklaven zu werden; sind jedoch allzeit bereit, ihre phy-

sische Überlegenheit unsern geistigen Vorzügen hinzuzufügen. Sie begreifen schnell, fassen gründlich und genau, verstehen das Nützliche vom Unnützen zu unterscheiden, und indem sie dieses verachten, lassen sie es sich angelegen sein, jenes zu erwerben. Sie allein sind es unter allen Völkern, welche Europa besucht hat, die Abscheu hegen gegen berauschende Getränke, und bei denen der völkervergiftende Brantwein nur äußerst wenig Anhänger gefunden hat. Sie sind das einzige Volk, welches zur Ehre der Menschheit in seinem, an Vegetabilien so reichen Lande, noch kein berauschendes Getränk erfunden hat. Sogar der herdenreiche Kirgise, der Steppen bewohnende Kalmücke sann auf Mittel, seines Bischen Verstandes wenigstens auf kurze Zeit los zu werden, indem er in der Milch seiner Stute das giftige Element erspähte. Der Neuseeländer blieb selbst inmitten seiner Sprossentannen nüchtern und Wasser ist das einzige Getränk bis auf den heutigen Tag, aber ungeschwächte Kraft der kostbare Lohn seiner Nüchternheit. Sein Geist wird nicht von Krankheiten niedergebeugt, und bis ins höchste Alter erhält er den hellen Blick, den beschwerdenlosen Körper. Aussätzige sieht man wol bisweilen, Dissenterie ist, ich möchte sagen, ein natürliches Übel des ganzen Erdballs; das venerische Gift ist europäischer Abstammung, sonst beunruhigt den Neuseeländer kein Leiden und da es weder Mieder noch Tanzmeister gibt, auch keine Wickelbänder als Pathengeschenke gegeben werden, so sieht man weder Bucklichte noch Mißgestalten. Aber ungebeugt und ungeschwächt wie ihr Körper ist auch ihr Geist. Unabhängigkeit lieben sie über alles, und selbst diejenigen, und deren sind nicht wenige, welche längere Zeit in den Hauptstädten Europa's gelebt haben, kehren mit Entzücken in ihre Wälder zurück. Ihre heimatlichen Alpen sind ihnen ihr Paradies. Demungeachtet sind sie außerordentlich schmiegsam, wissen sich mit unbefangener Grazie unter den gebildeten Menschen zu benehmen und zu bewegen, eignen sich die Sitten gebildeter Völker sehr schnell an. Ihr Gemüth ist gutmüthig, Mäßigung, Sanftmuth, Milde sind ausgezeichnete Eigenschaften ihres Geistes. Die Liebe der Kinder zu ihren Eltern ist unüberwindlich. Gastfreundschaft, Dankbarkeit, Treue und Redlichkeit gehören zu den Kardinaltugenden des Neuseeländers. Freilich geht dies alles bis auf einen gewissen Grad; dem Menschen in seinem natürlichen Zustande sind nun einmal alle Tugenden eigen, welche das Ebenbild Gottes nur immer zieren können. Die weise Absicht des Schöpfers legte aber in des Menschen Brust auch das glühende Feuer der

Leidenschaft, und nicht selten wirft sich die Kraft dieses Feuers, einseitig auf eine Gegend des Herzens hin, und steigert die Tugend zum Laster. Diese geheime Kraft, welche das belebende Prinzip des Menschengeistes bildet, ist gleich dem belebenden Centralfeuer des Erdkörpers; es wärmt, befruchtet, verbindet seine Kraft mit den hellen Strahlen der Sonne, um jede Blume blühen, jedes Wesen gedeihen zu lassen. Es sind aber vulkanische Schlotte vorhanden, in denen die Lava emporsteigt, eingeengt von der äußern Luft übersteigt sie mit furchtbarer Gewalt den Kessel und tost schäumend über alle Schranken hinaus, selbst die Schranken der Erde übersteigend. Das ist der Mensch mit seinen Leidenschaften, und die ungeschwächte Kraft im Herzen des Wilden, wohlthätig und belebend in seinem Innern, wird zur verheerenden Leidenschaft, wenn sie gereizt die Schranken seiner Gutmüthigkeit übertritt. So ist das Naturkind Neu-Seelands beschaffen.

Es gibt für jede Tugend, die dem Menschen angeboren ist, einen Kulminationspunkt, den übersteigend sie zur Ungeheuer bildenden Leidenschaft wird. So ist der Neuseeländer Freiheit liebend. Gereizt verwandelt sich diese Freiheitliebe in Kannibalismus. Das dem Menschen angeborne Gefühl des Rechts lebt eine heilige Flamme in seinem Herzen; reizt sie der Unterdrücker, so wird sie nie zu besänftigende Rachsucht. Nie verzeiht der Neuseeländer, denn er hält Rache für Recht, und indem er furchtbare Rache an seinem Feinde übt, ist er auf dasselbe Schicksal gefaßt, falls er in dessen Hände geräth. Wir möchten sagen: dieses übertriebene ausschweifende Gerechtigkeitsgefühl, diese nie zu besänftigende Rachsucht ist das einzige Laster des Neuseeländers. Seitdem die Europäer mit jenem kraftvollen Alpenvolke bekannt geworden sind, beziehen sich alle Vorwürfe, die man diesem Volke macht, auf diesen einzigen Punkt. Nie hat ein Europäer den Neuseeländer ungestraft beleidigt und die Brutalität, womit übermüthige Kapitäne dieses Kernvolk als Wilde zu behandeln sich berechtigt glaubten, ist noch allzeit schrecklich gerochen worden. „Es ist entsetzlich, sagt Forster, daß jeder gemeine Matrose sich als den natürlichen Herrn der Weiber und des Eigenthums der Wilden betrachtet, und einen Wilden niederzuschießen für ein Recht hält, dessen Kränkung selbst seinen Vorgesetzten nicht zustehe.“ Wenn sich nun der Neuseeländer diesem seltsamen Völkerrechte zu fügen nicht für gut findet, so halten wir uns wenigstens nicht dazu berechtigt, ihn darum zu tadeln. Mehr tadeln wir freilich ihren Kannibalis-

mus, diese schreckliche Verirrung der Menschheit; bei welchem Vorwurfe wir uns jedoch in Acht nehmen müssen, von denen nicht gehört zu werden, die Verstand genug hätten, uns auf unsere Schlachtfelder, Zuckerplantagen u. s. w. aufmerksam zu machen.

Unter allen Menschenfressern die wir kennen, haben es die Neuseeländer in diesem Punkte zur gräßlichsten Virtuosität gebracht. Grausame Rache für erlittenes Unrecht scheint so wie der Grundzug ihres Charakters so auch die Grundursache des Kannibalismus zu sein. Schon Tasmann verlor in einem Gefechte mit ihnen mehre von seiner Schiffmannschaft. Daß auch Wilde das Leben verloren, ist natürlich; dieses heischte Rache, und die Weißen, welche als Beleidiger in ihr Land gekommen waren, wurden auch als die natürlichen Feinde betrachtet. Cook wollte sich einiger Neuseeländer bemächtigen, um sie wie Affen als Kabinetsstücke für die brittische Menagerie mitzubringen. Wüthend vertheidigten sich aber die wackern Neuseeländer, und nur nachdem vier Männer getödtet waren, konnte man sich zweier Knaben bemächtigen. Surville wurde auf der Nordostseite von Ika-na-Mavi gastlich empfangen. Er hatte seine Kranken ausgeschifft, die von dem Häuptlinge des Dorfes liebreich verpflegt wurden. Während eines Sturmes verlor er ein kleines Boot, er glaubte es von den Eingebornen entwendet, brannte ihr Dorf von Grund aus weg, nachdem er den Häuptling Naginoui an den Bord gelockt hatte. Dieser starb hier bald am gebrochenen Herzen. Sorglos hatten die Neuseeländer die bösen Gäste bei sich aufgenommen, schändlich hatten diese das Vertrauen mißbraucht; Rache an den Weißen war nun der einzige Gedanke Neu-Seelands. Im Jahre 1772 landete Kapitän Marion du Fresne, wurde gastlich empfangen und in Sicherheit eingewiegt. Er ging nemlich mit 28 Mann an das Land, besuchte die Indianer in ihrer Festung; man hat keine Spur mehr von ihm gefunden, selbst die Holzhauer wurden alle erschlagen und nur ein einziger Matrose entkam, um dem Kapitän Crozet die Nachricht zu bringen. Nur durch seine Entschlossenheit rettete dieser die Zimmerleute, welche noch tiefer in der Waldung mit Zurechtmachung der Mastbäume beschäftigt waren. Marion und 28 seiner Gefährten wurden von den Neuseeländern gebraten und verspeist. Da Crozet's Schiff mastlos war, so bedurfte er der Maste und mußte sich daher entschließen, die Erlangung derselben auf das Glück des Krieges ankommen zu lassen. Er griff daher den großen

Hippah in der Inselbai an, fand aber die Wilden hinter ihren Pallosaden und auf Streitgerüsten auf seinen Empfang vorbereitet. Nur unaufhörliches Pelotonfeuer trieb die Wilden von ihren Gerüsten herab hinter die Pallisaden. Crozet ließ nun die Zimmerleute anrücken und vor die erste Öffnung, welche in den Pallisaden entstand, stellte sich sogleich ein Anführer der Indianer und suchte mit den Spießen den Zimmerleuten Einhalt zu thun. Als dieser niedergeschossen war, trat sogleich ein anderer auf seinen Leichnam, und auf diese Art blieben acht Befehlshaber nach einander auf diesem gefährlichen Posten. Wahrlich eine Römerthat, wie sie irgend die Geschichte aufgezeichnet hat! Jetzt erst ergriffen die Neuseeländer die Flucht. Fünfzig Thaler bot Crozet für einen gefangenen Neuseeländer; aber keinem war es möglich, auch nur einen zu fangen, und als ein Soldat einen abgelebten Greis zu seinem Kapitän schleppen wollte, biß er ihn, da er keine andere Waffe hatte, so schmerzlich in die Faust, daß ihn der Soldat mit dem Bajonet niederstieß. Kapitän Fournaux verlor eben hier 10 seiner besten Männer, welche von den Neuseeländern gefressen wurden. Diese Matrosen waren von der Adventure, dem Schiffe, welches Cook auf seiner Reise begleitete. Sie wurden von einem gewissen Herrn Rowe kommandirt, der, wie solches die Britten selbst gestehen, die merkwürdige allen diesen Seefahrern eigene Überzeugung hatte, daß man sich gegen die Wilden von Gottes und Rechts wegen alles erlauben dürfe, was einem gelüste. Er hatte schon früher bei mehren Gelegenheiten die Lust bezeigt, auf diese schwarzen Menschen zu feuern, indem er immer behauptete, die Neuseeländer würden das Feuer unserer Musketen nicht aushalten, wenn es zum Schlagen käme. Die Neuseeländer hielten aber das Feuer aus, als Rowe unglücklicherweise ein kleines Kommando befehligte. Sie warteten ab, bis die Engländer sich verschossen hatten, fielen sodann über sie her und erschlugen sie sämtlich. Nach zwei Tagen suchte ein anderes Kommando Herrn Rowe auf, fand aber in Gras-Cowe die Einwohner versammelt und beschäftigt, die erschlagenen Europäer zum festlichen Mahle zuzurichten. Der Rachgier mußte die Vernunft weichen; man feuerte auf die Eingebornen, die sich mannhaft zur Wehr setzten, tödtete viele und trieb sie endlich mit großer Mühe in die Flucht. Als sie endlich die Hütten durchsuchten, fanden sie viele Körbe voll mit Menschengliedern, worunter sie Rowe's Hand deutlich erkannten. Die Hunde Neu-Seelands fraßen am Strande die Eingeweide der Euro-

păer. Am schlimmsten erging es jedoch dem Schiffe Boyt, das 1809 in der Bai Vangarua auf der nördlichen Insel einlief. Es hatte mehre Neuseeländer an Bord, von denen einige die europäischen Niederlassungen in Neu-Holland, manche sogar London besucht hatten, und welche jetzt Kapitän Thomson wieder in ihre Heimat zurückbringen sollte. Unter diesen befand sich auch der Sohn Tara's eines neuseeländischen Häuptlings, gewöhnlich auch König Georg genannt. Dieser war stolz auf seine Geburt, und weigerte sich gewöhnliche Matrosendienste zu leisten. Der Kapitän hatte trotz seiner Bildung nicht Edelmuth genug, um das Ehrgefühl eines Wilden zu achten. Er ließ ihn daher wie einen gemeinen Matrosen derb züchtigen und gab ihn dem Hohngelächter des Schiffsvolks preis, das ihn wegen seiner edlen Abkunft verspottete. Der junge Mann verbiß seinen Grimm und wußte sich sogar während der Überfahrt das Vertrauen des Kapitäns zu erwerben. Dieses ging so weit, daß er ihn sogar bewog, in dieser Bai vor Anker zu gehen. Hier erzählte nun der junge Häuptling seinem Stamme die erlittene Behandlung. Mehr bedurfte es nicht. Der Kapitän mit mehren der Schiffsmannschaft wurden ans Land gelockt und erschlagen. Hierauf erstiegen die Neuseeländer das Schiff und nur ein Weib, zwei Kinder und ein Kajütenjunge entgingen dem Gemetzel. Seitdem wurden diese Inseln bis auf Dillon und d'Urville wenig besucht. Über ihren Kannibalismus ist noch folgendes Ereigniß zur Kunde gekommen.

Johann Rutherford machte seine erste Seereise als zehnjähriger Knabe im Jahre 1810 am Bord der Brigg Agnes von 6 Kanonen und 14 Mann Besatzung unter Kapitän Coffin, um Perlen und Schildkrötenschalen einzuhandeln. Am 16. März desselben Jahres lief Coffin in die Armuthsbai ein. Von allen Seiten ruderten Kanots auf das Schiff zu, kamen jedoch nur sparsam an den Bord. Des folgenden Tages kam ein Häuptling, Aimy genannt, in einem großen 60′ langen Kriegskanot an den Bord. Alle hatten Matten und Angelschnüre von weißem starken Flachs, wie sie vorgaben, um Handel zu treiben. Der Häuptling blieb längere Zeit auf dem Schiffe, und man kam mit ihm überein, daß er mit einigen Leuten seines Stammes das Schiff mit Wasser versehen möchte. Inzwischen brachten die Indianer Schweine an den Bord und einige Diebstähle abgerechnet, zeigten sie sich gutmüthig und voll herzlichen Vertrauens. Am andern Tag kam der Häuptling mit einer zweiten Ladung Wasser im Schiffsboote an den Bord. Der Kapitän beschenkte

den Häuptling für die Zufuhr des Wassers mit zwei Feuergewehren, Pulver und Blei. Unvorsichtigerweise ließ er den Häuptling nebst beiläufig 100 Indianern bewaffnet auf das Schiff kommen. Sie hatten alle den Mery bei sich, ein Stein aus Jade, flach, länglich, an beiden Enden zugespitzt und mit einem Griff versehen. Sie bedienen sich desselben, um den Feind mit einem Schlag auf den Kopf zu tödten. Endlich gingen dem Kapitän die Augen auf. Er wünschte daher so schnell als möglich aus der Bai zu kommen. Alles war beschäftigt, die nöthigen Vorkehrungen zur Abfahrt zu treffen, und nur der Koch und der Kapitän befanden sich auf dem Verdeck. Plötzlich stiegen Feuer auf von den Bergen, der Häuptling warf seinen Mantel ab, stimmte den Kriegsgesang an, welchem Beispiele alle übrigen folgten. Mit einem Male näherte sich ein Neuseeländer dem Kapitän und mit ein paar Schlägen war er todt. Der Koch, der dem Kapitän zu Hülfe eilen wollte, hatte gleiches Schicksal. Die Wilden stürzten sich nun in die Schiffsräume, nahmen die Schiffsmannschaft gefangen, plünderten alles, und brachten die Beute nebst den Leichnamen und Gefangenen an das Land. Wir gestehen, daß uns diese Erzählung nicht so ganz wahrscheinlich ist, denn unbegreiflich sollte es sein, daß ein Kapitän mit Seesoldaten und 6 Kanonen versehen, sich so schmählich und unthätig sollte haben überrumpeln lassen. Genug am Lande wurden noch 6 von den Matrosen erschlagen. Man machte nun 8 große Gruben von 1′ Tiefe, überlegte sie mit Steinen, brannte sie aus, und nachdem die Gruben gehörig erhitzt, die Leichname ausgeweidet und gewaschen waren, wurden diese letztern hineingelegt, mit Laub überdeckt, die glühenden Steine herumgelegt, mit Wasser begossen und endlich das Ganze mit Erde verhüllt. Die Weiber flochten nun Körbe und bereiteten das Mahl. Den folgenden Tag wurden sie damit beschäftigt, die gar gebratenen Leichname aus den Gruben zu nehmen, in die Körbe zu legen, mit den Kartoffeln, die mitgebraten waren, zierlich zu umlegen und den Kannibalen aufzutischen. Rutherford sagt: „Ich sah einige Kinder, die von den Knochen unserer Kameraden, bevor sie noch von dem Herde genommen wurden, das Fleisch mit den Zähnen abnagten. Bald darauf versammelten sich die Häuptlinge, und nachdem sie sich auf dem Boden niedergelassen hatten, wurden die Körbe vor ihnen hingestellt, die sie mit Fleisch angefüllt unter ihre Stammgenossen vertheilten. Auch uns setzte man einen Korb mit Erdäpfeln und einem Fleisch vor, das wie Schweinefleisch

aussah, aber wir schauderten vor dieser unnatürlichen Mahlzeit und gaben sie einem Eingebornen."

Auch Cook hatte sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Neuseeländer Menschenfleisch essen. Man hatte nemlich den eben erst abgeschlagenen Kopf eines jungen Neuseeländers am Strande gefunden. Ein anderer, der an den Bord des Schiffes kam, äußerte, daß besonders die Wangen ein köstliches Stück seien. Cook ließ dasselbe in seiner Gegenwart abschneiden und rösten und die Eingebornen verzehrten es, ohne im geringsten darüber schüchtern zu werden.

Es ist eben so lächerlich als abgeschmackt, die Neuseeländer sowol als andere menschenfressende Völker gegen den Vorwurf des Kannibalismus vertheidigen zu wollen, da es doch diesen Völkern selbst gar nicht einfällt, daß sie, indem sie ihren Hunger mit Menschenfleisch stillen, den geringsten Vorwurf verdienen; ja sie haben es sich nicht einmal einfallen lassen, auch nur ein Geheimniß aus ihren gräßlichen Mahlzeiten zu machen. Im Gegentheil betrachten sie den Menschenfraß, da sie ja doch nur Feinde auffressen als eine Sache, die in der Natur der Dinge gegründet sei, und nichts kann naiver sein als die Art, wie sie dieses gestehen und kund geben. So erzählt uns der Schiffskapitän des Schiffes von St. Patrik eine Unterhaltung, die er mit dem Häuptling der Inselbai gehabt habe. Die Indianer der Inselbai waren nemlich mit denen an der Themse im Krieg begriffen, und der Kapitän des Patriks hatte zwei junge Männer aus dem Themselande bei sich. Wir geben hier die ganze Unterredung, wie sie vor uns liegt; denn solche Szenen sind es, welche uns zur Kenntniß des Charakters der Völker verhelfen.

„Unsere Unterhaltung war politischer Art; er sagte mir (nemlich der Häuptling der Inselbai), daß er der Neffe von Pu-Marrai, einem großen und mächtigen Häuptlinge, und in dem Besitze dieses Hafens wäre; den, wie er sagte, „„meine Freunde““ vom Themseflusse vor 12 Monaten getödtet haben. Auch Pu-Marrai's Sohn, sagte er, sei erschlagen worden mit 200 seiner Krieger und werde jetzt ein Heereszug gegen die Themsestämme ausgerüstet, zu welchem alle Häuptlinge des Nordens sich vereinigt hätten, und entschlossen seien, die Purus und Marraghs ganz auszurotten. Er fragte mich darauf, wo sich die beiden jungen Männer befänden, die ich aus dem Themselande in dem St. Patrik mit mir hinweggeführt. Als ich ihm sagte, daß sie bei mir wären, rief er aus: „„Du

mußt sie uns ausliefern, daß wir sie sogleich tödten und aufessen!““ Er war in eine Kriegsmatte gekleidet und hatte einen Mantel von Hundsfellen lose um die Schulter geworfen; er nahm in dem Augenblicke, in welchem er dieses sprach, ein furchtbar wildes Aussehen an, die Augen traten ihm aus ihren Höhlen und die blutdürstige Begierde, sich der unschuldigen Angehörigen eines Volks zu bemächtigen, mit dem er in Fehde stand, war darin auf eine Abscheu erregende Weise ausgedrückt. Ich habe wol kaum nöthig zu sagen, daß ich auf diese kannibalische Forderung erwiederte: die jungen Leute ständen unter dem Schutze brittischer Kanonen und dürften daher nicht beleidigt werden, so lange sie sich an Bord befänden. Sie wären Tabu; am Ufer möge man sie nach dem Gebrauche auf Neu-Seeland behandeln; aber die Andeutung, die er mir von seinem Vorhaben gegeben habe, würde mich in der Wahl des Punktes, wo ich sie ans Land setzte, sehr vorsichtig machen. Ich ließ meine Freunde Brian Puru und Morgan Mak-Marragh heraufkommen; sie traten an die Seite des Schiffes und fingen ein Gespräch mit dem Manne an, der nichts geringeres im Sinne hatte, als sie aufzuessen. Der Häuptling unterhielt sich mit ihnen mit der größten Unbefangenheit, als wenn er nie daran gedacht hätte, sie für seine Tafel braten zu lassen. Er sprach in den Ausdrücken der höchsten Achtung von Brian's Vater, daß zwei von Pu-Marrais Söhnen nebst andern angesehenen Männern seines Stammes in der Schlacht gefangen und zu Sklaven gemacht worden seien, Brian's Vater habe sie bald wieder frei gelassen und ihnen ein Kanoe gegeben, womit sie in ihre Heimat zurückkehrten; sie befänden sich jetzt blos zwei Tagreisen weit im Innern und würden ihm gewiß einen Besuch machen, wenn sie hörten, daß er angekommen sei. Da das Schiff nunmehr vor Anker lag, so wurde dem Häuptlinge der Inselbai erlaubt, an Bord zu kommen. Brian und Puru nahmen einander bei der Hand, neigten sanft ihre Köpfe gegen einander, bis sich die Nasen berührten. Ihre Unterhaltung wandte sich darauf auf die heroischen Thaten von Brian's Landsleuten während der letzten Kriege. Mehre junge Damen waren so gefällig, sich auch zu uns an Bord zu begeben, und bald war das Verdeck mit Frauenzimmern bedeckt, die zum Theil ziemlich anständig aussahen, indem sie in englische Frauenkleider, Hemden, Unterröcke u. dgl. gekleidet waren; viele erschienen auch in ihrer einfachen Landestracht, und fingen unaufgefordert an, uns durch Tänze, Lieder, Kriegsgeschrei und komische Darstellungen zu belustigen.“

Man hat über den Ursprung des Kannibalismus verschiedentlich geurtheilt und sich besonders viele Mühe gegeben, ihn von einer zu entschuldigenden Seite darzustellen. Am beliebtesten ist die Hypothese geworden, daß die Sitte seines Gleichen zu fressen, die Folge des Mangels an Lebensmitteln gewesen sei. Dieses ist jedoch gewiß nicht dem so. Man hat wol Beispiele, daß in belagerten Festungen, auf verunglückten Schiffen, zur Zeit der höchsten Hungersnoth der Mensch sich an seines Gleichen sättigte. Immer geschah es jedoch mit Abscheu, und mit der Noth hörte auch die gräßliche Mahlzeit auf. Niemals hatte sie jedoch die Begierde nach Menschenfleisch zur Folge. Dagegen finden wir die Sitte: Menschenfleisch zu verzehren, in Ländern eingeführt, welche sowol Überfluß an Lebensmitteln, als eine bedeutende Stufe der Civilisation auszeichnet. Die Portugiesen fanden in Monomotapa Menschenfleisch auf dem Markte feilgeboten und fette Sklaven als Schlachtvieh bereitet. Noch auffallender ist aber diese gräßliche Sitte in einem Lande, wo förmliche Regierungen und förmliche Gesetze herrschen. Wir meinen die Battas auf Sumatra. Hier werden nicht allein Kriegsgefangene aufgefressen; es ist nicht bloßes Gelüste nach Menschenfleisch, sondern es ist ein durch die Landesgesetze geregelter Gebrauch. Wer sich des Ehebruchs, nächtlicher Räuberei, der Blutschande, des Einbruchs, Straßenraubs schuldig macht, wird nach den Gesetzen mit der Strafe belegt, lebendig verzehrt zu werden. Der Missethäter wird mit ausgespannten Armen an einen Pfahl gebunden, die Betheiligten versammeln sich um ihn, und der Angesehenste gibt das Zeichen zu der Exekution, indem er das erste Stück von dem Lebenden abschneidet, worauf die übrigen über ihn herfallen und nach Belieben das Fleisch herabschneiden, bis alles verzehrt ist. Dasselbe Los trifft auch Kriegsgefangene. Erst wenn alles Fleisch abgeschnitten ist, und der Leidende noch lebt, wird ihm der Kopf abgeschnitten. Bei Ehebruch pflegt der beleidigte Theil die Ohren für sich zu nehmen, das Gehirn gehört dem Vornehmsten der beleidigten Familie. Die Eingeweide werden nicht gegessen; nur das Herz wird für einen Leckerbissen gehalten, das Blut aber getrunken. Dieses ist nun ein Menschenfraß, weder in den ersten Anfällen der Wuth vorgenommen, noch aus Noth, sondern ganz gesetzmäßig. Der Beklagte wird abgehört, die Zeugen werden vernommen, alle Umstände reiflich erwogen und der Beklagte so nach Urtheil und Recht seinen Feinden zum Fraße preisgegeben. Bei den letztern steht es jedoch, das Urtheil zu vollziehen,

oder den Verbrecher als Sklaven zu verkaufen; sie ziehen jedoch das Erstere gewöhnlich vor.

Wir glauben daher mit Recht behaupten zu dürfen, daß die Menschheit entehrende Sitte, seines Gleichen zu fressen, ihren einzigen Grund in dem rachsüchtigen Gemüthe des rohen Naturmenschen habe; und daß diese Rachsucht den Kannibalismus durch den Grundsatz zur allgemeinen Völkersitte gemacht habe, weil dem Gedanken an Rache ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl zu Grunde liegt, nemlich das Wiedervergeltungsrecht. Dieses dem Menschen gewissermaßen angeborne Gefühl söhnt ihn nach und nach mit dem abscheulichen Grundsatze des Menschenfraßes aus. Er sieht darin nichts als Gerechtigkeit. Indem er diese zu üben glaubt, ist er ganz darauf gefaßt im entgegengesetzten Falle dasselbe zu erdulden, und indem er seinen Rechtssinn befriedigt, fällt ihm gar nicht ein, daß er dadurch die Menschlichkeit verletze. Ländlich, sittlich, war die Antwort, welche ein Neuseeländer dem Missionär gab, als er den Kopf eines Häuptlings, den er eben verzehrt hatte, dessen trauernder Tochter in den Schoß warf. Wir glauben sogar, daß jedes Volk der Erde in seinem rohen Naturzustande sich des Kannibalismus schuldig gemacht habe. Daher die Menschenopfer, bei denen es gewiß nicht ohne Menschenfraß abging; und wir wissen aus der Geschichte, daß diese Menschenopfer fortdauerten, nachdem die Völker schon einen beträchtlichen Grad der Civilisation erreicht hatten. Achilles opfert dem Patroklus die gefangenen Trojer, Agamemnon seine eigene Tochter, die er nur durch ein Sophisma rettet. Die Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren. Der Neuseeländer verbindet mit dem Auffressen seines Feindes noch die Idee von einer vollständigen Rache und der Ausdruck: „seine Rache gesättiget zu haben“ hat wol seinen Grund in diesem Glauben. Nach den Begriffen des Neuseeländers ist derjenige, dessen Fleisch er frißt, nicht nur zeitlich gestorben, sondern auch ewig vernichtet; indem er ohne ehrliches Begräbniß an der Metempsychose theilzunehmen unfähig wird. Dieser Volksglaube ist so alt, als allgemein; und war bei den Griechen, die zur Zeit des Theseus, ja selbst noch im trojanischen Kriege, so wie bei den Römern, die zur Zeit der Gründung Roms den Neuseeländern so ziemlich gleich gewesen sein mögen, ebenfalls zu finden. Vollständige Sättigung seiner Rache, Handhaben des strengen Vergeltungsrechtes, das sind die Grundzüge der heroischen Laster der Neuseeländer. Für die Geschichte der Menschheit sind daher die Charakterzüge dieser Wilden von der höchsten Be-

deutung, und die vergleichende Menschenkunde zieht daraus Resultate, welche den Werth der Civilisation und einer Religion, die dem Vergeltungsrechte wehrt, nur desto inniger fühlen lassen.

Trotz der geistigen Verirrung, die den Neuseeländer zum Kannibalen stempelte, ist er nichts weniger als entmenscht, auch zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen diesem wirklichen Naturmenschen und dem von der Civilisationsstufe herabgesunkenen Amerikaner. Dieser künstelt schon bei der Befriedigung seiner Lüste. Er martert sein Schlachtopfer mit teuflischer Wollust; der Neuseeländer schlägt seinen Feind auf die schnellmöglichste Weise todt, aber er martert ihn nicht. Zudem zeugen die häuslichen Sitten des Neuseeländers eine Innigkeit der schönsten Gefühle, welche gleichkommt der Gewalt seiner wüthenden Leidenschaften. Die Verwandtenliebe und Stammesehre ist tief in ihr Inneres gepflanzt. Die Ehrfurcht gegen ihre Eltern ist unauslöschlich, und wie den Schweizer oder Irländer ergreift ihn in der Ferne, Sehnsucht nach der Heimat. Seine Berge und Wälder sind ihm die schönsten auf Erden und nirgend scheint ihm die Sonne lieblicher als in seinem Vaterlande. Der Mann ist der Vertheidiger seiner Familie und seines Stammes. Er ficht die Fehden desselben aus und zeigt dabei eine Charakterstärke, welche in den Heldengesängen Homers auf das getreueste gemalt ist. Der gefangene oder getödtete Feind ist der Triumph des Siegers, aber der auf Treue und Glauben sich anvertrauende Gastfreund oder Fremdling wird vom Stamme als ein Mitglied desselben vertheidigt, und kann nirgends in der Welt sicherer leben als hier. Wie viele Schuld indessen auch an dem Kannibalismus die Europäer haben, erhellt aus einem Verbote des Gouverneurs von Neu-Südwales: die Menschenköpfe einzuführen und als Handelswaare zu betrachten, welche nach neuseeländischer Manier eingemacht sind. Ob der Neuseeländer aufhören wird, Kannibal zu sein, so lange man derlei Waaren bei ihm sucht, wage ich sehr zu bezweifeln! O der ewigen Widersprüche!

Die Weiber sind stark gebaut; die Mütter der Kinder, die sie mit Sorgfalt pflegen, indem sie die Knaben abhärten und zu Kriegern heranbilden, bis der Vater sie in die Lehre nimmt. Wie unter allen wilden Völkern fällt auch hier die Last des Lebens auf das weibliche Geschlecht, aber dieses wird demungeachtet nicht mit Roheit behandelt, sondern fast so ziemlich in denselben Verhältnissen, wie bei den alten Deutschen. Dabei schließt sich der Neuseeländer nicht ganz vom Hauswesen aus, sondern erleichtert zärtlich genug die Bürde desselben seiner Gefährtin. Man

sieht hier selbst Häuptlinge mit Kindern beladen und Hausarbeiten verrichten, um den Weibern Erleichterung zu verschaffen. Das Alter genießt eine Ehre, wie solche selbst in Sparta nicht größer sein konnte. Überhaupt sind die Bande der Familien nirgends auf Erden geachteter als hier. Das Weib ist ihrem Manne treu und zwar unverbrüchlich, übrigens wird Jungfräulichkeit und Keuschheit nicht unter die Tugenden des Neuseeländers verzeichnet. Das mannbare Mädchen schaltet über ihre Gunstbezeigungen nach Belieben, ohne daß sie dadurch im geringsten entehrt würde. Aber auch hier bemerkt man eine gewisse Abgemessenheit. Das Mädchen, welches sich ihren Naturtrieben folgend einem Manne ergibt, betrachtet sich als dessen Eigenthum; selbst die Europäer, welche landen und immer sehr geneigt sind, mit den Schönen Neuseelands zärtliche Verbindungen anzuknüpfen, haben sich dieser Auszeichnung zu erfreuen. Die Neuseeländerin, welche sich an einen Matrosen ergeben hat, wird, so lange dieser anwesend ist, sich durchaus in kein anderes Verhältniß einlassen und betrachtet sich erst nach Abreise desselben wieder frei. Diese Freiheit des Jungfernstandes hört jedoch auf in dem Augenblicke, wo sie rechtmäßige Gattin eines Mannes wird, woran sie durchaus durch ihre frühern Verhältnisse nicht verhindert wird. Das Weib hängt dann mit beispielloser Treue an ihrem Manne, und verletzt diese nie. Der Ehebruch gilt für ein verabscheuungswürdiges Verbrechen. Wird der Mann in Ehebruch bei einem fremden Weibe ertappt, so wird er hingerichtet, weil er in diesem Falle als der verführende Theil gilt. Wird das Weib in einem fremden Hause im Ehebruch ertappt, so trifft sie als Verführerin dieselbe Strafe.

Rechtlichkeit ist eine angeborne Tugend des Neuseeländers; unter einander bestehlen sie sich nie, und der Dieb wird bei ihnen ohne Erbarmen gekreuzigt; eine Todesstrafe, deren Wiederfinden in diesen Gegenden billig in Erstaunen setzt; und die hier wirklich allgemein ist, und der Verbreitung des Christenthums gewiß ein nicht geringes Hinderniß entgegensetzt. Glauben sie sich jedoch von Fremden übervortheilt, so üben sie gegen diese auch Vergeltungsrecht.

Unter einander schließen die Stämme Frieden und Bündnisse, welche sie allezeit getreu beobachten. Ihre Wohnungen liegen in Dörfern beisammen und bestehen aus Hütten von länglichter Gestalt, ziemlich breit, aber niedrig, daß man nur aus- und einkriechen kann. Ihr Hausgeräthe ist sehr einfach und besteht aus Kürbisflaschen, Körben, Netzen, Fischangeln, Werk-

zeugen aus Stein, darunter ein Beil, dessen Stiel gewöhnlich aus Menschenknochen verfertigt wird, eine Brotstampfe aus einem großen Fischknochen, ein Schnitzmesser aus Stein, nebst mehren ähnlichen Werkzeugen, Mäntel, Matten, Kleidungsstücke und seit der Bekanntschaft mit den Europäern einige Eisenwerkzeuge. Ihre Hütten liegen in Hippas oder Dörfern beisammen. Sie bauen dieselben allezeit auf Anhöhen, besonders in der Nähe der See oder an den Mündungen der Flüsse, theils um sie leichter vertheidigen zu können, theils um den Fischfang bequemer zu haben. Das Haus des Häuptlings ist in der Regel das größte in jeder Ortschaft, die immer mit Pallisaden umgeben eine Art kleiner Festungen bilden. Außer den Wohnhäusern hat ein jedes Dorf ziemlich bedeutende Magazingebäude, wo der gemeinsame Vorrath an Kartoffeln aufbewahrt wird. Ein solches Gebäude ruht auf mehren Pfählen, die in die Erde eingerammt sind. Der Boden ist etwa 4′ hoch mit Dielen überkleidet, die Seitenwände und die Decken bestehen aus dicht zusammengefügten Balken, deren Ritzen mit Gras ausgefüllt sind. Eine Schiebthüre, kaum so groß, einen Mann einzulassen, bildet den Eingang. Die Decke ist mit rothbemalten Balken verziert, an denen allerlei groteskes Schnitzwerk angebracht ist. Ein solches Magazingebäude ist 25′ lang, 8′ breit und 5′ hoch In den Wohnungen der Häuptlinge findet man meistens den Fußboden und einen kleinen Fleck vor dem Hause zierlich getäfelt. Der innere Raum ist jedoch so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen kann. Ober der Thüre ist allezeit Schnitzwerk angebracht, und jede Wohnung hat auf der Spitze des Giebels ein geschnitztes Bild, um anzudeuten, daß kein Sklave während der Abwesenheit des Eigenthümers eintreten darf. Die Verletzung dieses Verbotes wird mit augenblicklichem Tode bestraft. Die Wohnungen werden jedoch blos als solche gebraucht, indem sie darin nur ihre Geräthe aufbewahren und schlafen. Die Mahlzeiten werden immer unter freiem Himmel bereitet und verzehrt. Niemals wird ein Mahl im Hause gehalten, denn ein Neuseeländer würde sich nie da aufhalten, wo Eßwaaren über seinem Kopfe hängen. Daher ist vor jeder Hütte ein offener Raum, der als Küche dient, und die Lebensmittel werden in gemeinschaftlichen Magazinen verwahrt. Selbst wenn der Neuseeländer durch Krankheit auf das Lager geworfen wird, oder in den Todeszügen liegt, muß er alle Speisen und Erquickungen außer dem Hause zu sich nehmen. Deshalb pflegen denn auch Kranke, die sehr schwach sind, ihre Lagerstätten in diesen Vorbauen aufzuschlagen, die wol manchmal ein Dach, aber nie-

mals Seitenwände haben; und so groß ist die Macht dieses Aberglaubens, daß bei aller Zärtlichkeit gegen die Verwandten einer des Hungers sterben könnte, bevor er im Innern des Hauses Nahrung erhielte. Auch die Weiber gebären in diesem Vorraume; sie gebären indessen leicht und bedürfen meistens zu diesem Geschäfte auch dieses Schutzortes nicht.

Selbst die Missionäre müssen sich, wenn sie bei den Eingebornen zu Gaste sind, dieses gefallen lassen; und obwol sie überall mit der größten Gastfreundschaft empfangen werden, so würde man ihnen innerhalb der Hütten doch nicht die geringste Speise verstatten. Bei einem Regenwetter war es dem Missionär Nicholas einst sehr lästig sich dieser Bedingung zu fügen, und da auch der Speisesaal ohne Obdach war, so flüchtete er mit seinen Kartoffeln unter den Vorsprung des Hüttendaches. Seine Wirthe gestatteten ihm zwar die Kartoffel, die er schon in Händen hatte, hier zu verzehren, jedoch nicht ohne große Unruhe über eine solche Gottlosigkeit. Man sieht hieraus, daß diese Missionäre wenigstens ihren Zweck hier schwerlich erreichen werden; denn die erste Bedingung eines Bekehrers bleibt immer die: nicht für gottlos gehalten zu werden. Nicholas und sein Begleiter mokirten sich zwar gewaltig über die thörichten Gebräuche dieser Leute, aber ein Eingeborner, der doch selbst große Neigung zu europäischen Sitten blicken ließ, verwies ihnen sehr ärgerlich die Verachtung seiner vaterländischen Sitten; und erklärte jenem geradezu, daß dieselben keineswegs so närrisch wären als seine Predigten, die niemand verstünde.

In dem nördlichen Theile des Landes sind die Wohngebäude oder Hütten mit niedlichen Gärten umgeben, die mit Rüben, süßen Kartoffeln und ähnlichen von den Europäern eingeführten Gewächsen bepflanzt sind.

Das Tätowiren ist bei den Neuseeländern allgemeine Sitte. Die Operation ist ziemlich schmerzhaft und einige gefangene Europäer, die — es ist nicht recht klar — warum? weder geschlachtet noch gefressen wurden, wurden dem Volke durch Tätowirung einverleibt. Rutherford gibt uns über die Operation folgende Auskunft: „Eines Morgens setzte sich die ganze Bevölkerung des Dorfes in einen Kreis, man brachte uns in die Mitte desselben, entkleidete uns und befahl uns rücklings auf den Boden niederzulegen. 5 oder 6 Männer hielten jeden von uns fest, während zwei andere das Geschäft des Moki, wie hier das Tätowiren heißt, an uns vornahmen. Zuerst rieben sie ein Stück Holzkohle mit Wasser auf einem Stein ab und machten daraus

eine dicke Farbe, in die sie dann ein beinernes Instrument tauchten, das in Form einer Gartenhaue außerordentlich scharf wie ein Meißel war. Dieses setzten sie auf die Haut, schlugen dann zwei- bis dreimal mit einem Stückchen Holz darauf, wodurch es wie ein Messer ins Fleisch drang und eine heftige Blutung verursachte. War der Einschnitt nicht deutlich genug, so setzten sie das Instrument noch einmal auf derselben Stelle an. Sie bedienten sich im Verlaufe der Arbeit noch mehrer andern Instrumente, worunter eins aus einem Haifischzahn und wie eine Säge gezackt häufig angewendet wurde. Die Operation war außerordentlich schmerzhaft und dauerte bei aller Geschicklichkeit volle 4 Stunden. Die älteste Tochter des Häuptlings wischte mir häufig mit einem Büschel gefaserten Flachses das heftig hervorbringende Blut ab. Nachdem sie die Arbeit verrichtet hatten, führten sie mich an den Fluß, um mich zu waschen, denn ich war völlig erblindet, darnach ließen sie mich an einem großen Feuer niedersitzen. Sie gaben uns nun unsere Kleider zurück bis auf die Hemden, welche die Weiber für sich behielten. Wir waren nun nicht blos tätowirt, sondern auch Tabu, wobei es uns nicht erlaubt war, irgend eine Speise mit den Händen zu berühren. Durch drei Tage wurden wir nun von den Töchtern der Häuptlinge gefüttert. Nach drei Tagen hatte sich die Geschwulst, die durch die blutigen Einschnitte entstanden war, ziemlich verloren und ich fing an, wieder aus den Augen sehen zu können. Indessen dauerte es volle 6 Wochen, bis ich ganz wieder hergestellt war.

Die Sitte sich den Leib zu tätowiren, oder wie es auf Neu-Seeland heißt, Moki anzuwenden, ist nicht nur auf Neu-Seeland üblich, sondern so ziemlich bei allen wilden Völkern der Erde gebräuchlich und selbst in Europa erinnere ich mich recht schöne Arme mit zierlichen Ätzungen versehen, gesehen zu haben. Bei den Wilden scheint jedoch diese Unsitte sehr bedeutungsvoll zu sein, denn es ist eine förmliche Kunst, die erlernt werden muß; und die Art der Verzierung ist keineswegs dem Operateur überlassen; doch scheint aus den Berichten verschiedener Reisenden hervorzugehen, daß die Operation keineswegs überall so schmerzhaft sei, wie auf Neu-Seeland. Der zärtlichere Otahiter weiß sie auch auf eine zärtlichere Weise zu verrichten. Die Verzierungen, welche auf der Haut des Neuseeländers angebracht werden, sind nach Geschlecht, Rang, Alter und vollbrachten Thaten verschieden. Es scheint sogar, daß jeder Stamm und in diesem jede Familie besondere Zeichen habe, welche den Mitgliedern auf die Wange tätowirt werden. Als die

Missionäre ein Stück Landes von den Eingebornen auf Neu-Seeland kauften und der Vertrag unterzeichnet wurde, so setzte der Unterzeichner als Beglaubigung das Ormoki auf der Wange des Verkäufers, unter die Schrift und sein eigenes als Zeuge dazu. Wir glauben in dieser Thatsache eine wichtige Spur für die Entdeckung der Schriftzeichen gefunden zu haben; besonders mag die Hieroglyphenschrift einen solchen Ursprung gehabt haben.

Der Häuptling ist bei weitem künstlicher tätowirt als der gemeine Neuseeländer. Mit den Jahren nehmen diese Zeichen zu und neue Thaten vermehren sie. Die Zeichnungen auf dem Körper eines Kriegers erleiden im Laufe seines Lebens verschiedentliche Veränderungen und es gehen oft Jahre hin, bis ein Häuptling seinen vollkommenen Schmuck auf dem Leibe hat. So schmerzhaft auch diese Operation ist, so würde sich doch ein jeder für entehrt halten, wenn er während derselben einen Seufzer sich entschlüpfen ließe; und ohne Tätowirung die Mannbarkeit erreichen ist ein Zeichen schmählicher Weichlichkeit.

Die Figuren, welche dem Körper eingeätzt werden, sind von sehr verschiedener Gestalt, immer jedoch regelmäßig und von bestimmter Bedeutung: Runde, drei- vier- auch mehreckige Punkte, Streife, Schnörkel, Wellenlinien, spiralförmige Figuren u. s. w. werden regelmäßig unter einander gemischt, und sie scheinen eine gangbare Verständigung im Lande zu sein. Zugleich scheint es aber auch, als ob das Tätowiren bei den Kriegern eine Art Initiation wäre, bei welcher sie Gelegenheit haben, ihre Mannhaftigkeit zu zeigen, wie denn unter den rohen Völkern solche Operationen, welche für Schmerz abhärten, nichts Seltenes sind. Der Ritterschlag mag wol nicht immer so sanft wie heutzutage auf die Schultern gefallen sein.

Ein Wort, dem wir auf Neu-Seeland im Verlauf dieses Werkes ebenfalls zuerst begegnen, ist das Tabu. Dieses Wort wird in der ganzen Südsee bei allen Völkern der australischen Familie, die nicht zu den Papuas gehören, eine Art religiöser Weihe, welche meines Wissens bei den Papuas noch nicht wahrgenommen wurde. Es ist jedoch keineswegs mit dem Banne zu vergleichen, wie viele thun, denn das Tabu ist weder eine Strafe noch eine Entehrung, sondern eine Art überirdischen Zaubers, womit gewisse Gegenstände gleichsam unter den unmittelbaren Schutz der Gottheit gestellt von keinem Sterblichen berührt werden dürfen. Der Verletzer des Tabu würde sich der schwersten Strafe des Himmels aussetzen. Es wird alles ta-

buirt, was unter der Sonne ist: Personen, Geräthschaften, Häuser, Grundstücke und was immer Namen hat. So tabuirt man auch Gegenstände, die man kauft, um sie während der Zeit, bis man den Kaufpreis erlegt hat, vor jedem Mißbrauch zu schützen. So werden auch Schiffe, während sie vor Anker liegen, tabuirt und dieses ist eine Gunst der Häuptlinge, welche ein mit dem Tabu belegtes Schiff vor jeder Berührung durch die Eingebornen schützt. Sterbende, solche, die am Wundfieber in Folge des Tätowirens niederliegen, oder Personen, welche ein Haus bauen, sind gleichfalls Tabu. Ein solcher Mensch darf mit niemand umgehen als mit solchen Personen, die ebenfalls Tabu sind. Sie dürfen auch nicht mit den Händen essen und in Folge dieses Verbots lassen sich die Vornehmern von ihren Sklaven die Speisen reichen und sich füttern. Wer jedoch niemanden zur Bedienung hat, kommt durch Tabu in die größte Verlegenheit. So erzählt der Missionär Nicholas: „Ich begab mich in das Dorf, wo ich mehre Einwohner im Kreis um Körbe mit gekochten Kartoffeln sitzen sah; einer derselben bückte sich bei jedem Bissen bis auf den Boden und hob ihn mit dem Munde auf, wobei er sorgfältig sich hütete, seiner Hand die Berührung der Speisen zu gestatten. Auf meine Erkundigung sagte man mir, er baue ein Haus und müsse, bis er es vollendet habe, Tabu bleiben. Da er nur ein Kuki war (nemlich ein Sklave) und niemand hatte, der ihn fütterte, so mußte er auf oben beschriebene Art seinen Hunger stillen. Der Tohunga (Priester) hatte ihm gesagt, wenn er es wagte vor Ausbau seines Hauses nur einen Finger an seinen Mund zu bringen, so würde Atua in seinen Bauch kriechen und für seine Ruchlosigkeit ihn vor der Zeit aufessen. Diese Drohung hatte ihn so erschreckt, daß er sich vor dem Gebrauch seiner Hände auf das sorgfältigste hütete.“ Der Missionär erbarmte sich nun über ihn und fütterte ihn, bis er genug hatte, was eben so leicht nicht war. Dieses Tabu führt uns jedoch zugleich auf die Religion der Neuseeländer.

Trotz dem längern Verweilen der zwei Wesleyanischen Missionäre sind wir mit ihren Religionsgebräuchen, Glauben und Meinungen noch so gut wie gar nicht bekannt. Das Christenthum hat bis jetzt unter diesem Volke durchaus keine Wurzel gefaßt und trotz dem, was der Missionär Marsden auch sagt: „Die Macht des göttlichen Wortes hat unbestreitbar die Herzen einiger dieser Heiden dem Gehorsam gegen das Evangelium zugewendet,“ so müssen wir gestehen, daß uns selbst der Ton dieser Worte außerordentlich wenig Hoffnung gibt, mittelst dieser

Boten der göttlichen Wahrheit und ihrem Lichte, hier einen Tempel erbaut zu sehen. Die Mission ist bereits ziemlich lange unter diesem Volke. Sie hat sich daselbst angesiedelt und die Missionäre predigen englisch für die Neuseeländer, die dann auch mitunter kommen, diesen Leutchen zusehen und natürlich wieder gehen, wie sie gekommen sind. Man sollte wirklich bei der Wahl der Individuen für solche Missionen ein wenig vorsichtiger sein; denn wir sind fest überzeugt, daß Leute, wie diese Wesleyanischen Missionäre, dem Christenthume mehr Nachtheile als Vortheile bringen, und die Bekehrung dieser Naturkinder sehr verzögern. Wer Missionär sein will, bedarf eines hellen Kopfes, klarer Ideen, hoher Bildung und tiefen Blicks in das menschliche Herz. Die tändelnde Sprache der Methodisten, in deren Kopfe der Zweck Jesu selbst noch nicht klar geworden ist, erinnert uns an den Ausspruch: „wo ein Blinder dem andern Blinden den Weg weiset.“ Als Muster ein wildes Volk zu civilisiren stellen wir, abgesehen von allem, was man übrigens für ein Urtheil über die Jesuiten fällen mag, das erfolgreiche Bemühen dieser Gesellschaft in Paraguay auf. Von ihnen lerne man, wie Wilde gebändigt und Völker für die Civilisation gewonnen werden. Sie brachten Wohlthaten in die Wildnisse Südamerika's, sie traten auf als milde Väter des Volkes, das sie für den Himmel zu gewinnen suchten, und irdische Wohlthaten waren es, durch welche die himmlische Lehre sich den Weg bahnte. Traun! man versuche es, gebe einer Horde Neuseeländer für einen jeden Kriegsgefangenen einen Ochsen zum Verspeisen und wir wollen sehen, ob in einem Jahrzehend der Kannibalismus nicht aufgehört hat. Man bilde die also eingetauschten Menschen für die Civilisation und die Ideen des Christenthums und wir wollen sehen, ob sich um die Mission nicht bald eine Schar Bekenner des Evangeliums sammeln wird. Man halte von den Missionären die rohen Abenteurer fern, welche durch ihr böses Beispiel die Sitten verderben, und es werden sich Gemeinden bilden, die der christlichen Kirche zum Schmuck und zur Freude gereichen werden. Bis jetzt hat man nichts dergleichen gethan; daher auch der schlechte Erfolg. Und sich, nicht aber der Unempfänglichkeit dieses wackern Volkes mögen die Missionäre es zuschreiben, wenn bis jetzt ihre Bemühungen eitel waren. Ein der größten Sorgfalt würdiger Gegenstand wäre für die Missionäre das Studium der Sagen, Gebräuche und der Geschichte dieser Völker, ihrer Religion, ihres Aberglaubens. Es möchte sich mancher wilde Stamm darunter finden, auf welchen das edle Reis des Christenthums ge-

pfropft werden könnte. Bis jetzt ist nichts derlei geschehen. Wir wissen nur, daß ihre Religion rauh und roh ist, wie das Volk. Der Glaube an ein höchstes Wesen ist auch ihnen ins Herz gepflanzt und Priester und Priesterinnen, welche wie bei allen rohen Völkern zugleich Zauberer, Wahrsager und was eben so gar übel nicht ist, auch Ärzte sind, machen die Dolmetsche zwischen dem Volk und dem ewigen Wesen. Ob sie Opfer bringen, heilige Gegenden und Haine haben, ist noch nicht ermittelt. Nach der Analogie mit andern Südseeinsulanern sollte man es glauben. Daß sie aber vor den höhern Mächten Scheu tragen, daß ihr Gemüth weich und empfänglich für das Überirdische ist, daß der Glaube an eine Fortdauer der Seele in ihrem Gemüthe fest begründet sei, das ist gewiß. So ist auch die Mythe von der Circe, d. h. der Grundgedanke derselben hier nicht unbekannt. Die Seelenwanderung ist ihnen nicht fremd und diesem Glauben liegt der Aberglaube sehr nahe, daß durch übernatürliche Kräfte ihre Priesterinnen die Gestalt der Menschen verwandeln und diese zu Hunden, Schweinen u. dgl. umtauschen könnten.

Die Priester und Priesterinnen gehören allezeit unter die Vornehmen des Landes. Sie scheinen indessen nicht die frömmsten und rechtlichsten Menschen zu sein, sondern eine Art Leute, wie wir uns unter Geisterbannern, Wunderdoktoren und Charlatanen vorstellen. Als Kapitän Dillon in der Inselbai verweilte, war er so glücklich des Besuches einer solchen Priesterin theilhaftig zu werden. Die Priesterin hatte eine majestätische Gestalt. Sie schien mittlern Alters zu sein, brunett mit blitzenden schwarzen Augen, ihr langes Haar ergoß sich in schönen natürlichen Locken wie glänzendes Ebenholz über die reizenden Schultern, und wallte bei jedem Schritte in der Luft. Sie war in die Staatstracht ihres Landes gekleidet, und der deutschen Welleda gleich, gebot eine gewisse wilde Hoheit in ihrem Benehmen Achtung und Aufmerksamkeit. Sie kam mit Anstand und nachdem sie bemerkt hatte, daß der Tag ziemlich kalt sei, verlangte sie nach Rum. Als man ihr Brantwein vorstellte, verschmähte sie ihn und verlangte Rum, wie die Wallfischfänger ihn brächten. Von diesem trank sie denn auch ein Glas voll mit einem Zug aus. Dieses kontrastirt nun außerordentlich mit der entschiedenen Nüchternheit und dem Abscheu vor allen starken Getränken, den man bisher bei diesem Volke wahrnahm. Leider wird es den Matrosen nur zu bald gelingen, dem Gifte der Völker auch hier Eingang zu verschaffen, leider wird der Geist des Rumfasses früher diese herrliche Nation zerstören, als der

heil. Geist des Evangeliums sie civilisirt. Diese Priesterin wurde sodann sehr gesprächig, besonders zog der Schiffschirurg ihre Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem sie sein Gewerbe erfahren hatte, erklärte sie sich sogleich, daß auch sie Priesterin und Heilkünstlerin sei, nannte den Schiffsarzt Bruder und verlangte, daß er sie auf neuseeländisch grüßen sollte. Indem nun der Schiffsarzt seine Nase der ihrigen näherte, that er es so ungeschickt, daß ihm die Perücke von der Glatze fiel, was nicht geringes Entsetzen bei der Priesterin erregte, und als er die Perücke wieder aufsetzte, galt er bei der Priesterin und ihrem ganzen Gefolge für einen noch größern Hexenmeister als sie selbst. Ein Zug aus dieser Szene erregt in der That ein Erstaunen und legt keineswegs ein unvortheilhaftes Zeugniß von dem Geiste dieses Volkes ab. Der Schiffsarzt, der nach Belieben seine Haare verlieren und wieder aufsetzen konnte, wurde wie natürlich für einen Zauberer erster Art gehalten. Die jungen Neuseeländerinnen aus dem Gefolge der Priesterin schienen jedoch keine sehr große Anlage zum Aberglauben zu haben; denn sie hielten das Haar wirklich für künstlich und glaubten, daß nur dadurch der Doktor im Stande sei, das Haar abzunehmen und wieder aufzusetzen; und eine der kühnsten darunter machte sich hinter dem Zauberer her um zu versuchen, ob sie nicht auch gegen den Willen desselben die Haare ihm abzunehmen im Stande sei. Da sie jedoch zufälligerweise ein Büschel natürlicher Haare erwischte, so gelang ihr Vornehmen nicht und sie mußte nun im Glauben gestärkt eilig ihren Rückzug nehmen, damit sie nicht etwa von dem Zauberer in ein Schwein u. dgl. verwandelt würde; und wurde noch obendrein von ihren Gefährtinnen ausgelacht. Das Ansehen des Zauberers hatte aber dadurch nicht wenig gewonnen.

Wie gesagt, wir wissen nicht, in welcher Beziehung nun diese Priester und Priesterinnen zum Volke stehen. Daß sie ein Land der Verstorbenen glauben, ist gewiß. Der wunderbare Fels, dessen wir schon oben gedacht haben, in der Tegadoobai heißt Reinga. Er ist das Hadesthor der Neuseeländer. Dort versammeln sich die Waidanas (Wodan?) oder Seelen der Verstorbenen aus allen Gegenden der Insel, unmittelbar nach ihrem Absterben, und sobald sie gehörig beerdigt sind, ergreifen sie von hier aus ihren Flug durch die Lüfte zum Lande der Verstorbenen. — Ihre Todten beerdigen sie, indem sie den Leichnam hockend auf eine geschnitzte Bahre stellen, seine Kleider neben ihn legen, und nachdem er beheult ist, ein Mahl halten, sodann den Leichnam auf eine Stange nehmen und ihn nach dem

Begräbnißplatze tragen, wo ein roh geschnitzter und mit Ocker roth bemalter Pfahl die Ruhestätte bezeichnet. Das höchste Wesen, welches sie verehren, heißt Atua. Ihm sind mehre andere untergeordnet und nach Art aller Naturvölker ist ihnen der Begriff eines weltregierenden Wesens mit unmittelbarer Vorsehung zu hoch, daher scheinen sie eine weitläufige Mythologie zu haben, welche zu studiren die erste Aufgabe der Missionäre sein sollte. Der Atua scheint mehr ein Gesamtname zu sein, und sie haben sich für alle Theile der Natur, ja sogar für die Leidenschaften des menschlichen Herzens eigene Wesen personifizirt, welche alle jedoch dem Atua untergeordnet sind. An der Spitze der ganzen Schar dieser Wesen steht Ranga; ihm zunächst Dipotho, der Gott des Todes; dann Towakhi, der Gott der Luftregion. Sie scheinen diesen Göttern ihre Ehrfurcht durch Gebete und Libationen zu bezeigen. Auch die Erscheinung der Arbeiten durch die Korallthiere ist ihnen nicht entgangen. Mowimuha schafft Land unter dem Meere. Sie haben Untergötter für Liebe, Schmerz, Zorn, mitunter mit rührenden Sagen verknüpft; so verlor der Gott des Schmerzes Hekotoro seine Gattin, Thränen vergießend suchte er sie auf der ganzen Erde. In Neu-Seeland fand er sie wieder, indem er sie von dieser Insel aus in einem Sternbilde erblickte. Die Götter wohnen über den Sternen in einem Elysium oder Olymous, das sie Dakhinga Atua nennen, und mit den reizendsten Farben, deren ihre Phantasie fähig ist, ausmalen. Am Felsen Reinga werden die Seelen oder Waidanas gesondert; die Guten erheben sich über die Sterne, und der Genius des Schmerzes führt sie in den Himmel der Götter ein. Die Bösen werden mitten durch Ika-na-Mavi geführt nach dem Nordkap und dort in das Meer versenkt. Sie glauben an einen allwissenden und allgegenwärtigen Gott. Ein Dieb z. B. kann in Neu-Seeland nicht entkommen; menschliche Gerechtigkeit muß ihn ereilen und ereilte ihn diese nicht, so erhebt sich Atua gegen ihn wie ein voller Mond, wirft sich auf ihn mit der Behendigkeit eines fallenden Sterns und fährt wie eine Kugel aus dem Schlunde einer Kanone an ihm vorbei. Auch in der Kenntniß der Gestirne haben sie Fortschritte gemacht, und die Priester scheinen astrologische Kenntnisse zu besitzen. Sie haben Sternbildern Namen gegeben und bleiben im Sommer ganze Nächte lang auf, um den Auf- und Untergang der Gestirne zu beobachten. Den Gürtel des Orion nennen sie Wakha, die Plejaden sind die Augen von Neuseeländern, die an den

Himmel versetzt wurden und deren Körper unsichtbar sind; die magellanischen Wolken heißen bei ihnen Feynbau und Ariti.

Den ersten Menschen haben drei Götter erschaffen, Mowhiranga, Mowhirruha und Mowhibotakih und man merke: das Weib wurde aus des Mannes Rippe erschaffen und Hewich genannt, was noch jetzt in der Neuseeländer Sprache Bein heißt. Nach einer andern Sage war die Welt in der Urzeit ewige Nacht. Ein Neuseeländer Rona sei einmal ausgegangen um Wasser zu holen, wobei er einen Fall that und sich das Bein verrenkte, so daß er nicht nach seiner Wohnung zurückkehren konnte. Hülflos daliegend ging über ihm der Mond auf, des Lichtes ungewohnt umklammerte er einen Baum, wurde jedoch samt demselben in den Mond hinaufgezogen. Hier haben wir also unsern Mann im Monde.

Ihre Priester heißen Tohunga und genießen eine große Achtung. Sie allein haben das Recht das Tabu auszusprechen, welches, wie wir schon oben gesehen haben, die außerordentlichste Kraft hat, alles was damit belegt ist, unberührbar zu machen. Wird ein Mensch krank, so hat ihn Atua berührt; er ist Tabu und niemand berührt ihn. Neugeborne Kinder werden zu den Tohungas gebracht, die sie mittelst des Blattes eines Baumes mit Wasser besprengen. Bei welchem Kinde dies unterlassen wird, hat die Unterlassung zur Folge, entweder einen baldigen Tod oder bösartiges Gemüth. Polygamie scheint im Allgemeinen nicht bei ihnen eingeführt, nur die Häuptlinge haben den Vorzug, sich zu ihrer rechtmäßigen Gattin eine Anzahl Beischläferinnen zuzulegen, welche jedoch nie den Rang der Hausfrau erlangen, sondern als Arbeiterinnen im Hause ihres Herrn angesehen werden. Sie haben auch eine Nationalpoesie und ihre Rhapsoden und Homere, welche ihnen die Thaten ihrer Voreltern, die Geschichte der Götter u. dgl. nebst andern Gesängen, Schlachtgesänge und wol auch Liebeslieder vorsingen. Mitunter wird bei diesen Gesängen wol auch getanzt. Die Sänger stehen 3 bis 4 neben einander, und wechseln unter einander ab. In gewissen Zwischenräumen fallen sie alle zusammen im Chore ein. Ihre Tänze sind lebhaft, aber nicht unanständig noch üppig. Der Kriegstanz ist gräßlich und mit entsetzlichen mimischen Bewegungen und vielfach abwechselnden Verrenkungen der Glieder. Auf Waffengeklirr folgt Jauchzen, Brüllen und Geschrei. Es soll das furchtbarste Schauspiel sein, welches man unter der Sonne sehen kann. Sie haben eine Art Trommel, Trompetenmuscheln und eine hölzerne Pfeife, be-

dienen sich aber derselben nur bei ihren Schlachttänzen. Ihre geselligen Tänze werden nur mit Gesang begleitet. Ihre Sprache ist schön und wohlklingend, weit entfernt von jener mißtönenden Anhäufung der Konsonanten, sondern harmonisch abwechselnd mit den Vokalen. Krieg ist ihr Element; daher auch ihre Sprache volltönend und nicht so weich wie die tahitische, mit welcher sie übrigens als Dialekt übereinkommt. Sie führen auch Scheinkriege auf und Gefechte, die den Turnieren des Mittelalters nicht unähnlich sind. Ein solches Kampfspiel wird uns folgendermaßen beschrieben: Es wurde von Duaterra und Korakora, zweien Häuptlingen den Missionären zu Ehren veranstaltet und stellte eine Seeschlacht vor. Die Heerhaufen waren ziemlich gleich, jeder gegen 200 Krieger stark, die auf ihren Kriegskanots vertheilt waren. Die Häuptlinge standen sämtlich aufrecht und trugen ihre Kriegermatten malerisch über die Schultern zurückgeschlagen. Das Haar war sehr zierlich auf dem Scheitel zusammengewunden und nach Landessitte mit den weißen Federn des großen Gannet geschmückt. Ihre Stellungen hatten alle etwas Heftiges und Stürmisches, so daß sie auch den Entschlossensten mit Furcht erfüllen konnten, und ihre grimmigen Gesichter mit ihrer Tätowirung erhöhten diesen Eindruck. Ein Theil der Krieger hatten ihre Matten, Speere und andere Waffen neben sich niedergelegt und ruderten die Kanots gegen einander fort, bis sie einander gegenüberstanden. Die Häuptlinge begannen nun den Schlachtgesang, die Krieger fielen im furchtbaren Chore ein, indem sie mit wilden Geberden die Ruder erhoben. Mit dem Fortgang des Gesangs wurden ihre Bewegungen immer heftiger und ihre Gefühle immer gewaltiger, bis einer aus Duaterra's Heer eine lange fischbeinene Streitkolbe als Ausforderung auf Korakora's Streiter schleuderte. Man ließ ihn eine Zeitlang sein Wesen treiben, an dem Strande, wo er stand. Endlich war die Wuth von Korakora's Kriegern zur höchsten Begeisterung gestiegen; sie warfen sich an den Strand, um den Ausforderer zu züchtigen. Dieser zog sich auf Duaterra's Haufen zurück, welcher indessen in einem Thale aufmarschirt war. Die Korakoraner warfen die Duaterraner mit unaufhaltsamer Wuth. Plötzlich ermannten sich jedoch die Angegriffenen, Duaterra stürzte in das Centrum der Angreifenden. Von beiden Seiten erfüllte barbarisches Gebrüll die Luft, und Duaterra's Haufe wurde von Korakora mit vieler Bravheit zurückgetrieben. Plötzlich sammelte jedoch Duaterra's Haufe abermals seine Kraft, umzingelte die Angreifer

und nöthigte sie zum schleunigen Rückzuge. Lange schwankte der Sieg zwischen beiden, endlich schieden sie im Frieden von einander, und verbrachten den Tag mit Gesang und Tanz. Ihre Waffen sind zum Theil schon oben beschrieben. Die Häuptlinge haben aber nun meistens auch schon Pistolen und Flinten, mit denen sie recht gut umzugehen wissen. Ihre Fahrzeuge sind mit großer Geschicklichkeit gebaut; sie haben Kähne, welche Privateigenthum sind und Kriegsschiffe 60 Fuß lang, die 60 Mann halb Streiter, halb Ruderer zu fassen im Stande sind. Diese sind immer Gemeingut eines Stammes oder eines Dorfes. Das Hintertheil läuft hoch hinauf, ist mit Flechtwerk behangen und mit Schnitzwerk verziert. Sie haben Ausleger und Segel und am Hintertheil ist allzeit ein grotesker Kopf geschnitzt mit herausgeschlagener Zunge. Die Ruder bewegen sie mit vielem Takte, der allzeit mit Gesang begleitet ist.

Von diesem Duaterra müssen wir einige nähere Nachrichten hier einschalten. Dieser Häuptling ist ein sehr ehrenwerther Mann und unstreitig der Triptolem seines Vaterlandes. Von seinem Leben Folgendes: Die Neuseeländer haben unter andern guten Eigenschaften auch diese, daß sie gerne reisen, sich unterrichten und Verbesserungen in ihre Heimat zurückbringen. Auf diese Weise wurde der Zustand der Neuseeländer seit Cook's Reisen unendlich verbessert durch die Wohlthaten, welche ihnen durch reisende Landsleute zugeführt wurden. Sie verdingen sich zu dem Ende wol auch als Matrosen auf die Schiffe, und der wackere Duaterra hatte ebenfalls große Neigung, fremde Länder zu sehen und mit den Künsten und Gewohnheiten des civilisirten Lebens bekannt zu werden. Erst 18 Jahre alt, verdingte er sich schon auf Schiffe von Wallfischfängern und machte mehre Reisen mit. Endlich ging er an den Bord der Santa Anna, die nach den Bountyinseln bestimmt war, um Seehundfelle zu holen. Hier angelangt wurde er mit 13 andern ans Land gesetzt, um Seehunde zu schlagen, während das Schiff frische Lebensmittel einzunehmen nach der Insel Norfolk ging. Fünf Monate lang blieb das Schiff aus, und Duaterra mit seinen Gefährten war dem größten Mangel ausgesetzt, da die Insel kein Wasser hatte, so daß 3 von ihnen starben. Inzwischen hatten sie 8000 Seehunde geschlagen, und nun segelte Duaterra nach England. Sein Wunsch war sich zu bilden, den König zu sehen u. dgl. Statt dem durfte er kaum das Schiff verlassen, wurde schrecklich mißhandelt, bekam seinen Sold nicht, und verfiel dadurch in eine Krankheit, die ihn dem Grabe nahe

brachte. Nach vielen erlittenen Mißhandlungen und Gefahren, welche wahrlich die Neuseeländer vom Kannibalismus nicht bekehren werden, kam endlich Duaterra nach seiner Heimat zurück. Hier führte er den Bau der Kornfrucht ein, erklärte seinen Landsleuten: dieses sei das Gewächs, aus welchem die treulosen Weißen Zwieback bereiteten. Edelmüthig vertheilte er den mitgebrachten Weizen unter 6 Häuptlinge, so wie unter mehre seiner Stammesgenossen. Sie säeten aus, und was geschah? — die Ernte gedieh vortrefflich, aber die kindischen Neuseeländer konnten die Reife nicht abwarten; sie rissen die grünen Halme aus und suchten wie bei den Kartoffeln die Frucht bei den Wurzeln. Natürlich fanden sie nichts, Duaterra wurde ausgelacht und es wäre ihm beinahe wie dem tanzenden Petz ergangen. Indessen war einer nebst Duaterra so klug, sich nichts aus dem Spotte zu machen. Sie ließen die Frucht reif werden, und siehe, da war nun die Reihe des Lachens an andern. Die Menschen sind sich indessen überall gleich. Sah man nun auch das Korn, so glaubte man doch nicht an das Brot, bis Duaterra von dem Missionär Marsden eine Handmühle zum Geschenke bekam, welche natürlich seine Freude vollkommen machte. In Gegenwart der Häuptlinge wurde nun von Duaterra Weizen gemalen, das Volk tanzte vor Freuden um den Glücklichen herum. Der Jubel war allgemein, als man Mehl hervorkommen sah. Duaterra buk hierauf in Gegenwart des ganzen Volkes Kuchen, gab dem Volke zu essen und man überzeugte sich, daß Weizen Brot gebe. Wahrlich ein Jahrhundert wäre nicht hinreichend gewesen, durch Europäer die Neuseeländer zu Ackerbauern zu machen. Aber das Beispiel des eingebornen Mitbruders wirkte magisch; in ganz Neu-Seeland ist nun Getreidebau allgemein und die reichlichsten Ernten segnen den Fleiß.

Und mit grünen Halmen schmücket
  Sich der Boden überall;
Und so weit das Auge blicket,
  Wogt es, wie ein gold'ner Wall.
Freudig segnet Gott die Erde
  Mit den Garben ohne Zahl,
Und auf seiner Kinder Herde
  Prasselt nun kein gräßlich Mahl!

Wir bitten den Leser unsers großen Schiller „Eleusinisches Fest" zu lesen, um sich mit uns zu freuen über dieses glückselige Ereigniß. Nun wird der Neuseeländer nicht untergehen, er

wird nicht die Beute der Weißen werden; mit wahrhaftem Dank gegen den Vater der Menschen vernehmen wir diese freudige Nachricht, Brot wird an die Stelle des Menschenfleisches treten und das herrliche Volk Neu-Seelands ist nach unserer Meinung gerettet.

Mit Freuden gesellen wir Duaterra's Namen zu denen eines Franklin und anderer Wohlthäter der Menschheit. Wie viel höher steht Duaterra als Cortez, Pizarro, Alexander und alle die großen Würger des Menschengeschlechts mit blutigen Kronen geschmückt! wie viel schöner ist eine Bürgerkrone aus geflochtenen Ähren, als der fluchbeladene Lorbeer eines Welteroberers!?

Die Kleidung des Neuseeländers besteht aus zwei Theilen: einer Matte aus neuseeländischem Flachse wie ein schottischer Rock und einem 4 bis 5′ langen Mantel aus eben dem Zeuge und mit Hundefellen verbrämt, der sich ziemlich gut ausnimmt. Häuptlinge füttern wol diesen Mantel auch mit Pelzwerk. Auch sind die Matten, aus denen die Mäntel bestehen, mit Farben geziert und außerordentlich kunstvoll bereitet. Die Kleidung der Weiber ist dieselbe wie bei den Männern, nur etwas leichter. Das Haar tragen sie zurückgekämmt in einen Schopf gebunden und mit langen weißen Federn geziert, die Ohren sind durchbohrt. Die Ohrgehänge bestehen aus Stein wie auch die Armbänder, und sind mitunter ziemlich zierlich geschnitzt. Sie salben sich mit Thran, worauf Ocker gestreut wird, auf welchen dann schwarze Flecken aufgesetzt werden, was ihnen freilich ein unreines übelriechendes Ansehen gibt. Auch sind sie sehr von Läusen geplagt.

Seit Einführung verschiedener Nahrungspflanzen durch die Europäer haben sie regelmäßige Pflanzungen angelegt, die sie sorgfältig bearbeiten. Eben so wurden bereits viele europäische Ackerwerkzeuge, in neuester Zeit sogar der Pflug, nach Neu-Seeland gebracht. Sie verstehen auch schon das Land zu düngen. Der Fischfang ist sehr geregelt und mit Hühnern und Schweinen versehen sie bereits die landenden Schiffe.

Indessen ist das Unheil eines Kastensystems leider unter ihnen eingeführt. Die Kaste der Arikis beherrscht die übrigen Kukihs oder das gemeine Volk. Die Arikis bilden die erste Kaste, nach ihr kommt die Kaste Rungatida, welche den Arikis Vasallendienste leisten. Die Arikis ziehen nicht in den Krieg, sobald sie Häuptlinge geworden sind, sondern übertragen die Feldherrnstelle einem Verwandten. Die Arikis oder

vielmehr die Familienhäupter derselben regieren unumschränkt in ihrem Distrikte. Indessen erkennen die Rungatidas nur scheinweise ihre Oberherrlichkeit. Unter den Rungatidas stehen die übrigen Kasten der Kukihs, welche im eigentlichsten Sinne des Wortes Leibeigene sind. Nie vermischen sich diese Kasten unter einander, sondern heirathen nur ihres Gleichen; obwol die Herren der höhern Kasten für ihre Gelüste eine Anzahl Kukihsweiber im Hause haben. Die Arikis gebieten wol über eine Volksmenge von 1000 bis 5000; die Rungatidas haben nur zwischen 100 und 200 Unterthanen. Die Arikis im Innern des Landes sind stolzer als die an der Küste und wurden, wenn sie die Europäer auf Schiffen besuchten, immer von ihren Sklaven auf dem Rücken getragen. Die Sklaven bilden eine vierte Kaste und bestehen aus Kriegsgefangenen, wozu freilich sowol ein Ariki als Kukih gelangen kann. Im Allgemeinen werden sowol Sklaven als Leibeigene so ziemlich gelinde behandelt, was jedoch bei fortschreitender Civilisation leider nicht so bleiben dürfte, denn diese wird neue bisher unbekannte Bedürfnisse und Begierden bei den höhern Kasten erwecken, und diese werden hinwieder nicht säumen, solche auf Unkosten ihrer Untergebenen zu befriedigen, und im besten Falle wird sich das Schauspiel des europäischen Mittelalters wiederholen.

Aus allen diesen Zügen, die wir hier so sorgfältig als möglich gesammelt haben, ergibt sich unsers Bedünkens, daß der Vergleich mit den Germaniern des Tacitus ziemlich passend ist. Wäre es in unserer Gewalt, ihnen einen Bonifacius zu verschaffen, so würden wir ihnen wahrscheinlich einen großen Dienst leisten. Die Methodistenmissionäre scheinen recht ehrliche Leute zu sein. Zu Heidenbekehrern gehört jedoch auch ein heller Geist, der ihnen mangeln mag. Leute, die das Vernichten eines Stammes, der kurz vorher das Haus der Missionäre bestohlen hatte, ganz ernsthaft als einen Beweis göttlicher Vergeltung nach Europa berichten können, scheinen den Geist des Christenthums noch nicht gefaßt zu haben. Indessen sandte man vergangenes Jahr nebst mehren Bedürfnissen auch eine Druckerpresse und Lettern nach Neu-Seeland und wir dürfen nun erwarten, daß die h. Schrift in neuseeländischer Sprache bald unter diese kraftvollen Australgermanen vertheilt werden wird. Werden jedoch die Missionäre nicht sorgen, daß die Neuseeländer auch lesen lernen, so wird es eben so viel als ihre englischen Predigten nützen.

Während der Ausarbeitung ersehe ich aus den neuesten

Nachrichten, daß bereits ein Theil der h. Schrift in Sidney gedruckt ist; und wünsche von ganzem Herzen Glück dazu, obwol ein neuseeländisches ABC-Büchlein ein dringenderes Bedürfniß für die liebe Jugend daselbst sein dürfte.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen nichts weniger als den edlen Eifer tadeln, womit gebildete Nationen ihren wilden Brüdern bei der Entbindung ihres Geistes zu Hülfe kommen; nur wünschten wir, daß fromme Menschen, auch immer weise Menschen wären und wohl bedenken möchten, daß, bevor dem Blinden, welchem kaum der Staar gestochen ist, ins volle Licht zu schauen erlaubt wird, sein Auge zuerst an dasselbe gewöhnt werden muß. Die Fackel des Himmels setzt in der Hand eines Kindes das Haus in Brand und in Phaëtons Händen sind die Zügel der Sonnenrosse, sein und einer Welt Verderben. Möge daher sich doch mit der Milde des christlichen Taubensinnes stets die gehörige Klugheit paaren, damit jene Völker, besonders aber Neu-Seelands kraftvolles Geschlecht der Civilisation entgegengeführt, nicht aber geschleudert werden. Es ist ein herzerhebender Gedanke die Völker des Australozeans sich auf dem Gipfel der Civilisation zu denken; laßt uns aber nicht der Natur zuwider an einem Tage säen und ernten wollen, es möchte sonst der Genius der Menschheit die Seufzer vertilgter Völker in die Geschichte einzeichnen. Amerika's Genius hätte auf dem Grabstein seines Volkes zu schreiben: uns hat der Golddurst Europa's vertilgt; während der Australier sagen müßte: uns hat Europa's Liebe erdrückt! Wir werden bald Beispiele sehen, welche diese Sätze leider rechtfertigen.

Neu-Seeland zerfällt in die oben erwähnten zwei Inseln: Ika-na-Mawi und Tawaipoenamoo.

A. Ika-na-Mawi.

Diese ist die nördliche kleinere der beiden Hauptinseln und reicht vom Nordkap unter 34° 22′ bis zur Cooksstraße 41° 35′ südl. Br. Bestimmt sind hier:

1) Das Nordkap, wo die bösen Seelen der Neuseeländer in das Meer versenkt werden, unter 34° 22′ südl. Br. und 190° 49′ L. Dieses reizende Kap wäre eine Aufgabe für einen Hackert, in keiner romantischern Gegend hat Geßner seine Hirten gedichtet. Von dem Lande zieht sich ein schmaler Landstreifen hin, der in einem Vorgebirge endigt. Die kleine Bai ist von einem wellenförmigen Boden umgeben, wo die Hügel gerade hoch genug sind, um die Landschaft zu verschönern und ely-

fische Thäler zu bilden, deren lachendes Aussehen beurkundet, daß sie nach den nahen Tropen hinüberschauen.

2) Zwei kleine Baien fährt man vorüber und gelangt zu dem von Tasmann entdeckten nordwestlichsten Vorgebirge von Ika-na-Mawi, Maria van Diemen genannt, 34° 30′ südl. Br. und 190° 11′ L. Auch hier bildet die drei Königsgruppe aus drei Inselchen bestehend, wie sich solche das weltsatte Gemüth allenfalls in melancholischen Augenblicken zu einer Zufluchtsstätte wünscht, einen der gefälligsten Anblicke der Erde. Nicht schöner können die Inseln der Seligen sein, als diese kleinen von schroffen Felsen umgebenen zackigen Eilande. Das Paradies, welches die Elfenkönigin für ihre trauernde Liebe sich schuf, und in welchem sie den von Oberon verfolgten Hüon aufnahm, mag hier auf diesen Inseln gesucht werden. Sie theilen noch den tropischen Hauch und hier entfaltet sich noch eine Vegetation, welche zwei Zonen angehört. Vermuthlich ist der Mensch eines so schönen Aufenthalts nicht werth, denn nur verwilderte Schweine und Ziegen und der giftige Skolopender, den man auf dem nur 3 Meilen entfernten Neu-Seeland nicht antrifft, findet sich hier in zahlloser Menge.

3) Die Sandibai, eine weite und tiefe Bai, wie alle Baien Neu-Seelands außerordentlich reizend. Zwei bedeutende Flüsse münden in dieselbe, und hier ist der schöne Hafen von Wangeron, wo das brittische Schiff Boyd den oben erwähnten Überfall erlitt und den größten Theil der Mannschaft einbüßte. Ein kleines Eiland in der Bai heißt die Norfolkinsel. Auf einer kleinen Inselgruppe Cavalles genannt, die bewohnt und mit neuseeländischem Flachse bedeckt ist, erhebt sich ein steiler Berg Pannak genannt hoch in die Lüfte.

4) Die berühmte Inselbai wird von den Vorgebirgen Pocoke und Brett eingeschlossen. Das letztere liegt 35° 10′ 30″ südl. Br. und 191° 4′ L. In diese Bai mündet der Kowakowa, ein bedeutender Fluß, und der Wytanghi von geringerer Bedeutung. Der See Morberrih steht mit der Bai durch einen Abfluß in Verbindung. Diese Bai vereinigt alles, was eine Landschaft schön und erhaben machen kann. Sie ist es, in welcher die Europäer so gerne landeten, weil sie hier treffliches Schiffbauholz, herrliche Fische und Erfrischungen fanden. Die Umgebungen dieser Bai sind sehr fruchtbar und mit Dörfern und Festungen oder Hippahs besetzt. Das größte darunter Wyemattih hat etwa 100 Häuser und 300 Einwohner. Rangahu, Kororatiki, Wykaddy u. s. w. sind ähnliche

Niederlassungen der Eingebornen. Die Britten haben hier ebenfalls seit 1815 unmittelbar an der Bai ihre Mission errichtet und eine Kirche erbaut, bis jetzt hat sich noch kein Erfolg gezeigt. In der Böschung der Inselbai liegt die große Insel Moturva, sie ist bewohnt, hat ausgebreitete Pflanzungen und deckt einen Hafen, den die Franzosen die Verrätherbai nennen, weil hier Maron mit seinen Gefährten niedergemacht wurde.

5) Auf der östlichen Küste folgen die poor-Knights, ein Eiland, und drei daneben gelegene Klippen von grotesker Gestalt. Breamhead unter 35° 46′ südl. Br. heißt die nördliche Landspitze an der gleichnamigen großen Bai, vor welcher eine kleine Inselgruppe liegt, nebst Kap Rodney, 36° 15′ südl. Br. und 192° 36′ L., welches zugleich die nördliche Einfahrt zu der Themse bildet; ein großer Fluß, dessen Mündung eine Reihe Inseln wie eine Barriere gegenüberliegt, wovon die westlichste Schauturuh, die östliche Autocha heißt und bewohnt sind. Die Mündung dieses Flusses gleicht einer großen Bai, hat aber viele und bedeutende Untiefen. An ihr wohnt einer der mächtigsten Arikis von Ika-na-Mawi.

6) Colwil ist ein Vorgebirge unter 36° 26′ südl. Br. und 193° 2′ L.; es macht die Spitze einer lang hervorragenden Landzunge, neben ihr liegt der Charles-Hafen, zur Seite eine Reihe von namenlosen Inseln. Weiter im Osten die Merkursbai mit der gleichnamigen Insel vor derselben. Hier hat Cook den Vorübergang Merkurs vor der Sonne beobachtet. Nun macht die Küste eine weite Schweifung vor Oporage bis zu dem Kap Runaway, welche die Bai Plenty heißt, und mit einer Menge Inseln angefüllt ist. Über sie erhebt sich der hohe Berg Edgecombe unter 37° 59′ südl. Br. und 194° 22′ L. Sie hat gute Landungsplätze. Vom Kap Runaway 37° 32′ südl. Br. läuft die Küste gegen Süden bis Kap Est fort, welches unter 37° 42′ 30‴ südl. Br. und 196° 29′ L. den östlichsten Punkt von Neu-Seeland bildet. Auf und an der Landspitze der Insel, welche die Keule von Ika-na-Mawi heißt, sollen die Sänger des Volkes ihren Sitz haben.

7) Vom Ostkap nimmt die Küste auf einmal eine ganz südwestliche Richtung, bis sie im Kap Palliser an der Cooksstraße endigt. Das Ansehen ist überall frisch und grün. Den Hintergrund dieses ungeheuren Amphitheaters bilden hohe mit ewigem Schnee bedeckte Berge, die also hier wenigstens auf 9000′ absol. Höhe ansteigen müssen. Zahlreiche Küstenflüsse eilen aus ihnen dem Ozeane zu. An dieser Küste liegt die Togadoo-

bai, welche merkwürdig ist wegen der 70′ weiten natürlichen Brücke aus Sandstein, unter welcher ein Fluß dem Ozeane zuströmt. Man kennt noch die Tolagabai unter 38° 22′ südl. Br. und 196° 15′ L., welche einen breiten Fluß und mehre Bäche aufnimmt. Die Armuthsbai, 20′ südlicher, hat die Gestalt eines Hufeisens und wurde von Cook deswegen so benannt, weil er in ihr nichts als Holz fand.

8) Das Tafelkap unter 39° 7′ südl. Br. und 195° 53′ L. bildet mit dem Kap Kidnapper, 39° 43° südl. Br. und 195° 5′ L., die weite Hawkesbai. Man muß sich alle diese Küsten mit Inseln bedeckt denken, welche so zu sagen, eine Vorlage des Festlandes bilden. Auch hier sind die Inseln Bare, das Blakhead, dann die Vorgebirge Turnagain, Castlepoint, Flattpoint und endlich Kap Palliser, 41° 35′ südl. Br. und 193° 31′ L. am Ende der Ostküste von Ika-na-Mawi.

9) Vom Kap Palliser fängt die Cooksstraße an, welche einen 5 bis 30 Meilen breiten Meerarm bildet, der Ika-na-Mawi von Tawaipoenamoo trennt. Er enthält eine Menge Hafen an beiden Seiten und viele Eilande, Vorgebirge u. dgl. Am weitesten ist er im Westen. Die ganze Küste von Ika-na-Mawi in dieser Straße zeigt das blühende Ansehen, welches die Ostküste auszeichnet. Reiche, frische Vegetation und schöne Formen. Zwischen Kap Palliser und Teerwite münden einige Flüsse in das Meer, welches hier eine große Bucht bildet, der die Insel Entry vorliegt, und die sich bis zum Kap Borell hinzieht, das eine Art Vorterrasse des Pik Egmont bildet Dieser Pik erhebt sich hier als der Chimborasso Australiens zum gewaltigen Grenzwächter. Über ein Drittel von seinem Gipfel abwärts ist er mit ewigem Schnee bedeckt, erstiegen ist er noch nie und seine Höhe nur nach der angenommenen Isothermlinie berechnet.

10) Die Westküste von Ika-na-Mawi ist ebner und flacher, weniger steil und weniger eingeschnitten, als die Ostküste. Auch soll die Küste ein trockneres Ansehen haben und weniger bewässert sein, was jedoch blos von den Schiffen aus beurtheilt wurde, da noch kein Seefahrer hier gelandet ist. Sobald man Kap Borell hinter sich hat, folgt von Süden nach Norden Sugarloafpoint, eine kleine Bucht mit vier vorliegenden Eilanden, höher hinauf 38° 4′ südl. Br. und 192° 47′ L. Albatroßpoint mit einer Bai, welche zwischen diesem und Woodypoint die Insel Gannet einschließen.

Von Woodypoint zieht der lange Erdstrich hinauf, bis er sich mit dem Kap Moria van Diemen endigt.

B. Tamaipoenamoo.

Dieses ist die südlichere und größere Insel Neu-Seelands, die sich von 40° 35′ bis 47° 19′ südl. Br. ausdehnt. Demnach ist diese Insel auch rauher als die nördliche, obwol das Klima noch immer sehr milde ist. Sie ist auch bergiger, die Vegetation aber eben so üppig, blühend und frisch, nur natürlicherweise hier schon von einigen nördlicher wachsenden Pflanzenformen verlassen, wogegen die Nadelhölzer stärker hervortreten. Sie soll auch weniger bevölkert und die Einwohner sollen von hellerer Farbe sein. Man kennt hier folgende Punkte:

1) An der Cooksstraße Kap Farewell 40° 35′ südl. Br. und 190° 56′ L. Südöstlich davon Kap Stephens und dazwischen die Blinkbai und Tasmannsbai. Diese Küste längs der Cooksstraße ist 1827 vom Kapitän d'Urville aufs Neue durchforscht und mit der größten Genauigkeit aufgenommen worden. Die Tasmannsbai, welche Cook als eine kleine Einbucht schildert, ist nach d'Urville ein ungeheurer Busen von unabsehbarer Tiefe, in welchem er mit vollen Segeln 3 Tage segelte und endlich in einem bequemen Hafen, Astrolabebai benannt, vor Anker ging. Die Tasmannsbai hat eine Tiefe von 50 franz. Meilen. Die Gestade sind mit einem herrlichen Wiesenteppich geschmückt; aus diesem mündet sich ein Thal aus, das prachtvolle Bäume zeigt. Hinter demselben erheben sich die Gebirge über die Grenze des ewigen Schnees. Die schönen Bewohner dieser Bai sind sanft und friedfertig und gaben d'Urville nicht die geringste Ursache zur Klage, was dem gebildeten Kapitän, unstreitig der wissenschaftlichste Seefahrer seit Columbus, sehr zur Ehre gereicht. An der Westküste des Tasmannsbusen zeigt sich eine Öffnung, welche d'Urville durchsegelte und durch diese Straße, Passe des Français genannt, in die Admiralitätsbai gelangte, welche daher von der Tasmannsbai durch eine Gruppe von 30 und mehren Inseln, die Admiralitätsinseln genannt, getrennt ist. Man kommt nun an Baien und Flußmündungen vorüber und gelangt endlich in den Charlottensund, häufig von Europäern besucht, mit einer Menge trefflicher Hafen, in welche sich mehre Flüsse einmünden. Die ganze Cooksstraße ist mit Inseln und Klippen angefüllt und die Meerenge wird besonders an der Ostseite, durch die gewaltige Strömung für Seefahrer sehr gefährlich.

Der Königin Charlottensund liegt unter 41° 6′ 6″ südl. Br. und 191° 47′ L. Er enthält verschiedene Inseln und im Westen das Kap Koamoroo; hinter dieser liegen zwei Inseln, die zwei Brüder genannt, unter ihnen Kap Campbell, dem Kap Palliser gegenüber. Diese Küsten sind stark bewohnt.

2) An der Ostküste läuft eine Kette ungeheurer Berge hinab, von denen manche dem Pik Egmont nicht nachstehen, sie sind sämtlich mit ewigem Schnee bedeckt und da sie dicht an das Gestade sich drängen, so bilden sie einen höchst imposanten Anblick. Als eine nicht unwichtige Thatsache bemerken wir hier, daß in Amerika die Westküste es ist, an welche die Berge unmittelbar vortreten. In der westaustralischen Inselkette und selbst einem Theile Ostasiens bis über Kamtschatka hinauf, ist es die Ostküste, an welcher die Berge ihre steilsten Abhänge in die See spiegeln. Ob sich hieraus nicht mit einigem Grunde auf ein gewaltsames Versenken des Meergrundes im stillen Ozeane schließen läßt?

An dieser Küste bemerken wir die Gorésbai, unter welcher die schöne Halbinsel Banks vorspringt, Kap Saunders, 45° 35′ südl. Br., Molineaux, Hafen, 46° 24′, endlich das Westkap, welches die Foveauxstraße von der bergigen Insel Stuart trennt. Auf ihrer Südspitze liegt das Südkap, 47° 19′ südl. Br. und 181° 12′ L. Etwas südwestlich von der Stuartsinsel, die schön bewachsen, bewohnt, aber noch von keinem Europäer besucht ist, liegen eine Reihe von Klippen, Snares genannt.

3) Die Westküste fängt mit dem Westkap an, unter welchem die Solandersinsel liegt, 45° 54′ südl. Br. und 184° 12′ L. Sie bildet den westlichsten Endpunkt Neu-Seelands, dem Westkap zunächst liegt die himmlisch schöne Duskybai, 45° 47′ südl. Br. und 186° 47′ L. Wir haben in der Einleitung einige Szenen der Naturschönheiten dieser Bai geschildert. Cook landete in ihr auf seiner zweiten Reise zu wiederholten Malen, und Kapitän Wales hatte hier sein Observatorium errichtet. Die Westküste ist uns so gut wie unbekannt, wir kennen hier nur den Doubtfullhafen, die Mistackerbai, Oppenbai, Foulweatherkap 43° 47′ südl. Br., dem zunächst ein 30 Fuß breiter Wasserfall bei 300′ tief sich prachtvoll in die See stürzt. Zuletzt Rockspoint von einigen Klippen umgeben, worauf Kap Farewell folgt.

Im Jahr 1793 entdeckte d'Entrecasteaux im NO. von Neu-Seeland unter 24° 35′ bis 31° 28′ südl. Br. und

190° bis 202° 30′ L. die Kermadekinseln. Die nördlichste davon ist ein niedriges von Korallenriffen umgebenes Eiland, Vasquez genannt. Es wurde von Maurelle einem Spanier 1781 entdeckt. Raoul unter 29° 16′ 45″ südl. Br. ist die größte Insel der Gruppe, gebirgig und bewohnt. Gleich unterhalb liegt Curtis, kleiner als jene und ebenfalls bewohnt. Macaulay westlich davon, und etwas südlicher der Hoffnungsfels. Die drei letzten Inseln wurden schon 1788 von Watts gesehen. Zu der Gruppe Kermandec kann man auch noch das im Westen gelegene Ecueil Rosetta 30°, 25′ südl. Br. und 198° 16′ L. rechnen.

Im SO. von Neu-Seeland liegt die große Insel Chatam von mehren kleinen Inseln umgeben, unter 43° 53′ südl. Br. und 200° 45′ L. Sie hat 12 franz. Meilen, von Osten nach Westen, niedrige Küsten, hervorspringende Klippen und das Innere ist mit Hügeln bedeckt. Geflügel und Fische haben die Einwohner im Überfluß; diese sind gut gebaut, dunkelbraun, schwarzes Haar, volles Gesicht, haben aber schlechte Zähne.

Bountyinsel, eine Gruppe von 13 Eilanden unter 47° 44′ südl. Br. und 196° 36′ L. Diese Eilande wurden 1788 von Bligh entdeckt. Sie sind ganz kahl, ziemlich hoch und mit weißen Felsen bedeckt. Südlich davon liegt eine kleine Insel unter 49° 49′ 30″ Br. und 196° 49′ L. Der Britte Waterhouse sah sie bei der Nacht 1800, und nannte sie Point-Antipode, weil sie beinahe London entgegengesetzt ist.

Einige Grade südwestlicher von der oben genannten Insel liegt der Felsen Bristol unter 50° 23′ südl. Br. und 187° 51′ L. Die Auklandsgruppe, 1806 von Kapitän Bristow entdeckt, ist eine Gruppe von 3 größern und einigen kleinern Eilanden unter 50° 38′ südl. Br. und 183° 45′ L. Frisches Wasser, Geflügel und Fische findet man im Überfluß in einer sichern Bai der hohen Auklandsinsel, welche von einer Menge kleiner Inseln und Klippen umgeben ist. Die südlichste unter allen bisher aufgefundenen Inselgruppen Australiens ist Macquarie. Sie liegt 54° 19′ südl. Br. und 176° 23′ L., wurde 1820 von dem Deutsch-Russen Bellingshausen entdeckt und 1822 von dem Britten Langdon besucht. Sie besteht aus fünf Eilanden, wovon Macquarie 38 Lieues Umfang hat, zwei Vorgebirge und gute Baien. Sie ist gebirgig, rauh, ohne Menschen, aber reich an Phoken, deren hier 1811 ein Wallfischfänger nicht weniger als 8000 geschlagen hat. Bellingshausen spürte hier am 17. November 1820 ein Erdbe-

ben, und stieß am 28. d. M. unter 56° 20′ auf die ersten schwimmenden Eismassen.

III. Ostaustralien.

Die ostaustralischen Inselketten bieten ein wirkliches Labyrinth dar, in welchem sich zurechtzufinden, bis jetzt selbst den erfahrensten Seemännern noch nicht ganz gelungen ist. Man kann wol sagen, Tausende von Inseln liegen in diesem unermeßlichen Ozeane zerstreut umher, Trümmer einer untergegangenen oder auch Grundsteine einer werdenden Welt. Ihrer Naturbeschaffenheit ist schon in der allgemeinen Einleitung gedacht worden. Hier nur so viel, daß alle diese Inseln durch ihre Kleinheit sich auszeichnen; denn keine unter ihnen erreicht die Größe der nur mittelmäßigen Inseln, welche die westaustralische Kette bilden, z. B. Waigiu oder Caledonien. Ferner zeigen sie eine eigene Vegetation, welche, obwol so ziemlich unter den Tropen gelegen, dennoch weder mit der Vegetation Asiens noch Australiens unter gleicher Breite verglichen werden kann. Es ist nirgends jene wilde Pracht sichtbar, welche die Natur auf den Antillen oder dem indischen Archipel entwickelt hat. Diese Inseln gleichen in Bezug auf ihre Pflanzendecke mehr tropischen Gärten, für den Hausbrauch einer eigenen Völkerfamilie erschaffen, welche sich durch einen zärtlichen Anstrich eben so sehr, wie die Vegetation die sie umgibt, von den kraftvollen indischen Naturen unterscheidet. Doch gilt auch dieses nicht allgemein, denn jeder Archipel dieser unzähligen Inseln zeigt wieder eine eigene Schattirung der Sitten, Gewohnheiten und der Gemüthsart dieser Völker.

Alle diese Einzelnheiten, welche sich hier darbieten, unter einen Gesichtspunkt zu bringen, oder in ein System einzuschachteln, ist wol nicht leicht möglich. Schon die verschiedenen Breiten, zwischen welchen sich diese Inseln befinden, verhindern dieses. Unmittelbar unter dem Äquator entfaltet sich natürlich alles anders als 32° süd- oder nordwärts davon entfernt. Wir werden daher hier bei der großen Menge kleiner Gegenstände und der geringen Anzahl allgemeiner großartiger Züge der Natur, uns entschließen müssen, viele mitunter ziemlich übelklingende Namen aufzuführen, und werden diese trockne Aufzählung nur hin und wieder durch einige Farbenstriche zu beleben im Stande sein. Um uns nicht gänzlich in dem unermeßlichen Labyrinthe zu verlieren, wollen wir wieder zwei Hauptabtheilungen machen, und den Äquator selbst zur Scheidelinie nehmen, so daß wir

die Inselgruppen nördlich und südlich vom Äquator nach einander aufführen.

A. Nordöstlicher Australarchipel.

Wir rechnen zu den Inseln nördlich vom Äquator: 1) Die Marianen, 2) die magellanischen Inseln, 3) die Carolinen, 4) die Ralikinseln, 5) die Mulgraven, 6) den Sandwicharchipel, 7) die einzeln zerstreuten Inseln.

1) Die Marianen.

Diese Inselgruppe wurde von Magellan auf seiner großen Reise um die Erde im Jahr 1521 entdeckt. Da die Spanier sich auf den Philippinen sogleich niederließen und diese Inselgruppe auf ihrer Verbindungslinie zwischen Acapulco in Amerika und Manilla auf den Philippinen lag, so wurde sie ganz natürlich von den Manillaschiffen nicht nur immer berührt, sondern auch als Erfrischungsstation betrachtet. Dieses geschah um so mehr, als sich 1667 spanische Missionäre daselbst einfanden, welche von dem Reichthume und der Schönheit dieses Landes eine so günstige Beschreibung machten, daß die spanische Regierung 1678 eine Besatzung hinsandte und auf Guaham eine spanische Stadt begründete. Als die Spanier diese Inseln betraten, fanden sie dieselben sehr stark bevölkert. Magellan nannte diese Inseln Ladronen. Der Name Marianen wurde erst durch die Missionäre üblich; bei den Eingebornen sollen sie Laguas genannt worden sein. Der erste Missionär, welcher 1667 auf Guaham landete, war Don Diego Louis de Sanvitores; er wünschte den Völkern Segen zu bringen, aber ihm folgten Soldaten und Kanonen; und noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts war das Werk vollbracht, welches die Spanier *pacifiar* nennen. Nur wenige Familien der Eingebornen sind noch vorhanden. Ein trauriges Vorurtheil, daß gegen Heiden und farbige Menschen alles erlaubt sei, wirkte mit der Habsucht jener Länder suchenden Abenteurer zusammen, um Unheil und Verderben diesen Völkern zu bringen, welche nach dem einstimmigen Zeugnisse der Zeitgenossen auf einer bedeutenden Stufe der Civilisation standen. Jetzt ist die ganze Bevölkerung vertilgt. Die Spanier selbst bekennen: „Diese so sehr beträchtliche Verminderung rührt von der Unterwerfung her, zu der sie die Waffen zwangen; liebend ihre Freiheit, konnten sie nicht ertragen fremdes Joch. Es war ihnen so drückend, daß sie es vorzogen, als sie es von ihren Schultern abzuschütteln nicht im Stande waren, sich verzweifelnd zu erhenken, oder auf andere

Weise das Leben zu nehmen. Die Weiber machten sich vorsätzlich unfruchtbar, und warfen ihre Kinder in das Wasser, überzeugt, daß sie durch solchen frühen Tod das einzige Mittel ergriffen, dieselben vor Mühseligkeiten zu bewahren und glücklich zu machen. So sehr hielten sie das fremde Joch für unerträgliches Elend! Epidemien trugen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Ihrige bei, um die Bevölkerung gänzlich auszurotten." Die traurigen Überreste haben ihre Sitten und selbst die Sprache der Väter verloren.

Seit jener Zeit wurden diese Inseln von den meisten Weltumseglern berührt, und Kapitän Freycinet hat sehr vieles gesammelt, was über die Geschichte dieser Inseln Licht verbreitet. Beiläufig gesagt, muß man gegen die meisten Berichte der ältern Seefahrer, wo sie von der Wildheit der entdeckten Völker sprechen, etwas mißtrauisch sein. So berichten uns einige, daß die Bewohner der Ladronen das Feuer nicht gekannt hätten, trotz dem daß sie unter dem Donner brennender Vulkane lebten. Man glaubte die Grausamkeiten, welche man sich gegen die schwachen Eingebornen erlaubte, um so mehr gerechtfertigt, je verzerrter das Bild war, das man von ihnen entwarf. Die Marianen liegen zwischen 13° 15′ bis 20° 20′ nördl. Br. und 161 bis 164° östl. L. v. F. zwischen dem Magellansarchipel in Norden, den Carolinen in Süden, den Philippinen in Westen, und dem unermeßlichen Meere im Osten. Sie ziehen sich beinahe in einer geraden Linie von Norden nach Süden herab, und bilden ihrer physischen Beschaffenheit nach eine Vulkanreihe, welche sich in Norden und Süden in die lange Vulkankette einreiht, die hier auf einer ungeheuren Spalte der Erdrinde aufgesetzt ist. Alle diese Eilande sind daher zu den hohen Inseln zu rechnen und gleichen sich so ziemlich sowol an Gestalt, als an physischer Beschaffenheit. Ein hoher Kegel, der sich terrassenförmig abdacht, umgeben mit einem bald breitern, bald schmälern Küstensaume, bilden beiläufig die Gestalt dieser Inseln. Sie sind ziemlich ausgezackt, und Korallenriffe umgeben ihre Gestade. Sie scheinen so wie die übrigen Koralleninseln durch jene kleinen, im Haushalte der Natur so wichtigen Korallenthiere gebaut zu sein, und späterhin noch Erhebungen durch vulkanische Kräfte erfahren zu haben. Es bestätigen dies die Korallblöcke, welche sich unter der Dammerde auf einer Höhe vorfinden, bis zu welcher diese Weichthiere nie bauen. Man räumt im Allgemeinen den innerirdischen Kräften noch immer zu wenig Bedeutung ein; und dennoch bin ich fest überzeugt,

daß es bei weitem naturgemäßer ist, das Vorkommen der Wasserprodukte auf größern und großen Höhen der Erhebung durch vulkanische Kräfte, als dem Aufenthalte des Wassers zuzuschreiben. Der Boden aller dieser Inseln ist vulkanisch, die Unterlage der Küsten madreporisch, der Boden auf Guaham durch Bäche und kleine Flüsse, auch Süßwasserteiche, auf den übrigen Inseln nur durch Quellen und Lachen bewässert. Das Klima ist bei der Lage der Inseln von Norden nach Süden herab natürlicherweise verschieden, überall jedoch ein Tropenklima, folglich günstig für alle Produkte des Südens. Die Hitze wird durch die unausgesetzten Seewinde sehr gemäßigt; die feuchten Westwinde werden durch die trocknenden Nordwinde, die immer dazwischen kommen, unschädlich. Die nördlichen Passatwinde erhalten vom Oktober bis Juni das Wetter immer schön und den Himmel heiter. Der Sommer ist jedoch veränderlich, naß und häufigen Orkanen und Stürmen ausgesetzt. Die mittlere Temperatur kann zu 20° Réaumur angenommen werden. Die auf einigen Inseln noch brennenden Vulkane sind brüllende Zeugen, wie unsicher der Boden ist, auf dem man wandelt. Gewöhnlich ist der nördliche Theil dieser Inseln mit steilen Küsten, der südlichere mit flachern versehen.

Auf die mineralischen Produkte dieser Insel kann der Kundige nur daraus schließen, daß bisher die Gebirgsarten unter allen Zonen bei gleichen Umständen dieselbe Beschaffenheit zeigen. Der Kern der Inseln ist vulkanisch, also natürlich sind auch vulkanische Produkte zu erwarten. Koralltiere haben ihre Riffe darauf gebaut, also sind Madreporen und Konglomerate aus Seethiertrümmern natürlich zu erwarten. Aber die kahlen Madreporfelsen deckt eine Auflösung vulkanischer Produkte und macht den Boden für die Tropenvegetation geschickt. Diese hat sich auch auf diesen schönen Inselchen wieder in ihrer schönsten Pracht entfaltet. Deckte das Meer nicht den Fuß der Berge, denen die Inseln als Gebirgsspitzen angehören, so würden wir gewiß eine der prachtvollsten Naturszenen erblicken. Es würden sich diese Inseln als ungeheure Berge darstellen, von denen der untere Theil einen starken abenteuerlich gezackten und bunt gefärbten Korallenwald, die Mitte einen lebendigen Pflanzengürtel der größten Pracht, und der Gipfel ein kahles Haupt voll Feuer zeigten. Der Pflanzengürtel, welcher diese Inseln umgibt, enthält drei Arten von Kokospalmen, zwei Pandanus, mehre Feigen, Guyave, Brotbäume, Casuarinen, die sehr schöne *Baringtonia speciosa*; nichts, sagt Camisso, gleicht den Wohlgerüchen, welche

von der Insel Guaham zu uns herüberwehten, als wir uns dem Ankerplatze näherten. Die Menge der Orangenbäume von verschiedener Art, welche hier verwildert sind, die eingeführten Fruchtbäume, die prachtvollen Pisang, die schönen Pflanzen Asiens und Australiens vereinigt, füllen allenthalben die Luft mit ihren Wohlgerüchen an. Der Anblick der Ostküste von Guaham, den Stürmen mehr ausgesetzt, hat einen Anstrich von Trockenheit und Dürre. Von der andern Seite jedoch, an der Westküste hat die Natur ihren reizendsten Teppich entfaltet. Wo sich nur ein Fleckchen findet, das einer Wurzel einen Halt geben kann, da entfaltet sich auch eine lachende Pflanzengestalt. Die Westseite der Inseln gleicht im Durchschnitt einem wallenden Pflanzenmeere, über welches nur hin und wieder sich der kahle Gipfel eines Vulkans erhebt, dessen Rauch seine Thätigkeit anzeigt. Das Meer beherbergt außer einer Menge Fische die Seeschlange, die Perlenmuschel, den Trepang, eine Menge Zoophyten, Holoturnien, darunter eine sehr große gefährliche Krabbe, auch Haie und giftige Fische, Seeschildkröten u. dgl. Auf dem Lande fallen Skorpione, Tausendfüße, schwarze Ameisen, Muskiten und Stechfliegen sehr beschwerlich. Von den Amphibien bemerkt man den Leguan, 5 Fuß lange Eidechsen und kleine grüne Eidechsen. Unter den Vögeln Wasserhühner, Regenpfeifer, wilde Enten und allerlei Strandvögel, dann Amseln, Papageien, Hühner, welche bereits verwildert sind, nebst noch andern Vögeln. Wie auf allen Inseln sind Ratten die Fülle vorhanden, auch wilde Katzen, wahrscheinliche Abkömmlinge der Hauskatze, Schafe, Rindvieh, Schweine sind hier eingeführt, und zum Theil verwildert. Auch der Hirsch wurde eingeführt, so wie das Guanako aus Peru, eben so haben die Spanier auch eine Pferdezucht eingeführt, und schwerlich haben die Eingebornen vor Ankunft der Spanier andere Thiere als Ratten, Vampyre und Schweine gehabt.

Die Marianen haben, ungleich andern Ländern, welche von europäischen Nationen kolonisirt wurden, weder an Kultur, noch Einwohnern, noch Civilisation, noch an Benutzung des Bodens gewonnen. Im Gegentheile sind sie entvölkert, verwildert verödet. Nicht leicht findet man in der Südsee eine Insel, deren Boden kulturfähig ist, unbevölkert. Selbst die steinige Osterinsel hat Bewohner aufzuweisen. Die schönen Marianen hingegen sind öde und wüste und zwar so sehr, daß nur auf Guaham, Rota und Tinian Menschen vorhanden sind.

Die übrigen Inseln sind öde und ihre Öde wird eifersüchtig von dem Spanier bewacht.

Die Geschichte der Marianen lehrt uns, daß es hier nicht immer so gewesen sei. Als Pigafetta die erste Kunde der Marianen nach Europa brachte, waren diese Inseln sehr gut bevölkert, Guaham allein zählte dazumal 40000 Einw., nach Murillo Velarde 44000 und auf den sämtlichen Marianen über 100000. Bald darauf, als die Spanier von den Inseln Besitz ergriffen und Missionen gestiftet hatten, nahm die Zahl der Bewohner dieses so gebildeten Volkes plötzlich ab. Die Spanier suchten, theils um die Bekehrung zu befördern, theils um den Abgang der Bevölkerung zu ersetzen, durch bereits christianisirte Philippiner der Bevölkerung aufzuhelfen. Dennoch waren im Jahre 1749 nach den eigenen Nachrichten der Spanier nur 1738 Menschen vorhanden. Seitdem stieg die Bevölkerung wieder, und im Jahr 1783 waren 3231 Menschen da, welche bis 1816 auf 5389 gestiegen waren. Wo einst hunderttausend glückliche Menschen unter Palmen gewandelt, ist es jetzt öde, die Palmen sind geblieben, aber sie beschatten nur die Gräber derer, die sie gepflanzt haben.

Die Spanier führten nach Besitznahme der Marianen sogleich ihre spanischen Gesetze und das Christenthum ein. Nach dem, was aus eigenen Berichten wider Willen der Berichterstatter sich schließen läßt, waren die Marianen oder richtiger die Laguer ein bei weitem civilisirteres Volk als die Spanier selbst. Nur die Kanonen machten es den Spaniern möglich, ihr Ansehen zu behaupten und das Volk zu vertilgen. Sie hatten bereits eine Schiffahrt, wohnten in festen steinernen Gebäuden, welche in ihren Ruinen noch davon zeugen, daß die Erbauer keine Wilden waren, ja sie sollen sogar eine Münze gehabt haben. Diese bestand nach Camisso's Bericht aus Schildpatt von der Gestalt eines Knopfes, aber dünn wie Papier, an einer Kokosschnur dicht an einander gereiht, so daß das Ganze eine biegsame Walze von der Dicke eines Fingers und der Länge eines Fußes ausmachte. Sie zu verfertigen und auszugeben war das Recht weniger Häuptlinge. Man findet Schildkrötenfelder von der großen Seeschildkröte verschiedentlich mit Löchern durchbohrt. Wer eine Schildkröte getödtet hatte, brachte ein Feld ihres Panzers dem Häuptlinge, der nach Umständen der That Löcher hineinbohrte; je weniger dieser Löcher waren, desto größer war der Werth. Solche Trophäen sollen dann dem Eigenthümer ein gewisses Zwangsrecht gegeben haben, diese Schildpatte nach her-

von der Insel Guaham zu uns herüberwehten, als wir uns dem Ankerplatze näherten. Die Menge der Orangenbäume von verschiedener Art, welche hier verwildert sind, die eingeführten Fruchtbäume, die prachtvollen Pisang, die schönen Pflanzen Asiens und Australiens vereinigt, füllen allenthalben die Luft mit ihren Wohlgerüchen an. Der Anblick der Ostküste von Guaham, den Stürmen mehr ausgesetzt, hat einen Anstrich von Trockenheit und Dürre. Von der andern Seite jedoch, an der Westküste hat die Natur ihren reizendsten Teppich entfaltet. Wo sich nur ein Fleckchen findet, das einer Wurzel einen Halt geben kann, da entfaltet sich auch eine lachende Pflanzengestalt. Die Westseite der Inseln gleicht im Durchschnitt einem wallenden Pflanzenmeere, über welches nur hin und wieder sich der kahle Gipfel eines Vulkans erhebt, dessen Rauch seine Thätigkeit anzeigt. Das Meer beherbergt außer einer Menge Fische die Seeschlange, die Perlenmuschel, den Trepang, eine Menge Zoophyten, Holoturnien, darunter eine sehr große gefährliche Krabbe, auch Haie und giftige Fische, Seeschildkröten u. dgl. Auf dem Lande fallen Skorpione, Tausendfüße, schwarze Ameisen, Muskiten und Stechfliegen sehr beschwerlich. Von den Amphibien bemerkt man den Leguan, 5 Fuß lange Eidechsen und kleine grüne Eidechsen. Unter den Vögeln Wasserhühner, Regenpfeifer, wilde Enten und allerlei Strandvögel, dann Amseln, Papageien, Hühner, welche bereits verwildert sind, nebst noch andern Vögeln. Wie auf allen Inseln sind Ratten die Fülle vorhanden, auch wilde Katzen, wahrscheinliche Abkömmlinge der Hauskatze, Schafe, Rindvieh, Schweine sind hier eingeführt, und zum Theil verwildert. Auch der Hirsch wurde eingeführt, so wie das Guanako aus Peru, eben so haben die Spanier auch eine Pferdezucht eingeführt, und schwerlich haben die Eingebornen vor Ankunft der Spanier andere Thiere als Ratten, Vampyre und Schweine gehabt.

Die Marianen haben, ungleich andern Ländern, welche von europäischen Nationen kolonisirt wurden, weder an Kultur, noch Einwohnern, noch Civilisation, noch an Benutzung des Bodens gewonnen. Im Gegentheile sind sie entvölkert, verwildert verödet. Nicht leicht findet man in der Südsee eine Insel, deren Boden kulturfähig ist, unbevölkert. Selbst die steinige Osterinsel hat Bewohner aufzuweisen. Die schönen Marianen hingegen sind öde und wüste und zwar so sehr, daß nur auf Guaham, Rota und Tinian Menschen vorhanden sind.

Die übrigen Inseln sind öde und ihre Öde wird eifersüchtig von dem Spanier bewacht.

Die Geschichte der Marianen lehrt uns, daß es hier nicht immer so gewesen sei. Als Pigafetta die erste Kunde der Marianen nach Europa brachte, waren diese Inseln sehr gut bevölkert, Guaham allein zählte dazumal 40000 Einw., nach Murillo Velarde 44000 und auf den sämtlichen Marianen über 100000. Bald darauf, als die Spanier von den Inseln Besitz ergriffen und Missionen gestiftet hatten, nahm die Zahl der Bewohner dieses so gebildeten Volkes plötzlich ab. Die Spanier suchten, theils um die Bekehrung zu befördern, theils um den Abgang der Bevölkerung zu ersetzen, durch bereits christianisirte Philippiner der Bevölkerung aufzuhelfen. Dennoch waren im Jahre 1749 nach den eigenen Nachrichten der Spanier nur 1738 Menschen vorhanden. Seitdem stieg die Bevölkerung wieder, und im Jahr 1783 waren 3231 Menschen da, welche bis 1816 auf 5389 gestiegen waren. Wo einst hunderttausend glückliche Menschen unter Palmen gewandelt, ist es jetzt öde, die Palmen sind geblieben, aber sie beschatten nur die Gräber derer, die sie gepflanzt haben.

Die Spanier führten nach Besitznahme der Marianen sogleich ihre spanischen Gesetze und das Christenthum ein. Nach dem, was aus eigenen Berichten wider Willen der Berichterstatter sich schließen läßt, waren die Marianen oder richtiger die Lagauer ein bei weitem civilisirteres Volk als die Spanier selbst. Nur die Kanonen machten es den Spaniern möglich, ihr Ansehen zu behaupten und das Volk zu vertilgen. Sie hatten bereits eine Schiffahrt, wohnten in festen steinernen Gebäuden, welche in ihren Ruinen noch davon zeugen, daß die Erbauer keine Wilden waren, ja sie sollen sogar eine Münze gehabt haben. Diese bestand nach Camisso's Bericht aus Schildpatt von der Gestalt eines Knopfes, aber dünn wie Papier, an einer Kokosschnur dicht an einander gereiht, so daß das Ganze eine biegsame Walze von der Dicke eines Fingers und der Länge eines Fußes ausmachte. Sie zu verfertigen und auszugeben war das Recht weniger Häuptlinge. Man findet Schildkrötenfelder von der großen Seeschildkröte verschiedentlich mit Löchern durchbohrt. Wer eine Schildkröte getödtet hatte, brachte ein Feld ihres Panzers dem Häuptlinge, der nach Umständen der That Löcher hineinbohrte; je weniger dieser Löcher waren, desto größer war der Werth. Solche Trophäen sollen dann dem Eigenthümer ein gewisses Zwangsrecht gegeben haben, diese Schildpatte nach her-

gebrachtem Gebrauch gegen anderes Eigenthum auszutauschen. Die Missionäre schildern diese Eingebornen als einen schönen kräftigen Menschenschlag, wie überhaupt der Mensch in seinem ungeschwächten Naturstande und unter einem zusagenden Himmel allezeit schön und kräftig gedeiht. Sie gehörten zu dem schönen Menschenstamme, der auch jetzt noch die Carolinen bewohnt, und überhaupt in der Südsee auf den kleinen Eilanden herrschend ist. Ein Volk, dessen Grundzug Kindlichkeit, Liebe und Milde ist. Ihre Sprache war eine Mundart der auf den Philippinen herrschenden Tagalasprache und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auch eine schriftliche Literatur hatten.

Die alten Lagoer sollen von starker Konstitution und großer Gewandtheit gewesen sein; ein vierzehnjähriger Eingeborner soll 1598 einen erwachsenen Spanier erfaßt haben und lachend mit ihm davongelaufen sein, was jedoch übertrieben sein mag; aber wahr ist es, daß sie sich als geschickte Mauser zeigten, als Magellan sie besuchte. Die Mannschaft desselben schoß Pfeile auf sie ab, welche die Eingebornen mit größter Kaltblütigkeit aus ihren Wunden zogen und ihren Posten behaupteten. Als der Britte Cooley diese Inseln besuchte, ergriff dessen Mannschaft vier Eingeborne und brachte sie mit rückwärts gebundenen Händen auf das Schiff; dennoch hatten sie sich über den Bord geworfen und schwimmend zu entkommen gesucht. Einer war eine große Strecke weit fortgeschwommen, ehe ihn die Britten erreichten und tödteten. Ein anderer hatte gegen 40 Schüsse ausgehalten, bevor er untersank. Als Schwimmer und Taucher zeigten sie sich außerordentlich gewandt. Männer und Weiber blieben eine unglaubliche Länge unter dem Wasser und holten alles, was man hineinwarf, vom Grunde des Meeres herauf. Die Männer waren dunkelbraun, lang gewachsen, muskulös, mit starken Gliedmaßen, ihr Gesicht ausdrucksvoll, jedoch nach dem Berichte der Missionäre mit einem widerlichen Zuge von Wildheit. Wie bei allen Naturmenschen zeigte sich auch bei ihnen Lebendigkeit, Muth, Offenheit und ein schneller Wechsel der Empfindungen. Kindische Neugierde reizte sie, die unter einander das Eigenthum höchlich ehrten, Kleinigkeiten die ihnen in die Hände fielen, sich zuzueignen. Dies geschah jedoch nicht aus Bosheit, sondern wie es bei allen Südseeinsulanern der Fall ist, aus kindischer Neugierde und Unbefangenheit. Die Missionäre gestehen, daß sie verständig, scharfsinnig, phantasiereich und beredsam waren, aber unbekannt mit jener Selbstverläugnung, welche dem civilisirten Menschen den gan-

zen Aufwand seiner Philosophie kostet; waren sie unfähig, ihre Leidenschaft zu beherrschen, unmäßig in ihrer Liebe zu sinnlichen Vergnügungen, flatterhaft und leichtsinnig, und nur empörende Beleidigungen lehrten sie Verstellung und lang genährte Rachsucht. Ihre häuslichen Sitten waren außerordentlich einfach; sie gingen nackt ohne Tätowirung oder Färbung, Weiber trugen einen kurzen Schurz um die Hüften, einen Schmuck aus kleinen Muscheln um Hals und Arme; auf der Stirn war eine Zierrath aus Schildpatt und der Gürtel mit ähnlichem Schmuck behangen. So und mit grünen Zweigen und Blumen umwunden, wandelten sie unter einander umher. Ihre Wohnungen waren aus Palmenstämmen erbaut, mit Palmenblättern gedeckt, und das Innere mit Matten aus Bast bedeckt. Andere Geslechte theilten das Haus in vier Gemächer ab, wovon das Eine Schlafgemach war; ihr Hausgeräthe war wenig, einfach aber höchst zierlich gearbeitet, ihre Nahrung bestand aus Kokosnüssen, Brotfrucht, Yams und Reis. An Fleisch hatten sie nur Vögel und Fische. Sie lebten mäßig, waren sanft und erreichten ein hohes Alter. Der Ackerbau wurde von ihnen als die gewissermaßen einzige Quelle ihrer Nahrungsmittel nach Regeln betrieben. Sie hatten unter sich Handwerker, und wenn es nicht etwa der Seltsamkeit wegen erzählt wird, so verrichteten die Männer die harte Arbeit, die Weiber aber flochten Matten und besorgten das Hauswesen. Von ihren öffentlichen Gebäuden findet man auch jetzt noch Ruinen, welche zeigen, daß ohne die Dazwischenkunft der Europäer diese Inseln jetzt in einem ganz andern Zustande sein würden. Man findet diese Trümmer auf allen größern Inseln, besonders auf Tinian. Eine doppelte Reihe kegelförmiger Säulen, deren Zwischenraum überall 6 Fuß beträgt, und welche Reihen auf das Doppelte von einander entfernt sind, stehen noch aufrecht. Jede Säule beträgt an ihrem Untertheile 5 Quadratfuß und hat 13 Fuß Höhe. Auf der Spitze einer jeden ruht eine Halbkugel, deren flacher Theil aufwärts gekehrt ist. Das Ganze ist aus Sand und Steinen zusammengekittet und mit Gyps überzogen. Nach Aussage der Eingebornen auf Guaham, haben diese Säulenreihen den Wohnungen ihrer Priester angehört.

Außerdem waren sie geschickte Seefahrer. Sie bauten 40 Fuß lange Boote, die aber nur 2 Fuß weit waren. Schnabel und Hintertheil waren gleich, aber die Seitenwände ungleich, indem die gegen den Wind gerichtete Seite rund, die andere flach aufgerichtet stand. Die Höhlung eines solchen Bootes war

aus zwei an den Enden mit Baumbast verbundenen Rinden zusammengesetzt, in den Zwischenräumen verstopft und mit Harz verpicht und hieß Proa. Die Tiefe betrug etwa 1 Fuß. In der Mitte stand ein 24 Fuß hoher Mast, woran ein dreieckiges Segel mit Hülfe einer 27 Fuß vom Maste abstehenden Segelstange befestigt war. Damit die Proa nicht umschlüge, war ein 12 Fuß langer Ausleger angebracht. Alle Seefahrer gestehen, daß diese Proa's ganz geeignet waren für die Fahrt zwischen diesen verschiedenen Eilanden. Sie waren nicht nur mit Genauigkeit, sondern auch mit Nettigkeit verfertigt.

Noch wird eine der sonderbarsten Eigenheiten, die wol schwerlich irgendwo bei irgend einem asiatischen oder australischen Volke vorkommt, von diesen Einwohnern in Guaham berichtet. Nur Meares erwähnt etwas Ähnliches bei einem Stamme der amerikanischen Nordwestküste. Europa freilich leidet eine Ausnahme. Diese Seltsamkeit ist folgende. Die Frauen genossen hier eine Macht und Ansehen, wie solches sonst nur bei den civilisirtesten Völkern der Fall zu sein pflegt. Sie sollen auch wirklich in Folge dieser Behandlung außerordentlich schön, zart gebaut und reizend gewesen sein. Frohsinn, Gutmüthigkeit und eine freundliche angenehme Physiognomie zeichnete sie aus. Sie gaben die Lieder ihrer Dichter in süßen Gesängen und ausdruckvollen pantomimischen Tänzen wieder, womit sie alles zur Freude stimmten. Das Hausregiment war gebührendermaßen ausschließlich in ihren Händen und die ungeschlachten Männer hatten wenigstens gelernt, wie man seiner Obrigkeit gehorche. Ohne ein Gesetz gegen die Polygamie begnügte sich jedermann mit einer Frau, welche die begangene Untreue des Mannes nicht selten rächte. Eine Frau, die von ihrem Gatten vernachlässigt oder mißhandelt wurde, hatte das Recht, zu ihrer Familie heimzukehren und den ganzen Hausrath mitzunehmen; selbst im Falle einer Untreue durfte der Mann sich zwar an dem Verführer rächen, ihn allenfalls auch tödten, die Frau jedoch mußte mit Schonung behandelt werden. Verstieß der Mann sein Weib, so blieb diese im Besitz des Vermögens und der Kinder. Die Sache soll so arg geworden sein, daß um dem Ehejoch zu entgehen, viele junge Männer gar nicht heiratheten und die frivolste Ausgelassenheit herrschte. Aufrichtig gestanden, scheint das Ganze ein Märchen, und mag auf eine etwas schonendere Art der Behandlung der Weiber zurückgeführt werden.

Unter den Eingebornen der Marianen herrschte das malaiische Feudalsystem. Die Chamorris oder der hohe Adel,

der Mittelstand und das gemeine Volk, machten die drei Klassen der Bevölkerung aus. Wie in Polen war es gebräuchlich, daß das Volk einen Chamorris immer nur anredete, indem es seine Knie umfaßte und seine Füße küßte. Nie aß eine höhere Kaste mit der geringern, vermischte sich auch nicht durch Heirath. Indessen war die Verfassung doch republikanisch und in der Volksversammlung entschied die Gewalt der Rede.

Das größte Ansehen hatten die Chamorris im Kriege, wozu jedoch die Bevölkerung wenig Neigung zeigte, und wenn auch zwischen einzelnen Inseln Fehden entstanden, so waren sie doch gewöhnlich nicht blutig. Als Waffen fand man bei ihnen nur Steine, welche sie ihren Gegnern entgegenschleuderten, auch hatten sie Spieße mit Spitzen aus Menschenbein statt des Eisens, waren daher im Ganzen auf Krieg wenig eingerichtet, gaben jedoch ihren Kindern eine kriegerische Erziehung und härteten sie ab. Sie trieben einen lebhaften Handel mit den Carolinen, der zwar durch die Ankunft der Weißen öfter unterbrochen wurde, demungeachtet aber noch bis heutigen Tag fortdauert.

Die Religion dieses Volkes war sehr einfach, aber doch schon so weit ausgebildet, daß sie der Priester bedurften. Ein höchstes Wesen, das über alles erhaben sei, wie auch Schöpfer des Alls, wurde anerkannt und verehrt; und wie der Mensch, sobald die Idee eines höchsten Wesens in ihm zum Bewußtsein gelangt ist, sich nur schwer zu dem Gedanken erhebt, daß dieses höchste Wesen sich zu ihm in unmittelbare Verbindung herablassen könnte, so schuf denn auch hier der Mensch sich Mittelwesen, welche als Geistergewalten zwischen ihm und der Gottheit standen. Wahrscheinlich war auch der Sabäismus einheimisch und das Leben in der Natur war von ihnen überall individualisirt und daher Sterne, Berge und Thäler, Flüsse und Bäume mit Geistern belebt. Auch die Grundidee eines guten und bösen Wesen war von ihnen ergriffen, der Widerstreit in der Natur ergreift auch den auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehenden Menschen, und dieser von der Wirksamkeit dieser Kräfte überzeugt, fühlt den Einfluß beider. Eben so war ihnen die Dualität in ihrem eigenen Wesen nicht unbekannt und während sie den Körper hinfallen fühlten, schmeichelten sie sich desto gewisser mit der Fortdauer des Geistigen. Daher auch ihr Unsterblichkeitsglaube. Der Mensch, welcher eines gewaltsamen Todes verstorben war, fiel dem bösen Dämon Chaysi anheim, der denn auch die Seele ergriff, und sie in das Sasarra-

guan führte; der Mensch jedoch, welcher eines natürlichen Todes starb, wurde ein Bewohner des Paradieses, ein glücklicher Geist oder Anitis. Da die Anitis, obwol in einer höhern Sphäre lebend, doch immer noch mit ihren Nachkommen in Verbindung blieben und günstigen Einfluß auf sie haben konnten, so waren ihnen Priester bestellt und Opfer gebracht. Diese Priester waren zugleich, wie bei allen Völkern einer niedern Kulturstufe, ihre Weisen, Ärzte und Sänger; ein Umstand der in der Natur der Sache gegründet ist, da Weise schon um ihrer Weisheit willen als Begünstigte der Götter betrachtet werden und daher auch als die natürlichen Vermittler zwischen den Menschen und Göttern. Der erste Mensch war auch hier aus Erde entstanden, verhärtet und in zahllose Stücke zersprengt, aus welchen die Menschen entstanden. Diese Zersprengung hatte auch die Verschiedenheit der Menschen und Sprachen zur Folge. Liegt dieser auf der ganzen Erde verbreiteten Sage, einer Erschaffung des Menschen aus Erde, wirklich eine gemeinsame Ursage zu Grunde, oder die allgemeine Wahrnehmung der Auflösung des menschlichen Körpers in Erde?

Die Begräbnisse waren sehr feierlich, Leichenfeste dabei üblich, kunstreich geschmückte Gräber Sitte, so wie das Begraben der Leichen in die Erde. Auch hier finden wir die außerordentlich weit auf Erden verbreitete Sitte, die Todten durch Klageweiber bejammern zu lassen. Woher kommt diese Sitte? Haben die Weiber schon ein angebornes Talent zu klagen? Ist ihnen diese Eigenschaft von dem betrübten Sündenfalle, der den Verlust des Paradieses zur Folge hatte, übrig geblieben? — Pater Gobien hat uns einige dieser Klagelieder aufbewahrt, welche mit denen der slavischen Völker, wie man von der Grenze Schlesiens bis an die Nordwestküste Amerika's bemerken kann, die größte Ähnlichkeit haben. „Mein Leben ist ohne Werth, meine Zukunft ein langsamer Tod; Trauer umhüllt meine Augen, Überdruß umwölbt mein Dasein. Mein Stern ist erloschen, das Licht meines Mondes, die Sonne meiner Freude auf ewig verfinstert. Nacht ist es um mich, der Abgrund des Elends, das Meer der Verzweiflung umwogt mich." Wie ein Refrain erwiedert ein anderes Klageweib: „Auch ich habe alles verloren, der Trost meiner Tage ist nicht mehr. Stocke, mein Herz, denn du schlägst nicht mehr in seiner Gegenwart. Siehe das Bild unsers Helden, die Ehre unsers Hauses ist erstarrt. Sein Arm beschützt nicht mehr unser Volk. Da er nicht mehr ist, was sollen wir hier thun? Was gilt uns das Leben ohne

ihn?" Solche Apostrophen wurden allezeit, wie es bei den angeführten Völkern noch üblich ist, in einem singenden Tone mit starker Modulation und gedehnten Akkorden vorgebracht und mit lang ausgeschnörkelten Heultönen geschlossen.

Eben solche Klagetöne hören wir jedoch aus dem Munde dieses Volkes am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, da nur sterbende Überreste noch das Grab der Väter beweinen konnten. „Uns glücklich zu machen versprachen diese Fremdlinge; ach sie haben uns die Freiheit geraubt. Sie haben uns in Kleider eingeengt, die den Gebrauch unserer Arme lähmen, Krankheiten haben sie uns gebracht und abscheuliches Ungeziefer und schädliche Thiere. Unbekannte Plagen haben sie über uns ausgegossen, o über die hungrigen Gäste! Wir führten ein unschuldiges Leben, voll Arbeit und Frieden, gesund waren wir und froh. Da brachten sie neue Bedürfnisse und neue Beschwerden; nicht mehr frei und fröhlich genießen wir das Leben, unser Verlust ist unersetzlich." Doch zu spät war die Klage, zu spät der Krieg gegen die Unterdrücker, die europäischen Waffen siegten und 1817 fand Kotzebue ein einziges Menschenpaar des alten Urstammes vor.

Nur drei Inseln dieser ganzen schönen Kette sind noch bevölkert: Guaham, Tinian und Rota. Diese Bevölkerung betrug nach Camisso's Tabellen, die er aus den offiziellen Registern in Manilla gezogen hat, 147 Militärbeamte, 1109 Spanier und Mestizen, 1484 Philippiner, 2559 Indianer, 38 Mulatten, 52 Sandwichinsulaner und Caroliner, zusammen 5389 Individuen, die in 902 Häusern auf den drei Inseln wohnten. Die Bevölkerung befand sich jedoch im Zunehmen und zwar so, daß sich 1783 eine Zunahme von 2186 Individuen auswies. Diese aus so verschiedenartigen Elementen gebildete Bevölkerung ist keineswegs mehr jenes thätige und zahlreiche Inselvolk, dem wir in obiger Beschreibung ein kleines Denkmal gesetzt haben. Die See ist ihnen fremd geworden und zur Schande der europäischen Kultur beziehen sie ihre wenigen Boote von den Carolinern. Sie sind faul und weichlich, scheuen daher sowol Schiffahrt als das Schwimmen. Dem landenden Fremden erscheint Guaham wie eine wüste Insel, und statt daß in der Südsee überall dem nahenden Schiffe zahlreiche Boote entgegenschwimmen, kann es hier nur mit Mühe die Neugierde der Bewohner erregen. Diese kleiden sich tagalisch wie die Einwohner von Manilla. Sie bauen Reis, trinken den Saft der Kokosnuß, kauen Bethel, rauchen Tabak, lauter Abscheulichkeiten,

welche sie zum Gegenstande des Ekels machen. Diese beiden bösen Gewohnheiten, Bethel kauen und Tabakrauchen vereint, verwandeln wol den Menschen zu einem Abscheu. Der Bethelkauer hat triefige Augen, schwarze verdorbene Zähne; der Tabakraucher verzerrte Mienen und eine ihn umgebende Atmosphäre, vor welcher sich jede Nase entsetzt. Beides zusammen vollendet den schmutzigen Barbaren. Die Marianer sind starke Esser, und die wohlhabenden lieben an üppigen Tafeln zu schwelgen, wie denn Kotzebue samt seinen Russen wirklich überrascht wurde, was doch gewiß von russischen Seefahrern, die doch schon zu Lande einen Welttheil zu verschlingen im Stande sind, wirklich viel sagen will. Übrigens muß man zum Ruhme der Marianer gestehen, daß bei ihnen, wie in allen spanischen Kolonien, die Gastfreundschaft zu Hause ist. Außerdem sind die Marianer gutmüthige Menschen, die zwar den Trunk sehr lieben, Tanz und Musik jedoch noch leidenschaftlicher; Hahnengefechte gehören zu den Nationalfesten; sie wohnen in Städten und Dörfern; ihre Wohnungen ruhen auf Pfählen und die des gemeinen Volks bestehen aus Bambus, der jedoch so gefügt ist, daß man überall sehen kann, was im Innern vorgeht. Nur das Dach ist dicht von Palmenblättern geflochten um gegen Regen zu schützen; übrigens gleicht ein solches Haus mehr einem Käfige, hat aber dabei den Vortheil, daß es überall die frische Luft durchstreichen läßt, was dem hiesigen Klima außerordentlich angemessen ist. Die Höhe der Gebäude über die Erde schützt sie gegen das Ungeziefer. Die öffentlichen Gebäude, so wie die Wohnungen der Spanier sind aus Madreporen erbaut. Keines derselben hat ein Glasfenster. Die Stelle des Glases wird durch Perlmutter ersetzt, das zwar Licht, aber keine Sonnenstrahlen durchläßt. Die Spanier haben auch Gewerbe eingeführt und es finden sich die für das Leben nöthigsten, welche freilich nur unvollkommene Arbeiten liefern, in hinlänglicher Anzahl vor. Weben, Stricken, Matten flechten ist das Geschäft der Weiber. Die Männer tragen Pantalons und Hemden, die Weiber eine Art von Rock und ein äußerst durchsichtiges Hemd, das nichts verbirgt. Das Haar ist in einen Büschel auf den Kopf zusammengebunden, Weiber tragen auch Hals- und Armbänder. Was sie an europäischen Waaren verbrauchen, tauschen sie beim Gouverneut ein, der das Monopol des Alleinhandels besitzt, auch ein eigenes sehr schönes Schiff hat, auf welchem er von Manilla auf den Philippinen die für seinen Handel nöthigen Waaren bezieht. Seit 1785 besucht auch eine Handelsflotte der Carolinen jährlich Gua-

ham, wo sie für ihre Boote, Trepang und eine Art großer Meerschnecken, die in China als Leckerbissen geschmaust werden, Eisen eintauscht. Auch die Nordamerikaner legen auf ihren Chinafahrten häufig in Guaham an, wo sie für Lebensmittel und Erfrischungen Geld und Waaren zurücklassen. Dieser letzte Umstand ermuntert denn auch die Einwohner auf Gartenbau und Viehzucht mehr Fleiß und Sorgfalt zu verwenden. Es werden auf Äckern Reis, Yams, Pisangs und Tabak, in den Gärten Ananas, Melonen und Brotfrucht gezogen. Schafe, Ziegen und Schweine nebst Rindvieh vermehren sich auch sehr schnell, und der Handel könnte aus diesen Inseln bedeutenden Nutzen ziehen, wenn die unsinnige Methode: dem Gouverneur die Regierung dieser Inseln nebst dem Handelsmonopol auf 3 Jahre als Gnade zu ertheilen, nicht alles Bessere zu Grunde richtete. Dieses geht so weit, daß sogar die Unterbeamten blos in Waaren, deren Preis der Gouverneur willkürlich bestimmt, bezahlt werden. Alle Einwohner sind Christen und tragen als solche ein Kreuz am Halse, wie auch in jedem Orte ein steinernes Kreuz aufgerichtet ist. Die Jesuiten waren es, welche hier das Evangelium predigten, dann aber von der Stelle, wo sie ganz allein und recht eigentlich an ihrem Platze waren, verdrängt wurden. Sie verbrannten ihre Papiere, als ihnen die Augustinermönche folgten. Diese jedoch mußten bald durch Pfarrgeistliche ersetzt werden, welches nun junge Tagalen von Manilla sind. Der ganze Inselarchipel steht unter dem Bischofe von Zebu, der jedoch der weiten Entfernung wegen die Diöcesangeschäfte dem Erzbischofe von Manilla übertragen hat. Auch die Inquisition spielt hier ihre Rolle, und trifft gleich dem Schicksale unter den Hohen und Reichen jeden, den irgend eine Angabe verdächtig macht.

Die Nordamerikaner haben zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, diese Inseln neu zu kolonisiren; so verübten sie auf den Sandwichinseln garstigen Menschenraub, um dieselben auf der Insel Agrigan zu einer Niederlassung zu benutzen. Der Kapitän Brown war im Jahre 1809 oder 10 auf der Insel Atuai, lockte daselbst in Verbindung mit Herrn Johnson, Schiffbaumeister, 15 Weiber an den Bord. Man näherte sich der Insel Oniheau und lockte daselbst 7 Männer an den Bord, welche Lebensmittel brachten, so richtete man den Kurs nach Agrigan, man verfehlte jedoch die Insel und landete auf Tinian. Hier blieben nun zwei Parteien. Einerseits Johnson mit 4 Mann und den Sandwichinsulanern, anderseits der zweite Schiffbaumeister mit 3 Mann, die vom Dienste entlassen, eine

Barkasse, die sie vom Kapitän erstanden, zu einem Schiffe umarbeiten wollten, um in diesen Meeren Handel zu treiben. Die ganze Kolonie ging auf dem Sandwichaner Boote, das man dort nebst den Insulanern geraubt hatte, auf Sappan über, wo besseres Bauholz war. Seltsam genug entspann sich zwischen diesen zwei Parteien ein blutiger Krieg, bei dem zwei Weiße ums Leben kamen. Unterdessen hörte der Gouverneur von Guaham von der neuen Niederlassung und schickte ein Kommando ab, das die ganze Kolonie gefangen nach Guaham abführte. Seitdem hat sich eine neue Niederlassung auf Agrigan gebildet, welche der Gouverneur von Guaham unter der Bedingung, daß die spanische Oberherrschaft anerkannt würde, nicht mehr zu stören beschlossen hat. Seit dem Verlust der spanischen Kolonien hat diese Niederlassung für Spanien alle Bedeutung verloren, da von Acapulco keine Manillaschiffe mehr reiche Ladungen nach dem Mutterlande führen. Spanien hat keinen Vortheil von dieser Niederlassung als den Verlust von 18000 Piastern, welche die Niederlassung jährlich kostet.

Die vornehmsten Inseln, welche zu dem Archipel der Marianen gerechnet werden, sind von Norden nach Süden folgende:

1) Farellon de Pajaros unter 20° 30′ nördl. Br. und 160° 28′ L. Westlich davon liegen die drei kleinen Eilande Vela, Parazo und Discuido, sämtlich unbekannt.

2) Uracas südöstlich von Farellon, 20° 30′ nördl. Br., ein nackter Fels vulkanischer Natur, ziemlich nackt und unbewohnt.

3) Tunas, auch San Lorenzo oder Mango, 20° 5′ nördl. Br., es sind drei Felseninseln, auf denen sich eine große Menge Fregatten, Tropik- und andere Seevögel aufhalten.

4) Assumption oder Songsong, 19° 45′ nördl. Br. und 163° 45′ L., ein hoher Vulkan, der sich bis 8200′ über den Meeresspiegel erhebt, und nur wenig Vegetation zeigt, da der ewig thätige Vulkan dieselbe immer beeinträchtigt. Die Insel soll einen schrecklichen Anblick der Zerstörung darbieten, der Gipfel des Vulkans immer in Wolken gehüllt sein. Das Eiland scheint daher nie bewohnt gewesen zu sein.

5) Agrigan. Eine der größten Inseln dieser Kette 18° 30′ nördl. Br., vulkanisch, sehr gut bewaldet und bewässert. Hier befindet sich die kleine nordamerikanische Kolonie, welche wohl gedeihen und von den Spaniern nicht mehr beunruhigt werden soll.

6) Pagou, unter 18° nördl. Br., gut bewaldet, ebenfalls

vulkanisch mit mehren Kratern, hat einen Umfang von 6 Meilen; im Westen davon liegt eine große gefährliche Sandbank.

7) Allamaguan, ein Eiland unter 17° 30′, ebenfalls vulkanisch.

8) Guguan, 17° 5′ nördl. Br. 9) Sarigan, 16° 45′ 10) Anataxan, 16° 30′; ein hohes vulkanisches Eiland mit reicher Vegetation, aber ohne Ankerplatz. 11) Farallon, eine Felsenklippe unter 5° 33.

12) Saypan, auch St. Joseph, unter 15° 22′ nördl. Br.; sie ist eine der größten Inseln und hat 8 Meilen im Umfange. Sie ist auch vulkanisch, sehr gebirgig, hat an der Westseite einen guten Hafen Cantahilda. Sie ist sehr gut bewaldet, bewässert und mit einem großen Binnensee versehen, Guanakos und wilde Schweine sind in Menge. Die Insel ist jetzt unbevölkert, obwol sie einst sehr stark mit Menschen besetzt war. Die Spanier besuchen sie nur, um Perlen zu fischen. Hier war es, wo die geraubten Sandwichaner einen Theil ihrer Räuber erschlugen, und dann wieder nach Guaham abgeführt wurden. Seitdem haben die Caroliner hier eine Kolonie gegründet.

13) Tinian, nur durch einen schmalen Kanal von Saypan getrennt, unter 14° 55′ nördl. Br. und 163° 69′ L. Diese Insel hat 7 Meilen im Umfange und wurde beinahe von allen Seefahrern besucht. Als Anson da war, im Jahre 1743, war sie noch gut angebaut, fruchtbar und bezaubernd schön, so daß sie dieser Seefahrer als ein irdisches Paradies schildern konnte. Jetzt ist sie öde, verwildert, keine menschliche Seele haust mehr auf diesen vom Blute seiner Bewohner getünchten Gefilden. Aber die riesenhaften Überreste alter Denkmäler, worauf man mitten im Gebüsche strichweise stößt, zeigen, daß Tinian den Fleiß seiner Bewohner lohnte. Jetzt ist freilich alles anders, die Luft ist zum Ersticken heiß und der Wohnsitz des Vergnügens, den Anson hier fand, ist schrecklich zerstört.

14) Aguigan unter 14° 43′ nördl. Br.; bergig, fruchtbar, öde.

15) Rota auch Zarpana unter 14° nördl. Br., 7½ Meilen im Umfange, mit fruchtbarem bewässertem Boden. Der Reis kommt trefflich fort. Kotzebue schätzte das Eiland 1800 bis 2400′ absol. Höhe. Im Süden liegt ein kleines unbedeutendes Eiland umgürtet von einem zackigen Felsenkranz. Auf der südöstlichen Seite ist eine kleine Bucht mit einem Ankergrunde, wo ein Dorf mit 103 Häusern und einer Kirche liegt. Die Insel hatte 1816 455 Einw., worunter 4 Tagalen.

16) Guaham, die Hauptinsel der ganzen Gruppe, 13° 2′ nördl. Br. und 159° 10′ östl. L. von Norden nach Süden gestreckt. Diese ist die Hauptinsel der ganzen Gruppe, wohl bewaldet, die Vegetation üppig, Ricophoren baden ihre Wurzel in der Flut, die ganze Insel gleicht einem Orangenhaine und ein köstlicher Balsamduft macht ihre Nähe kund, bevor man sie noch erblickt. Orangenbäume sind hier im eigentlichsten Sinne verwildert, so auch die Kokospalme, der Pisang, die Brotfrucht. Die Luft ist außerordentlich gesund und die Menschen werden hier trotz der weichlichen Lebensart, die sie führen, in der That außerordentlich alt. Eigentlich ist nur der südliche Theil der Insel bewohnt, der auch ganz vulkanisch ist, so wie sich auch im Norden vulkanische Kegel erheben und anzeigen, daß dieses auch mit dem Kern der Insel der Fall sei, den ein Korallengürtel umgibt. Die Mitte der Insel ist stark bewaldet und das Bild vollkommen tropischer Pracht, paßt unter allen Marianen am meisten auf Guaham. Man begreift, sieht man die üppigen Gärten der Insulaner, wie einst diese Insel allein 40000 Menschen ernähren konnte. Jetzt besteht die Volksmenge nur aus 5000 Seelen, welche in einer Stadt und 10 Ortschaften in ungefähr 800 Häusern leben.

Die Hauptstadt der Insel St. Ignazio de Agana liegt an einer Bucht der Westküste. Der Anblick dieser Stadt ist romantisch und bezaubernd schön. Eine mit Palmen besetzte Ebene bildet das Terrain, ein hoher, mit Tropenwaldungen besetzter Berg, den Hintergrund, mit dem sich die über der Stadt schwankenden Palmengipfel malerisch mischen.

Die Stadt wird in 4 Quartiere getheilt, hat regelmäßige Straßen, eine hübsche Kirche, ein Kloster, ungefähr 450 Häuser, unter denen jedoch nur einige aus Steinen, die übrigen aus Holz erbaut sind. Zwei Forts vertheidigen sie gegen jeden, den ihr Anblick schreckt, übrigens sind es jedoch die unschuldigsten Festungen von der Welt, denn die eine hat keine Kanonen, und beide kein Pulver. Der Hafen ist zwei Meilen von der Stadt entfernt, heißt Calderona de Apra und wird durch die kleine Insel Siena geschützt. Andere Dörfer sind Arigua, Asan, Villa Pitti, Mungmung, Sanna u. s. w. Sie hängen alle von der Pfarrei Agana ab. Auf der Westküste liegt Agat, Saguan, Umata, Merigo, Narajan, Pago und Hanum. Im Nordwe-

sten von Guaham liegt eine Sandbank und um die Insel herum mehre Klippen und Eilande.

2) Die magellanischen Inseln.

Dieser Archipel wurde erst in neuerer Zeit durch die französischen Geographen in die Geographie unter dem Namen Magellansarchipel eingeführt, und für denselben der Name eines der berühmtesten Seefahrer vorgeschlagen. Dieser Archipel, bestehend aus zwei ziemlich großen und einer Menge kleiner Eilande, liegt zwischen dem nördlichen Wendekreise und 32° nördl. Br. Sie sind sämtlich vulkanischer Natur, was schon ihre Benennung anzeigt, da die meisten von den Seefahrern mit dem Namen Vulkan belegt werden; übrigens wissen wir von ihrer Beschaffenheit wenig. Manche wurden bewohnt gefunden, manche auch unbewohnt, viele bewaldet, andere jedoch kahle und starre Felsen, wir können daher hier nichts thun, als so weit sie uns bekannt sind, dieselben namentlich aufführen. Unter 28° nördl. Br. und 158° östl. L. führen die französischen Karten, nach denen wir diese Inseln angeben: 1) die Erzbischofsgruppe auf, bestehend aus 2 ziemlich bedeutenden und 8 kleinern Inseln; 2) die Malabrigen, ebenfalls eine Gruppe von Inseln unter 26° 30′ nördl. Br. und 164° östl. L.; 3) die Vulkane, eine von Norden nach Süden gedehnte vulkanische Kette zwischen 24 und 25° nördl. Br. und 159° östl. L.; 4) die Grampusinseln, 24° nördl. Br. und 165° östl. L. Hieher gehört auch 5) der Fels Loots Weib, der als pyramidaler Fels sich perpendikulär aus der See auf eine Höhe von 350 Fuß erhebt, unter 27° 30′ nördl. Br. und 176° östl. L. Wir geben hier auch noch eine Menge anderer Inseln, welche auf den Karten, die uns zu Gesicht gekommen sind, noch nicht verzeichnet sind, deren Entdeckung jedoch durch verschiedene Seefahrer konstatirt ist.

1) Die Coopersinsel, 25° 14′ nördl. Br., 153° 46′ L. 2) Die Anderson- oder Hendersoninsel, welche frisches Wasser hat, 24° 26′ nördl. Br., 150° 50′ L. 3) Eine Inselgruppe vom Kapitän Dunker entdeckt unter 17° nördl. Br. und 155° östl. L. 4) Peru- oder Paruinsel, 21° 12′ nördl. Br. und 159° 22′ L. 5) Ein gefährliches Riff 22° 7′ nördl. Br. und 160° 4′ L. 6) Eine andere Klippenbank unter 21° 5′ nördl. Br., 134° 28′ L. 7) Eine unbenannte Insel 25° 12′ nördl. Br. und 149° 28′ L. 8) Ein Archipelagus aus 5 Inseln

bestehend zwischen 29° 26′ und 30° nördl. Br. und 160° 40′ bis 162° 4′ L. 9) Eine andere Insel unter 31° nördl. Br. und 164° 50′ L. 10) Ein Felsen unter 11° 6′ nördl. Br. und 176° 50′ L. 11) Die Parquinsinseln nebst einem Riff, 17° 6′ nördl. Br. und 153° 52′ L. 12) Die Insel Martens unter 24° 18′ nördl. Br. und 171° 22′ L. 13) Ein Felsenriff unter 26° 6′ nördl. Br. und 177° 40′ L. 14) Eine Insel 16° 30′ nördl. Br. und 185° 50′ L. 15) Eine unbenannte Insel unter 16° nördl. Br. und 189° 22′ L. 16) Die Kornwallisinsel, 16° 48′ nördl. Br. und 187° 2′ L. 17) Ein Felsenriff 16° 36′ nördl. Br. und 167° 22′ L. 18) Die waldige Insel Alcyon unter 19° 6′ nördl. Br. und 161° 13′ L. 19) Ein Felsenriff, 19° 10′ nördl. Br. und 185° 22′ L. 20) Die Insel Anira, 20° 30′ nördl. Br. und 164° 22′ L. 21) Eine Anzahl von mehr als 30 verschiedenen Inseln und Klippen liegen zwischen dem 15 und 30° nördl. Br. und 180 bis 190° östl. L. Man nennt darunter die Gaspartinseln Polliard, Lysianski, Pearl, Barlos, Swift, Looker und eine Menge anderer Inseln. Es scheint überhaupt, als ob in diesen Theilen des Meeres täglich neues Land zum Vorschein käme, indem sowol die Kräfte in unserm Erdkörper, als auf dem Meeresgrunde unaufhörlich thätig sind. Das Wundervollste was wir kennen, sind unstreitig die ewigen Naturkräfte in einem ungeheuern Ozeane, welcher einer großen Werkstatt gleicht, wo immer und immer nur Wunder die Phantasie beschäftigen. Es wäre nicht unmöglich, dem gegebenen Verzeichnisse noch eine Menge Namen hinzuzufügen. Da wir jedoch nichts als Namen und Zahlen zu geben wissen, so bescheiden wir uns gerne, um den Leser nicht zu ermüden.

Erwähnen müssen wir jedoch noch eine Gruppe, die uns beinahe entgangen wäre. Es ist dieses die Coffinsgruppe, welche Kapitän Coffin aus Nantucket am 12. Sept. 1824 entdeckt hat. Sie gehört unter 26° 30′ nördl. Br. und 158° 41′ östl. L. Es sind im Ganzen 6 Inseln und einige Felsenklippen. Auf einer derselben befanden sich eine Menge Tauben. Die größte heißt Fisherinsel, drei andere heißen Tranzit, Kitt und Südinsel. Die Fisherinsel hat 4 Meilen Länge. Zwischen dieser und der Kittinsel ist eine vortreffliche Ankerbucht. Diese Inseln sollen kein einziges Thier, weder von den Säugthieren, noch Reptilien oder Insekten besitzen, man hat nicht einmal eine Ameise gefunden.

3. Die Carolinen oder neuen Philippinen.

Dieser große und schöne Archipel, der sich 5° 5′ bis 12° nördl. Br. und 152° 30′ bis 180° östl. L. ausbreitet, erhielt seinen Namen von Francesco Lageano, welcher denselben 1686 entdeckte. Erst im Jahre 1696 erfuhr man durch Caroliner, die nach Guaham verschlagen worden, daß dieser Archipel so bedeutend sei und aus einer so gewaltigen Menge von Inseln bestehe. Es wurden nun von den Spaniern Missionsreisen dahin unternommen, und obwol die erste dieser Reisen mißlang, so schickte sich doch bald darauf Franz Padilla mit drei Jesuiten zu einer zweiten Reise an. Sie landeten auf der Pelewinsel Sanserol, wo sie eben nicht sehr zuvorkommend von den Eingebornen aufgenommen wurden. Demungeachtet ließen sie zwei Missionäre daselbst zurück. Genauer waren die Nachrichten, welche 1721 gestrandete Caroliner auf Guaham dem Pater Cantova von dem Inselarchipel gaben. Dieser wackere Missionär ging 1731 mit dem Pater Viktor Uvaldek nach den Carolinen und begründete daselbst auf der Insel Falalep eine Mission. Leider mißglückte auch diese Mission, denn kaum war Viktor Uvaldek abgereist, so lockten die Eingebornen den Pater Cantova auf Mogmug, wo sie ihn bewaffnet anfielen, ihm vorwarfen, daß er neue Gesetze einführen wolle und ihn mit drei Lanzenstichen, zwei in die Seite und einen in das Herz, tödteten. Zwei Soldaten die ihn begleitet hatten, wurden auch getödtet und in das Meer geworfen, der Pater aber entkleidet und wie ein einheimischer Fürst unter einem kleinen Dache beerdigt. Auch die übrigen Spanier auf Falalep wurden, 14 an der Zahl, getödtet, nur ein junger Tagale, der Sakristan des Paters, welchen der Häuptling der Insel an Sohnesstatt angenommen hatte, wurde verschont. Durch diese Niederlage retteten die Caroliner ihre Selbstständigkeit und entgingen dem Schicksale der Ladroneneilande, welches sie sonst gewiß getroffen hätte. Seitdem ward kein weiterer Versuch gemacht die Caroliner zu bekehren; und erst 1783, als Kapitän Wilson an den Pelewinseln scheiterte, wurden die Carolinen wieder bekannt. 1788 wurden carolinische Boote auf Guaham geworfen, was Veranlassung gab einen Tauschhandel anzuknüpfen. Der Spanier Don Louis de Torres nahm die Caroliner liebreich auf, ermunterte sie öfter zu kommen und fragte sie, wie sie denn eigentlich von den 300

Meilen entfernten Carolinen den Weg nach Guaham finden könnten. Sie gaben die überraschende Antwort, der Verkehr mit Guaham sei uralt und nur unterbrochen, seitdem sich die Weißen der Marianen bemächtigt hätten. Übrigens werde die Beschreibung des Weges in ihren Liedern aufbewahrt; und nach diesen hätten auch sie den Weg gefunden. Es ist gewiß sehr zu bewundern, wie der Scharfsinn dieser Menschen, blos von Sternen und Liedern geleitet, einen so weiten Weg zu finden im Stande ist. 1789 kam abermal eine Flotte von den Carolinen nach Guaham um Lulu (Eisen) einzutauschen. Sie wurden liebreich empfangen, verunglückten aber auf dem Rückwege, wo ein Sturm die ganze Flotte in den Wellen begrub. Seitdem blieben die Caroliner aus, bis de Torres, der die guten Caroliner außerordentlich liebgewonnen hatte, dieselben auf der Insel Ulle besuchte. Er fand hier alte Bekannte, fragte, warum sie nicht mehr nach Guaham kämen und erhielt zur Antwort: daß die vor 15 Jahren abgegangene Flotte nicht mehr zurückgekehrt sei und also wahrscheinlich von den Guahamern erschlagen worden wäre. Torres benahm ihnen natürlich den Irrthum und flößte ihnen so viel Vertrauen ein, daß sie das nächste Jahr Guaham wieder besuchten. Hier wurden sie nun sehr gut aufgenommen und seitdem findet ein regelmäßiger Verkehr statt. Durch diesen Verkehr und die von Kotzebue auf seinen Reisen gesammelten Nachrichten, sind uns die Carolinen bekannt geworden; es fehlt jedoch noch viel, daß wir ganz genau mit der Beschaffenheit dieses ganzen Archipels bekannt wären.

Über die physische Beschaffenheit dieser Inseln ist uns Folgendes bekannt. Sie breiten sich ihrer ganzen Länge nach in der Tropenzone aus. Manche, wie Eap und Mogmug, sind hoch, wahrscheinlich auch vulkanisch; andere sind flache Motous, auch Lagunenmotous, übrigens in mineralogischer Hinsicht so gut wie unbekannt. Der Ozean ist hier heftigen Stürmen, besonders zur Zeit der Monsoonswechsel unterworfen, und diese Orkane verwüsten bisweilen die niedrigen Inseln mit solcher Wuth, daß die Einwohner ihre Pflanzungen verlieren und sich vom Fischfange nähren müssen. Ja nach einer Sage sollen die niedrigen Koralleneilande selbst gefährdet sein und eine solche Korallenklippe, die zwar unbewohnt, aber an Kokos- und Brotbäumen reich war, soll durch die Gewalt der Orkane gesprengt und umgerissen worden sein. Die hohen Inseln werden bei Gelegenheit dieser Orkane häufig von den heftigsten Erdbeben er-

schüttert, so daß die inner- und außerirdischen Kräfte wirklich auf eine furchtbare Weise mit einander im Bunde sind. Das Klima wird trotz der Nähe des Äquators durch die Seewinde erfrischt und gemäßigt, wodurch es außerordentlich gesund wird, wie denn überhaupt die kleinen Inseln der Südsee die verderblichen Miasmen der Tropenländer nicht kennen. Die größern Eilande werden von Bächen, die kleinern blos von Lachen und Quellen bewässert; an Flüsse ist natürlich auf kleinen Inseln nicht zu denken. Die Insel Eap hat sehr gute Schleifsteine, auch Silber soll vorhanden sein; eben so findet sich Töpferthon, aus welchem auf Eap und den Pelewinseln geschmackvolle Gefäße verfertigt werden. Ein weißer Stein, den wir aber nicht näher bestimmen können, wird auf Eap zu Sitzen für die Häuptlinge verarbeitet, und auf den Pelewinseln ein gelber Stein zu demselben Zwecke verwendet. Halbmetalle sind auch vorhanden. Das Pflanzenreich bietet die Gewächse der Südseeinseln dar, und wie schon aus der geographischen Lage zu ersehen, in der größten Vollkommenheit. Die Kokospalme, der Pisang, der Brotbaum, die Aaronswurzel, Orangen, Zuckerrohr und mehre Wurzeln liefern die Nahrung der Eingebornen. Besonders wird die Aaronswurzel mit der größten Sorgfalt gebaut. Auf den hohen Eilanden, z. B. auf Eap, gedeiht sie vortrefflich; man sieht daselbst schwimmende Aarongärten, welche auf Flößen aus Bambus künstlich angelegt sind. Auf den Pelewinseln erlangen die Aaronswurzeln eine außerordentliche Größe. Der Pisang wird nicht sowol der Frucht als der Fasern wegen kultivirt, aus welchen die Weiber zierliche Zeuge von einer Elle Breite und mehren Ellen Länge verfertigen. Sie durchwirken dieselben an beiden Enden mit schwarzen Fäden in zierlichen Mustern, manchmal werden sie auch mit Kurkumah gefärbt. Um die Fasern zu gewinnen, wird die Banane, bevor sie Früchte getragen hat, abgeschnitten; auch eine andere Malvenpflanze liefert einen Bast, der zu Zeugen verarbeitet wird. Außer der Kokospalme kommen noch mehre Palmenarten, wie die Arekapalme, vor. Auch der Gewürznelkenbaum, der hier verachtet wird, gedeiht. Aus dem Safte der Kokospalme wird eine Art Palmenwein und Syrup bereitet, indem man den Blütenwedel bei seinem Erscheinen abschneidet und den reichen Saft, der sich daraus ergießt, durch Bambusröhre auffängt.

An Thieren ist das Land eben nicht reich; das Meer liefert natürlich eine ungeheure Menge bekannter und unbekannter Weich-, Schal- und Flossenthiere; der Trepang ist den Koralleninseln eigen in

diesen Meeren. Dieses ist eine Gattung großer Schnecken ohne Muscheln, welche auf den chinesischen Märkten sehr gesucht ist, wo sie für eine Delikatesse gilt und entsetzlich theuer bezahlt wird, weil man ihr die Eigenschaft zuschreibt, gesunkene Kräfte wieder zu heben. Eine Art Krokodil, Ga-ut genannt, soll sich auf den Pelewinseln befinden, einen zusammengedrückten Schwanz haben, beständig im Wasser wohnen und eine dem Kindergeschrei ähnliche Stimme hören lassen. Eine etwas kleinere Art mit rundem Schwanze soll sich auf Eap befinden. Durch europäische Schiffe wurden Katzen hingebracht, die sich auf vielen Inseln verbreiteten und zum Theil verwilderten. Ratten und Vampyre sollen indessen genug vorhanden sein.

Die Bewohner der Carolinen gehören zu derselben Menschenfamilie, welche von den Philippinen bis zu der Osterinsel einheimisch ist, und mit welcher auch die Marianen einst bevölkert waren. Der größte Theil der Carolinen, besonders wo sie fruchtbar sind, ist sehr gut bevölkert. Natürlich sind diejenigen, welche dürre und vegetationslos sind, auch bei weitem dünner mit Menschen besetzt. Diese sind braun von Farbe, mitunter kupferfarbig, die Haut ist fett und weich, da sie dieselbe mit Kokosöl fleißig einreiben. Das Haar ist krausgelockt, aber kein wolliges Negerhaar. Der Bart wird von manchen vertilgt, so wie auch die Enthaarung des Körpers bei vielen üblich ist. Sie sind stark und wie die ganze ostaustralische Familie, schön, zierlich und wohlgebaut. Betel kauen entstellt leider ihre Zähne und sein Betelkörbchen, nebst einem Bambusröhrchen gebrannten Kalks, trägt jeder Vornehme bei sich. Von dem schönen Körperbaue sollen jedoch ein Theil der Insel Eap und mehrer niedrigen Inseln eine Ausnahme machen; man soll daselbst gebrechliche und ungestaltete Menschen finden, was denn auch hier auf zweierlei Menschenfamilien schließen läßt, wie wir solches von Indien aus in mehren Australländern wahrnehmen. Natürlich modifizirt sich der Mensch allenthalben. Die Kleidung dieser Menschen ist auf den Carolinen überall sehr einfach; doch findet man nirgends ganz nackte Menschen, wie auf der westaustralischen Inselkette. Sie tragen Matten aus Kokos- und Pisangfasern geflochten als Schürze und werfen wol auch noch eine Art Mantel über die Schultern. Die Tätowirung ist allgemein, die Häuptlinge sind stärker als das gemeine Volk tätowirt; doch scheint dieses mehr von Mode und Geschmack, als einer religiösen Pflicht geboten. Die Nasenknorpel ist durchbohrt und wird mit wohlriechenden Blumen geziert. Ohrringe,

Hals= und Armbänder sieht man aus Schildpatt, Knochen und Muscheln gefertigt tragen. Bei gewissen festlichen Gelegenheiten bemalen sie sich auch wol mit Ocker und Gelbwurz. Ihre Wohnungen bestehen aus viereckigen geräumigen Gebäuden, die wol vier und mehr Abtheilungen haben, und aus Balken und Bambusrohr auf einer Unterlage von Steinen erbaut und mit Palmenblättern gedeckt sind. Die öffentlichen Gebäude sind besser gebaut und vor dem Hause des Häuptlings sieht man viereckige gepflasterte Plätze, wie auch einiges Schnitzwerk an den Häusern angebracht.

Das Hausgeräthe ist so einfach als möglich, zeigt jedoch schon einige Bekanntschaft mit den Europäern und vermehrte Bedürfnisse an. Betelkörbchen, Kämme und Messer aus Perlmutter, Fischangeln, Stricke und Netze aus Kokosfasern, Matten, Bambusröhre, Äxte aus Muscheln, irdene Gefäße, jetzt auch schon Geräthe von Leder oder Eisen, welche jedoch, wie natürlich, in hohem Werthe stehen. Ihre Nahrung ist sehr einfach, indessen haben sich noch keine Hausthiere einheimisch gemacht und außer Fischen, mitunter Hühnern und Tauben, genießen sie wenig Fleisch, dagegen liefert ihnen das Pflanzenreich die schon aufgeführten Artikel.

Was den Charakter dieses Volks anlangt, so ist es wol sehr schwer eine Inselkette, die wol über 30 Längengrade sich erstreckt, unter einen Gesichtspunkt zu bringen. Daher sind auch die Nachrichten von der Gemüthsart dieser Völker sehr verschieden, ja sogar oft ganz widersprechend. Im Allgemeinen werden sie uns jedoch als gute liebenswürdige Naturvölker, voll Unbefangenheit und Unschuld geschildert. So wissen wir aus dem Munde Kadu's, der Kotzebue auf einem großen Theile seiner Weltumseglung begleitet hat, daß die Caroliner menschenfreundlich, dankbar, liebevoll und gastfrei sind, daß sie den Krieg auf das äußerste verabscheuen. „Da weiß man nichts von Krieg und Kampf, da tödtet nicht der Mann den Mann, und wer den Krieg sieht, dem wird das Haar weiß.“ Eben so findet man hier die Sitte mit Berührung der Nasen sich zu begrüßen. Wie bei den alten Griechen und auf Madagascar sind hier Freundschaftsbündnisse zwischen zwei Männern nicht nur üblich, sondern werden auch heilig bis in den Tod gehalten. Sie sind dabei schamhaft. Das Weib wird nicht blos als Sklavin und Werkzeug der Lüste, sondern als Gefährtin des Mannes betrachtet. Alle diese guten Eigenschaften scheinen jedoch den östlichen Gruppen anzugehören und in dem Grade

abzunehmen, als man sich dem Westen nähert; und dieses zwar so sehr, daß von den Pelewinsulanern Pater Cantova folgendes Bild entwirft: „Es ist ein zahlreiches Volk, aber unmenschlich und barbarisch. Männer und Weiber gehen ganz nackt und nähren sich von Menschenfleisch. Die Indier der Carolinen betrachten dieses Volk mit Grausen als Feinde des Menschengeschlechts, mit dem es gefährlich ist die geringste Gemeinschaft zu haben.“ Die Neuern, welche die Pelewinseln besuchten, widersprechen diesem Berichte nicht, sondern selbst Kadu bestätigt dasselbe. Nach seinem Urtheile sind die Pelewinsulaner außerordentlich ausschweifend und in ihren Sitten des allgemeinen Abscheues, den die Australier gegen sie hegen, würdig. Die wenigen Nachrichten, welche wir über ihre Sitten, Religion, bürgerliche Einrichtung u. s. w. besitzen, liefern keineswegs diejenigen Resultate, welche uns berechtigen, ein allgemeines Bild des psychischen Zustandes der Caroliner zu entwerfen. Was daher in geographischen Werken in dieser Beziehung berichtet wird, ist eine Art Musivwerk, von dem die einzelnen Steine einzelnen Inselgruppen angehören. Wir werden bei den einzelnen Inselgruppen diejenigen Züge anmerken, welche ihnen zugehören.

Der Archipel der Carolinen zerfällt in mehre Gruppen, welche wir von Westen nach Osten wandernd hiemit aufzählen wollen und zwar:

1) Die Pelewgruppe. Sie liegt unter 7° 30′ nördl. Br. und 152° östl. L. und besteht aus einer größern Insel und einem Haufen kleinerer. Diese Inselgruppe theilt den Naturreichthum in vegetabilischer Hinsicht mit den übrigen Philippinen. Sie wurde 1696 entdeckt, 1783 litt an ihren Klippen Kapitän Wilson Schiffbruch und rettete sich in einem Boote auf das wüste Eiland Orulong. Die Insulaner der Pelewgruppe benahmen sich so außerordentlich menschenfreundlich gegen die Mannschaft des gescheiterten Schiffes, daß diese bei ihrer Rückkehr nach Europa ein höchst anziehendes Bild, wie es nur immer in ein Paradies passen kann, von ihnen entwarf. Auf seiner Rückkehr nahm Kapitän Wilson den Sohn des Häuptlings der Pelewinseln mit sich, um ihn zum Wohlthäter seines Vaterlandes auszubilden. Nur ungern hatte sich sein Vater Abba Tule von ihm getrennt, aber der junge Libu hatte zu den Europäern eine unbezwingliche Zuneigung gefaßt. Er kam nach London, ward mit Auszeichnung behandelt und bildete sich dem civilisirten Leben sehr schnell an. Gleich einem

unbeschriebenen Blatte nahm seine Seele alle Eindrücke schnell auf; und mit einem unläugbaren Scharfsinne wußte er schnell die Vortheile der Civilisation von ihren Nachtheilen zu unterscheiden. Er lernte schreiben und freute sich im Voraus auf die Schule, die er bei seiner Heimkehr anlegen wollte; er zeigte auch viel Witz, wie denn diese flüchtige Gabe bei jenen Naturvölkern keineswegs so selten als bei uns ist. So moquirte er sich z. B. über das nebliche Klima Londons, daß man hier zum Essen, zum Schlafen u. s. w. überall eigner Häuser bedürfe. Durch seine Bescheidenheit und seine reinen Sitten gewann er alle Herzen; leider ging alles für sein Vaterland verloren, denn er wurde von den Blattern befallen und starb zu London. Seltsam genug sollen es gerade die von Wilson so schön geschilderten Pelewinsulaner sein, welche seitdem zu den abscheulichsten Menschenfressern ausgeartet sind. Wir haben schon oben angeführt, was Cantova von den Pelewinsulanern berichtet. Spanier, Amerikaner und Engländer haben seitdem die Pelewinseln häufig des Trepang wegen besucht. Alle stimmen über die Verschlimmerung dieses Naturvolks überein. Kadu war aus der Insel Ulea gebürtig. Als er auf den Pelewinseln war, flößten die Sitten der Bewohner ihm Abscheu ein. Sie sollen ein wollüstiges, übermüthiges Volk geworden sein; und so sehr aller Scham entblößt, daß sie die thierischsten Naturtriebe vor aller Augen befriedigen. Dasselbe berichtet ein Spanier, der 9 Monate auf den Inseln verweilte, indem er sagt: „Der Mann erkennt sein Weib im Angesicht aller Menschen, und alle sind bereit ihre Weiber für die geringste Kleinigkeit preiszugeben.“ Auch wiederholt er die Beschuldigung des Menschenfraßes, was wir jedoch nicht glauben. Sollen wir aufrichtig gestehen, welchen Eindruck die sich so widersprechenden Nachrichten des Kapitän Wilson, der die Pelewinsulaner so sehr ins Schöne malt, und die spätern Nachrichten, welche Teufel aus ihnen machen, auf uns hervorbringen, so ist es folgendes: Die Pelewinsulaner waren gute unschuldige Naturvölker, als die Europäer zu ihnen kamen, der Verkehr mit diesen hat sie verschlimmert. Wir wissen, wie sich Europäer gegen diese Naturvölker benehmen, und wollen daher die Insulaner nicht verurtheilen, die dann und wann einem den Schädel einschlagen. Was endlich den Mangel an Schamhaftigkeit betrifft, den man ihnen so hoch anrechnet, so erlauben wir uns zu fragen: Wer sind denn diejenigen, gegen welche die Schönen Australiens so freigebig mit ihren Reizen sind? Sind es nicht ihre prahlen-

den Verleumder? Und ob der Unterschied zwischen den Hainen der Australinseln und den Straßen unserer Hauptstädte und Badeörter, einen so großen Unterschied macht, lassen wir dahingestellt. Endlich wird es doch dasselbe sein, ob es ein Diamant oder ein Stück nützlichen Eisens ist, was den Preis ausmacht.

Die Pelewinsulaner waren zur Zeit, da sie entdeckt wurden, keineswegs ohne Civilisation. Das malaiische Feudalsystem ist noch jetzt heimisch, und drückte damals weniger. Sie haben Religion, geregelte Regierungen unter erblichen Oberhäuptern, und die vergleichende Völkerkunde findet hier, daß wie in Westafrika unter den Aschanti, die Häuptlinge erbliche Stühle oder Schemmel besitzen, welche gleichsam als Thronrecht vom Vater auf den Sohn forterben. Auf den Pelewinseln bestehen sie aus einem gelben Steine mit Sitz und Lehne. Die Häupter stehen in sehr hohen Ehren, und man naht sich ihnen mit der größten Ehrerbietung, indem man vor ihnen zur Erde fällt und zu ihnen hinkriecht. Der vornehmste Häuptling wohnt auf der Insel Erriklithu, und behauptet vor allen Häuptlingen der Pelewinseln den Vorzug. Zur Pelewgruppe gehört Babel Thou-ub, die größte der Gruppe und in ihrem Mittelpunkte gelegen; sie hat 12 Meilen im Umfange, ein Meereseinschnitt theilt sie in zwei Theile, die nur durch einen kleinen Isthmus verbunden sind. Der nördliche Theil Emmillegue ist der Sitz eines eigenen Häuptlings; der südliche Theil heißt Artingal, welcher ebenfalls einem eigenen Häuptlinge unter dem Titel Errikli untergeben ist. Beide Inseltheile sind beständig gegen einander im Kriege. Es sind mehre Dörfer auf dieser Insel, von denen jedes wieder einen untergeordneten Häuptling hat, die sich gerade so benehmen, wie die Helden des Mittelalters. Erriklithu liegt im Westen von der vorigen Insel, und ist der Sitz eines der vornehmsten Häuptlinge der Pelewgruppe, der zu Curura residirt, welches ein ziemlich großer Haufen von Pyen ist. Zur Residenz dieses Häuptlings führt vom Meergestade aus ein gepflasterter Weg. Die Adeligen der Insel heißen Raupaks und sind den einzelnen Ortschaften vorgesetzt. Die übrigen Inseln sind: Amallikala, Orulong, Pellud, Emung, Keth, Pelelew soll eine Stadt mit einer steinernen Mauer umgeben besitzen; Thule ist die südlichste der Pelewkette, zu welcher überhaupt 26 Inseln gerechnet werden. Sie sind alle mit Riffen umgeben.

Eine andere Inselgruppe gegen Südwesten, bestehend aus

6 größern und mehren kleinern Eilanden, wird auch noch zu den Pelewinseln gerechnet. Sie sind niedrig, gut bewaldet und bewohnt. Eben so liegen gegen Nordosten einige Inseln, welche unter dem Namen Matelots aufgeführt werden. Es sind ungefähr 4 mit vielen Korallriffen umgebene flache Motous.

2) Die Gruppe Eap, zwischen 8 und 10° nördl. Br. und 156 bis 159° L. Es ist dieses eine ziemlich weitläufige Inselgruppe, die gut bewohnt ist und aus einer großen Menge Inseln besteht. Die vornehmste darunter ist Eap, auch Yap, nebst der Hogoleninsel, das größte Eiland unter den Carolinen. Es ist ziemlich hoch, sehr gut angebaut, von mehren Bächen wohl bewässert und mit schönen Waldungen besetzt. Die Bewohner sind fleißige, thätige und kühne Menschen, welche auf einer ziemlichen Stufe der Civilisation stehen. Die ganze Insel ist mit prächtigen Arumpflanzungen und andern Gegenständen des Ackerbaues besetzt. Es werden hier treffliche Schleifsteine gebrochen, die einen Gegenstand der Ausfuhr bilden. Die Spanier wollen hier auch Silber gefunden haben. In frühern Zeiten soll auf Eap der Krieg unbekannt gewesen sein. Jetzt soll er fürchterlich wüthen, indem die Insel in eben so viel Gebiete zerfallen ist, als Dörfer vorhanden sind, nemlich 46. Eap hat eine eigene Sprache, die nur noch auf einigen nahe gelegenen Inseln gesprochen wird. Sie besitzt auch einen dieser Insel eigenthümlichen schwarzen Vogel. Die Bewohner von Eap sind berüchtigte Zauberer, sie verstehen Wind und Sturme zu beschwören, ja sogar den ihnen günstigen Wind hervorzurufen. Durch ihre Beschwörungen, womit sie ein gewisses Kraut ins Meer werfen, regen sie dieses zu einem furchtbaren Sturme auf, wodurch sie den Fahrzeugen der Inseln Mogmug und Feist besonders gefährlich werden. In einem süßen Wasser des Gebietes Sutemil, befinden sich zwei spannenlange Fische die uralt sind und sich beständig in einer Linie mit dem Kopfe gegen einander gekehrt halten. Bringt man sie aus ihrer gewöhnlichen Lage, so entsteht ein furchtbares Erdbeben. Über diesen Fischen ist ein Haus erbaut, und die Häuptlinge wachen über sie. Stirbt einer von ihnen, so wird ein Erdbeben veranstaltet. So weit hat man es wol noch nirgends gebracht. Ja was noch mehr: Eonopei, ein berüchtigter Zauberer von Eap, machte einen Teig an in Gegenwart Kadu's. Es war Vollmond, als er den Teig unter Beschwörungen anbiß; in dem Maße als er den runden Teigkuchen ausfraß, nahm auch

die Mondscheibe ab, daß zuletzt nur ein Stück wie ein Küpfel vorhanden war, was mit dem noch übrigen Teige die größte Ähnlichkeit hatte. Da erbarmte sich der Mondfresser, knetete den noch vorhandenen Teig in eine runde Scheibe, und siehe da, der Mond war wieder voll. Der schon erwähnte Kadu war Augenzeuge davon und wir gestehen, daß durch diesen Bericht seine Glaubwürdigkeit in unsern Augen sehr beschränkt wird, auch in Bezug auf die übrigen Nachrichten, die er über die Caroliner mittheilt, und welche die Weltumsegler etwas zu bereitwillig angenommen haben. Von Tanz, Festspielen und Gesängen sollen die Bewohner auf Eap außerordentliche Freunde sein. Auch sollen sie bereits Erbfolgegesetze besitzen. Nach dieser Erbfolgeordnung haben die nächsten Ansprüche auf die Verlassenschaft die Brüder, nach welchen die Söhne der Erstgebornen an die Reihe kommen. Die Häuptlinge legen dem Erstgebornen den Namen ihres Vaters, dem zweiten den Namen des Großvaters mütterlicher Seite bei, was bei jedem folgenden Paare von Söhnen beobachtet wird. Namentausch unter Freunden ist eine zärtliche und hier einheimische Sitte, wie auf den meisten Südseeinseln. Ehen werden ohne Feierlichkeit geschlossen; der Mann macht dem Vater des Mädchens Geschenke, welche dem Range desselben angemessen sind. Doch finden auch Ehen zwischen Ungleichgebornen statt. Der Rang des Vaters oder der Mutter geht auf die Kinder über, welche immer den Häuptlingen zugezählt werden, sobald eines der Eltern aus diesem Geschlechte stammt, unadelige Väter oder Mütter bezeigen dann ihren adeligen Kindern diejenige Ehrfurcht, welche Häuptlingen zukommt. Mehrheit der Weiber ist erlaubt. Ehen werden leicht getrennt; verheirathete Frauen halten sich blos zu ihren Männern, unverheirathete haben die Freiheit sich nach Belieben einem Liebhaber zu ergeben und bringen in eigenen großen Häusern gemeinschaftlich die Nächte zu. Kindermord ist unerhört, und der Fürst würde die unnatürliche Mutter tödten lassen. Die Todten werden auf den Höhen beerdigt und die Bergbewohner holen gegen eine gewisse Bezahlung an Früchten, Wurzeln u. s. w. die Leichen der im Thale Verstorbenen ab. Freunde, die auf Eap verbunden sind, stehen für einen Mann, und für den erschlagenen Orest tritt Pylades als Rächer auf. So lange ein Oberhaupt über die ganze Insel herrschte, war Friede; seitdem aber Vielherrscherei nach dem Tode des letzten Königs Gurr die Insel heimgesucht, ist allgemeine Fehde. Wo eine Beleidigung geschieht, wird in die Muschel

geblasen, die Parteien rücken gegen einander, und wird keine Genugthuung gegeben, so wird gekämpft, bis von jeder Seite einer der Häuptlinge gefallen ist, und die Gegenpartei von seinem blutigen Fleische gekostet hat. Es wird indeß nur ein Stückchen zum Munde geführt als bloße Feierlichkeit, was jedoch das Gerücht der Menschenfresserei auf den Pelewinseln erklärt und den frühern Kannibalismus von Eap beweist. Nach dieser Bedingung wird Friede geschlossen und gegenseitige Ehen beschließen ihn. Im Kriege bedienen sie sich der Wurfspieße, die sie in Bogen mit Hülfe eines rinnenförmigen Stückes Bambus werfen, worin das unbewaffnete Ende des Geschosses gehalten wird, und beim Wurfe den Anstoß erhält. — Sie werfen außerordentlich weit und sicher; nachdem sie die Spieße abgeschossen haben, kämpfen sie mit zweispitzigen Spießen Mann gegen Mann, wobei der Häuptling mit seiner Blasmuschel das Treffen leitet. Die Kriegsmacht zieht auf Booten und Flößen aus Bambus gegen den Feind, der die Landung abzuwehren sucht.

Nigoli ist eine Gruppe flacher Motous im S. von Eap; Mogmug, ebenfalls eine flache Gruppe von 26 Inseln im N. O. von Eap, auf unsern Karten auch Egoy genannt. Die Eingebornen sind sehr geschickte Schiffer. Sämtliche Inseln dieser Gruppe stehen unter einem einzigen Oberhaupte, das auf der eigentlichen Insel Mogmug residirt und eine Art religiöser Ehrfurcht genießt. Wenn daher ein Boot vor Mogmug vorüberfährt, so streicht es die Segel um seine Ehrerbietung zu beweisen. Auf dieser Gruppe soll ewiger Friede herrschen.

Die Insel Feis ist eine sehr hohe Insel, stark bewaldet, höchst fruchtbar und steht unter einem einzigen Oberhaupte, obwol sie in 3 Distrikte getheilt ist. Die Eingebornen sind kühne Seefahrer und ihre Boote werden in diesem Meere selbst von den Europäern geschätzt. Die Spanier auf Guaham beziehen ihre Boote von hier.

3) Die Gruppe Ulea. Diese ist uns durch die Nachrichten, welche der wackere Louis de Torres bei seinen Besuchen daselbst gesammelt hat, am besten bekannt. Sie soll die gebildetsten Einwohner unter allen Carolinen besitzen. Alle die Sitten und Gebräuche, die wir bisher von den Carolinen aufgezählt haben, gelten, wo sie das Gepräge der Humanität tragen, auch von Ulea und hieher gehören auch die Nachrichten, welche uns über den religiösen Glauben der Caroliner zugekommen sind. Es werden auf allen Carolinen nur unsichtbare himmlische Wesen geglaubt, und nirgends werden Gö-

tzenbilder oder Fetische verehrt. Der Gott von Ulea heißt Tautup Engallap, der von Feis Rongala, der von Elat und Lamurceg Fuß u. s. w. Menschen haben nie einen Tautup oder Gott gesehen; er besucht aber abwechselnd die Inseln, wo er verehrt wird. Seine Gegenwart ist wohlthätig und fruchtbringend. Der Gott von Ulea steht mit dem von Feis in enger Verbindung der Freundschaft. Die Götter haben auf diesen Inseln weder Tempel noch Priester, auch werden keine Opfer dargebracht. Auf Eap ist es schon anders. Da gibt es Tempel und Opfer, und zwar gibt es für beide Geschlechter besondere Tempel und verschiedene Opferzeiten. Kein Mann darf bei den Opfern der Weiber zugegen sein. Die Opfer der Männer verrichtet der Häuptling. Die Opfer bestehen in Früchten und Fischen, die nicht verzehrt, sondern in den Tempeln niedergelegt werden. Diese Opfer dauern einen Monat lang, während welcher Zeit das Volk in den Tempeln versammelt bleibt. Außer den Opferzeiten darf niemand als der Häuptling dem Tempel nahen, auch Fremde sind von den Opfern ausgeschlossen. Auf Feis hat Rongala keinen Tempel, er steigt jedoch zu gewissen Zeiten in den Wald herab. Während seines Aufenthalts daselbst spricht niemand laut, auch wird kein Geräusch gemacht und die Eingebornen nahen sich dem heiligen Haine nur mit Kurkumah gefärbt und festlich geschmückt. Diese Töne klingen alle in der Mythologie der Griechen und Römer wieder.

Das System auf Ulea ist geistiger Natur. Angebetet werden drei Personen im Himmel, Aluelap, Lugeleng und Olifat. Der Ursprung aller Dinge oder die Kosmologie dieser Völker ist folgende: Ligopup das Götterweib hat die Welt erschaffen. Sie gebar Aluelap den Herrn alles Wissens, den Herrn der Herrlichkeit, den Vater von Lugeleng, dessen Geburt mystisch ist, da man seine Mutter nicht kennt. Lugeleng hatte zwei Weiber, eines im Himmel, Hamulul, und eines auf Erden, Tarisso, unvergleichlich an Schönheit und Gaben. Tarisso gebar nach viertägiger Schwangerschaft den Olifat, der nach seiner Geburt sogleich davonlief. Man lief ihm nach um ihn zu reinigen, er sagte: es wolle es selbst thun und duldete keine Berührung; er reinigte sich am Stamme der Palmbäume, die daher eine röthliche Farbe haben; man lief ihm nach um die Nabelschnur abzuschneiden, er biß sich jedoch dieselbe selbst ab und ließ sich von keinem Sterblichen berühren. Er gedachte, daß Neugeborne Kokosmilch trinken und kam zu seiner Mutter, die ihm die Kokos zum Trinken reichte,

er trank, seine Augen gegen Himmel wendend, wo er seinen Vater erblickte, der ihm rief. Da ergriff Sehnsucht nach dem Vater sein Herz und samt der Mutter verließ er die Welt. Im Himmel angelangt begegnet er etlichen Kindern, spielend mit einem Haifische, dem sie eine Schnur um den Schwanz gebunden hatten. Um unerkannt zu bleiben, stellt er sich aussätzig. Da scheuten ihn die Kinder und berührten ihn nicht. Er verlangte auch mit dem Fische zu spielen, aber nur eines der Kinder erbarmte sich und gab ihm die Schnur in die Hand. Er spielte eine Zeitlang mit dem Fische und gab ihn den Kindern wieder, sie ermahnend, sich nicht vor dem Fische zu fürchten, aber der Fisch biß alle Kinder, nur das nicht, welches gegen Olifat gefällig gewesen war. Der Haifisch war früher zahnlos und unschädlich, aber Olifat hatte seiner geflucht, wie er es auch weiterhin that auf seinem Wege durch den Himmel mit mancherlei Kreaturen, die seinen Zorn reizten. Da keiner ihn kannte, und er zu seinem Vater noch nicht gekommen war, der ihn allein erkennen konnte, stellte man ihm nach dem Leben.

Er kam endlich an einen Ort, wo ein großes Haus gebaut wurde, er verlangte ein Messer, um Kokosblätter für das Dach zu schneiden, nur einer der Bauleute reichte ihm ein Messer, womit er eine große Menge Kokosblätter schnitt, die andern Arbeiter aber verfluchte, daß sie zu Steinen erstarrten. Lugeleng aber, der Herr des Baues, erfuhr das Erstarren seiner Leute. Da erkannten Lugeleng und Aluelap, daß Olifat im Himmel wandelte. Sie fragten den Mann, der noch lebend war, ob er nichts gesehen habe. Er antwortete: er habe nur den Vogel Canduru gesehen, in diesen hatte sich Olifat verwandelt. Sie schickten nun den Mann aus um den Vogel zu rufen, aber der Vogel erschrak und flog davon. Da berichtete der Mann den Göttern den Erfolg. Sie fragten ihn, wie er den Vogel gerufen habe, er antwortete: er habe ihn kommen heißen. Sie schickten ihn abermal aus und unterwiesen ihn den Vogel sich entfernen zu heißen, weil er den Häuptern hinderlich sei. Der Bote that es und der Vogel kam alsbald herbei. Auf das Verbot hineinzugehen und sich in Gegenwart der Häupter zu setzen that er, was ihm verboten war. Sobald der Vogel sich gesetzt hatte, befahl Lugeleng die Arbeiter, welche im Walde erstarrt geblieben, zusammenzurufen und diese kamen alsbald zur Verwunderung der Umstehenden, denn Aluelap und Lugeleng wußten allein, daß jener Vogel Olifat war. Die Arbeiter fuhren nun fort mit dem Baue, gruben

tiefe Löcher in den Boden, um die Pfosten darin aufzurichten. Dieses schien ihnen eine gute Gelegenheit, den Olifat wegen des vielen Unheils das er gestiftet hatte, zu tödten. Olifat merkte ihren Vorsatz und führte gefärbte Erde, Kohlen und die Rippe eines Palmblättchens bei sich. Er grub in der Grube eine Seitenhöhle, um sich darin zu verbergen. Sie glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, warfen die Pfosten hinein und Erde um denselben. Olifat aber spie die gefärbte Erde aus und die Götter glaubten, es sei sein Blut. Er spie die Kohlen aus und sie meinten, es wäre die Galle, und er nun todt. Mit der Kokosrippe machte sich jedoch Olifat durch den Balken ein Loch und entwich. Er legte sich quer über den Pfosten, aus dem er herausgekommen war, und wurde nicht bemerkt. Als sich die Arbeitsleute Abends zum Mahle setzten, sandte er eine Ameise hin, um ihm ein Stückchen Kokos zu holen. Er ergänzte es nach seiner Macht zu einer ganzen Nuß, und rief sodann laut: Gebt Acht da unten, ich will meine Kokos spalten; darüber erschraken sie sehr, hielten ihn für einen bösen Geist, da er am Leben geblieben sei, und beharrten bei ihrem Vorsatze ihn umzubringen. Sie sagten ihm nun: er solle seine Mahlzeit nur vollenden, man würde ihm hernach einen Auftrag geben. Sie schickten ihn nun zum Hause des Donners, um demselben Essen zu bringen. Olifat nahm ein Rohr zu sich und ging hin ins Haus des Donners, indem er ihm mit rohen Worten zurief: ich habe mich ermüdet, dir die Nahrung deines mißgestalteten Mundes zu bringen. Er gab das Essen ab und ging. Der Donner rollte ihm nach, aber Olifat verbarg sich in sein Rohr und kam glücklich zu den Werkleuten zurück. Diese schickten ihn nun zu dem Fische Fela, um ihm sein Essen zu bringen. Olifat tritt ins Haus des Fisches den er nicht antrifft, wirft denen die da waren, das Essen hin, indem er sagt: nehmt hin für euch; und geht fort. Als dieses der heimkehrende Fisch hörte, warf er eine Angel an einem langen Beine nach allen Winden aus; als er zuletzt die Angel nach Norden auswarf, zog er den Olifat heraus und tödtete ihn. Nach fünf Tagen suchte Lugeleng seinen Sohn, fand ihn todt und voll Würmer, er hob ihn in seine Arme auf, erweckte ihn wieder und fragte: wer ihn getödtet habe. Olifat antwortete, er sei nicht todt gewesen, sondern habe nur geschlafen. Da rief Lugeleng den Fisch zu sich und schlug ihm mit einem Stocke die obere Kinnlade ab, daher dessen obere Kinnlade kürzer ist als die untere bis auf den heutigen Tag. Aluelap, Lugeleng und

Olifat gingen in die Herrlichkeit nun ein, wo sie beschäftigt sind Gerechtigkeit zu üben.

Recht heißt auf diesen Inseln, wie bei allen rohen Völkern, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Demungeachtet ist man mehr darauf bedacht Böses zu verhüten, als zu bestrafen. Der religiösen Gebräuche sind mancherlei. Fromme Menschen legen oft Früchte als Opfer für die Unsichtbaren hin, welche jedoch zu verzehren niemanden verargt wird. Man hat verschiedene Arten das Loos zu befragen, wie in der ganzen Welt. Abergläubische Gebräuche sind natürlich hinreichend vorhanden. Wer eine der Bananen von einem Baume gegessen hat, muß die andern auch verzehren, weil nicht mehre Menschen von einem Baume genießen dürfen. Eben so haben sie abergläubische Meinungen beim Fischfang wie unsere Jäger. Außerdem gibt es bei ihnen verschiedene Feste und Ergötzungen. Die Caroliner sind ein singendes Volk, wie außer den Slaven und Griechen keines auf Erden. Alle Ereignisse werden in Liedern und Gesängen aufbewahrt, die sich sodann unter dem Volke von Munde zu Munde forterben. Auch dramatische Vorstellungen kommen vor. Musikalische Instrumente hat man jedoch bei ihnen nicht bemerkt. Ihre Sitten sind sehr harmlos, Krieg kennen sie nicht. Streitigkeiten schlichten die Häuptlinge den Gesetzen gemäß. Torres, der sie besucht hat, entwirft uns ein rührend schönes Gemälde von diesen guten Menschen. Sie haben keine Leidenschaften als Liebe, Gastfreiheit und Freundschaft, Betrug ist ihnen fremd. In ihrem Verkehr und Handel sind sie redlich. Ihre Weiber sind äußerst züchtig und ehrbar; keine der Frauen begab sich auf das Schiff der Europäer, und ihr Benehmen war so, daß selbst die Matrosen keine Zumuthung an sie wagen durften. Ihre Bekleidung ist die der übrigen Caroliner, ganz angemessen dem Himmelsstriche, unter dem sie leben. So fanden die Europäer die Südseeinsulaner überall; aber die Erfahrung rechtfertigt den Wunsch, daß die Schiffe sogenannter gesitteter Völker doch ja selten an diesen glücklichen Gestaden landen möchten.

Torres sah hier das Begräbniß eines Königssohnes, dem er beiwohnte. Die Feierlichkeit begann mit Sonnenaufgang; alle Bewohner der Insel waren im Trauerhause stillschweigend versammelt. Sie kamen familienweise nach dem Todtenhause; man öffnete ihnen den Saal, wo der Verstorbene lag. Er war in Matten eingewickelt und mit Stricken aus Kokosfasern zusammengebunden. Lange Haarbüschel flatterten an den Knoten

der Stricke. Es waren freiwillige Todtenopfer, welche Verwandte und Freunde des Verstorbenen sich abgeschnitten hatten. Der alte Häuptling saß auf einem Steine, auf dem auch der Kopf seines Sohnes ruhte. Seine Augen waren roth und wie im alten Testamente die Patriarchen thaten, sein Körper mit Asche bestreut. Sobald ein Fremder eintrat, stand er auf, ging ihm entgegen, faßte ihn bei der Hand, und sprach mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes: „Hier liegt der Sohn des Melisso!“ Als der Leichnam von 6 Häuptlingen getragen den Saal verließ, erhob das Volk ein lautes Geschrei der Verzweiflung. Einige rauften sich die Haare aus, andere schlugen sich heftig an die Brust, alle vergossen Ströme von Thränen. Die Leiche wurde nun in ein Kanot oder Proe gelegt, wo sie bis zu Sonnenuntergang blieb. Dem Vater näherte sich ein Greis und überreichte ihm eine geöffnete Kokosnuß. Dieser nahm sie an und erklärte, daß er für das Wohl des Volks sein Leben erhalten wolle. Es scheint also, daß wie bei den Griechen, an welche überhaupt hier so vieles anklingt, es Sitte sei, sich dem großen Schmerze durch Hungertod zu entziehen. Nach Sonnenuntergang wurde die Leiche verbrannt, die Asche wurde über das Haus des Verstorbenen ausgestreut und damit war das Begräbniß zu Ende.

Was von der Kühnheit der Caroliner bei ihren Seefahrten gesagt worden ist, gilt ganz besonders von den Bewohnern der Uleagruppe. Eine Art Sternkunde ist ihnen nicht mehr fremd und der Auf- und Untergang der Gestirne dient ihnen zum Wegweiser. Die Bekanntschaft mit den Europäern hat ihnen Thiere und Ackerbauwerkzeuge gegeben. Möge man sich damit begnügen und sie mit weitern Gaben verschonen.

Die Uleagruppe besteht aus 24 Inseln im Kreise geordnet und von Riffen umgeben. Ulea ist die größte darunter, Uliewire ist die Residenz des Häuptlings der ganzen Gruppe, welche unter 7° nördl. Br. und 161° 30′ L. liegt. Nordöstlich von dieser Gruppe liegt 8° 30′ nördl. Br. und 161° 59′ L. Farruelap, aus mehren bewohnten Inseln bestehend. 8° 5′ nördl. Br. und 164° 14′ L. liegt Fallao, ein wüstes Eiland, von den benachbarten Inseln des Vogel- und Schildkrötenfanges wegen besucht. Piguelao, ebenfalls ein wüstes Eiland 8° 6′ nördl. Br. und 164° 46′ L.; zwischen dieser und der vorigen Insel liegt die Untiefe Oraibilipu. Yfelug ist eine Gruppe von 13 Inseln südöstlich von Ulea, gutbevölkert. Errupue auch Arupig sind 3 kleine niedrige Inseln südlich von Ulea.

4) Die Gruppe Lamurzec südöstlich von Ulea zwischen 4° 10′ bis 5° 55′ nördl. Br und 163° bis 164° 30′ östl. L. Diese Gruppe ist unter zwei Häuptlinge getheilt. Die Inselgruppe Lamurzec besteht aus folgenden Inseln: Lamurzec die größte und bevölkertste, der Sitz eines Häuptlings mit 2000 Einw. Elat, Sitz des zweiten Häuptlings, mit 1200 Einw., Uloe mit 180, Tuquas mit 100, Falati mit 130, Puc mit 170, Gulimazao mit 225, Ulatan u. s. w. Man sieht, daß den Europäern es gelungen ist, diesen Leuten einigen Geschmack für Statistik beizubringen, denn wirklich wissen wir die Zahl der Einwohner der Gruppe Lamurzec durch einen Eingebornen derselben, der eine Liste davon dem Gouverneur nach Guaham gebracht hatte. Das Eiland Satahuel ist eine große aber niedrige Insel in Südosten von Lamurzec unter 7° 22′ nördl. Br. und 164° 17′ L. Alle diese Inseln, welche Legion an der Zahl sind, gehören den flachen Motous in verschiedenen Entwicklungsperioden an. Manche sind reich bewaldet, lachend und schön, andere nähren nur sparsam die dünne Bevölkerung, noch andere werden blos von Schildkröten und Trepang bewohnt. Man sieht es diesen flachen Eilanden deutlich an, daß sie Erzeugnisse einer immer thätigen Natur aus verschiedener Epoche der Reife sind.

5) Die Gruppe Cittak. Zu dieser zählen wir die sämtlichen östlichen Carolinen, deren Zahl und Beschaffenheit uns nur aus den ziemlich unbestimmten Aussagen eingeborner Caroliner bekannt sind. Wir begreifen hier alle entdeckten und unentdeckten, besuchten und unbesuchten Inseln zwischen 1° bis 6° 30′ nördl. Br. und 168° bis 174° östl. L. Die Menge der Inseln ist hier in der That zahllos, und täglich werden hier neue Entdeckungen gemacht, besucht sind indeß sehr wenige, nur zufälligerweise stößt manchmal ein Weltumsegler oder Wallfischfänger auf eine oder die andere. In der neuesten Zeit wurde zwar die Gruppe der Carolinen von dem berühmten d'Urville mit größerer Genauigkeit durchforscht und mehre Entdeckungen waren die Frucht. Indessen ist es nicht so gar leicht in einer unermeßlichen See von tausend Gefahren umringt die zahllosen Inseln und Inselchen, Klippen und Untiefen genau aufzunehmen. Man stellt sich eine Reise an die romantischen Gestade dieser prachtvollen Seegärten wie eine Lustfahrt vor, allein jeder Augenblick droht dem mit dreifachem Erze gepanzerten, auf gebrechlicher Planke schwimmenden Seefahrer, Untergang und Verderben.

Die Menge der Inselgruppen ist im Grunde genommen einerlei Natur. Vulkanische Erhebungen von Spitzbergen, um welche sich Korallriffe gelagert haben. Diese Inseln sind hoch, wo die Piks über die Wasserfläche emporsteigen; flach, wo sie dieselbe nicht überragen, und muldenförmige Lagunen, wo die Arbeiten der Korallthiere höher sind als die unter dem Wasser verborgenen Berge. Unter den Inseln, über welche wir noch zu berichten haben, bemerken wir die Hogolengruppe, erst in neuester Zeit von Duperrey genauer aufgenommen, aber schon dem Pater Cantova bekannt. Wir bemerken darunter die Insel Tamatam, 7° 32′ 17″ nördl. Br. und 172° 9′ 53″ L. Die Insel John-Hall von dem Kapitän gleichen Namens unter 8° 45′ nördl. Br. und 174° 36′ 40″ L. 1824 entdeckt. Die eigentliche Hogolengruppe besteht aus zwei Haufen hoher Inseln, die kegelförmige Spitzberge von augenscheinlich vulkanischer Natur haben. Diese kleinen Berge sind mitten in einer ungeheuren Lagune, um welche herum kleine gutbewaldete und bewohnte Inseln auf demselben Klippengrunde ziemlich weit von einander entfernt, vertheilt sind. Unter denen, welche Duperrey aufzählt, sind folgende zu dieser Gruppe gehörig: Cerisy, Givry, Bory, Torrell, Toll, Cudot, Brogniart, Chamisso, Dublon, Fatang, Iros, Houaf, Geudiehaut, Ruac und Pise. Sie liegen zwischen 7° 5′ 18″ und 8° 8′ 55″ nördl. Br. und 178° östl. L.

Bei der Menge und Unsicherheit der Lage dieser verschiedenen Inseln verschonen wir den Leser mit vielen Namen und Zahlen, und wollen zum Schlusse der Carolinengruppe nur noch zwei Inseln aufführen, von denen uns die neuesten Reisen Duperrey's und d'Urville's Kunde gebracht haben. Es sind dies zuerst: die Insel Ualan unter 5° 21′ 25″ nördl. Br. und 170° 40′ 42″ östl. L. Diese Insel wurde von Duperrey am 3. Juny 1824 entdeckt. Sie zeichnet sich durch ihre hohen Berge ganz besonders aus und zog dadurch die Aufmerksamkeit des Seefahrers besonders auf sich, man fand auch bald einen guten Hafen unter der angegebenen geographischen Lage, welcher mit dem Namen des Schiffes Coquille belegt wurde. Man umschiffte von hier aus die ganze Insel, welche einen wirklich prachtvollen Anblick gewährte. Von allen Seiten zeigten sich romantische Landschaften; eine reiche Vegetation, zahlreiche Flüsse, üppige Pflanzungen von Ignamen, Brotfrüchten, Zuckerrohr und Bananen locken die Seefahrer in ihre Nähe. Sie fanden noch

einen andern und viel bessern Hafen, den sie Chabrol nannten, welcher hinter den Riffen der östlichen Küste liegt. Die Nordseite dieses Hafens wird durch die kleine Insel Lele gedeckt, welche der Wohnsitz des Häuptlings und beinahe der ganzen Bevölkerung ist. Die Berge von Ualan, welches ungefähr 63 französische Quadratmeilen groß ist, sind bis auf den Gipfel mit Vegetation bedeckt, welche es sehr schwer macht, sie zu ersteigen. Die kegelförmigen und zerrissenen Gestalten dieser Berge, so wie die Beschaffenheit des Gesteins verrathen ihren vulkanischen Ursprung. Der höchste Berg, welcher die ganze Insel vom Mittelpunkte aus beherrscht und von den Franzosen Crozers benannt wurde, hat 1770′ Höhe, und der Buache auf der Nordseite der Insel bei 1550. Diese beiden Berge hängen mit einander durch Berggräten zusammen, und bilden tiefe Thäler, die sich nach den beiden Hafen hinziehen und von bedeutenden Wassern bewässert sind. Der große Wasserreichthum dieser Insel stürzt in mancherlei Kaskaden von den Bergen in die Ebene herab und fließt dann ruhig dem Meere zu. Der flache Strand zieht sich tief in das Meer hinein. Diese Insel ist nicht nur gut bevölkert, sondern auch civilisirt und ungefähr in demselben Zustande, in welchem sich Otahiti bei der Ankunft der Europäer befand. Wir können berichten, daß die Europäer, von welchen Ualan entdeckt worden, sich gegen dieses Naturvolk gut betragen haben. Als die Bewohner die Korvette ansichtig wurden, waren sie schüchtern, bald jedoch durch die weißen Männer angelockt kamen sie friedlich auf das Schiff. Wirklich ist das Bild, welches man uns von diesem Völkchen entwirft, ein Stück aus einer bessern Welt. Das Klima wird durch die Seewinde und den Wasserreichthum der Berge gemildert. Wo die Europäer hintraten, kamen ihnen die Einwohner wie höhern Wesen mit Opfergaben, welche das Feld liefert, entgegen. Da sie um nach der Insel Lele zu dem Oberhaupte derselben zu gelangen, die Insel Ualan quer durchschneiden mußten, so folgten ihnen die Insulaner, und trugen ihnen die Früchte nach, die sie nicht sogleich verzehren konnten. Die Insel Lele bildet einen konischen Hügel von einer sehr flachen Ebene umgeben. Damit das Meer nicht eindringe, haben die Bewohner die ganze Insel mit einem Mauerdamm umgeben. Das Hauptdorf ist auf eben die Art eingefangen und von Kanälen durchschnitten, welche die Eingebornen bei hohem Meere auf ihren Nachen durchfahren. Die Mauern bestehen aus ungeheuren Werkstücken von Basalt- oder Madreporstein, sind zwar ohne

Mörtel gefügt, aber künstlich behauen; um sie über einander zu legen, bedienen sie sich der Stricke. Die starke Böschung sichert sie vor dem Einsturze. Es ist wahres Cyklopenwerk.

„Unsere Ankunft auf Lele verbreitete dort einen ungeheuren Jubel; Männer, Weiber und Kinder stürzten uns in großer Anzahl entgegen. Der Gegenstand ihrer Bewunderung war besonders unsere Hautfarbe, welche sie unter fortwährendem Ausrufen berührten und besahen. Sie begleiteten uns zum Huros-Ton oder Oberhaupt der Insel, von welchem sie sich stillschweigend und ehrerbietig in einiger Entfernung niedersetzten. Von der Last der Jahre gebeugt saß derselbe zwischen zwei Matten, im Hintergrunde einer geräumigen und außerordentlich rein gehaltenen Hütte. Seine Frau und einige Diener umgaben ihn. Es herrschte die größte Stille um ihn. Bei unserer Ankunft wollte er uns entgegengehen, wir überhoben ihn des mühsamen Versuchs, indem wir uns sogleich neben ihn auf eine Matte hinsetzten. Er richtete eine lange Anrede an uns, auf welche wir ihm jedoch nur mit Geschenken antworten konnten. Wir haben nachher noch einige Häuptlinge besucht, unter andern auch denjenigen, der unmittelbar nach Huros-Ton die Regierung führt. Dieser war ein rüstiger, obwol schon bejahrter Mann von einnehmender Gestalt, dem ein langer weißer Bart ein besonders ehrwürdiges Ansehen gab."

Die Weiber sind schön, selbst anmuthig; da sie das Betelkauen nicht kennen, noch das Tabakschnupfen, so haben sie schöne Gesichter, blendend weiße Zähne, lebhafte Augen und eine natürliche sie gut kleidende Schüchternheit. Sie ließen sich frei sehen, wo Männer in hinlänglicher Anzahl sie zu vertheidigen vorhanden waren. Sie gestatteten nicht die geringste Freiheit den Fremdlingen und benahmen sich außerordentlich bescheiden; die aus ungefähr 2000 Menschen bestehende Bevölkerung soll in 7 Klassen abgetheilt sein. Der Adel heißt Huros, der Häuptling heißt Ton; sie haben unumschränkte Gewalt über das Volk, das Vorrecht mehre Frauen zu nehmen, und ein geistiges Getränk, Tugtug genannt, zu genießen. Die Häuptlinge haben die Insel unter sich getheilt, so wie auch ihr Dorf und die einzelnen Theile durch Mauern, wie oben beschrieben, gesondert. Es scheint hier eine Art Gütergemeinschaft eingeführt zu sein, denn alle Erzeugnisse, aller Gewinst und der Ertrag des Fischfangs wird in das gemeinschaftliche Vorrathhaus niedergelegt, von wo aus dann durch die Häuptlinge einem Jeden sein Bedarf verabreicht wird. So fanden die

Europäer alle Geschenke, welche sie den einzelnen Einwohnern gemacht hatten, im gemeinschaftlichen Magazine wieder. Daselbst waren auch die Kähne der Eingebornen nebst allen nützlichen Geräthschaften der ganzen Gemeine. Dieses Magazin ist ein nach allen Seiten offnes Haus, 60' lang und bis zum Giebel des Dachs eben so hoch. Es dient auch zum täglichen Versammlungsorte dieser ganzen Völkerfamilie. Ihre Wohnhäuser sind 30' lang, eben so hoch und 20' tief. Die Seitenwände bestehen aus kleinen dichtstehenden Latten, der Boden ist mit Binsenflechten bedeckt, und das Ganze außerordentlich rein. In der Mitte steht ein steinerner Herd, auf welchem Fische, Bananen und Brotfrucht bereitet werden. Auch bauen sie sehr hübsche Nachen, kennen aber die Segel nicht und wagen sich nicht über die Riffe hinaus. Ein bis jetzt noch nirgends im Australozean vorgekommener Fortschritt in der Kultur, kam den Franzosen in U a l a n vor. In jedem Hause fand sich nemlich ein kleiner Webstuhl, der sehr sinnreich für die Verfertigung des Zeuges zu ihren Kleidungen eingerichtet war. Sie hatten Weberschiffchen den unsern ähnlich, und die einzelnen Fäden ihrer Zeuge waren glänzend und festgefärbt mit verschiedenen Farben. Die Franzosen können nicht genug die liebreiche Aufnahme, den freundlichen Sinn und die unverdorbene Seele dieser guten Naturkinder rühmen. Man bemerkte unter ihnen keine Waffen. Ihre Spieße sind blos Werkzeuge für den Fischfang.

Da die Insel U a l a n auf dem Wege zwischen N e u - H o l l a n d und C h i n a liegt, auch gute Hafen für Fahrzeuge jeder Größe darbietet, so ist sie von großer Wichtigkeit, und dieses um so mehr, als sie an Erfrischungen Überfluß hat. Um diese zu vermehren, hinterließ ihnen D u p e r r e y zwei trächtige Schweine, welches Geschenk denn auch von den Eingebornen mit der größten Freude angenommen wurde. Die Ratte und eine große Eidechse fand man vor, aber kein nutzbares Hausthier. Um U a l a n herum entdeckte D u p e r r e y noch 6 andere Inseln.

Endlich erwähnen wir hier noch der Insel F a n n i n g unter 3° 50' nördl. Br. und 181° östl. L. Sie hat ungefähr 6 französische M. Umfang. Es ist ein Laguneneiland, dessen Lagune mit dem Meere durch eine ziemlich weite Einfahrt in Verbindung steht und einen guten Hafen hat. T r o m e l i n hat sie besucht und fand sie von 25 Trepangfischern besetzt. Sie bietet dem Seefahrer einige Erfrischungen, einen sichern Hafen und leicht einzunehmendes Wasser dar. Endlich hat auch der preußische Schiffskapitän L ü t k e zwischen den C a r o l i n e n eine

Reihe hoher Inseln aufgefunden, deren Bewohner jedoch, kriegerisch und feindselig, ihm nicht erlaubten zu landen.

4) Die Radakkette nebst den Ralik- und Fischerinseln und Lord-Mulgrave's Archipel.

Von den Carolinen gegen Osten segelnd fährt man noch immer zwischen einem Labyrinthe von Inseln und Klippen hin und es ist nur der leichten Übersicht wegen, daß man die eben genannten Inselketten von den Carolinen trennt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon in früherer Zeit mehre dieser Inseln von den Spaniern gesehen worden sind, denn es wäre ein wahres Wunder, wenn die Schiffe durch 300 Jahre von Acapulco nach Manilla durch diese Insellabyrinthe durchgesegelt wären, ohne dieselben zu erblicken. Indessen nennt man nur diejenigen Entdecker, welche ihre Entdeckungen zum Gemeingut der Wissenschaften machen; und da sind es denn die Britten Marshall und Gilbert, welche 1788 den sehr ausgedehnten Archipel der Mulgraven entdeckten. 1807 kam der Britte Johnstone nach Casparico, welche Insel jedoch bis jetzt vereinzelt da liegt, und nur der gleichen Länge wegen zu den Mulgraveninseln gezählt wird. Bedeutendere Entdeckungen machte Kotzebue, indem er auf dem vom Grafen Rumanzoff, der seinen Reichthum viel besser als die meisten seines Gleichen anzuwenden wußte, ausgerüsteten Schiffe Rurik die Radakinseln entdeckte. Dieses geschah im Jahre 1817. 1825 vervollkommte derselbe Seefahrer seine Entdeckungen, konstatirte das Dasein der Fischerinseln, und trug auf diese Art sehr viel zur Vervollständigung der geographischen Kenntnisse dieser Gegend bei. Diese Entdeckungen wurden 1828 durch Makenzie mit der Insel Howland vermehrt, und etwas später entdeckte ein Nordamerikaner die Insel Neu-Nantuket. Diese ganze Inselgruppe ist indessen von solchem Umfange, daß wir uns keineswegs schmeicheln dürfen, die Entdeckungen beendigt zu haben.

Die Inseln nehmen sämtlich den Raum zwischen 15° nördl. Br. bis 3° südl. Br. und 180° bis 195° östl. Länge von Ferro ein. Sämtliche Inseln gehören zu denen von Lesson so benannten flachen Motous, welche theils Lagunen umschließen, theils auch perlartig in einer Kette sich hinreihen. Sie sehen sich fast alle so ziemlich gleich, man könnte sie auch Korallenkronen nennen, welche auf unterseeische Bergspitzen aufgesetzt sind. Diese Riffe oder Kronen haben Öffnungen, durch welche man

mitunter selbst mit größern Schiffen in die Lagunen einfahren kann. Sie befinden sich auf verschiedenen Entwicklungsstufen. Es läßt keinen Zweifel zu, daß auch diese Inseln dreierlei Epoche haben: die der Blüte, des Wachsthums und der Reife. Um im Innern vielleicht desto ungestörter zu leben, führen die Korallenthiere rund um die unterseeischen Berge einen Wall auf, der Sturm und Wellen trotzt. Diese Baue reichen, wie schon öfter gesagt, an die Oberflächen des Wassers, und dieses möchte die Blüte sein, welche von den Seefahrern auch lebender Korallengrund genannt wird. Ist der Wall fertig, so ziehen sich die Thierchen nach dem Innern und beginnen ihre Geschäfte von Neuem. Während dem nehmen zahllose Schalthiere und Schnecken von den Wänden Besitz, und ihre zertrümmerten Leichen liefern den Muschelsand, welchen nebst den zerbrochenen Zacken der Korallen die Wellen auf die Spitze derselben aufschwemmen. Dadurch entsteht eine wagerechte Schichte eines harten schwer zu zerbrechenden Kalksandsteins, der meist den Grund der Inseln bildet, die sich ringförmig auf dem Korallenwalle ansetzen, und in stetem Zunehmen begriffen sind. Auf diese Weise sind kreisförmig oft 50 und mehr Inseln durch ein einziges Korallriff verbunden, was so weit geht, daß man zur Zeit der Ebbe auf den Riffen von einer Insel zur andern gehen kann. Die Koralltiere arbeiten indessen innerhalb des Walles fort, der Ring ergänzt sich immer mehr, eine Insel verbindet sich mit der andern; in der Lagune tritt der lebende Korallengrund nach und nach an die Oberfläche an, bildet neue Inseln, die Fluten schwemmen neuen Sand ein, und im Laufe der Zeit füllt sich das Ganze aus. Aus einer Inselgruppe wird nach und nach eine einzige Insel, die nach innen muldenförmig gesenkt ist. Man findet sie hier in allen Entwicklungsepochen. Damit ist denn auch ihre physische Beschaffenheit gegeben. Man hat zwar behauptet, diese flachen Inseln übten keine Anziehungskraft auf die Dünste in der Atmosphäre; neue Beobachtungen, besonders Kotzebue's, haben das Gegentheil gelehrt.

Die Vegetation und Produkte dieser Inseln anlangend hat es die Natur scheinbar dem Zufalle überlassen, sie damit zu versorgen. Das Meer schwemmt Samenkörner an, Vögel und Phoken suchen Zuflucht auf ihnen und ihr Dünger schafft dem angeschwemmten Samen eine Dammerde, so wie er auch durch die unverdauten Samen, die er enthält, zur Vermehrung der Naturprodukte beiträgt. Im Ganzen sind diese Archipele nicht sehr reich an mannigfaltigen Produkten, und nicht alle Inseln

besitzen die nemlichen. Theils sind nicht alle Inseln reif genug um manche Pflanzenarten zu beherbergen, theils fehlt manchen auch süßes Wasser, wiewol doch die meisten mit Wasser hinlänglich versehen sind. Manche haben wol auch Süßwasserteiche. Wo indessen Pflanzen wurzeln können, sind sie auch in großer Üppigkeit und Fülle, wenn auch nicht Mannigfaltigkeit vorhanden. Der Pandanus ist in einer Menge Arten vorhanden und macht, da er auch im dürrsten Sande fortkommt, eine der vornehmsten Naturgaben aus. Die fasrigen Steinfrüchte enthalten einen süßen würzigen Saft. Sie werden weich geklopft und ausgedrückt. Auch bereitet man, indem man die Früchte in Gruben bäckt, ein unter dem Namen Mogan bekanntes Konfekt daraus. Die Blätter des Pandanus liefern Fasern, aus denen Matten und Zeuge gewebt werden. Die Kokosnuß ist ein köstliches Geschenk der Natur für die Südseeinseln, sie liefert Nahrung und Kleidung, Öl und Gefäße, Tauwerk und Segel. Die Brotfrucht, die Tarowurzel, das Arum, Pisang, Ricophoren liefern Mehl und ersetzen das Brot. Einige Hibiscusarten geben einen starken Bast, aber auch einige schöne Liliaceen werden von den Einwohnern gepflegt, um sich mit Blumen zu schmüken. Kotzebue hat diese Insulaner mit Melonen, Mais und mehren nutzbaren Gewächsen beschenkt, und besonders ließ sichs Chamisso angelegen sein, wo er hinkam, wahre Wohlthaten dadurch zu verbreiten, daß er nutzbare Vegetabilien verbreitete. Als Kotzebue auf seiner zweiten Reise bei seinem Freunde auf Radak einsprach, hatte er das gewiß edle Vergnügen mit Yams bewirthet zu werden, welche er acht Jahre vorher auf seinem Schiffe dahin geführt hatte; und zu hören, daß auf den benachbarten Inseln Ziegen und Schweine, die er auf dem Rurik dahingebracht hatte, sich schon so vermehrt hatten, daß sie den Einwohnern bereits als Speise dienten. Solche Wohlthaten verdienen in der Kulturgeschichte der Menschheit einen Ehrenplatz, denn sie sind das wahre Mittel Naturvölker zu einer höhern Kultur emporzuheben; und gewiß ist die Wiederholung solcher Geschenke das einzige Mittel, um den Genius der Menschheit zu versöhnen für die vielen Gräuel, welche durch Brantwein und Schiesspulver an diesen Kindern der Natur verübt wurden. Eine wahre Landplage auf diesen Inseln sind die Ratten, Kotzebue brachte ihnen Katzen, die er bei seiner zweiten Reise bereits ziemlich zahlreich und verwildert vorfand. Obwol nun diese Murner einzig von dem langgeschwänzten Wildprete lebten, so ist doch erst von einer

zukünftigen Vermehrung der Katzen die Verminderung der Ratten zu erwarten. Das Meer bringt eine Menge Fische, Krabben, Mollusken u. s. w. hervor, auch giftige Rochen; besonders bemerkte Chamisso zwei Arten davon, wovon eine einen, die andere fünf Stachel am Schwanze hatte. Der Haifisch lauert an den Öffnungen der Korallenriffe, aber der fliegende Fisch spottet seiner. Einige Eidechsen, Schildkröten, Spinnen, Skolopender, Skorpione und unser gemeiner Regenwurm wurden auch bemerkt. Lebende Geschöpfe liefert jedoch nur der unerforschliche Ozean in Fülle.

Je nachdem eine Insel ältern oder jüngern Ursprungs ist, liefert sie auch mehr oder weniger Unterhalt für eine zahlreiche Bevölkerung, daher findet man manche Inseln sehr stark, manche nur mit kleinen Anfängen einer Kolonie bevölkert. Diese Insulaner gehören wol zu der zartesten Völkerfamilie des Menschengeschlechts. Sie sind dunkelbraun, schlank, groß, sehr wohlgebildet; ihr Haar ist schwarz, ihre Gesichtszüge sanft und angenehm, ihre Glieder sind zierlich gebaut; der schöne Himmel, die kühlenden Seewinde, die vegetabilische Nahrung, welche sie sehr mäßig genießen, bildet hier zusammen eine außerordentlich zarte Menschenart. Die schönen weißen Zähne, die schwarzen feurigen Augen geben ihnen ein geistvolles Ansehen, und jener Ausdruck eines düstern, dumpfen Hinbrütens, den Humboldt auf den Gesichtern der Eingebornen Amerika's fand, wird hier nicht gesehen. Die Menschen behalten hier bis in ihr höchstes Alter einen frohen Muth, eine Art fröhlichen kindlichen Leichtsinns und Unbefangenheit, deren Lebendigkeit sehr mit jenem wilden Ernste des Festlandes kontrastirt. Die Bekleidung ist sehr einfach, aber hinreichend, um selbst vor dem Europäer nichts Unehrbares zu haben. Die Männer tragen Gürtel mit herabhängenden Baststreifen oder viereckigen Schürzen. Knaben gehen bis zum Mannesalter nackt, ihr schwarzes schlichtes Haar ist zierlich auf den Scheitel gebunden und besonders Weiber zieren sich mit Blumenkränzen und Muscheln, welche selbst auf einem europäischen Balle bewundert würden. Die Männer lassen ihren Bart wachsen, die Weiber und Männer haben aufgeschlitzte Ohrläppchen, in welchen sie Rollen von Pandanusblättern tragen. Eine allgemeine Sitte ist das Tätowiren und es scheint, als ob damit eine Art religiösen Gefühls verbunden würde. Das Tätowiren wird nur auf der Gruppe Egup verrichtet, und ist, je nachdem die Person vornehmer oder geringer ist, verschieden. Die Operation wird jedoch nur an Erwachsenen

vorgenommen, da sie ziemlich schmerzhaft ist. Bei den Männern bildet sie über Schulter und Brust ein am Nabel zugespitztes Dreieck, das aus kleinen, auf verschiedene Art verbundenen Strichen besteht. Rücken und Bauch sind durch ähnliche wohlgeordnete Striche bezeichnet. Bei den Weibern sind nur Schultern und Arme tätowirt, an Kindern sieht man wol mitunter Arme und Lenden, seltner das Gesicht tätowirt. Auffallend ist bei manchen das Kreuz, welches auch von einigen auf den Mulgraveinseln aus Stein geschnitten um den Hals getragen wird.

Die nördlichen Gruppen haben Häuser, die blos aus einem Schoppen von vier Pfosten mit einem niedrigen Dache bestehen, jedoch sind auf verschiedenen Inseln auch die Wohnungen verschieden gebaut, und auf manchen sind die Häuser ziemlich bequem. Ihre Geräthschaften sind natürlich sehr einfach. Obwol Polygamie herrschend ist, so wird das Weib doch immer als Gefährtin, und nie als Sklavin des Mannes behandelt. Sie spricht mit den Männern mit, die Frau folgt ihrem Manne sogar in den Krieg nach und unterstützt seinen Angriff auf den Feind mit Gesängen und Steinen. Weibliche Arbeiten, Tänze, Spiele mit der Trommel begleitet, sind Beschäftigungen der Weiber. Die Erziehung der Kinder ist ihnen allein anvertraut und sie säugen dieselben lange. Sie sind sittsam und außer der alten Mutter eines Häuptlings, ist kein Weib an den Bord der europäischen Schiffe gekommen. Unverehlichte Mädchen haben jedoch vollkommene Freiheit, ohne ihren Ruf zu beflecken, ihre Gunstbezeigungen nach ihrem Belieben wem sie wollen zuzuwenden. Unehliche Kinder werden wie die ehlichen erzogen. Sobald sie gehen können, nimmt sie aber der Vater zu sich. Man sagt, daß keine Mutter mehr als drei ihrer Kinder auferziehen darf, die folgenden Kinder müsse sie nach der Geburt lebendig begraben lassen. Ich gestehe offenherzig, daß ich es nicht glaube, sondern daß meiner Ansicht nach diese Sage unter jene Märchen gehört, womit die spanischen Seefahrer so freigebig waren, um für ihre Ungerechtigkeiten einen Rechtfertigungsgrund zu finden. Ich finde nirgends einen Beweis dafür, selbst Kotzebue erwähnt dieser empörenden Sitte nicht als Augenzeuge, sondern vom Hörensagen. Mangel an Nahrungsmitteln und Furcht vor Übervölkerung soll die Ursache dieser scheußlichen Unnatürlichkeit sein. Man muß jedoch das weibliche Gemüth sehr wenig kennen, um nicht überzeugt zu sein, daß eine Mutter lieber Hungers stirbt, als ihr Kind preisgibt. Zudem lassen

sich folgende Züge nicht mit einer solchen Sitte vereinigen. Die Mütter lieben ihre Kinder überaus zärtlich, sie erziehen sie mit Sorgfalt, selbst uneheliche Kinder werden mit derselben Sorgfalt gepflegt, und kein Mädchen ist beschimpft, viel weniger einer Strafe unterworfen, welches Mutter wird ohne Weib zu sein. Wie man mit diesen Thatsachen den Kindermord vereinigen will, begreife ich nicht.

Die Spuren des malaiischen Lehnwesens zeigen sich auch hier. Die Inseln stehen unter Häuptlingen, welche hinwieder einem Oberhäuptlinge untergeordnet und dienstbar sind; jedoch ist das Joch sanft und die Last leicht. Leider ist auch der Krieg nicht unbekannt; und obwol jede Schlacht sogleich endigt, sobald einer fällt, so ist doch die Scheu vor dem Menschenmorde bereits überwunden. Besser gefällt uns der Freundesbund, der auch hier zwischen zwei Freunden durch Namentausch geschlossen wird. Dieser Bund legt dem Freunde auf, wenn der Freund als Gast bei ihm erscheint, mit ihm sein Weib zu theilen, verpflichtet ihn aber nicht zur Blutrache. Die Industrie dieser Völker beschränkt sich auf ihre unmittelbaren Bedürfnisse. Sie bauen gute Kähne, mit welchen sie scharf bei Wind segeln. Auf den bevölkerten Inseln wird der Ackerbau, eigentlich Gartenbau, mit vielem Eifer betrieben. Jeder umzieht seinen Palmenhain mit einer Schnur, und diese reicht hin, sein Eigenthum zu bewahren.

Religion ist diesen Völkern keineswegs fremd. Der einfache Naturkultus ist ihnen eigen. Sie verehren ein unsichtbares Wesen im Himmel, bringen ihm bei besondern Gelegenheiten feierliche Opfer, die jedoch unblutig sind. In Gegenwart des versammelten Volks weiht einer dem Gotte Früchte durch Emporhalten und Anrufung desselben, von welchen Anrufungen das letzte Wort vom Volke im Chore wiederholt wird. Man hat heilige Bäume, auf welche sich die Gottheit niederläßt. Ein Viereck aus Balken schließt den Fuß des Baumes ein. Stirbt ein Häuptling, so wird er feierlich beerdigt, die Leichen der Übrigen werden dem Meere anvertraut, wo die häufigen Haifische die Bestattung besorgen.

Zu diesem ganzen Insellabyrinthe gehören mehre einzelne Gruppen, welche wir nun, so weit es möglich ist, aufführen wollen. Wir unterscheiden darunter

a) die nordwestlichen Mulgraveinseln, dazu werden gerechnet: Bartholomäo unter 15° 20′ nördl. Br. und 181° 35′ L. Es wurde 1526 entdeckt. Brownsrange

ist eine Kette von mehren niedrigen Inseln im Fischersunde unter 11° 30′ nördl. Br. und 180° 10′ L. Arrosites, eine Gruppe niedriger Inseln unter 10° nördl. Br. Chasbobas wurde von neuern Seefahrern nicht aufgefunden. Lagurfanes, eine von den Spaniern gesehene kleine Inselgruppe. Alle diese Inseln bilden gewissermaßen das Verbindungsglied zwischen den Carolinen und den Mulgraven.

b) St. Peter ist ein kleines Eiland unter 11° 5′ nördl. Br. und 188° 19′ L. 1528 entdeckte Saavedra unter 8° 40′ nördl. Br. und 187° 59′ L. die Insel Barbados, wo bärtige Männer den Spaniern die Landung verwehrten. Gaspart Rico oder die Cornwallisgruppe soll von der Nassauischen Flotte 1625 gesehen worden sein, unter 140° 45′ nördl. Br. und 186° 30′ L. Kotzebue vermuthete sie mehr von ferne, als er sie sah. Es ist jedenfalls eine sichelförmige niedrige Gruppe durch Riffe verbundener Inseln, wahrscheinlich nur ein Aufenthalt für Vögel.

c) Die Radakkette. Diese schöne Inselkette wurde von Otto von Kotzebue 1817 entdeckt, und 1825 wieder besucht. Es ist eine von Norden nach Süden gedehnte Reihe von Inselgruppen, bestehend aus folgenden Gruppen:

1) Bygar, noch wüste, ohne süßes Wasser, nur des Vögel und Schildkrötenfanges wegen besucht. Die Vegetation ist noch sehr dürftig, mithin zur Beherbergung der Menschen nicht geeignet. Nach der Sage soll hier ein blinder Gott hausen, der die Schildkröten und Krabben in seinen besondern Schutz genommen hat; um ihn zu täuschen, nehmen die Menschen die Namen seiner zwei Söhne an.

2) Udirik, ein Riff von geringem Umfange, arm an Land, hat nur zwei bewohnte Inseln; sie sind zwar bewaldet und auch der Kokosbaum schaukelt seine Krone über dem Gebüsche, dennoch scheint die Vegetation dürftig und der Brotfruchtbaum ist selten.

3) Tegi bei Udirik ist wüste und spärlich begrünt.

4) Eilu ist die ärmlichste der Gruppen unter 10° 17′ 28″ nördl. Br. und 187° 29′ L. Kotzebue nannte eine Insel davon Krusenstern; sie ist sehr schwach bewohnt. Südwestlich liegt das Inselchen Temo und in Südosten die Neujahrsinsel, von Kotzebue 1816 unter 10° 8′ 27″ nördl. Br. und 188° 25′ L. entdeckt. Sie ist sehr schön, gut ausgestattet mit Vegetation, und ihre Bewohner schienen denen der Radakinseln an Gutmüthigkeit und Munterkeit völlig

gleich zu kommen. Als Kotzebue vorbeisegelte, kamen mehre Boote an das Schiff, das sie mit Erstaunen betrachteten, wobei sie sich aber übrigens friedlich benahmen und die wenigen Früchte, die sie zu verhandeln hatten, darboten, auch mit den Gegengeschenken außerordentlich zufrieden waren. Die Leute der Neujahrsinsel schienen lang und schmächtig, von sehr dunkler Farbe, das Gesicht nicht tätowirt, die Stirne hoch, die Nase gebogen, die Augen lebhaft, die Haare mit Kokosöl eingerieben auf den Scheitel gebunden und mit Blumenkränzen geschmückt. Um den Hals trugen sie eine Schnur mit rothen Muscheln, einige trugen feine Matten um die Lenden, andere lange Fasernschürzen aus Gras, die bis auf die Füße hinabhingen. Ihre Ohrläppchen hatten 3'' lange Öffnungen, in die Blätterrollen oder auch Schildpatt gesteckt war. Der Häuptling hatte auch hier eine hohle Muschel, welcher er Töne entlockte. Sie zeigten sich ehrlich, munter, witzig und außerordentlich reinlich. Krieg scheint ihnen fremd zu sein.

5) Ligiep, ebenfalls von Kotzebue entdeckt, 9° 50' nördl. Br. und 186° 44' L. 6) Odtia, ein runder Korallriff unter 9° 32' 36'' nördl. Br. und 187° 14' L. Die Gruppe besteht aus 65 Eilanden, welche einen Kreis bilden, und denen Kotzebue zu Ehren seines Beschützers den Namen Rumanzoff beilegte. Er fand eine gute Einfahrt, und innerhalb derselben den Weihnachtshafen. Die Hauptinseln sind: Odtia, die Ziegeninseln, die Vogelinseln, Ormed und Egmedie. Jede Insel hat ihren Häuptling, der von Odtia ist jedoch der vornehmste. 7) Eregup ist eine Gruppe von 17 Eilanden, nach Lagediaks eines Häuptlings der Rumanzoffgruppe Angabe, nebst noch einigen Gruppen von Kotzebue entdeckt. Eregup liegt unter 9° 24' 57'' nördl. Br. und 187° 39' L. Die Insel Eregup scheint die einzig bewohnte der ganzen Kette zu sein. 8) Die Gruppe Kaven unter 8° 40' nördl. Br. und 188° L., eine große Gruppe höchst reizender Inseln, deren der Entdecker Kotzebue nicht weniger als 64 zählte. Die Inseln, darunter Olot, Torua, Eirik, Tiam u. s. w. gehören, scheinen älter zu sein als die benachbarten Gruppen. Der Pflanzenwuchs ist hier außerordentlich stark, daher auch die Masse der Lebensmittel bei weitem größer, auch hat die Kultur einen höhern Grad als auf den übrigen Gruppen erreicht. Jeder Eigenthümer hat hier seinen Wald mit einer Schnur umzogen, die ganzen Inseln haben das Ansehen prachtvoller Parks, von reizenden Fußsteigen

durchschlängelt, die hinwieder der Brotfruchtbaum mit seinen prachtvollen Zweigen beschattet. Die majestätische Palme steht neben dem auf seinen hohen Wurzeln wie auf Füßen stehenden Pandanus, und der Mensch findet überall Schutz gegen die brennende Sonne. Die Hütten liegen im Schatten der Brotfruchtbäume zerstreut, und „an keinen gingen wir vorbei, ohne von der Wirthin freundlich gebeten zu werden, uns auf reinliche Matten zu setzen und Erfrischungen einzunehmen.“ Das Schiff Kotzebue's wurde hier mit einem reichen Vorrathe von Kokosnüssen versehen, ein Zeichen des Überflusses.

9) Die Gruppe Aur unter 8° 18′ 42″ nördl. Br. und 188° 41′ L. besteht aus 32 Eilanden, ebenfalls von Kotzebue entdeckt. Diese Gruppe zeigt bereits Eilande, auf denen sich Hügel von ziemlicher Höhe gebildet haben, besonders gilt dieses von der Insel Tobual, auch sind hier die Inseln feuchter und daher auch fruchtbarer. Nirgends gibt es schönere Brotfruchtbäume und das Arum ist im größten Überflusse vorhanden. Hier haus't auch der mächtige Häuptling Lamari, dem alle Gruppen bis Ligiep unterthänig sind. Dieser Häuptling führt mit andern Gruppen häufig Kriege, aber auch seine eigenen Unterthanen fürchten ihn. Nach Kotzebue's Abreise besuchte er die ganze Radakkette und zwang alle Bewohner derselben, ihm das kostbare Eisen auszuliefern, welches die Fremdlinge vertheilt hatten. Auch die Thiere und Sämereien brachte er hieher; glücklicherweise erhob er den verständigen Kadu, welcher mit Kotzebue die Reise in die Behringsstraße mitgemacht und sich dadurch einen ziemlichen Grad von Bildung zugeeignet hatte, zu einem mächtigen Häuptlinge. Freilich mußte auch dieser, der ein hübsches Mädchen auf der Insel Ormed geheirathet hatte, die Hälfte seiner Schätze als Tribut darbringen. Unter der Pflege Kadu's kamen die Geschenke der Europäer bald zum Gedeihen, wodurch Lamari's Raubsucht gewissermaßen unschädlich wurde. Die Insel Ormed, ebenfalls zu dieser Gruppe gehörig, ist in diesem Theile der Südsee wegen der Schönheit seiner Mädchen berühmt, was auch Kotzebue bestätigt. 10) In Südosten von Aur liegt unter 7° 30′ nördl. Br. und 189° 30′ L. Arno. 11) Mediuro von einem kriegerischen Volke bewohnt, welches die schwachbevölkerten Inselgruppen oftmals plündert, liegt unter 7° 15′ nördl. Br. und 188° 30′ L. 12) Mille unter 6° 15′ nördl. Br. und 190° 30′ L. wurde von Kotzebue nicht besucht, sondern demselben nur von den Eingebornen nachgewiesen.

Durch Kotzebue's Reise sind diese Inselgruppen nicht nur entdeckt, sondern gewissermaßen auch berühmt geworden. Außer einer Bastonade an einem Diebe, der den Reizen eines europäischen Messers nicht widerstehen konnte, hat sich Kotzebue keine Mißhandlung dieser guten Naturvölker zu Schulden kommen lassen, wogegen denn auch das Vertrauen so hoch stieg, daß einer der Häuptlinge Kotzebue in allem Ernste den Vorschlag machte: auf der Insel zu bleiben, den Tyrannen Lamari zu tödten und als Herr der ganzen Kette aufzutreten. Nicht nur eine Krone, sondern auch das schönste Mädchen von Ormed sollte ihm zu Theil werden, und wahrlich die Versuchung ist nicht gering, denn es wäre ein entzückender Gedanke ein Völkchen so guter Art zu schützen und zu beglücken! Sowol der geistvolle Chamisso, als auch Kotzebue selbst erschöpfen sich im Lobe dieses herrlichen Volkes und wir fügen hier eine Stelle ein, welche uns geeignet scheint den Geist desselben zu schildern.

Nachdem Chamisso von ihren Sitten und Gebräuchen gesprochen hat, sagt er: „Außer ihrer Sorge für Nahrung beschäftigen unsere Freunde nur ihre Schiffahrt und Gesang. Ihr Liebstes, ihr einziges Gut sind ihre Boote und ihre Trommeln, welche schon ihre Kinderspiele ausmachen.“ Im Anfang waren sie scheu, aber selbst die darauf folgende Freundschaft verleitete sie nicht zur Zudringlichkeit, und jene Bettelei, welche Forster auf den Societätsinseln wahrnahm, blieb ihnen fremd. Bei ihren Geschenken, die sie gaben, bewiesen sie sogar ein gewisses Zartgefühl. Reine Sitten, holde Scham und liebliche Einfalt schmückt diese Kinder der Natur. „Uns trat überall das Bild des Friedens bei einem werdenden Volke entgegen. Wir sahen neue Pflanzungen, fortschreitende Kultur, viele aufwachsende Kinder bei einer geringen Menschenzahl (auch dies bestätigt unsere Vermuthung in Hinsicht des angeschuldeten Kindermordes), zärtliche Sorgfalt der Väter für ihre Erzeugten, anmuthige leichte Sitten, Gleichheit im Umgange zwischen Häuptlingen und Mannen, keine Erniedrigung vor Mächtigern, und bei größerer Anmuth und minderem Selbstvertrauen, keine der Laster durchblicken, welche die Völkerschaften des östlichen Polynesiens entstellen.“ Dasselbe rühmt Kotzebue auf seiner zweiten Reise, und mit rührendem Schmerze trennte sich dieser Seemann von jenen lieblichen Kindern einer glücklichen Zone: „Oft noch dachten wir an das liebenswürdige Völkchen auf Radak zurück, von dem wir auf immer Abschied genommen hatten;

da es entfernt von den Wegen wohnt, welche die Befahrer der Südsee zu nehmen pflegen, so wird es nicht leicht wieder besucht und vielleicht im Laufe der Zeiten wieder vergessen werden. Ob ihm das zum Glück oder Unglück gereicht, weiß nur der, der die Schicksale der Menschen lenkt."

d) Die Ralikkette. Diese Inseln liegen zwischen 5° 30′ bis 11° 30′ nördl. Br. Kotzebue hat einige derselben auf seiner zweiten Reise besucht und fand unter 11° 19′ 21″ nördl. Br. und 185° 15° 57″ L. die Pescadores oder Fischerinseln des Kapitän Wallis wieder auf. Gleich daneben fand er abermal eine Gruppe verbundener Korallinseln um ein Bassin herum; auch hier üppige Vegetation, hohe stolze Kokospalmen, aber keine Spur von Menschen. Die größte Ausdehnung dieser Inselgruppe betrug 54 Meilen, die Breite nur 10 Meilen. Sie wurde von Kotzebue, Rimski-Korsakoff genannt; ein abscheulicher Name! Eine andere Gruppe unter 11° 40′ 11″ nördl. Br. und 183° 3′ 25″ L. wurde die Eschscholtzgruppe genannt; auch diese Inseln sind um ein Bassin herum gruppirt; unter 11° 21′ 39″ nördl. Br. und 181° 16′ L. wurden die Bronusinseln entdeckt. Diese Gruppe schien Kotzebue von älterer Formation zu sein als die übrigen, denn das Land war ein wenig höher, die Bäume stärker und größer, die Vegetation üppiger als auf den übrigen Inseln. Unterm 9° nördl. Br. soll 1823 die Inselgruppe Namu von einem Wallfischfänger gesehen worden sein und unter 184° 50′ L. liegen. Es werden uns hier noch die Inseln mehrer Gruppen aufgeführt, theils jedoch sind sie ungewiß, theils nicht genau bestimmt. Da wir hier keine kritische Geographie liefern, so können wir uns auch auf Untersuchungen der Art nicht einlassen.

e) Die eigentliche Mulgravenreihe, darunter Catham eine große Inselschar zwischen 9 und 10° nördl. Br. und 189° 30′ östl. L.; lauter flache Inseln in unzähliger Menge, theils bewohnt, theils unbewohnt. Südlicher davon unter 8° nördl. Br. und 188° 50′ die Danielsinseln, L. ebenfalls eine große Gruppe. Zwischen den Daniels- und Cathamsinseln liegen noch die zwei Gruppen Calverts und Ibbetson. Darauf folgen unter 6° nördl. Br. und 191° L. die nach Lord Mulgrave benannten Inseln, welcher Name auf die ganze Kette übergegangen ist. Sie sollen aus mehren Eilanden bestehen, die Bewohner denen ähnlich sein, die wir schon auf den andern Gruppen beschrieben haben, sich in Matten kleiden, und sich eines fruchtbaren schönen Vaterlandes erfreuen. Auch

hier fand man das Kreuz theils tätowirt, theils als Schmuck am Halse hängen.

f) Der Gilbertsarchipel zwischen 3° 38° nördl. Br. bis 3° südl. Br. und 188° 39′ bis 194° 30′ L. Dieser große Archipel wurde von Marshall und Gilbert entdeckt, da sie jedoch auf keiner der Inseln landeten, so wissen wir nichts als die Namen davon. Unter einer unzähligen Menge Inseln zeichnen wir für die Leser folgende Namen aus: Pitt, Charlotte, Scarborough, was wieder ein ganzer Archipel ist; die Marlarsinseln, Cook, Hall, Woodle, Hopper, Henderville, Simson, Kingsmill, Nautile, Byron und Hurd. Diese Inseln sind meistens gut bevölkert und trefflich bewaldet; schöne Menschen, die sich das Gesicht weiß bemalen und lebhaften Temperaments sind, bewohnen die meisten derselben. Sie haben gute Boote und scheinen tüchtige Seefahrer. Im Süden dieser Inseln kennt man noch einige, z. B. Arthur, eine kleine Inselgruppe unter 3° 30′ südl. Br. und 201° 29′ L. St. Augustin unter 5° 35′ südl. Br. und 198° 26′ L. wurde vom Spanier Maurelle 1788 entdeckt. Unter 3° nördl. Br. und 201° 51′ 30″ östl. L. wurde vom Amerikaner Makenzie die Insel Howland im Jahre 1828 entdeckt. Sie hat etwa 10 Meilen im Umfange, ist niedrig gelegen und gut beholzt, aber ohne Ankerplatz und ohne Menschen. Eine andere Insel, Neu-Nantuket, wurde unter 1° nördl. Br. und 199° östl. L. ebenfalls von demselben Kapitän entdeckt, besteht jedoch aus einer bloßen Sandbank.

5) Die Sandwichinseln.

Weit gegen NO. hinaufgeschleudert liegt die interessanteste Gruppe von ganz Westaustralien, isolirt im unermeßlichen Ozeane da. Eine Inselgruppe, welche bestimmt zu sein scheint in der Kulturgeschichte der Menschheit einen bedeutenden Platz einzunehmen, verdient wol, daß wir ein wenig länger dabei verweilen und sie etwas schärfer ins Auge fassen. Wenige Seefahrer haben den Australozean seit der Entdeckung dieser Inseln befahren, ohne auf ihnen zu landen und sich zu erquicken. Bei dem lebhaften Verkehr zwischen den zwei größten Erdtheilen Asia und Amerika, die in dem Schoße der Zukunft ruht, muß dieser Archipel von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmen, indem er wie ein von der Natur selbst errichtetes Gasthaus in der Mitte des Ozeans daliegt.

Ob die Spanier mit den Manillaschiffen sie schon früher aufgefunden haben, wissen wir nicht. Indessen scheint die

Vermuthung einiger, daß dieses die Königin-Inseln der spanischen Karten seien, auf keinem Grunde zu beruhen. Daß sie vor Cook's Ankunft von keinem Schiffe besucht wurden, beweist die gänzliche Unwissenheit der Sandwichaner über weiße Menschen und ihre Beschaffenheit bei der Entdeckung. Es war auf der dritten Reise Cook's, als dieser berühmte Weltumsegler im Jahre 1778 diese Inseln zuerst erblickte. Nach einer mühevollen Reise in die Behringsstraße war diese Entdeckung außerordentlich erwünscht. Nach mehrtägigem Suchen warf das Schiff auf der Südseite vor OWaihi oder wie den Namen dieser Insel andere schreiben, Howaii, auch Owyhee Anker. Es geschah dieses im Angesichte der großen Ortschaft Kearakekua. Wie einstens Columbus von den guten Naturkindern auf Hispaniola empfangen ward, so empfingen sie in der verhängnißvollen Stunde, gleichsam als ahnten sie, daß eine große Schicksalsstunde für sie geschlagen habe, auch den Kapitän Cook. Es war religiöse Verehrung, womit man ihm, dem rohen Seemanne, samt seiner auf der dritten Reise so rohen Begleitung entgegenkam. Die Europäer wurden für Götter gehalten, und Cook selbst für den Rono, der hier als Gott verehrt wurde. Eine alte Sage der Eingebornen bestätigte diese Täuschung; so soll vor Alters ein Boot mit fünf weißen Männern gelandet sein, welche von den Einwohnern für Abgesandte des Rono gehalten wurden und Besitz von den Morais nahmen. Da sie für Gottgesandte galten, so fehlte es ihnen nicht an Speisen, da ihnen täglich Opfer gebracht wurden. Da nach einer alten Sage auf der Insel Owaihi das Grabmal von Rono's Gemalin war, so hielt man die fünf weißen Männer von Rono abgesandt um das Grab zu bewahren. Es wurden ihnen Priester bestellt, die ihrer auf das sorgfältigste pflegten. Indessen war den weißen Männern der Aufenthalt in den Morais bald langweilig. Sie knüpften Bekanntschaft mit den Priestern an und verrichteten mit diesen gemeinschaftlich heilige Gebräuche in den Morais. Endlich traten sie sogar unter das Volk, da sich denn dieses überzeugte, daß es Menschen waren wie sie, nur von weißer Hautfarbe. Die Weißen wußten sich aber durch Klugheit und gute Sitten das Vertrauen der Eingebornen zu erwerben. Man gab ihnen daher die vornehmsten Mädchen zu Weibern und ihre Nachkommen seien die Jeris, welche sich auch wirklich durch weißere Farbe auszeichnen. Diese Fremdlinge waren es, von denen die Sandwichaner verschiedene Wohlthaten erhalten zu haben behaupteten. Vor allen Dingen hölzerne Helme und kurze spanische Mäntel, eine Tracht, welche

bei der Ankunft Cook's allgemein war unter den Jeris. Diese Sage mag nicht ungegründet sein, obwol wir glauben, daß es schwerlich europäische Seefahrer waren; denn diese hätten sich die Liebe der Eingebornen kaum erworben. Cook wurde jedoch für den Rono selbst gehalten und der vernünftigste Mensch bei der ganzen dritten Expedition Cook's, der bekannte Ledyard erzählt uns davon Folgendes:

„Die Stadt Kearakekua enthielt bei 1400 Häuser; die Scharen des Volks, die ans Ufer flogen, als die Fahrzeuge hereinsegelten, waren ungeheuer. 3000 Kanoes zählte man in der Bai, angefüllt mit Mannspersonen, Frauen und Kindern bis auf eine Anzahl von wenigstens 15000, außer denen, die schwammen oder auf Flößen waren. Der Anblick war ausnehmend belebt und grotesk, das Ufer, die Felsen umher, die angrenzenden Berge, die Dächer der Häuser, die Zweige der Bäume waren alle bedeckt, und das Geschrei der Freude und Verwunderung von volltönenden Stimmen der Männer vermischt mit den hellern Ausrufungen der Weiber, welche tanzten und mit den Händen klatschten, das Übersetzen von Kanoes, das Schreien, Jauchzen der Kinder, schwimmende Waaren, die man unter Geschrei zu Markte brachte, alles dies bildete eine der seltsamsten Szenen, die man sich vorstellen kann."

„Es blieb nicht dabei; eine Menge der gewünschtesten Lebensmittel wurden gebracht und an die Ankömmlinge vertauscht."

„Der erste Besuch Cook's am Ufer geschah mit außerordentlicher Feierlichkeit. Zwei Häuptlinge mit langen weißen Stäben machten einen Weg zwischen den Kanoes für seine Pinasse, und als Cook durch die Leute hinruderte, bedeckten alle ihr Gesicht mit den Händen. Am Lande erwartete ihn eine neue Schar von Häuptlingen, alles warf sich vor ihm auf die Erde, alle verhüllten ihre Gesichter, wenn er an ihnen durchkam, kaum war er jedoch vorbei, so erhoben sie sich und folgten ihm nach. Wendete aber Cook den Kopf um, so warfen sich alle wieder zur Erde oder verhüllten das Gesicht; und endlich, um ja den Blicken des Gottes nicht zu begegnen, krochen sie auf allen Vieren hinter ihm her." Eine wahrhaft drollige Manier unter wenigstens 10000 Menschen. Cook wurde nun zu dem Morai geführt, wohin ihm das Volk nicht folgen durfte und wo die Geschenke, welche er austheilte, mit der größten Ehrfurcht empfangen wurden.

Dieser Bericht eines Augenzeugen beweist mehr als Alles den glücklichen Zustand, in welchem sich diese schönen Inseln bei der Ankunft Cook's befanden. Auf Cook's Forderung wurde

ihm ein Bezirk am Strande für seine Arbeiter eingeräumt, derselbe ward mit weißen Stäben umsteckt und ein Vertrag geschlossen, daß derselbe von keinem Eingebornen betreten werden sollte, aber auch die Weißen ihn nach Sonnenuntergang nicht verlassen dürften. Der Bezirk der Weißen wurde mit dem Tabu belegt; dieses geheiligte Wort hielt jeden Eingebornen zurück. Aber die Weißen waren es, welche die schönen Insulanerinnen verführten, des Nachts in den Bezirk lockten, welchen Lockungen die armen Töchter Eva's, da sie von Geschenken begleitet wurden, die in ihren Augen großen Werth hatten, leider nicht widerstehen konnten. Da die Atuas die Verletzung des Tabu nicht rächten, so folgten dem bösen Beispiele gar bald die Eingebornen nach. Es fielen Szenen vor, welche die gute Meinung der Eingebornen nothwendigerweise untergraben mußten und die göttliche Verehrung verwandelte sich gar bald in verdiente Verachtung. Die Brutalität der Weißen erregte selbst bei den sinnlichen Kindern der Südsee gerechten Abscheu, und als endlich Cook selbst sich so weit vergaß, daß er allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprach, so war die Folge davon seine Ermordung. Da die Umstände von Cook's Tode weniger als sein Name bekannt sind, so wollen wir hier aus den Nachrichten Ledyard's, der Augenzeuge davon war, einiges beibringen.

Es war am 4. Februar, als Cook an das Ufer ging, um die hölzerne Wand, welche den Morai oder das Heiligthum der Insel einfaßte, zu kaufen und wegzubringen. Er schickte nach den Priestern und den Häuptlingen und bot ihnen zwei eiserne Äxte für die Einfassung an. Entsetzt wichen diese zurück, Cook fühlte sich gekränkt, gab seinen Leuten Befehl die Einfassung abzubrechen und in die Boote zu laden. Die armen erschrocknen Häuptlinge, seinen Unwillen fürchtend, mußten zusehen, wie eine Handvoll roher Fremdlinge ihr Heiligthum zerstörte, ohne Macht und Entschlossenheit zu haben es zu wehren. Cook selbst erstieg den Morai, bot noch einmal die Äxte den Häuptlingen an, um der Beschuldigung auszuweichen, als habe er geraubt. Die Häuptlinge schlugen es abermal aus." Cook fügte dann noch eine Axt hinzu und mit zunehmender Empfindlichkeit sagte er: sie sollten sie nehmen oder gar nichts haben. Kikinny, der Priester, dem das Anerbieten gemacht wurde, erblaßte und zitterte, schlug es aber gleichfalls aus. Cook steckte nun die Beile in das Gewand, in welches der Priester gehüllt war, und verließ ihn sogleich, um die Vollziehung seiner Befehle zu beschleunigen. Was Kikinny betraf, so wandte er sich an einige seiner Dienstboten und

hieß sie die Äxte aus seinem Gewande nehmen, berührte sie aber selbst nicht. Unterdessen hatten sich eine Menge Eingeborner unter den Mauern des Morai versammelt, wo wir das Holz niederrissen, und waren höchst ungestüm und warfen selbst das Holz und die Bilder zurück, als wir sie niederrissen; und ich weiß nicht, was sie abhielt, sich noch mehr zu erlauben; jedoch gelang es, daß wir alles in die Boote bekamen und sicher an Bord brachten." Und selbst diese Mißhandlungen brachten das Volk noch nicht auf das Äußerste. Es mußte ein gut geartetes Volk sein, dessen Leidenschaften selbst solche Mißhandlungen ertragen konnten! Daß sie sich nach dem Beispiele Cook's ein englisches Boot stahlen, kann man ihnen doch wahrlich nicht zum Vorwurfe machen. Einen Diebstahl konnte nun der brittische Tempelräuber nicht verzeihen; wohl wissend, daß man in England kleine Diebe hängt, beschloß er in seinem Übermuthe einen Cortez nachzuahmen, und mitten unter Zehntausenden seiner Jeris, den König von O Waihi gefangen wegzuführen.

Trotz dem, was geschehen war, wurde Cook, sein abscheuliches Vorhaben im Herzen, am Lande mit der größten Ehrfurcht empfangen. Der König war geneigt Cook auf das Schiff zu folgen. Als aber das getreue Volk den fürstlichen Greis an der Hand des übermüthigen Fremdlings sah, brach ihm das Herz. Sie suchten ihr geliebtes Oberhaupt zurückzuhalten, beschworen mit Thränen den alten Teraiobu zurückzubleiben, und als Cook Gewalt brauchen wollte, riß endlich der Faden der Geduld. Die Europäer gaben Feuer auf das unschuldige Volk, doch dieses achtete das Leben nicht mehr. Geduldig hatte es seine Tempel einreißen sehen: sie konnten sich ja neue bauen; geduldig hatte es seine Lebensmittel hingegeben: der fruchtbare Boden gab neue; aber ihren Fürsten, der mit ihnen jung gewesen und alt geworden war, der mit väterlicher Sorgfalt ein Patriarch unter ihnen gelebt hatte, den konnten sie der Schmach nicht unterliegen lassen. Mehr muthig als klug fielen sie über die weißen Teufel her, und Cook nebst vier Soldaten wurden getödtet. Die Kanonen der Schiffe wütheten nun freilich furchtbar unter den dichten Haufen des nackten Volkes; aber Cook's Leichnam blieb in ihren Händen und — wer sollte es glauben, ward feierlich beerdigt und seinem Andenken göttliche Ehre erwiesen! Das arme Volk bereute die That, sobald die heftigen Leidenschaften den frühern Erinnerungen Platz gemacht hatten.

Die Wichtigkeit dieser Inseln wurde jedoch in Europa sogleich erkannt, und seitdem hat sie jeder Seefahrer besucht. Georg

Vancouver hatte Cook auf seinen zwei letzten Reisen begleitet und vollbrachte nun in den Jahren 1792 und 93 eine Entdeckungsreise, auf welcher er die Sandwichinseln besuchte und vornehmlich O Waihi aufnahm; das Innere des Landes kann wie natürlich von Seefahrern nie erforscht werden, und wenn von Entdeckungen die Rede ist, so müssen immer nur einige Küstenpunkte verstanden werden, welche das Dasein eines Landes bezeugen. Späterhin besuchte in den Jahren 1800 bis 1804 Turnbull auf seiner Reise um die Welt die Sandwichinseln; in den Jahren 1803 bis 1806 Krusenstern und Lisiansky; endlich gab uns schätzbare Nachrichten Kotzebue auf seinen beiden Reisen um die Welt in den Jahren 1817 und 1823—26. Besonders war es Chamisso, welcher auf der ersten Reise interessante Notizen sammelte und nach seiner gewohnten genialen Art mittheilte. Eben so schätzbar sind Kotzebue's Nachrichten über den neuesten Zustand der Insel, die wir seiner zweiten Reise verdanken. Nordamerikanische Missionäre landeten im Jahre 1820 auf Wahu. Sie haben das Innere der Inseln zum Theil erforscht und bedeutende Nachrichten darüber geliefert. Alles, was wir bisher von den Inseln wissen, ist jedoch nur geeignet unsere Neugierde mehr zu reizen als zu befriedigen.

Von der Gruppe der Sandwichinseln, welche sich zwischen 18° 50′ bis 22° 20′ nördl. Br. und 212° 57′ bis 222° 40′ östl. L. erstreckt, kennen wir 11 bewohnte und 2 unbewohnte Inseln. Cook benannte sie seinem Beschützer, dem Grafen Sandwich zu Ehren. Es sind folgende: 1) O Waihi, Hawaii, Owyhee 4000 engl. Quadratm. groß mit vormals 150000 Einw., welche jedoch seit der Entdeckung beinahe auf die Hälfte herabgekommen sind. 2) Muwe auch Mawi, Mowe, 600 engl. Q. M. und 65000 Einw. 3) Tauroa, auch Tahurawa, 60 engl. Q. M. groß. 4) Oranai, 100 engl. Q. M. groß mit ungefähr 20000 Einw. 5) Morotai 170 engl. Q. M. mit 36000 Einw. 6) Wahu auch Oahu, 520 engl. Q. M. mit 60000 Einw. 7) Towi auch Tawai, 520 Q. M. und 54000 Einw. 8) Onehow auch Nühau, 80 Q. M. und 10000 Einw. 9) Tahoora auch Taura und 10) Morokini auch Morotine, sehr felsig. 11) Orehowa auch Orehua, ein beinah nackter Fels, der jedoch 4000 Einw. haben soll, endlich noch ein paar unbewohnte Felsen Commodopapa und Tamatapapa, von denen man weiter nichts weiß. Im Ganzen nehmen ältere Berichte an, daß der Archipel einen Flächeninhalt

von ungefähr 3000 engl. Q. M. mit 400000 Einw. darbiete. Letztere sollen jedoch außerordentlich abgenommen haben, und von der Insel O Waihi ist es gewiß, daß ihre Europäisirung ihr bereits die Hälfte ihrer Bewohner gekostet habe.

Die Gestalt des Landes malt sich dem nahenden Seefahrer in kühnen und gewaltigen Umrissen in die Luft. Dieser Archipel gehört einer Vulkanreihe an, welche ihre gewaltigen Piks hoch in die Luft erhebt; unstreitig gehört er zu den malerischesten, welche unser Planet aufzuweisen hat. Von der Tropensonne beleuchtet erheben sich die Bergketten in reinen Umrissen zu einer Höhe empor, welche ihnen den Platz unter den höchsten unsers Planeten anweist. Besonders ausgezeichnet ist in Bezug auf Berggestalt O Waihi, welches zugleich der gewaltigste Vulkan ist, den wir kennen, und der durch den Umfang seiner Kraftäußerung, einigermaßen einen Begriff von den vulkanischen Kräften gibt, denen in grauer Vorzeit unser Erdball seine gänzliche Umgestaltung zu verdanken hatte.

Dieses Gebirg ist noch in beständiger Thätigkeit begriffen, und nicht die unzugänglichen Gipfel und Schluchten sind es, wohin die Naturkräfte ihre Thätigkeit verbergen, sondern in größtmöglicher Zugänglichkeit für den Menschen walten sie gegen den grünenden Boden der Urbewohner und gegen die Schranken des Meeres. Auf Owaihi erheben sich besonders drei Massen gewaltig in die Luft. Der Kea im Norden, wenigstens 16000 Fuß hoch, südlicher davon der Roa, über 14000 Fuß hoch, und der Wororay, von der Höhe des Piks von Teneriffa. Das Wort Mauna, welches wahrscheinlich Berg bedeutet, wird einem jeden dieser Piks beigelegt. Die Missionäre haben den Vulkan auf O Waihi besucht und statten darüber einen Bericht ab, welcher ganz geeignet ist, eine der großartigsten Naturszenen uns zu vergegenwärtigen. Es ist nicht nur, wie Chamisso geglaubt hat, der Wororay wo sich heiße Quellen finden, als thätiger Vulkan zu betrachten, sondern der eigentliche Herd ist zwischen dem Roa und Kea. Der Mauna Roa ist ein gewaltiger Trachitberg. Die Reise dahin ist mit Beschwerden verbunden und bedurfte, als die Missionäre dieselbe unternahmen, mancherlei Vorbereitungen. Im Anfang der Reise kamen sie durch eine Gegend, welche hügelig, wohlangebaut und schattig war. Darauf empfing sie ein tropischer Wald, welcher ganz die Eigenschaft hatte, die wir schon öfter an den Tropenwäldern rühmten. Nach 1½ Stunde war dieser Wald zurückgelegt, und nun öffnete sich vor ihren Blicken das Feld der Zerstörung. Der ganze

übrige Weg von fast 30 engl. Meilen bestand aus einem Bette schwarzer Lava, welche die Gestalt eines mitten im Flusse erstarrten Stromes hatte. Dieser Strom wechselt von 3 bis 5 Meilen Breite ab, war zu beiden Seiten von einem dichten Walde eingeschlossen und mit Gras und niederm Gebüsch bewachsen. Wie natürlich ist diese Gegend schwach bevölkert. Im Westen hat man den gewaltigen Bergstock mit den Gipfeln des Kea und Roa, im Osten das Meer, in dem sich am äußersten Horizonte der Himmel badet. Weiterhin, wo die Zersetzung der Lava für die Pflanzen ein Wurzelbett bereitet hat, wird auch die Vegetation wieder mannigfaltiger. Man sieht bereits aus der Ferne die Rauchsäulen aufsteigen und gelangt so an einen Krater, der 8 engl. Meilen im Umfange hat und einen See geschmolzener Materie einschließt. Anstatt den abgestumpften Gipfel eines Berges einzunehmen und rund herum in einer gewissen Entfernung sichtbar zu sein, ist dieser Krater ein ungeheurer Kessel, zu dem man hinabsteigen muß. Sein eigentlicher alter Kegel scheint eingesunken zu sein und jene steilen Felsruinen gebildet zu haben, die bis zu einer Entfernung von 15 bis 20 engl. Meilen den Krater umgeben. Dieser ist von elliptischer Form und man muß zu ihm 1500′ hinabklimmen. Als Goderich diesen Krater im Jahre 1824 zum erstenmal besuchte, nahm er in dem Kessel 12 einzelne Stellen wahr, die mit glühender Lava bedeckt waren, und an 3 oder 4 Stellen sprang sie 30 bis 40 Fuß in die Höhe. Ungefähr 1000′ über der Oberfläche des Feuersees war rund um den Rand ein schwarzer verbrannter Kranz sichtbar, wahrscheinlich die Höhe, bis zu welcher früher die Lava gestiegen war, bevor sie durch einen unterirdischen Kanal einen Ausgang fand. Aus allen Klüften strömen Dämpfe, und Bimsstein ist in Menge um den Krater angehäuft. Letzterer ist außerordentlich porös und von der feinsten haarförmigen Textur. Den Anblick, welchen das ganze Tableau gewährt, schildern uns Augenzeugen auf folgende Weise:

„Ein ganzer See von Feuer eröffnete sich plötzlich in nicht bedeutender Entfernung. Seine Bewegung machte in höherm Grade, als die Einbildungskraft es sich vorher von irgend einem Dinge, selbst in ihren ungeregelten von der Wirklichkeit abschweifenden Vorstellungen, als möglich gedacht hatte, den Eindruck schrecklicher Erhabenheit. Seine Oberfläche befand sich ganz in der Bewegung eines Meeres. Eine glühende Woge thürmte sich gegen die andere in die Luft, und zuweilen trafen die Wellen von entgegengesetzten Seiten mit solcher Gewalt zusammen, daß der feurige Schaum 40 bis 50′ hoch aufspritzte.“

Die zwei höchsten Berggipfel Kea und Roa, wovon wenigstens der erste ewigen Schnee trägt, erheben sich am nordöstlichen und südwestlichen Ende des Centralplateaus von O Waihi. Die Verbindungsreihe oder der eigentliche Bergrücken, der in ungleicher Entfernung von der Küste sich zu 3 bis 6000′ Höhe erhebt, ist von zahllosen Kratern durchbrochen, deren Lavaflüsse von Zeit zu Zeit dem Meere bedeutenden Raum abgewonnen haben. Vor etwa 30 Jahren ergoß sich der Huararai, den man auf 8000′ hoch schätzt, im westlichen Höhenzuge in einem Lavastrom, der zahlreiche Pflanzungen zerstörte und die Bai von Kiraueu bis auf 20 Meilen Entfernung ausfüllte, so daß eine ganz neue Küstenlinie entstand. Mehr oder weniger sind alle Inseln dieses Archipels ähnlichen Verheerungen ausgesetzt; und so sehr der schöne Boden den Menschen anlocken mag, so muß dieser sichs doch gestehen, daß seine Unsicherheit mit dieser Lockung im Gleichgewichte stehe. Im Allgemeinen sind jedoch diese Inseln außerordentlich schön, von ausnehmender Fruchtbarkeit, welche den lockern Boden überall begleitet. Die gewaltigen Umrisse der Berge werden durch die zarten Wellenlinien des hügeligen Landes, das sie umgibt, zu einem schönen Ganzen gemildert. Zahlreiche Quellen rieseln vom Bergstocke hinab und obwol unter niederer Breite liegend, gewährt der Wasserreichthum eine bei weitem größere Milde und Schönheit, als sich die Canarien auf der entgegengesetzten Hemisphäre rühmen können, welche gewissermaßen als eine Verkleinerung des Sandwicharchipels betrachtet werden können. Freilich wartet der ganze Archipel noch immer auf einen Reisenden, der ihm dieselbe Ehre erweise, welche den Canarien von unsern ausgezeichnetsten Naturforschern zu Theil geworden ist. Chamisso's Aufenthalt war zu kurz, um bedeutende Resultate zu liefern.

Nach den Missionären besteht der schneebedeckte Kea aus 7 hohen Piks; röthlichbraune Lava, Asche, Sand, Bimsstein sahen sie; auf dem Wororai fanden sie einen Krater von einer englischen Meile Umfang; gleich daneben ein Loch von 56 Fuß Umkreis, aus welchem beständig Schwefel, Rauch und Dampf in Massa emporstieg. Steine, die hineingeworfen wurden, schlugen 8 Sekunden lang an den Felswänden umher und keinen derselben hörte man zu Boden fallen. Zu dem Umfange der Inseln trugen jedoch die Korallbauten nicht wenig bei, und auch jetzt noch sind es gewaltige Riffe, die sie von allen Seiten umgeben, und mehr als einmal mögen die Zwischenräume zwischen den Riffen und Bergen durch Lavaströme ausgefüllt

worden sein. Ein Beispiel davon, welches für die Bildung unserer Erde wichtig ist, fand zu Anfang dieses Jahrhunderts statt. Ein Lavastrom ergoß sich nach dem Meere und vergrößerte die Insel. Diese Lava ist jedoch schon jetzt nicht mehr ganz öde. Atmosphärische Einflüsse, wahrscheinlich auch gebundene Säuren und Atmosphärilien, welche nach und nach durch den Einfluß des Regens, der Feuchtigkeit und auch durch eigene korrosive Thätigkeit frei werden, haben zum Theil die schlackige Lava zersetzt und das Dorf Powarua ist auf diesem jüngsten Lavastrome erbaut. Dasselbe läßt sich bei mehren Küstenstrichen und Vorgebirgen beweisen. Die Natur ist hier beständig thätig, um neue Wohnplätze für ihre Kinder zu erbauen. Auch die Berge an den Küsten herum sind vulkanischer Natur und Turnbull sah 1803 mehre in voller Thätigkeit. Eben so haben sich unter den Eingebornen Sagen erhalten, von Verschüttung mehrer Landungsplätze, der Verheerung von Wohnplätzen, Verbrennung von Nachen u. dgl. m. Eben so ist die fortwährende Thätigkeit der Korallthiere außer Zweifel. Die Eingebornen sind sehr wohl mit dieser Erscheinung bekannt, und äußerten gegen Chamisso, der sie bei Errichtung einer Mauer aus Korallsteinen antraf, die sie aus dem Meere holten: „die Steine würden von selbst nachwachsen und sich vergrößern."

Bei der Weltstellung dieser Inseln, welche sie für die Zukunft zu einem Hauptpunkte des Welthandels macht, sind die Hafen von großer Wichtigkeit. Die Eingebornen ertrotzen für ihre leichten Fahrzeuge die Landung fast überall, und die Missionäre theilen uns folgende Szenen mit: „Fürchterlich schlägt die Brandung an die 40 bis 60 Fuß hohe Küste. An einer niedern Stelle, wo sich Felsen etwa 30 Fuß hoch über das Wasser erhoben, hatten die Eingebornen einen Landungsplatz gebildet. Zwei lange am Ende an einander gebundene Stangen reichten vom Wasser bis zum Felsen hinauf. Parallel gegenüber wurden zwei ähnliche angebracht, und querüber 8 bis 10 Fuß lange Stöcke in einer Entfernung von 2 bis 3 Schuh mit starken Schlingpflanzen befestigt. Auf dieser Leiter gehen zwei Männer an den Rand des Wassers. Der Kahn, welcher landen will, wartet den günstigen Augenblick ab, rudert gegen die Leiter hin, wo die Männer den Kahn erfassen, der Schiffer selbst springt nun ins Meer und hilft durch Nachschieben das Hinaufziehen des Kahns vollenden. Anders ist es nun freilich mit europäischen Schiffen. Diese haben bis jetzt auf der größten Insel noch keinen sichern Hafen gefunden, da theils Korallriffe den Zugang

sperren, theils die offnen Rheden unsicher sind. Der beste Hafen ist auf der Insel Wahu; es will jedoch in der neuesten Zeit Lord Byron in der Towaihebai, einen der besten Hafen in der Welt auf der Insel O Waihi entdeckt haben. Eben so wird von den amerikanischen Schiffern die Tyrowaibai gerühmt. Indessen ist doch der Hafen von Hanaruro auf Wahu der beste bis jetzt bekannte.

Wir kommen auf die Produkte dieser Insel zu sprechen. Vulkanische Inseln von bedeutender Ausdehnung unter den Tropen gelegen, von der süßen Luft des stillen Meeres umweht, mit Quellen und fließenden Bächen hinlänglich versehen, erwecken in jedem Leser das Bild der üppigsten Fruchtbarkeit und einer der schönsten Vegetationsdecken, und in der That paßt der Name eines Paradieses auf diesen Archipel ganz besonders. Die Brotfrucht, Koubäume, Ohiubäume, Bananen, Bataten, Taro- oder Aronswurz, Tappabäume, Zuckerrohr, Erdbeeren, Himbeeren, eine Art Heidelbeere, eine Felixart, der Wauti oder Papiermaulbeerbaum, Kokospalmen, indische Feigenkaktus, Kukuibäume, Platanen, Sandelholz u. s. w. befinden sich in großer Menge auf diesen Inseln. Natürlicherweise gilt dieses mit einiger Einschränkung, da manche dieser Produkte nur einzelnen Inseln eigenthümlich sind.

Das Klima ist so schön, als man es auf Erden sich nur immer denken mag. Die Umgebung der hohen Berge ist zwar reich an Regen, im Ganzen sind jedoch in den bebauten Gegenden, welche eigentlich von Menschen bewohnt werden, der Regentage wenige. Man kann im Durchschnitt jährlich 50 Regentage annehmen, die übrige Zeit ist immer schön Wetter. Der Wind geht meistens aus Nordosten. Das Thermometer steigt nie über 24°,8 Réaum., fällt nie unter 12°,8. Die Jahrstemperatur beträgt 19°,1 Réaum. Die Berge sorgen für häufigen Thau. Ein solches Klima macht den köstlichen Boden geschickt auch für andere Pflanzen als die einheimischen; daher wurden eingeführt: der Weinstock, Pomeranzen, Mandeln, Melonen, Küchengewächse aller Art, Tabak, Reis, Mais u. s. w. und es ist gar kein Zweifel, daß nicht alle unsere Getreidearten, alle unsere Früchte in diesen Seegärten gleiches Gedeihen finden sollten. Der Semiramis schwebende Gärten haben hier ihr natürliches Vorbild. Das Zuckerrohr wächst zu einer ungeheuern Größe an wie sonst nirgends, die Tarowurzel gedeiht in künstlichen Gärten. Die Himbeere findet sich auf den Bergen, die Heidelbeere an den Kratern, das Sandelholz in hohen Gebirgs-

strichen. Bemerkenswerth ist auch hier, daß trotz der Nähe von Amerika, besonders von Californien, die einheimische Flora der Sandwichinseln durchweg indisch ist und daher für die Wanderung der Gewächse von Westen nach Osten einen schlagenden Beweis abgibt.

Von Thieren hatte die Insel bei Ankunft der Europäer nichts aufzuweisen als eine Fülle von Seethieren, wie solche überall in diesem Weltmeere vorkommen, obwol der Fischfang keineswegs so lohnend als an den flachen Inseln ist. Es gibt aber Perlenmuscheln, welche jedoch nur Perlen von geringem Werthe liefern. Von Vögeln fand man Tauben, Hühner, Wasservögel, Brachvögel, Raben, Fliegenschnäpper; an Säugthieren: Fledermäuse, Ratten, den Hund und vortreffliche Schweine. Die Europäer haben sich jedoch angelegen sein lassen, ihre Hausthiere hier einzuführen: den Floh und die Hausmaus ungerechnet, Truthühner, Schafe, Ziegen, Pferde und Rinder. Den Werth dieser Geschenke haben die Sandwichaner bereits kennen gelernt, indem sie recht gut wissen, wie sehr die Seefahrer, welche sie besuchen, der Lebensmittel bedürftig sind. Vancouver machte die Bedingung, daß das eingeführte Vieh eine Reihe von Jahren unangetastet bleiben sollte, und das Tabu wurde auf 10 Jahre über dasselbe ausgesprochen. Dieses verursachte, daß das Rind verwilderte und jetzt ganze Herden im Gebirge wild umherziehen und sogar den Pflanzungen schädlich werden.

Die Einwohner der Sandwichinseln sind eines der interessantesten Völker der Südsee, und waren bereits, als man sie entdeckte, auf einer bedeutenden Stufe der Civilisation. Wir glauben, daß es hier am Platze sei, über diesen australischen Menschenstamm unsere Meinung zu sagen. Alle Schriftsteller und Seefahrer erschöpfen sich in Bildern, um diese prachtvolle Menschenfamilie zu schildern. Wenn Herodot die Äthioper die schönsten und langlebenden Menschen nennt, so finden wir diesen Ausspruch auf die Südseemänner vollkommen anwendbar. Schlank, groß, zart gebaut, zeigt ihr muskulöser Körper das von keinem Phidias erreichte Modell des Sonnengottes. Ihr Gesicht bildet ein edles Oval, die Stirne tritt denkend hervor, die gebogene Nase zeigt Kühnheit und Anstand, der offne redliche Blick des schöngeschnittenen Auges beurkundet die sanfte Seele, und aus dem schwarzen Stern desselben glänzen alle jene geistigen Fähigkeiten hervor, die den Menschen zum Menschen machen. Mund und Kinn treten edel zurück,

kein hervorstehender Backenknochen, kein tiefgeschnitzter Augenwinkel, keine wulstige Lippe deutet auf Roheit oder Wildheit. Der Körper ist gelenkig, die Gliedmaßen von dem reinsten Ebenmaße; Gang und Stand des ganzen Menschen zeigt das edelste Geschöpf der Erde. Der Geist ist dieser Schilderung vollkommen angemessen. Der Südseeinsulaner ist leicht zu civilisiren, empfänglich für jedes edlere Gefühl; daher auch seine leichte Fassungsgabe und der glückliche Takt, von den dargebotenen Gaben Europa's schnell diejenigen zu erkennen, welche wirklich wünschenswerth sind. Es fragt sich nun, welcher Abstammung sind diese Menschen? Daß die Bewohner eines Theils der indischen Inseln, ja des Hochgebirgs in Indien selbst, ferner die Papuas bis Neu-Holland und auf Madagascar eine eigene Familie bilden, die unläugbar mit dem Neger des heißen Afrika verwandt ist, ist gar nicht zu läugnen. Ganz eine andere Menschenfamilie und von der Papusart schroff abweichend ist die, mit welcher wir es hier zu thun haben. In der Südsee finden wir dieselbe auf der westlichen Inselkette sporadisch, Neu-Seeland ausgenommen, wo sie bereits herrschend ist. Von Neu-Seeland aus ist jedoch die Familienähnlichkeit aller Südseeinsulaner, der Caroliner, Ladroner, Philippiner u. s. w. unverkennbar, und wir wagen die Behauptung: es ist dieses derselbe Menschenstamm, der Indien civilisirte, seine Kolonien nach Osten und Westen abgab, Äthiopien und Egypten erfüllte, hinübergriff durch die Oasen und als Berber den Atlas einnahm, anderseits gegen Osten sich durch die ostindischen Inseln bis auf die Osterinsel und Neu-Seeland verbreitete, und ein geistiges Merkzeichen dieser Menschenfamilie scheint ein angeborner Keim der Civilisation zu sein. Wir wagen es zu behaupten, daß der vielberühmte Guanenstamm auf den Canarien, die berühmten Cariben in Amerika desselben Stammes Kinder sind. Wo wir sie auch finden, finden wir überall Civilisation, Schiffahrt und eine eigenthümliche Kultur. Daß die Bevölkerung der Südseeinseln von Westen nach Osten ausging, haben andere bereits bewiesen und zufällige Umstände haben den Hypothesen der Gelehrten neues Gewicht gegeben. So wird uns berichtet, daß ein Schiffskapitän am 24. März 1815 bei Neu-Californien ein Schiff erblickte, das sich in der größten Noth befand. Man fand ein verunglücktes japanisches Schiff ohne Mast und Steuer. Der Kapitän und 2 Matrosen wurden im sterbenden Zustande gefunden und genasen erst nach viermonatlicher Pflege. Sie waren von Osaco in Japan ausgelaufen um nach einer

andern Handelsstadt zu segeln. Gleich außer dem Hafen ergriff sie ein Sturm, raubte ihnen Mast und Steuerruder und trieb sie 17 Monate auf der See umher; von 35 Mann Besatzung waren nur noch die drei am Leben geblieben, die andern waren verhungert. Dieses beweist wenigstens, daß das Meer seine Strömung von Westen nach Osten hatte. Eben so ist bekannt durch die Sagen der Sandwichaner, daß von den Freundschaftsinseln Boote dahin verschlagen wurden. Auch werden Baumstämme des Nordens auf den Südseeinseln z. B. auf Radak ausgeworfen. Aber auch die Sprache bietet Ähnlichkeiten dar, und es ist unbestreitbar, daß der Sandwichinsulaner, die Otahiter und der Neuseeländer einander ohne Anstand verstehen. Allein mitten in Nordafrika finden wir einen Anklang dieser Stimme, und wenn auch nicht beweisend, doch auffallend ist die Erscheinung, daß das Wort Wah mit dem Vorartikel O so oftmals in der Südsee vorkommt und eben so in den von Barabra bewohnten Oasen Siwah, El-Wah u. dgl. sich wiederfindet, ja das Wort Oase selbst in Wahu, O Waihi, Owyhe u. s. w. einen starken Wiederklang findet. Daß das ganze Menschengeschlecht von Indien ausging, ist nicht unwahrscheinlich, sondern vielmehr von wichtigen Gründen unterstützt, und wir finden sonderbarerweise sowol den schönen, schlanken Menschenstamm, als den wollhaarigen Papu in Indien wieder. Wenn der Papu unter dem Äquator zum völligen Neger ward, so wurde dagegen der schöne Äthioper zum schlanken Bewohner der glücklichen Inseln, indem jede Bewegung Harmonie ist und dessen Weiber den Gürtel der Grazien bewahren. Zu diesem schönen geistvollen Menschenstamme gehören auch die Sandwichaner, deren Geschichte, da sie uns so ziemlich vorliegt, wir hier den Lesern zum Besten geben wollen.

Die älteste Geschichte besteht wie die Geschichte aller Völker aus Sagen. Diesen zufolge waltete hier der mächtige Geist Etua Rono über diese Inseln. Sie waren unbevölkert und er konnte keine Menschen hervorbringen, denn seine Gemalin war unfruchtbar. Sein Kummer darüber war groß und die Ströme seiner Thränen rollten vom Roa herab. Selbst seine zärtliche Gattin, die schöne Opuna, war nicht im Stande ihn zu trösten. Endlich erhörte ihn das Schicksal. Zwei Bote durch die Fluten getrieben an die Südostspitze von O Waihi strandeten daselbst. Noch zeigt man die Spuren, wo der erste Mensch ans Land gestiegen war und seinen Fußstapfen den Fels eingedrückt hatte. Auch auf Ceylon zeigt man die Fußstapfen Adams.

Die Gestrandeten hatten Schweine, Hunde, Hühner und eßbare Wurzeln am Bord. Rono war eben abwesend auf den nördlichen Inseln, wo er für seine Gemalin fischte. Der untergebene Feuergott war ein Feind der Menschen und versuchte sie davonzujagen. Mit grimmiger Geberde fragte er sie, wo sie herkämen. Sie antworteten: „Wir kommen aus einem Lande, wo es Schweine, Hunde, Kokosnüsse und Brotfrucht in Menge gibt, ein heftiger Sturm hat uns verschlagen, als wir unsere Nachbarn besuchen wollten und fünfmal hat sich der Mond verwandelt, bis wir hier angelangt sind.“ Sie baten nur um Erlaubniß, sich hier anzusiedeln, was ihnen der Feuergott grausam versagte, obwol sie ihm ein Schwein zu opfern versprachen. Da bemerkte Rono einen fremdartigen Geruch von O Waihi her, kehrte plötzlich zurück, und war vom Anblick der Menschen freudig überrascht. Sein freundliches Ansehen flößte Vertrauen ein, die Menschen klagten ihm die harte Behandlung durch den Feuergott und baten um Erlaubniß, sich ansiedeln zu dürfen. Da ergrimmte Rono so, daß er den Feuergott in den Krater des Mowna Roa Kairuo warf, wo er noch immer wüthet. Die Menschen, welche nun ruhig auf O Waihi lebten, bewiesen durch Opfer ihre Dankbarkeit gegen Rono und vermehrten sich sehr stark. Jährliche Feste, feierliche Spiele, Makohiti genannt, wurden zu Ronos Ehre veranstaltet. Wer den Preis davontrug, ward bekränzt und galt für den König des Festes. Von O Waihi aus wurden auch die andern Inseln bevölkert und die Zahl der Götter vermehrte sich, jedoch war Etua-Rono der größte. So lebten die Menschen ein goldnes Zeitalter in Friede und Eintracht unter dem segenvollen Schutze Rono's, als sich plötzlich eine traurige Begebenheit ereignete. Die schöne Göttin Opuna verliebte sich in einen Mann auf O Waihi und beglückte ihn mit ihrer Gunst; von Eifersucht entflammt stürzte sie Rono von einem hohen Felsen zerschmetternd hinab. Kaum war die That vollbracht, so folgte ihr die Reue; wüthend vor Schmerz rannte er umher, und schlug alle Menschen, die ihm begegneten. Diese waren erstaunt über die Veränderung des Gottes, der ihnen auf ihre Frage nach der Ursache zur Antwort gab: „Ich habe was mir das Liebste war, gemordet!“ Er trug nun Opuna's Leichnam in den Morai, an der Bucht von Karekakua (eben den, wo Cook das Geländer einreißen ließ) und blieb dort lange in Trauer versunken. Endlich beschloß er die Inseln zu verlassen, das jammernde Volk damit tröstend, daß er einst auf einer

schwimmenden Insel wiederkommen und seine Lieblinge mit allem beschenken wolle, was ihnen lieb wäre. Darauf setzte er sich auf ein Fahrzeug von besonderer Bauart, womit er nach einem fernen fremden Lande segelte.

Mit Rono's Verschwinden verschwand die goldene Zeit. Die Zahl der Götter vergrößerte sich, aber ihr Einfluß war nicht der beglückende, wie einst der Rono's. Ihm waren nur Früchte geopfert worden, nun aber verirrte man sich bis zu Menschenopfern; von dem jedoch, daß die Sandwichaner jemals Kannibalen gewesen wären, ist keine Spur vorhanden. Die geschichtlichen Erinnerungen dieses Volkes enthalten nun eine große Lücke bis dahin, wo das oben erwähnte Boot mit den weißen Menschen landete, von welchen der größte Theil der Jeris abstammt. Von der Ankunft der 5 weißen Männer bis auf Tameamea haben 7 Könige nach einander geherrscht. Zwei Fahrzeuge sollen in dieser Zeit an der Nordostseite von O Waihi gestrandet sein. Weiter weiß man nichts von ihnen. Auch soll in der Ferne einmal ein großes Schiff gesehen worden sein. Eine neue Epoche in der Geschichte der Sandwichinseln fängt mit der Ankunft des großen Seefahrers Cook im Jahre 1778 unter dem König Teraiopu an. Damals hatte jede Insel ihren eigenen Jeri-Rahi oder Häuptling, der volle Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen hatte, und dem die Besitzer der Ländereien Tribut bezahlten. Trotz dem Verlust ihres Kapitäns sahen sich Cook's Begleiter zu dem Geständnisse gezwungen, daß die Insulaner ein gutes vortreffliches und wackeres Volk seien. Auch gestehen sie, daß Cook selbst an seinem Unglücke Schuld gewesen sei und daß sie selbst nach dieser Katastrophe keine Ursache hatten, sich zu beklagen. Die Neigung zum Stehlen hatten sie mit allen Südseeinsulanern gemein, obwol dieser Hang, von dem unermeßlichen Reichthum eines europäischen Schiffes, das voll des köstlichen Eisens ist, sich etwas zuzueignen, schwerlich mit dem Namen eines Diebstahls, wie wir es nehmen, belegt werden kann. Die übermäßige Strenge, womit Cook die kindische Neigung und Begierlichkeit bestrafte, zog ihm, der ein großer Seefahrer, aber kein Menschenfreund war, sein Schicksal zu. Das Tätowiren war allgemein, die Kleidung so ziemlich dieselbe, welche wir auf den griechischen Basreliefs sehen. Frauenzimmer schmückten sich mit einem Halsgeschmeide von Muscheln oder einem Halskragen von Federn. Ihr Haar zierten sie mit Blumenkränzen und Armbänder verschiedener Art vollendeten ihren Putz. Die Sandwichaner lebten

in kleinen Flecken von mehren hundert Häusern, die unregelmäßig beisammen standen. Vor einigen dieser Wohnungen befand sich ein Hof mit einem Zaune. Die Nahrung der untern Volksklassen bestand aus Fischen und Vegetabilien, die Vornehmen genossen Schweine- und Hundefleisch. Das Geflügel wurde nicht sehr geschätzt. Sie verstanden bereits Fleisch einzusalzen, wußten ihre Speisen schmackhaft zu bereiten und waren überhaupt außerordentlich reinlich. Die Jeris bauten Schiffe und flochten Matten, die Karakas oder das niedere Volk beschäftigte sich mit Feld- und Gartenbau und der Fischerei. Da der liebliche Himmel der Tropen den Fluch des Paradieses weniger schwer empfinden läßt, so hatten sie Muße genug für ihre Tänze und ihre Zeitverkürzung, und sie hatten diese auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, welche selbst Europäer mit Entzücken erfüllte. Sie belustigten sich als Knaben schon mit dem Waffenspiele, auch hatten sie eine Art Bretspiel, welches unserm Damenspiel nicht unähnlich war, nur wegen der Menge der Felder mehr Aufmerksamkeit forderte. Poesie, Musik und Tanz gingen hier Hand in Hand wie bei allen Südseeinsulanern. Den Pindarischen Oden gleich, verherrlichen ihre Gesänge die Helden. Der Gesang ist an sich monoton, aber er mißt mit den ihn begleitenden Trommelschlägen die Wendungen des Tanzes ab und trägt auf seinen Wellen eine höhere Harmonie. An unsere barbarischen Bocksprünge gewöhnt, welche wir Tanz nennen, haben wir keinen Begriff von den geist- und seelenvollen Tänzen dieser Insulaner. Im wandelnden Tanze entfalten diese die Pracht und Schönheit der menschlichen Gestalt auf das herrlichste, indem sie in den ungezwungenen Bewegungen alle naturgemäßen und schönen Stellungen zeigen, wogegen die Attituden einer Lady Hamilton verschwinden. Gelassen schreitet der Tänzer einher. Es sind hier nicht die Füße, in welche die Kunst leibhaftig gefahren ist, sondern es ist sein Körper, es sind seine Arme, alle seine Muskeln, sein geistvolles Angesicht, mit einem Worte der vollendete Mime, der uns hinreißt. Langsam und leise hebt der Gesang an, allmälig und gleichmäßig beschleunigt und verstärkt sich derselbe, wie die Tänzer vorschreiten und ihr Spiel sich belebt. Alle Zuschauer mischen ihre Stimmen in den Chor und wir sehen hier das alte Griechenland mit seinen Festen und Chören, mit seinen Tragödien und Tänzen wieder vor uns. Und dieses köstliche Schauspiel verschaffte sich der Sandwichaner in vollem Maße, ohne daß er seine Tänzer und Nachtigallen mit goldnen Eiern zu füttern

brauchte. Außerdem hatten sie Wettläufe, Schwimmübungen mitten in den Brandungen, und wie im alten Griechenland bildete die Gymnastik den vorzüglichsten Theil der Erziehung. Ihre Fahrzeuge waren sehr gut gebaut, auch die Bildhauerei nicht ganz verwahrlost, denn die Schalen zum Avagetränk waren prächtig gearbeitet, das Fußgestell derselben bestand gewöhnlich aus 3 oder 4 kleinen menschlichen Figuren, welche sehr gut gezeichnet und wohl gearbeitet waren. Ihre Waffen bestanden in Keulen, Lanzen und Dolchen von hartem Holze. Die Jeris trugen die schon erwähnten Helme und Mäntel mit Federn geschmückt und der Mantel des Häuptlings bestand ganz aus gelben Federn. Ihre Götzen bestanden aus grotesken Figuren, welche fürchterliche Karrikaturen der Menschengestalt darstellten. Das Bild des Königs hatte einen offenen Rachen mit Hundszähnen. Wie bei allen alten Völkern, sogar bei den Juden, zog das Heiligthum mit in den Krieg. Die Eroberung desselben machte auch dem Krieg ein Ende. Das Loos der Gefangenen war hart. Da kein Blut vergossen werden durfte, wurden sie erwürgt vor den Göttern, und mit dem Angesichte gegen die Erde hingelegt.

Die Verstorbenen wurden mit vielen Ceremonien in Höhlen niedergelegt. War das Fleisch verweset, so reinigte man die Knochen, bewahrte sie zum Theil an heiligen Orten, zum Theil vertheilte man sie unter die Verwandten als Reliquien. Manchmal verordneten Sterbende, daß ihre Knochen in den feurigen Krater der Wohnung der hochverehrten Göttin Pelai geworfen werden sollten. Die Weiber durften bei Lebensstrafe das Haus, worin die Männer aßen, nicht betreten und waren vom Besuch der Morais ganz ausgeschlossen. Übrigens genossen sie große Freiheit und hatten eine Stimme bei Berathschlagungen über Krieg und Frieden.

Die Weihe des Tabu war auch hier in voller Kraft. Schiffe, Grundstücke, Geräthschaften, Thiere u. dgl. konnten alle tabuirt werden und waren alle unverletzlich. So waren die Sitten beschaffen, als Cook ankam und sein Schiff für die schwimmende Insel, er selbst für den Rono gehalten wurde. Seitdem hat sich vieles geändert. Es war vielleicht ein Glück für diese Naturkinder, daß in der verhängnißvollen Zeit, wo ihre Bekanntschaft mit den Europäern anfing und ihren Sitten eine unausbleibliche Umbildung bevorstand, die Vorsehung einen Mann an ihre Spitze stellte, der neben einem Solon, Lykurg, Perikles und ähnlichen Würdeträgern der Menschheit einen ehrenvollen Platz einnimmt. Dieser Mann war Tameamea, ein großer Mann

im eigentlichsten Sinne des Wortes. Er war der Erbe eines kleinen Theils von O Waihi; Kavarao, der Sohn des Teraiope, beherrschte den übrigen Theil. Dieser war ein grausamer Tyrann, der auf eine Art wüthete, welche eines Kaisers von Marokko würdig gewesen wäre. Zugleich war er von Herrsch- und Eroberungssucht durchdrungen. Wie Nebucadnezar hielt er sich für einen Gott und erklärte sich zur Zeit des Mondwechsels für Tabu, wo ihn nur Priester ansehen durften und jeder auf die qualvollste Art hingerichtet wurde, der ihm begegnete. Überlegen an Macht wollte er auch den Tameamea seines Erbe berauben. Hier fand er jedoch einen gewaltigen Gegner, an Geist wie an Körpergaben unendlich überlegen. Tameamea kam mit ihm endlich überein, durch einen Zweikampf die Sache zu endigen, und indem sie ihren Streit nach Rittersitte ausmachten, ihre Unterthanen zu verschonen. Kavarao fiel von Tameamea's Spieße durchbohrt todt zur Erde. Dieser Held war nun Herr der ganzen Insel. Gewandt im Kriege war er im Stande, mehre Spieße von verschiedenen Seiten auf sich werfen zu lassen und durch seine Gewandtheit alle von sich abzuwehren. Mit dem Erbe des Kavarao fiel ihm auch die Insel Muwe zu. Wie Alexander heirathete er die Tochter seines besiegten Gegners, eroberte den ganzen Archipel, und wendete nun alle seine Kräfte daran, der Wohlthäter seines Volks zu werden. Vor allen Dingen suchte er den Handel zu befördern. Er verkaufte jährlich um 300000 spanische Thaler Sandelholz nach China, handelte von den Amerikanern für eben dieses Produkt große Handelsschiffe ein, und um seine Nation für den Seedienst zu bilden, bemannte er seine Schiffe mit Europäern und Eingebornen. Er wußte sich sogar in den Besitz einer kleinen Kriegsflotte zu setzen und schuf Finanzen, die er in dem allerbeneidenswerthesten Zustande erhielt, indem er stets baares Geld in Vorrath hatte. Er baute Festungen, besetzte sie mit Kanonen von großem Kaliber, bildete eine Armee von 15000 Mann, alle mit Schießgewehren bewaffnet. Er nahm Europäer in seinen Dienst und wußte unter diesen so oftmals zweideutigen Subjekten, eine bei weitem glücklichere Wahl zu treffen als die Türken. Seinem Geiste entging nichts, was seinem Lande nützlich war, und mit hellen Blicken wußte er den Werth eines jeden Produktes zu schätzen. So machte er durch den Spanier Marini eine ungemein schöne Baumwolle zur Kulturpflanze, und eine Art inländischen Flachses soll den neuseeländischen an Güte übertreffen. Jedes Schiff, das in seinen Hafen einlief, war sicher und siche-

rer als selbst in manchem europäischen Hafen. Als sein erstes Schiff mit Sandelholz nach Canton ging, mußte es dort eine bedeutende Abgabe für den Ankergrund bezahlen. Was bei einem andern Recht ist, meinte er, sei bei ihm billig, und nun muß jedes Schiff auf den Sandwichinseln im äußern Hafen 40 und im innern 80 spanische Thaler Ankergeld bezahlen. Er begünstigte Kaufleute und andere Europäer, die sich bei ihm ansiedelten. Für seinen Dienst wählte er nur diejenigen aus, welche sein Scharfblick für taugliche Menschen erkannte. Diese belohnte er aber gut, mit Geld und Gütern. Obwol er die Sitten seines Vaterlandes und die angeerbten Gebräuche bis an seinen Tod in Ehren hielt, so pflegte er doch den Kastengeist, dessen verderbliche Einwirkung er schnell erkannte, so gering als möglich zu achten. Seine Vertrauten waren fähige Menschen aus allen Klassen, und sein erster Minister, sein treuer Rathgeber, Freund und Gehülfe Karemaku machte seiner Wahl vorzüglich Ehre. Dieser große Mann, dem die Engländer den Namen Pitt gaben, wirkte mit seinem Könige im Einverständnisse, und ihr Werk gelang ihnen so weit, daß sie der Flagge Sandwichs überall Achtung verschafften. Georg IV. erkannte Tameamea als ebenbürtig und gab ihm den Titel Majestät, welcher wenigstens an dem letztern gewiß nicht entehrt wurde. Merkwürdig ist die Äußerung Tameamea's, welche Kotzebue von ihm berichtet. In Gegenwart des Seefahrers umfaßte er die Statue seines Morai und sagte die merkwürdigen Worte: „Dieses sind unsere Götter, die ich anbete; ob ich recht thue daran, weiß ich nicht; aber ich folge meinem Glauben, der nicht schlecht sein kann, da er mir vorschreibt, keine Ungerechtigkeit zu begehen.“ Tameamea war überhaupt der Mann nicht, welcher sich blind von fremdem Einflusse leiten ließ. Er besaß jene wahrhaft königliche Eigenschaft, kaltblütig zu überlegen, klar eine Sache zu durchschauen, bei jeder Maßregel immer nur das Wohl seines Volkes vor Augen zu haben und mit der größten Besonnenheit langsam, aber seines Erfolges gewiß, vorwärts zu schreiten. Er war dem Christenthume nicht abgeneigt, aber er kannte es nicht, und wenn diejenigen der Europäer, welche um ihn waren, verstanden hätten, ihm die göttliche Offenbarung in ihrem reinen wohlthätigen Glanze zu zeigen; so wären diese glücklichen Inseln gewiß von jener unglücklichen Erschütterung verwahrt geblieben, welche sein toller Sohn über dieselben brachte.

Tameamea starb im Jahr 1819 am 18. May; sein Volk beweinte ihn aufrichtig. Nach Landessitte waren schon längst zwei

Personen ausersehen, welche bei seinem Tode geopfert werden sollten. Der Verordnung Tameamea's gemäß unterblieb es aber. Seine Gebeine wurden nach den Gebräuchen des Landes bestattet und unter seine Angehörigen vertheilt.

Der gesetzliche Nachfolger des edlen Tameamea war der elende Trunkenbold Liolio, der Hund der Hunde, der unter dem Namen Tameamea der Zweite die Regierung übernahm, auf einen Mark Aurel ein Commodus. Der Staat wäre unter diesem Thiere sogleich zerfallen, hätte nicht Tameamea's Geist in seinem Freunde Karemaku gewaltet; er stillte allenthalben den Aufruhr, konnte jedoch Liebe zu dem neuen Könige nicht erschaffen. Dieser wählte seine Residenz in Wahu, wo er sich die Zeit mit Ausschweifungen der brutalsten Art vertrieb. Dennoch hatte leider auch er Schmeichler, die ihn in dem Wahne bestärkten, daß er seines Vaters würdiger Nachfolger sei. Wie es gewöhnlich geht, wollte auch er ein Reformator heißen, und schaffte trotz allen Gegenvorstellungen Karemaku's im fünften Monate seiner Regierung alle Religion ab. Es wurden die vornehmsten Jeris eingeladen, mit Wein und Rum bewirthet, von welchem letztern Se. Majestät eine Bouteille auf einen Zug austrank, während Tameamea sein ganzes Lebelang äußerst nüchtern war. Es wurden die Weiber herbeigebracht und genöthigt, Schweinefleisch zu essen, wodurch ein doppeltes Religionsgesetz gebrochen wurde. Nun sagte er offen, was er wolle. Einen großen Theil der Zuhörer ergriff Furcht und Entsetzen. Man fragte ihn, was denn die Götter Böses gethan hätten, daß er sie absetzen wolle. Da sprang er wüthend auf, ging auf die Morais los, mißhandelte die Götzen, und da das Volk sah, daß die Götter sich nicht vertheidigten, bekam es Muth, und alle Morais wurden aus dem Grunde zerstört. Eine allgemeine Empörung war die leicht vorauszusehende Folge davon, und ohne Karemaku war der unbesonnene König verloren. Dieser Liebling des ganzen Volkes, der an der Zerstörung unschuldig war, aber das Geschehene nicht ungeschehen machen konnte, stellte die Ruhe wieder her. Das Volk war jetzt im eigentlichsten Sinne ohne Religion und ohne Gesetz. Hergebrachte Gewohnheit hielt es dennoch in Ruhe. Karemaku übersah die Folgen davon, und beschloß der Nation mit gutem Beispiele voranzugehen und ein Christ zu werden. Als Kapitän Freycinet auf seiner Reise um die Welt landete, ließen sich Karemaku und sein Bruder Boki von dem Schiffskaplane taufen.

Um die nemliche Zeit kamen nordamerikanische Missionäre

und langten im April 1820 vor Wahu an. Hier waren sie an ihrem Platze, denn das Volk bedurfte einer Religion. Der König wollte sie indeß nicht landen lassen, aber Karemaku wurde auch hier wieder Vermittler. Er stellte dem Könige vor, wie er seinem Volke keine größere Wohlthat erweisen könnte, als die Einführung der christlichen Religion. Da wurde endlich vom König beschlossen, den Missionären ein Stück Landes einzuräumen, wo sie wohnen könnten, eine Kirche bauen und ihre Lehre predigen sollten, jedoch unter der Bedingung, daß, im Falle die Religion schädlichen Einfluß äußere, die Missionäre sogleich das Land verlassen sollten. Diese gingen die Bedingung ein, wußten bald den König und die vornehmsten Jeris zu gewinnen, wodurch es ihnen denn auch gelang, ihren Glauben schnell zu verbreiten. 1822 erschien auf Wahu das erste gedruckte Buch in der Sprache dieser Inseln. Ohne Zwang verbreitete sich die neue Lehre und schien ohne Blutvergießen sich Eingang zu verschaffen; doch so gut sollte es dem armen Volke nicht werden; es scheint leider, daß Missionäre selten den Geist der Klugheit und Umsicht besitzen, die ihnen ihr Meister in jenem wahrhaften Pastoralspruche so sehr empfohlen hat: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ Eine dieser Kardinaltugenden eines christlichen Religionslehrers scheint den Missionären gewöhnlich zu fehlen. Auch die Missionäre auf Wahu begingen arge Fehlgriffe. Anstatt sich zu begnügen, daß das Volk die neue Religion mit Beifall duldete, durch Einrichtung guter Schulen eine wahrhaft christliche Generation heranzubilden, und gegen die Alten diejenige Nachsicht zu haben, welche doch der Stifter unserer heiligen Religion selbst beobachtete: sollte das ganze Volk plötzlich in Mutterleib gehen und neugeboren werden, ob es schon alt war. Nicht begnügte man sich damit, diejenigen von den Sitten und Gebräuchen abzuschaffen, welche mit dem Christenthume durchaus unverträglich waren, und die völlige Christianisirung von der Zukunft zu erwarten, sondern plötzlich und auf einmal sollte der Sprung gemacht werden aus dem Pfuhle des Heidenthums in einen christlichen Himmel. Jene muntere Fröhlichkeit dieses Völkchens, ihre Tänze, Nationalfeste und Spiele wurden hart verpönt, Mienen und Geberden vorgeschrieben, die ganze Nation zur Schule getrieben und alte Greise gezwungen, lesen zu lernen. Mit Thränen rief Karemaku aus: Tameamea, du bist zu früh gestorben!

Die Folge davon war, daß die Inseln sich empörten. Karemaku der Geliebte des Volks, und Kahumana, die alte

Königin, zogen gegen die Empörer aus. Liolio floh mit seiner Gemalin nach London, wo beide starben. Karemaku kam als Sieger zurück nach Wahu. Der Sohn Liolio's, ein Kind, wurde als Tameamea der Dritte proklamirt. Kahumana und Nomahanna, die beiden Königinnen, führen die Vormundschaft. Der Missionär Bengham hat sich der Königin Kahumana ganz bemächtigt und sie zu grausamen Verfolgungen verleitet. Die Landleute werden von ihren Feldern weggerufen, um unter Aufsicht der Königinnen buchstabiren zu lernen. Dieses verursachte ungeheure Unzufriedenheit, die Kirche wurde bei der Nacht in Brand gesteckt, und das Feuer, ohne die Thäter zu entdecken, nur mit Mühe gelöscht. Karemaku hat sein sorgenschweres Haupt bereits in den Schoß der Erde niedergelegt, die Kraft des Volkes ist nun durch die Thorheit zweier Weiber und eines herrschsüchtigen, seines Amtes und seiner Pflicht vergessenen Missionärs gebrochen. Unter der Geißel des finstersten Fanatismus seufzend ist das Volk zur Verzweiflung gebracht. Die Gefährten Bengham's, das heillose Treiben dieses unwürdigen Predigers des Evangeliums sehend, haben ihn meistentheils verlassen. Scharenweise wandern die Sandwichaner aus, um einem Joche zu entgehen, das ihnen durch Mißbrauch des Heiligsten auferlegt wird. Mehre Hunderte sind bereits auf Neu-Guinea gelandet, andere auf den Carolinen, und selbst bis nach den nördlichen Marianen sind Kolonien geflohen. Von den 400000 Bewohnern des Sandwicharchipels sollen nur 120000 noch übrig sein.

Während dem siedeln sich Europäer von allen Nationen auf den Inseln an, und wir wollen dem Schutzgeiste dieses Volkes vertrauen, daß der düstere Zustand, welchen Mißgriffe hervorgerufen haben, sich im Laufe der Zeiten zum Bessern wenden werde. Dann wird der Segen der christlichen Religion gewiß nicht ausbleiben, sobald die Vorsehung diesem guten Volke Lehrer gewähren wird, die ihren Beruf kennend, ihres großen Meisters würdige Jünger sind. Es scheint jedoch, daß auch eine politische Umgestaltung dieser Inseln warte, bereits betrachten die amerikanischen Adler und der brittische Löwe einander mit eifersüchtigem Auge, lüstern nach dem köstlichen Besitzthume; und fast scheint es, daß der amerikanische Adler hier wie überhaupt im ganzen Südmeere den brittischen Löwen überflügeln werde. Unstreitig ist der Besitzer der Sandwichinseln auch Herr des Handels in der Südsee, und wirklich kann die Zeit nicht mehr ferne sein, wo europäische Städte ihr Haupt auf ihnen erheben und uner-

meßlicher Reichthum sich hier aufhäuft. Es ist ein anziehender Gedanke, sich die Zukunft der Blüte und des Lebens zu denken, welche nothwendigerweise für die Sandwichinseln von der Vorsehung aufgespart sind. Amerika's Freistaaten werden sich beruhigen. Sie werden es sein, deren Schiffe das stille Meer bedecken. Die Westküsten der nordamerikanischen Freistaaten werden aufblühen; Neu-Californien wird nicht immer eine schöne Wüste bleiben. Wir schauen bereits im Geiste aus den zahlreichen Häfen Westamerika's die Flotten der Völker auslaufen und auf O Waihi und Wahu ihren Stapelplatz finden; ja noch mehr: die Landenge von Darien wird der Kraft des menschlichen Geistes ihre Thore öffnen, Europa's Flaggen werden bei Panama in das stille Meer flattern; von allen Seiten angeregt, wird das himmlische Reich und Japans Drache aus seiner tausendjährigen Ruhe aufgeschreckt werden, und die Sandwichinseln sind es, welche die Vorsehung als einen gewaltigen Leuchtthurm mitten in dem großen Ozean hingepflanzt hat, um den Knoten zu bilden, welcher die zwei größten Erdtheile verbindet!

Selbst die Sprache von Wahu eignet sich zu einer Weltsprache. Mehr oder weniger mit allen Sprachen Polynesiens verwandt, ist sie lieblich weich, leicht zu erlernen und einer unendlichen Ausbildung fähig. Zudem ist nicht zu verkennen, wie leicht dieser klangvollen Sprache sich die ostasiatischen Sprachen anbilden. Jene Anhäufung von Konsonanten, welche die nordischen Sprachen so hartklingend macht, ist dieser Sprache durchaus fremd, und harte Konsonanten, wie z. B. das r, t, k, f und n werden immer in der Aussprache gemildert. So bildet das r einen in das l übergehenden Mittellaut, das n wird durch das klangreiche g gemildert, was von einer Sensibilität der Gehörorgane zeugt, womit dieses zarte Volk begabt ist. Cook selbst behauptet, daß diese Nation, wenn nicht die zahlreichste auf Erden, so doch gewiß die am weitesten verbreitete sei. Das Schicksal dieses Volkes mag nun sein, welches es wolle; die Keime der Civilisation sind mit dem Christenthume gelegt, die Menschenopfer haben aufgehört, und immer bleibt der Trost: selbst der Mißbrauch des Christenthums ist nur vorübergehend, während das Christenthum selbst einmal gepflanzt, fest gegründet bleibt. Wir sagen daher wie Kotzebue, dessen Berichte wir hier gefolgt sind, die gute Nomahanna sagen läßt: „Was das Schicksal dieser Insel sein wird, ist nur dem Gott der Christen bekannt!"

Wie schon oben gesagt, besteht der Sandwicharchipel aus

mehren Eilanden, diese sind: 1) O Waihi, die größte und östlichste Insel der ganzen Kette unter 18° 54′ bis 22° 35′ nördl. Br. und 221° 29′ bis 222° 14′ L. 246 geogr. Quadratm. groß. Sie hat die Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks. Der südliche Theil endigt in zwei Spitzen, der nördliche hat eine bedeutende Einbiegung, die Bai von Karakakoa. O Waihi ist eigentlich der Hauptgebirgsstock der ganzen Inselgruppe. Als Sitz eines der großartigsten vulkanischen Herde ist natürlicherweise ein großer Theil der Insel der Kultur unempfänglich; dagegen ist der flache Theil und derjenige, wo der vulkanische Auswurf zersetzt ist, desto fruchtbarer. Reiche Pflanzungen schmücken allenthalben das Land; ziemlich große Dörfer so wie einzelne Hütten sind allenthalben zu sehen. Durch die Missionäre kennen wir folgende Distrikte: a) Kona auf O Kona an der Westküste, beherrscht vom Berge Wororay. Die Fruchtbarkeit des Bodens dehnt sich bis über die Lava aus; die Bergseiten sind mehre englische Meilen weit bebaut. Nur wo die neuen Lavaströme der Kultur ein Ziel setzen, hört diese auf; es ist die volkreichste Abtheilung der Insel. Kairua hat 529 Häuser und bei 3000 Bewohner. Acht engl. Meilen davon liegt Krauhou mit 700 Häusern und 3500 Einw. Kawaroa hat 443 Häuser; überhaupt ist der nördlichste Theil der Insel der bevölkertste. Die Ortschaften erlangen durch die europäischen Häuser, welche sich zwischen denen der Eingebornen erheben, ein seltsames, abenteuerliches Ansehen. b) Der Distrikt Kau oder Kaaoo zieht sich von dem vorigen etwa 40 englische Meilen weit gegen Süden hin. Das Ufer ist längs dieses Distriktes ein durch Erderschütterungen umgestalteter Lavaboden mit Andeutungen vulkanischer Ausbrüche an Ort und Stelle selbst. Daher ist dieser Küstenstrich um so unfruchtbarer, als ihm zu gleicher Zeit Bewässerung abgeht. Landeinwärts nimmt mit den Pflanzungen auch die Bevölkerung zu. Anfangs stehen nur kleine Gruppen von Wohnungen auf der dünnen, kaum erst für den Anbau geschickt gewordenen Lavadecke. Aber weiter nach Norden ist eine Strecke reich an Wasserströmen; da zeigt sich denn auch zugleich Zunahme der Industrie und Bevölkerung. Diese ist mit den Europäern noch wenig bekannt, und die guten Leute wurden nicht wenig überrascht, als sie sich von den Missionären in ihrer Muttersprache angeredet hörten. c) Puna auch Poona, ist ein Distrikt, der unter dem Einflusse des gewaltigen Kraters von Kirauea steht. Erdbeben sind hier häufig und reichen bis an die See. Zu Kaimu war kurz vor Ankunft der Missionäre durch ein Erdbeben

ein etwa 1′ breiter Schlund entstanden, ein Brunnen, durch den die Erschütterung strich, und der 300 Ellen vom Meere liegt, fällt und steigt seitdem mit der Ebbe und Flut. Die Küstengestaltung zeigt hier wie überhaupt auf den Sandwichinseln große Mannigfaltigkeit. Ein flaches Sandufer stößt fast unmittelbar an eine 50 bis 60′ hohe Küste senkrechter und überhangender Felsmassen. Die östlichste Spitze der Insel war einst ein selbstständiger Vulkan. Er ist jetzt eingesunken und vom Meere besiegt; denn der im Thale sich jetzt befindliche Salzsee Ka-Wai-a-Belle (das Wasser der Belle) genannt, scheint mit dem nahen Meere verbunden. d) Hiro auch Ahedoo oder Hidoos ist die Provinz mit dichten Nebeln und schwerem Regen ein unwegsames, durch gewaltige Schluchten und Hohlwege zerrissenes Land vom Mowna Kea beherrscht. Dieser zieht die Wolken an und versieht das Land mit Wasser. Ihm stürzt der Wairuku in häufigen Wasserfällen herab, und fällt in die Wai-Keabai. Zu Tameamea's Zeiten wurde an diesem Flusse für die Bewohner des Nord- und Südtheiles der Insel großer Jahrmarkt gehalten. Die Flüsse Wairama und Weia Kea sind landeinwärts auf eine bedeutende Strecke von Kähnen und Böten zu beschiffen. Um die Waia-Keabai herum liegt der schönste und üppigste Theil der Insel. Prachtvolle Pflanzungen von Platanen, Bananen, Zuckerrohr, Taro, Bataten, Melonen von der vorzüglichsten Güte, herrliche Kokos- und Brotfruchthaine, welche nicht nur das außerordentlich fleißige Volk nähren und bereichern, sondern auch köstlichen Schatten gewähren. Der Brotbaum erlangt eine Größe wie eine mittelmäßige Eiche. Die 1½′ langen Blätter sind gefingert wie die unserer Feigenbäume. Die nährende Frucht hat die Größe und Gestalt eines Kindskopfes; die zarte Haut derselben gleicht der unserer Trüffel. Sie wird geschält, und das zarte lockere Fleisch ähnlich einem flaumigen Brote wird in 4 Theile gespalten, geröstet, wo es dann dem Kartoffelbrote ähnelt. Und wie sehr verdient dies geschäftige Volk den Segen, womit es eine gütige Natur überschüttet! Kein Fleck des Landes ist unbenützt gelassen. Ein Flecken von ungefähr 4000 Häusern liegt um die Bai herum, welche zugleich nach dem Berichte der Missionäre einen vortrefflichen Hafen darbietet. Schwerlich gibt es auf Erden einen Punkt, wo ein denkender Geist sich lieber eine Ruhestätte wünschen möchte als hier. Die herrliche Bai, welche gleichsam ein Thor in die Unermeßlichkeit ist, um dieselbe herum die einfachen Wohnungen der zahlreichen geschäf-

zigen Bewohner, dahinter die prachtvollen Tropengärten, geschützt durch den amphitheatralischen Hintergrund des siebengespitzten Mowna Kea. e) Hama Kua, ein Landstrich an einer 600′ hohen steilen Lavaküste hinziehend. Zahlreiche Gewässer machen das Land fruchtbar, und verschönern es durch die prachtvollen Fälle, womit sie ins Meer stürzen. Auch diese Landschaft liegt unter dem Einflusse des Mowna Kea, aber da im Innern die Lava bereits verwittert ist, so zeigt sie ein belehrendes Beispiel, wie sich im Innern vulkanischer Inseln fruchtbare Theile gestalten, sobald die Lava ihre verderblichen Wirkungen eingestellt. f) Kohala, fruchtbar und bevölkert, leidet aber Mangel an süßem Wasser; der Boden ist vulkanisch, und an der Nordspitze erhebt sich das Land allmälig bis in die Wolken. In dieser Provinz sind auch heiße Quellen. Zu Tameamea's Zeit waren überhaupt alle Distrikte reich bevölkert, und außer einzelnen Gehöften sah man überall Flecken aus 2 bis 300 Häusern bestehend und stark bevölkert, im Schatten der Palmen ihres Daseins froh werden.

2) Die Insel Mauwi oder Mowee unter 20° 34′ bis 21° 3′ nördl. Br. und 220° 46′ bis 221° 26′ östl. L., ungefähr 32 geogr. Quadratmeilen haltend. Sie bietet unter den Sandwichinseln vom Meere aus gesehen den schönsten und romantischesten Anblick dar. Ganz vulkanischer Natur sind ihre dem Pik von Teneriffa beinahe gleichkommenden Höhen in abenteuerlichen Umrissen in den Äther gezeichnet. Besonders ist es der westliche niedere Pik, der durch tiefe Spalten gewaltsam zerrissen erscheint, der östliche Pik aber ist der höchste. Außer diesen zweien gibt es noch eine Menge niederer vulkanischer Kegel, deren Gipfel gewöhnlich nackt und verbrannt emporstarren. Tiefer herab ist es jedoch ein Kranz prachtvoller Tropenvegetation, der die kahlen Wipfel ziert. Die Tiefe wird von Kokospalmen, Brotbäumen und der herrlichen Bananenform geschmückt. Die Produkte sind dieselben wie auf O Waihi. Auf der Westseite ist eine sehr bequeme Bucht, welche einen vortrefflichen Ankerplatz gewährt an einem ganz ebenen Strande. Früher hatte die Insel ihren eigenen König, Tameamea unterwarf sie seiner Herrschaft und setzte einen Statthalter ein. Unter diesem Manne, der nicht nur zu erobern, sondern auch die seltene Kunst das Eroberte gut zu verwalten verstand, besaß diese Insel zwischen 70 und 80000 Bewohner, ein thätiges Volk, dem Handel sehr ergeben, kühne und geschickte Seeleute. Sie ist in zwei Distrikte getheilt,

Owyroko, die Westprovinz, und Wahmadua die Ostprovinz. Die Bai von Makorrey bildet die Scheidelinie beider Provinzen, die nur durch einen Isthmus zusammenhängen. Auch die Bai von Patoa und Kipokipo bieten Ankerplätze.

3) Morotine ist eigentlich nur ein unfruchtbarer Felsen südwestlich von Mauwi und nur von Seevögeln bewohnt. Er wird auch von den beiden ersten Inseln aus nur der Fischerei und Vogeljagd wegen besucht.

4) Tauroa oder Tahurawa südwestlich von Mauwi, dem Anscheine nach unfruchtbar hat es dennoch in seinem Innern bewohnbare Landstriche. Es ist übrigens wie alle diese Inseln vulkanischer Natur. In den Kriegen hat es sehr viel gelitten, und seine Einwohner beinahe verloren; dennoch blühte es unter Tameamea wieder auf, und Kotzebue fand es ziemlich bevölkert.

5) Ranai auch O'Ranai in Westen von Mauwi hat auf der Westküste gute Ankerplätze, aber von allen Seiten ein wildromantisches Ansehen, was durch die vulkanischen Erschütterungen, die es erlitten hat, erklärlich ist. Bei allen dem ist es im Innern sehr fruchtbar und ernährt 10000 Menschen trotz dem, daß auch hier die Eroberungskriege Tameamea's verderblich gewüthet haben.

6) Morotai auch Morokai unter 20° 34′ nördl. Br. und 220° 39′ L. Es ist ein schmales bergiges Eiland, das sich im Nordwesten von Mauwi hinstreckt und gleichsam eine nur durch einen schmalen Kanal von diesem getrennte Fortsetzung bildet. Die Berge erheben sich in kühnen Umrissen und kegelförmigen Piks in die Lüfte, sind jedoch minder hoch als die südwestlichen Mauwi- und O'Waihiberge. Besonders reich an schönen Ansichten und lachenden Gegenden ist die Ostseite, die durch starke Bewässerung hervorgebrachte üppige Vegetation und der sorgfältige Anbau bildet mit den anstrebenden Felsen ein erhabenes Gemälde. Unter den Tropen wird die Landschaft durch den Anbau mannigfaltiger und schöner; im Norden eintöniger und frostiger. Die Insel hat gute Landungsplätze und auf einem Flächeninhalt von 18 Quadratmeilen zwischen 20 und 30000 fleißige Bewohner.

7) Die Insel Wahu, auch O'Wahu unter 21° 17′ 57″ nördl. Br. und 219° 37′ L. mit einem Flächeninhalt von 25 geogr. Quadratmeilen. So ziemlich die Mitte des ganzen Archipels einnehmend, scheint sie auch zum Mittelpunkte der Macht und Größe dieses Staates bestimmt zu sein. Sie ist die schönste,

ergibigste und zugleich am besten angebaute Insel der ganzen Gruppe. Zudem ist hier gewissermaßen die Hauptstadt Hanaruro mit dem besten Hafen des ganzen Archipels. Die Gebirge heben sich hier wieder höher als auf Morotai und in der Westreihe steigen Kegelberge bis 4000′ absoluter Höhe empor. Besonders aber ist der östliche Theil der Insel von einem ausgedehnten Gebirge besetzt, welches jedoch sanftere Umrisse als die Westberge zeigt. Die meisten Berge sind ganz bewaldet, und die ganze Insel außerordentlich gut bewässert. Am Fuße der Ostberge liegt der schöne Hafen, außerdem umgeben die Insel Korallriffe. Gleich unter dem Hafen liegt ein alter ausgebrannter Vulkan von unbedeutender Höhe, aber hinter demselben zeigt sich der schöne hohe Pik am Vorgebirge der Wahititibai, der Diamantberg genannt, von den Quarzkrystallen, welche die Britten daselbst fanden und für Diamanten hielten. Das Gebirge hebt sich von demselben immer mehr, aber anmuthige Thäler durchziehen es nach allen Seiten, besonders gerühmt wird das himmlisch schöne Thal Nuanu hinter Hanaruro. Die Nordseite der Insel hat hingegen ein dürres, steiles und wildes Ansehen, wo groteske Felsenmassen über Felsenmassen sich thürmen. Flüsse sind hier: Hanaruro und Mauna Roa, die mit Kähnen bis tief ins Innere der Insel fahrbar sind, desgleichen der Perlfluß.

Die Kultur hat auf Wahu bedeutende Fortschritte gemacht; und besonders derjenige Theil der Insel, welcher dem Hafen zunächst liegt, gewinnt immer mehr das Ansehen europäischer Civilisation. Hier ist die erste christliche Kirche erbaut, Häuser aus Stein, Magazine und andere öffentliche Gebäude erheben sich täglich. Sogar ein Fort zum Schutze des Hafens ist angelegt und mit guten Kanonen besetzt. Kotzebue wechselte mit dieser Festung die ersten Höflichkeitsschüsse auf seiner zweiten Reise um die Welt. Auch der Luxus ist bereits auf Wahu sehr gestiegen, denn die Zweifüßer sind sich doch auf der ganzen Welt gleich; auch hier wird man bald eines Modejournals bedürfen, denn besonders Frauenzimmer haschen sehr nach europäischem Putze; die Königin Nomahanna gibt den Ton an und was diese trägt, gilt als neue Mode und wird von den Schönen der Hauptstadt Hanaruro begierig gesucht. Man sieht hier bereits Modehandlungen, und was gewiß sehr beweinenswerth ist, allenthalben fand Kotzebue bereits Schilder, welche die Vorübergehenden zum Zechen einladen. Die Wirthe in ihren Saufhäusern sind verlaufne Matrosen, welche durch

alle möglichen Mittel das Volk zur Liederlichkeit reizen. Auch das Spiel richtet bereits Verheerungen an; und die täglichen Besuche Kotzebue's in Hanaruro überzeugten ihn immer mehr, daß die Wahuher nicht mehr die guten unschuldigen Kinder von ehemals sind. Die Auswürflinge fremder Nationen haben ihre Sitten verschlechtert. Wettrennen sind auch bereits üblich, aber auch andere Spiele hat man erfunden, wobei große Wetten gemacht werden, und eines derselben ist wirklich geistreich, und kann für die Industrie dieses Volkes glückliche Folgen haben: dieses ist das Schiffspiel. Die Spielenden sind gewöhnlich geschickte Schiffbaumeister; sie verfertigen sich kleine niedliche Schiffchen nach allen Regeln der Kunst, und wissen sie so vollkommen zu verfertigen, daß sie gute Schnellsegler werden. Diese Schiffchen werden vollkommen betakelt, mit Segeln und Wimpeln versehen und geziert. Die Eigenthümer derselben versammeln sich am Ufer eines großen Teichs, spannen die Segel auf, befestigen die Steuer in gehöriger Richtung und überlassen die kleine Flotte den Winden. Das Schiff, welches am besten gebaut ist und bei dessen Ausrüstung alle Vortheile gehörig benutzt sind, segelt den andern vor, langt früher am jenseitigen Ufer an und der Besitzer hat die Wette gewonnen. Man sieht auch Kinder die Väter in diesem Spiele nachahmen; und wir brauchen nicht erst zu bemerken, welchen Einfluß ein solches Nationalspiel auf die künftige Flotte von Wahu haben wird. Die gestreifte Flagge von Wahu wird auch jetzt schon in allen Häfen geehrt, wo sie hinkommt. Die Nordamerikaner, bekanntlich die besten Seeleute auf Erden, kennen sehr gut den Werth wahuscher Matrosen.

Die Insel Wahu ist aber auch die bestangebaute unter allen Sandwichinseln, und wir getrauten uns beinahe zu sagen, in ganz Australien. Die prachtvollen Taropflanzungen legen wirklich das ehrenvollste Zeugniß für den Fleiß der bei 100000 Menschen starken Bevölkerung ab; ja wir möchten sie einen Triumph des Menschen über die Natur selbst nennen. Ein solches Tarofeld bildet ein regelmäßiges Viereck von beiläufig 160 Quadratfuß, und ist ringsum mit Steinen eingefaßt. Dieses Feld oder dieser Teich enthält ein paar Fuß Wasser, in dessen schlammigem Grunde der Taro gepflanzt wird, da er nur so gedeiht. Jedes solche Feld hat zwei Schleußen, um das Wasser von der einen Seite hinein, von der andern Seite aber wieder hinaus in das benachbarte Feld zu lassen. Die Felder liegen terrassirt über einander und dasselbe Wasser, welches das

höchst liegende Feld wässert, bewässert auch die folgende Pflanzung. Beim Pflanzen des Taro wird das Wasser bis auf einen halben Fuß abgelassen, und die Nebensprossen, deren das wuchernde Arum gar viele treibt, in den Schlamm gesteckt. Diese wachsen schnell und haben nach drei Monaten schon wieder zur Ernte reife Knollen. Der Taro bedarf viel Raum, weil er starke Wurzel hat, er treibt lange Stengel und große Blätter, die gleichsam auf der Oberfläche des Wassers schwimmend einen schönen Anblick gewähren, wozu das schöne Blatt mit seiner zierlichen Form nicht wenig beiträgt. Die Zwischenräume der Felder, welche 3 bis 6′ breit sind, sind mit Reihen von Bananen und Zuckerrohr geziert, und bilden schattige Alleen. Ganze Berge sind auf diese Weise mit Tarofeldern belegt; und da das Wasser stufenweise durch die Schleußen in die niedern Pflanzungen hinabfällt, so bildet ein solcher Berg mit seinen unzähligen Kaskaden, die zwischen den prachtvollsten Pflanzengestalten die Erde hinabstürzen, ein so bezauberndes Gemälde, welches selbst die Phantasiegebilde von tausend und einer Nacht weit hinter sich zurückläßt. Diese Tarofelder dienen zugleich zu Fischteichen, die hier mit Fischen aus Süßwasserbächen besetzt werden. Die Tarogewässer bekommen ihnen vortrefflich und vermehren eine sehr wohlschmeckende Speise. Indessen bedürfen diese Taropflanzungen sehr viel Arbeit und wirklich einer Kunst, welche der ausgebildetsten Feldwirthschaft Ehre machen würde.

Nicht geringer ist die Industrie, womit auch der Anbau der übrigen Kulturgewächse betrieben wird; und sowol einheimische, als eingeführte Gewächse werden mit Sorgfalt gepflegt. In dieser Hinsicht kann Wahu für den Repräsentanten des ganzen Sandwicharchipels gelten, indem alle Produkte, die vielleicht auf den übrigen Inseln vereinzelt sind, sich hier vereinigen.

Eben so ist auch die politische Macht des Archipels hier vereinigt, die Militärmacht, die Flotte, aus ein paar tüchtigen Kriegsschiffen bestehend, so wie alles, was zur Regierung gehört. Hieher kehren auch die meisten fremden Schiffe ein, und wirklich kann man hier bereits sich eben so heimisch fühlen, wie in jeder Seestadt Europa's. Die Insel Wahu hatte früher auch ihren eigenen König. Als Tameamea mit seiner Flotte vor ihr erschien, flüchtete der dortige König in der Überzeugung, daß sein Widerstand unnütz, nur seinem Lande Verderben bringen würde, in die Gebirge. „Ich weiß, sagte er, ich muß sterben, aber nicht durch die Hände meines Siegers, diesen

Triumph gönne ich ihm nicht. Ich selbst will mich den Göttern opfern.“ Man hat später seinen Leichnam in einer Höhle auf dem Gebirge gefunden. Leider ist es aber auch hier auf dieser Insel, wo der herrschsüchtige Missionär Bengham sein Unwesen treibt. Da jedoch, wie wir hoffen, dieses nur ein vorübergehendes Unglück ist, so dürfte die Insel Wahu, wenn auch jetzt in einer unbehaglichen Lage, dennoch die erste der Sandwichinseln werden, die sich zur völligen und wahrhaften Civilisation emporschwingt.

Die Stadt Hanaruro ist ein großer Flecken im Grunde der Bai von Wahititi; ungefähr 300 Häus. der Einheimischen und die täglich sich mehrenden Häuser der Europäer gewähren dieser Stadt ein phantastisches Ansehen. Im Süden davon liegt das sehr ansehnliche Dorf Wahititi. Mauna Roa, am Flusse gleichen Namens, ist ebenfalls ein großes Dorf so wie Waujau, welche alle der Metamorphose zu einer Stadt entgegengehen.

8) Atowai, auch Towi oder Atowi unter 21° 57′ 30″ nördl. Br. und 217° 47′ L. mit einem Flächeninhalt von 24 geogr. Quadratm. nordwestlich von Wahu. Sie besteht aus niedrigem Lande, hat aber im Innern Berge, unter denen sich ein zuckerhutförmiger Pik malerisch auszeichnet. Das niedrere Land ist sehr gut bewässert und trefflich angebaut. Das Hochland prangt mit tropischen Wäldern. Dennoch hat die Insel den Nachtheil, keinen guten Hafen zu besitzen. Die Südostküste ist prallig und hoch; Korallklippen umgeben die kleinen Buchten an den übrigen Theilen der Insel, und eine Strömung von Nordwesten schlingt sich beinahe um das ganze Eiland herum. Die Produkte der Insel sind dieselben, wie auf den andern; die Volksmenge stieg früher auf 50000; aber die Kriege brachten sie beinahe auf die Hälfte herab. Indessen muß es ein wackeres Volk sein, denn Tameamea besiegte zwar den König von Atowai, aber unterjochen konnte er ihn nicht. Er machte ihn daher sich tributär. Nach Tameamea's Tode jedoch erklärte er sich für unabhängig und nur Karemaku, der Held und Schutzgeist seines Staats, brachte ihn zum Gehorsam zurück, obwol die Abhängigkeit nicht von langer Dauer sein dürfte.

9) Orehua, auch Orehoo, ist ein kleines, felsiges von Vegetation entblößtes unbewohntes Eiland.

10) Onihau, auch Nühau, ist nur durch einen engen Kanal von der vorigen Insel getrennt und vom König von

Atowai abhängig; es ist gut bebaut, hat bei 10000 Einw., liefert jedoch nicht so viele Produkte als die südlichern Inseln. Die Ufer sind steil, bieten aber hin und wieder gute Ankerplätze, darunter die Yamsbai unter 21° 50′ nördl. Br. und 217° 45′ L.

11) Tahura, auch Tahoora, ein 3 bis 4 Meil. großer hoch aus dem Meere sich erhebender nackter Fels.

12) Morotine, auch Mudoranu nordwestlich von Atowai, man kennt es nicht genauer und hält es für ganz unbewohnt.

Ein nackter Fels im Westen von Mudomanu, 23° 34′ nördl. Br. und 212° 57′ L. Er ist von La Peyrouse 1786 entdeckt und Necker benannt. Nahe dabei liegen einige niedere Eilande, wovon das bedeutendste von La Peyrouse Piton genannt wird. Unter den Breiten der Sandwichinseln und zwischen 240 bis 245° L. werden noch einzelne Inseln als: Uloa, los Naios, St. Thomas, Roca Partida, Pescaros u. a. aufgeführt. Ihr Dasein ist jedoch durch die neuern Seefahrer nicht konstatirt.

B. Südöstlicher Australarchipel.

Wir rechnen dazu: 1) den Viti- oder Fidschiarchipel; 2) die Schifferinseln; 3) den Tongaarchipel; 4) den Cookarchipel; 5) den Gesellschaftsarchipel; 6) den Archipel der niedrigen Inseln; 7) den Mendanaarchipel; 8) zerstreute Inseln.

1) Der Viti- oder Fidschiarchipel.

Es war am 16. Febr. 1643, als der mit Recht berühmte Abel Tasmann ungefähr 20 kleine Eilande, denen er den Namen Prinz Williamsinseln beilegte, in diesen Gegenden sah. Cook berührte 1773 eines der südlichsten Eilande, Kapitän Bligh segelte 1789 durch die Mitte dieses Archipels, ihm folgte Edwards, welcher Rotamah besuchte. Seitdem landeten die Amerikaner Maitland und Barber und 1797 der Missionär Wilson. Dieser besuchte mehre Inseln und nahm eine Karte davon auf. Seitdem wurde er wol von mehren Seefahrern besucht und zuletzt streifte Kapitän Tromelin im Jahre 1828 daran hin. Der Archipel erstreckt sich von 12° 25′ bis 20° 30′ südl. Br. und 194° 37′ bis 199° 31′ östl. L. Da die Südseeinseln sowol ihrer Produkte als ihrer Einwohner, wie auch ihrer physischen Beschaffenheit nach unter einander die

größte Ähnlichkeit haben, so werden wir, um langweiligen Wiederholungen vorzubeugen, dieselben schnell durcheilen, indem wir voraussetzen, daß nach dem bisher Gesagten der geneigte Leser durch einige charakteristische Andeutungen hinlängliche Auskunft erhalten werde.

Die physische Beschaffenheit anlangend gehören diese Inseln theils zu den hohen vulkanischen Eilanden, und darunter besonders die westlichen Inseln, während die östlichen den flachen Korallenmotous angehören. Das Meer ist voll Riffe und außerordentlich gefahrvoll zu befahren. Das Klima ist mildes Tropenklima, natürlich mit dem der nördlichen Hemisphäre unter gleicher Breite immer kontrastirend. Die Produkte sind, wie auf den meisten Südseeinseln Kokos, Brotfrucht, Yams, Taro, Bananen, Schweine, Hunde, Geflügel u. s. w. Die Menschen gehören dem schönen ostaustralischen Menschenstamme an, ihre Sitten, Gebräuche, Religion und Einrichtungen, so weit man sie kennt, kommen mit denen der gebildetern Australinsulaner überein.

Man rechnet zu diesem Archipel 1) Paoo, 16° 18′ bis 17° 1′ südl. Br. und 195° 15′ bis 197° 2′ L. Die größte der Fidschiinseln von 50 franz. M. Umfang, stark bevölkert von kriegerischen Menschen, denen man Kannibalismus Schuld gibt. Das Innere der Insel ist mit Wäldern angefüllt, die köstliches Sandelholz liefern. Die Nordamerikaner besuchen häufig diese Insel, um das in China hochgeschätzte Sandelholz dahin zu verladen. Auf der südwestlichen Küste ist ein guter Hafen, vor dem das kleine Eiland Andoa liegt. Mehre Europäer haben sich in diesem Hafen angesiedelt und leben friedlich. Ihre Kriege führen sie meistens mit den Togainsulanern. 2) Ronde, eine kleine Gruppe niedriger Inseln. 3) Navihi, eine gebirgige, von Klippen umgebene Insel unter 17° 50′ südl. Br. und 195° 30′ L., 40 franz. Meilen Umfang. Hier wächst kein Sandelholz, die Einwohner aber sollen die wildesten des Fidschiarchipels sein. Diese Insel ist es, welche auch Fidschiinsel genannt wird, und dem Archipel den Namen gab. 4) Maiwulla, die dritte der drei größten Fidschiinseln; sie gehört zu den hohen Inseln und liegt unter 19° südl. Br. und 195° 48′ L. 5) Berat, nebst einer ganzen Gruppe Inseln, die sämtlich zwischen 17 und 18° südl. Br. und 195° bis 198° L. liegen. Sie führen auf den Karten auch den Namen der Blighinseln. Eine andere Reihe niedriger Inseln zieht sich zwischen der Insel Farewell unter 15° 42′

südl. Br. und 197° 54′ L. bis zur Turtleinsel unter 19° 46′ südl. Br. und 199° 28′ L. von Nordwesten nach Südosten hin. Wir erlassen dem Leser eine Reihe von 20 bis 30 hart auszusprechender Namen, und sagen daher nur: daß die ganze Reihe dieser Inseln, die noch niemand gezählt hat, aus flachen Motous besteht, die von weitem schönen Kokosgärten ähnlich sind, und deren schüchterne Bewohner durch tüchtige Korallriffe gegen die Europäer von allen Seiten geschützt sind.

Weit von dem Fidschiarchipel in Nordwesten unter 12° 30′ südl. Br und 194° 26′ L. liegt die Insel Rotumah. Sie wurde 1791 von Edwards entdeckt und Greenville genannt, von allen Seiten umgeben sie Riffe. Sie hat 7 franz. Meil. Umfang, theils flach, theils von mäßiger Höhe. Seitdem wurde sie von Wilson und in neuester Zeit von Duperrey, d'Urville und Tromelin besucht. Um die Aufnahme dieser Insel, wie besonders des Fidschiarchipels, der bisher ziemlich unbekannt war, hat sich d'Urville ein eigenes Verdienst erworben, aber leider ist der Himmel hoch und Paris weit; und der Atlas dieses Weltumseglers dem Verfasser dieses noch nicht zu Gesicht gekommen. Als Edwards die Insel besuchte, fand er die Einwohner mit Keulen und Lanzen bewaffnet und feindselig gegen die Europäer. Dasselbe erfuhr Wilson 1797, der jedoch mit ihnen Bekanntschaft machte, wo sich dann die Bewohner freundlich und gutmüthig zeigten; und über das im eigentlichsten Sinne eiserne Zeitalter, das für sie begann, herzlich freuten. Neben der großen Insel liegen mehre kleinere, besonders aber die erstere fand Wilson außerordentlich bevölkert. Edwards sah keine Weiber, zu Wilson's Zeiten waren sie schon minder scheu. Alle Bewohner sind tätowirt, und zwar auf sehr künstliche Weise. Sie haben langes Haar, das sie mit Kokosöl salben. Ihre Waffen sind kunstreiche Speere und Keulen. Sie hatten Schweine und Hunde, waren im Ganzen ein fleißiges, friedfertiges, ehrbares und glückliches Völkchen. Tromelin, der sie in neuester Zeit besuchte, sagt: „Die Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 5000 Einw., kupferroth, langhaarig, sehr schön und sehr lüstern, wo es gilt Eisen zu stehlen, wie die Europäer wo es um Gold geht. Wir gebrauchten die Vorsicht nur Häuptlinge an den Bord steigen zu lassen, und die jungen Mädchen, welche die Neugierde zu uns führte, und die uns alle während des dreitägigen Aufenthalts Gesellschaft leisteten. Nur zum großen Leidwesen unserer jungen Schönen und der Schiffsmannschaft verließen wir die Insel." Es ist

schon öfter von der außerordentlichen Gefälligkeit der australischen Schönen gegen die europäischen Wilden die Rede gewesen, wird auch in Zukunft noch öfter Erwähnung geschehen; so daß wir unmöglich es vermeiden können einige Worte darüber beizufügen. Chamisso ist so entrüstet, daß er sich über das Universalbordell der Südsee, wie er es nennt, in lateinischer Sprache eine Herzerleichterung verschafft. Die gutmüthige Miene, welche mich aus den lieblichen Bildern dieser harmlosen Geschöpfe anspricht, scheint ein flehender Blick zu sein, die Ehrenrettung dieser verleumdeten Naturkinder zu übernehmen. „Was haben wir denn Unrechtes gethan?“ scheint diese offne Miene zu fragen, „daß eure Schriftsteller uns an den Pranger stellen, weil wir zu unerfahren sind in den Künsten der Koketterie, um auf gut europäisch uns mit der Schanddecke der Heuchlerinnen zu umhüllen? Lohnt ihr so die Unbefangenheit unsers Herzens, womit wir euch entgegenkamen, die gastfreundliche Liebe, womit wir euch in unsere Arme aufnahmen? Ihr frommen Heuchler! waren es nicht eure Blicke, eure Winke, eure niedrigen Künste, die uns bethörten? Waren wir es die euch lockten, oder waret ihr es, die unsere Unschuld und Unerfahrenheit mißbrauchten? Oder sind wir, weil wir für unsere Gunstbezeigungen kostbares und wohlthätiges Eisen annahmen, strafwürdiger, als eure Mätressen, die für Gold und Diamanten Treue und Glauben verhandeln?“

Wirklich hat Europa keine Ursache die Australierinnen scheel anzusehen; wir wollen nicht untersuchen, auf welcher Erdhälfte in diesem Punkte das schwächere Geschlecht mehr Ursache hätte zu erröthen; glauben aber auch absolut und ohne alle Nebenblicke die Vertheidigung unserer schönen australischen Klientinnen mit gutem Gewissen übernehmen zu können. So wenig als Hunger oder Durst für ein Verbrechen gehalten wird, ist es noch jemals dem australischen Naturkinde eingefallen, die Forderungen des Geschlechts, die Regungen des hüpfenden Blutes für etwas anderes zu halten, als für eine gerechte Forderung der Natur, welche mit eben der Unbefangenheit wie jedes andere Bedürfniß befriedigt werden kann. Und da die Natur sie auch nie dafür bestrafte, da die heitre Sonne der Tropen, das Liebeathmen der ganzen Natur um sie herum mit ihren Wünschen und Neigungen im Einklange stand, da auch größtentheils in die gesellschaftlichen Verhältnisse keine Umstände eingetreten waren, die eine Beschränkung der Naturforderung nothwendig gemacht hätten; so ist wol nicht abzusehen, woher diesen Naturkindern Gewissensskrupel hätten entstehen sollen. Auch mochte es ihnen nie eingefallen sein, auf ihre Gunstbezeigungen irgend einen

größern Werth als etwa auf den Genuß einer Kokosnuß zu legen. Die Ehen dieser Völker sind ebenfalls natürliche Ehen, die Natur legt das unbeholfene Kind in die Arme der Mutter und der Vater fühlt und ehrt die von der Natur auferlegte Pflicht an der Erziehung des Wehrlosen theilzunehmen; das Weib betrachtet sich für die Theilnahme an ihrem Kinde zur Dankbarkeit verpflichtet und wendet nur mit Einwilligung oder zum Vortheil des Vaters ihres Kindes, ihre Gunst einem Fremden zu. Als die Europäer zuerst unter diese unschuldigen Naturtöchter kamen, brachte man den Fremdlingen gastfreundlich Speise und Trank entgegen mit der größten Unbefangenheit, diese bezeigten sich durch kostbare Geschenke — denn das sind Nägel, Eisen und Beile — dankbar. Die Blicke der Weißen sahen nach den Töchtern des Landes, wie sie fast schön waren; und diesen fiel es wol nicht im Traume ein, etwas anderes zu thun als Gastfreundschaft zu üben, indem sie den Bedürfnissen der Gäste auch in dieser Hinsicht entgegenkamen. Da die Geschenke für die Gunstbezeigungen größer als für die Lebensmittel waren und in den Augen der Ingebornen von unermeßlichem Werthe; so wird man es doch unmöglich verargen können, wenn sie mit den Gaben am zuvorkommendsten waren, die ihnen die reichlichsten Geschenke eintrugen. Da wo Eifersucht der Männer Forderungen der Keuschheit an die Weiber macht und die Gunstbezeigungen des schwächern Geschlechts mit Einschränkungen belegt, wie z. B. auf Neu-Caledonien, sind auch die Weiber keusch und zurückhaltend; und so eben erfahren wir von Otahiti, wo die Begriffe des Christenthums sich auch in Hinsicht der Geschlechtsverhältnisse geltend gemacht haben, daß die unzüchtige Königin Pomare der Abscheu ihres Volks geworden sei. Es ist dasselbe Otahiti, wo die Schiffe des Kapitän Wallis wegen Verlust der Nägel, die die Matrosen stahlen, leck wurden.

Mithin glauben wir, daß dasselbe Gesetz des Anstandes, welches den schwatzhaften Geliebten in Europa der Verachtung preisgibt, wol auch für meine bezüchtigten Klientinnen in Anspruch genommen werden müsse und wahrlich: noch immer erscheint mir das Mädchen von Rotumah, welches drei Tage auf europäischem Schiffe zubrachte, unendlich keuscher und züchtiger, als manche prunkende Tugend Europa's, die nur durch die Furcht ängstlich gehütet wird. Die Forderung, welche man an die Kinder der Südsee im Sinne europäischer Begriffe macht, kommt mir eben so diskret vor, als wenn ein brittischer Seetyrann die englischen Gesetze gegen den Diebstahl an dem Wilden,

der ein Stückchen Eisen sich zueignet, in Ausübung bringt. Und seit wann ist denn der Hehler schuldloser als der Stehler?

Auf Rotumah leben ungefähr 12 englische Matrosen, die von Wallfischfängern hier zurückgeblieben sind. Sie haben sich häuslich niedergelassen, Töchter des Landes zu Weibern genommen, bauen das Land, das man ihnen gegeben hat, und stehen bei den Eingebornen in großem Ansehen. Südöstlich von Rotumah liegt unter 14° 20′ südl. Br. die Insel Horn und nordwestlicher die Charlottenbank, so wie im Norden von Rotumah die Guilbertsinsel.

2) Die Navigators- oder Schifferinseln.

Die Gruppe, welche man mit diesem Namen belegt, wurde von verschiedenen Entdeckern zu verschiedenen Zeiten in die Geographie eingeführt. Die Hauptgruppe derselben scheint Roggewein entdeckt, jedoch um 10 Breitegrade irrig bestimmt zu haben. Bougainville ist es wol eigentlich, der diesen Archipel für die Erdkunde bestimmte. La Peyrouse besuchte die höchste derselben im Jahre 1787 und lieferte den Mauna insulanern eine Mahlzeit von 14 Personen, darunter der Kommandant des zweiten Schiffes Langle und der Physiker Laman war. Sie wurden sämtlich gebraten und wohlschmeckend gefunden. Diese sonderbare Bewillkommnungsmethode schreckte die Europäer so sehr, daß sie bis heutigen Tag die größte Ehrfurcht gegen diesen Theil der Südsee hegen; und selbst Kotzebue, der auf seiner zweiten Reise die Navigatoren besuchte, von Mauna in ehrerbietiger Entfernung blieb. Übrigens besteht der Archipel der Navigatoren nicht aus einem geschlossenen Inselsystem, sondern aus mehren Gruppen und dehnt sich von 8° 41, 30″ bis 16° südl. Br. und von 198° 59′ bis 211° L. aus. Er liegt zwischen der Fidschi-, Tonga- und Mulgravenkette. Bei der physischen Beschaffenheit dieser Inseln verweilen wir nicht mehr; sie gehören theils den hohen vulkanischen Inseln, wie Mauna, vielleicht die höchste der Südsee; theils den flachen Motous an. Korallriffe sollen indeß nicht so häufig als zwischen den Fidschiinseln sein. Wenn wir sagen, daß sie den Raum zwischen 8 bis 16° südl. Br. einnehmen, so haben wir die Klimatologie derselben hinreichend bestimmt und fügen nur bei: daß sie nach den Zeugnissen aller Seefahrer zu den fruchtbarsten der ganzen Südsee gehören, um auch den Reichthum der zum Leben nöthigen Produkte aller Art zu bezeichnen. Die Fülle der mancherlei Naturerzeugnisse aus dem Pflanzenreiche soll unbeschreiblich sein und Kotzebue erhielt von Ojalava eine

Fülle von Kokosnüssen, Bananen, Brot- und andern Früchten, die ihn in Erstaunen setzte. Unter den Bananen waren mehre verschiedene Gattungen, die ihm ganz neu waren, desgleichen Wurzeln, die er nicht kannte. Die See ist in dieser Gegend außerordentlich fischreich, Perlmutter und Schildpatt wurde bei den Einwohnern häufig wahrgenommen. Schweine und Hunde brachten sie selbst in Überfluß. Die Schönheit der Schifferinseln wird einstimmig mit Enthusiasmus gerühmt, wozu sowol die Erhabenheit vulkanischer Piks, als die Schönheit tropischer Pflanzenformen das Ihre beitragen.

Die Einwohner werden verschiedentlich geschildert. Menschenfresser sind sie durchwegs und der Bogen von der Südspitze von Neu-Seeland über die Fidschi-, Schiffer- und Tongainseln hin mag wol derjenige Strich sein, wo das systematische Verspeisen des Menschenfleisches am allgemeinsten ist. Demungeachtet sind die Bewohner dieses Theils der Südsee keineswegs auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Sie gehören zu den schönsten Ostaustraliern und ein Grenadierbataillon aus diesen gewöhnlich 6′ 6″ hohen herkulesartigen Menschen bestehend, würde einen trefflichen Anblick geben. Die Weiber sind zwar etwas kleiner, aber immer noch junonisch genug. Sie haben es in manchen Künsten ziemlich weit gebracht. Vor allen sind sie vortreffliche Seeleute, die wie schwimmende Enten beständig auf dem Wasser sind. Als Kotzebue eine kleine Kauffahrteiflotte derselben zufälligerweise übersegelte, verursachte ihnen dieses großen Spaß und ganz unbefangen klaubten sie ihre Kähne und Schiffergeräthschaften wie eine Handvoll Nüsse auf dem festen Lande zusammen. Roggewein schildert sie als die liebenswürdigsten Menschen der ganzen Südsee, stark, gutmüthig, fleißig, und mit einer gewissen Art von Luxus umgeben. Anders ganz natürlich schildert sie La Peyrouse, der sie als wild, arglistig, muthig, dabei mit einem Ausdruck von Roheit im Gesichte malt. Sie sollen außerordentlich streitsüchtig sein. Kotzebue hat das Andenken an La Peyrouse Gefährten die Farben geliehen; er glaubte sich schon unter ihren Zähnen. So viel geht im Allgemeinen hervor, daß diese Leute auf einer höhern Stufe der Civilisation stehen als die Fidschiinsulaner. Nach La Peyrouse wohnen sie in Dörfern und das, welches er besuchte, schildert er uns ziemlich anmuthig. Es lag in einem Fruchtgarten, kreisrund gebaut, in der Mitte befand sich eine künstliche Erhöhung. Die Hütten waren 2 Fuß über den Boden erhöht, um sie gegen Feuchtigkeit zu schützen,

und da die Häuser hier offene Schoppen sind, so waren sie alle mit Matten umgeben. Die Stützen oder Säulen waren rund herum regelmäßig angebracht, aus sehr fein gearbeiteten Baumstämmen verfertigt und der Zwischenraum durch feine Matten verhängt. Die Schlafstätten sind ebenfalls erhöht und mit feinen Matten bedeckt; auch ihr Hausgeräthe, ihre Fischerwerkzeuge, ihre Kähne und Ruder zeigen von ihren Fortschritten in vielen Künsten des Friedens. Sie stehen unter Häuptlingen, wie auf den meisten dieser Inseln. Ihre Weiber sind ihren Männern getreu, aber die Mädchen verfügen über ihre Gunstbezeigungen nach Belieben. Es scheint, daß gemeinsame Heiligthümer diese Inseln verbinden, da man auf der Yorkinsel Morais und Tempel trifft, die den übrigen gänzlich mangeln.

Wie schon erwähnt, zerfallen diese Inseln in drei Gruppen, darunter:

1) Die nördlichen Inseln, es sind ihrer vier: a) Die Yorksinsel, 8° 41′ 30″ Br. und 205° 28′ L. Sie wurde 1765 von Byron entdeckt. Als 1791 Edwards sie besuchte, fand er sie ohne Einwohner, aber etwas anderes von der größten Wichtigkeit; nemlich einen sonderbaren Tempel, dessen Eingang unter einem alten niedergestürzten Baume versteckt lag. Durch denselben sah man in den erhabenen Raum desselben, in dessen Hintergrunde 3 Altäre standen, von denen der mittlere höher war. Auf allen lagen Haufen weißer Muschelschalen sehr regelmäßig aufgeschichtet. Dieser Umstand hätte bei weitem genauere Untersuchung verdient. b) Clarenceinseln ist eine kleine Gruppe südlich von der Yorksinsel. Edwards fand auf ihnen gleichfalls keine Bewohner, aber Begräbnißplätze in Menge und Wasserbehälter aus hohlen Kokosstämmen verfertigt. c) Südwestlich davon Solitary, unter 10° 43′ südl. Br. und 203° 29′ L., 1595 von Mendana entdeckt. Es ist eine flache Koralleninsel. d) San Bernardo, 10° 10′ südl. Br. und 210° 59′ L. eine Gruppe von Eilanden aus flachen Motous bestehend; das größte derselben hat 10 Seemeilen Umfang und eine Lagune salzigen Wassers. Sie sind bewohnt von guten friedlichen Menschen. Nördlich liegt die Jesusinsel unter 212° L.

2) Die Baumanns- oder eigentlichen Schifferinseln. Diese Inseln wurden von Roggewein die Baumannsinseln benannt, von Kotzebue auf seiner zweiten Weltreise wieder besucht und genau aufgenommen. Die Wallisinsel und l'Enfant perdu werden nebst der Hornsinsel und Keppelsinsel zwischen 14 und 16° südl. Br. und

200 bis 202° L. aufgeführt, als niedrige Inseln. Ihr Dasein ist jedoch so wie ihre Lage noch nicht mit voller Gewißheit ermittelt. Genauer kennen wir seit Kotzebue's letzter Reise a) die Insel Pola zwischen 13° 26′ bis 13° 46′ südl. Br. und 204° 53′ bis 205° 37′ östl. L. Es ist eine der prächtigsten Inseln der ganzen Südsee. Sie hat ein majestätisches Ansehen und besteht gänzlich aus einem großen, hohen, oben rund geformten Berge, der mit dem Mowna Roa auf OWaihi an Gestalt viele Ähnlichkeit hat und mit dem Pik von Teneriffa an Höhe wetteifert. Die Küsten sind steil zerrissen, bieten aber bis jetzt noch keinen sichern Hafen dar und Kotzebue suchte vergebens eine Einfahrt zwischen den Korallenriffen. Edwards will einen großen Fluß gesehen haben, der sich vom Gebirge herabstürzt und dessen Mündung eine gute Einfahrt bilden soll. Die üppigste Vegetation erstreckt sich auch hier, bis auf den höchsten Punkt des Gebirges. Vom Ufer des Meeres bis zu einer beträchtlichen Höhe bietet die Insel rings herum ein reizendes Amphitheater von Dörfern und Pflanzungen dar. „Alles bestätigte unsere Meinung, daß die Navigatorinseln die schönsten in der Südsee und mithin in der ganzen Welt sind.“ Die Insel Pola übertrifft an Schönheit sogar das weltberühmte Otahiti, möchten sie ihre Riffe doch noch lange vor den Besuchen unserer Matrosen beschützen! Sie muß stark bevölkert sein, denn Kotzebue sah die Ufer mit Menschen bedeckt; mehre Kanots kamen zum Schiffe, verhandelten Lebensmittel und einer bot eine rothe Farbe zum Verkauf an, womit man sich das Gesicht färbte um den Gebrauch zu zeigen, was uns an die Bewohner der südamerikanischen Wälder erinnert. „Ein Betrieger war, nachdem die übrigen uns beim Anbruch der Dunkelheit bereits verlassen hatten, noch allein zurückgeblieben und verhandelte uns ein Schwein. Es ward ihm ein Sack an einem Stricke mit der geforderten Bezahlung hinuntergelassen. Nachdem er das Zeichen zum Aufziehen des Sackes gegeben hatte und letzterer aufgezogen wurde, machte sich der Schelm davon, der statt des Schweines einen Hund in den Sack gesteckt hatte. Es ward eine Kugel über ihn weggeschossen, die ihn in nicht geringen Schrecken zu setzen schien.“ Wir möchten hier Hrn. v. Kotzebue fragen: wie es den Herren Europäern ergehen möchte, wenn die Südseeinsulaner für jedes ähnliche Stückchen mit Kugeln antworteten? Zudem sagt ein altes Sprichwort: man soll die Katze nicht im Sacke kaufen. b) Calinasse ist ein etwas südwestlicher liegendes kleines, aber hohes Eiland, sehr schön bewachsen und mit steil abstürzenden

Felsenküsten umgeben, $1\frac{1}{2}$' L. weiter gegen Osten liegt der Fels Hahnenkamm genannt wegen seiner Form; darauf folgt in derselben Richtung die flache Insel, ebenfalls ein kleines, hohes und felsiges Eiland, welches durch Korallenriffe mit der großen Insel c) Ojolava zusammenhängt. Diese liegt unter 13° 60' bis 14° 8' südl. Br. und 205° 39' bis 206° 19' L. Kotzebue kam mit den Bewohnern in Berührung und schildert dieses Volk als außerordentlich lebendig, munter, schön und gutmüthig. Von der starken Bevölkerung der Insel, welche ebenfalls unter die hohen vulkanischen Inseln gehört, zeugt die große Menge von Kähnen, welche an das Schiff kamen. Sie waren so zahlreich, daß der Raum zwischen Schiff und Insel einer ungeheuren Schiffbrücke glich. Der Herr Kapitän, dem das Andenken an La Peyrouse's Gefährten in der Seele spukte, wagte sich nicht ans Land, rühmt jedoch die Gutmüthigkeit, Munterkeit und Ehrlichkeit der Insulaner, womit sie ihn mit Lebensmitteln versorgten. „Alles war dabei in froher Laune und unter Scherz und Lachen bemüht die Waare anzupreisen, was einen bei weitem stärkern Lärm verursachte, als man ihn auf der Londoner Börse hören kann. Auf dem Verdeck mußten wir einander in die Ohren schreien um uns zu verstehen. Der Tauschhandel ging indessen mit gegenseitiger Zufriedenheit von Statten. In weniger als einer Stunde hatten wir über 60 große Schweine und einen Überfluß von Hühnern, eßbaren Wurzeln und verschiedenen Früchten eingehandelt, die unser ganzes Verdeck einnahmen. Alles das kostete uns einige Stückchen altes Eisen, einige Schnüre Glasperlen und ungefähr ein Dutzend Nägel. Den höchsten Werth hatten blaue Glasperlen. Durch zwei derselben war ein großes fettes Schwein hinlänglich bezahlt und zuletzt, als diese Waare seltner bei uns ward, freute man sich sehr, wenn man für zwei Schweine auch nur eine solche Perle erhielt." Ei, ei Herr v. Kotzebue, das war denn doch ein wenig ärger als der Hund im Sacke, und die Ojolaver feuerten nicht einmal eine Kugel über Ihren Kopf? Ein paar Messer oder Beile mit in den Kauf wäre denn doch kein so übler Beweis von Humanität gewesen. — Man brachte auch gezähmte Tauben, kleine schöne Papageien und andere Vögel zum Tausch; diese guten Thierchen waren so zahm, daß sie auf der Hand ihrer Herren saßen und davon fraßen. Auf einem großen Kanot kam endlich auch der Eigeh von Ojolava auf das Schiff. Die Köpfe der Ruderer und des Steuermannes waren zum Friedenszeichen mit grünen Zweigen umwunden. Der Eigeh, ein ältlicher Mann, saß mit untergeschlagenen

Beinen auf einer mit Matten bedeckten Erhöhung; sein Kopf war mit einem Stück weißen Zeuges in Form eines Turbans umwunden; er hatte einen grünseidenen europäischen Sonnenschirm in der Hand, der Kotzebue sogleich an die Gefährten La Peyrouse's erinnerte. Indessen zeigte sich dieser Mann höflich, verständig, und überreichte drei große, stark gemästete Schweine, die er Boaka nannte, nebst mehren Früchten als Geschenk. Ein großes Beil, zwei Schnüre blauer Perlen und ein seidenes Tuch versetzten ihn in die fröhlichste Laune von der Welt. Der ehrliche Mann fragte mehrmal, ob er die Perlenschnüre wirklich behalten dürfe, und auf die bejahende Antwort überließ er sich nebst seinem Gefolge der kindlichsten Freude. Mit entzückender Ausgelassenheit sprang er auf dem Verdeck umher, und sein korpulenter Minister ahmte nach altem Gebrauch seinen Herrn affenmäßig nach. Ungemessen war die Freude dieser Naturkinder über die kleinen Geschenke, die sie erhielten. Der Eigeh zeigte auch einen spanischen Piaster vor, kannte aber den Werth nicht, sondern war bereit ihn für eine einzige Glasperle hinzugeben, wobei er noch einen trefflichen Handel gemacht zu haben glaubte und außer sich war vor Entzücken, als man ihm Piaster und Glasperle ließ. Er zeigte nach den Tongainseln hin, als man ihn fragte, woher er seinen Schatz habe. Dieser Mann kannte die Kanonen und ihre Wirkung, zählte sie sorgfältig ab und gab sein Erstaunen über die Zahl zu erkennen. Er erklärte auch seinen Unterthanen die Wirkung derselben, worüber sie in kein geringes Schrecken geriethen. Er gab sich alle Mühe, Kotzebue zu bewegen, an der Insel zu landen, und fügte die naivsten Verheißungen seiner Einladung hinzu. Da jedoch Herr v. Kotzebue eine zu große Scheu vor dem Kannibalismus hatte, so wagte er es nicht zu landen. Der Eigeh nahm dann mit allen Zeichen der Freundschaft und Unbefangenheit Abschied. Das Schiff war auf mehre Wochen hin mit frischen Lebensmitteln reichlich versorgt, was sowol für die Schönheit der Insel und ihre Fruchtbarkeit, als auch den Fleiß der Bewohner ein rühmliches Zeugniß ablegt. Am Südostende der Insel liegt ein kleiner Archipel, von dem die größte Insel die Fischerinsel genannt wurde. d) Mauna ist ebenfalls eine hohe vulkanische Insel, sie hat den einzigen Hafen, welchen man unter den Navigatoren bis jetzt angetroffen hat, nemlich die berüchtigte Massacrebai. Das Land ist eben so schön wie die übrigen Inseln, aber das Volk soll das wildeste der ganzen Südsee sein. Als Kotzebue in die Nähe dieser Insel kam, ver-

steckten sich die Einwohner. Endlich kamen sie aber in großer Menge hervor und da sie nicht auf das Schiff gelassen wurden, geberdeten sie sich „vor Wuth wie Wahnsinnige und suchten sich durch Drohungen die Erlaubniß auf das Schiff zu kommen zu ertrotzen. Sie suchten mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht gutwillig gab, wie reißende Thiere. Bei einem wurde durch zufällige Entblößung des Armes unsers Gefährten der Appetit nach Menschenfleisch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem weißen Arme zu schnappen, wobei er zu verstehen gab, daß ein solches Fleisch ein wahrer Leckerbissen sein müsse. Die Bewohner von Mauna sind vielleicht die verworfensten, welche die Südsee beherbergt. Alle die wir sahen, waren sehr groß, selten unter 5½', schlank, von sehr verhältnißmäßigem Gliederbaue und auffallender Muskelkraft. Ihre Gesichter würde ich für hübsch erklären, wenn sie nicht durch Züge von Wildheit und Grausamkeit entstellt wären. Ihre Farbe ist dunkelbraun; das lange, schlichte, schwarze Haar hing bei den meisten ohne alle Verzierung über Nacken, Schultern und Gesicht zerstreut. Bei andern war es über den Scheitel zusammengebunden, sodann frisirt oder durch Brennen stark gekräuselt und in Form einer runden Mütze um den Kopf gewickelt. Diese Mützen färben sie gelb, wodurch sie gegen das übrige schwarze Haar sehr abstechen. Noch andere trugen ihr Haar in Locken, die bis über die Schultern hinabhingen, röthlich gefärbt waren und das Ansehen einer Alongeperücke hatten. Ihre Frisur braucht viel Zeit; ein Zeichen, wie sehr Eitelkeit auch bei den Kannibalen wirken kann. Die meisten waren ganz nackt.“ Kotzebue schildert diese Leute als den Abschaum des Menschengeschlechts. Das Andenken an die verzehrten Europäer mag denn doch wol einen guten Theil der Farben zu dem dunklen Gemälde geliefert haben. Dieses ging so weit, daß sich Kotzebue nur mit Mühe enthielt, seine Kartätschen nicht gegen die armen Insulaner abzufeuern; und wir danken es ihm von Herzen, daß er seine Rachbegierde überwunden hat. Freilich ist es arg, von Wilden erschlagen und gefressen zu werden, allein man lese doch den Bericht La Peyrouse's und man wird finden, daß theils Beleidigungen von Seite seiner Matrosen, theils Mangel an gehöriger Aufmerksamkeit von seiner Seite jene Katastrophe herbeiführten, welche sich erst ereignete, nachdem ein längerer Aufenthalt der Fremden auf der Insel, die sie gastfrei aufgenommen hatte, verstrichen war. Im Osten von Mauna liegt durch einen engen Kanal von letzterer getrennt die kleine Kokosinsel: e) Fanfowe, f) Lione,

g) Oponu und h) St. Rose sind lauter hohe, schöne gut bevölkerte Inseln, von denen die letztere von Freycinet entdeckt wurde.

3) Die südlichen Inseln. Hieher rechnen wir zuerst das Eiland Goede Hoop, von Schouten 1616 entdeckt. Es ist ein vulkanisches Eiland, schön bewachsen, die Holländer nannten es gute Hoffnung, weil sie halb verdurstet hier frisches Wasser zu finden hofften und auch fanden. Die Einwohner lernten sie nicht kennen, denn sie hatten dieselben durch Kanonenschüsse verjagt. Im Osten von Goede Hoop liegt das gleichfalls von Schouten entdeckte und von Wallis wiedergesehene Eiland Cocos oder Boscawen. Es ist ebenfalls eine hohe vulkanische Insel unter 15° 36′ 30″ südl. Br. und 203° 18′ L.; über und über bewaldet hat es jedoch sehr steile Küsten und scheint ein einziger Vulkan zu sein. Sie ist beinahe zirkelrund und hat 3 engl. Meilen im Durchmesser. Die Keppelsinsel ist 3½ engl. Meilen lang und 2 breit, von Klippen umgeben. Kapitän Wallis besuchte sie im Jahr 1767, fand sie außerordentlich schön und gut bewässert. Sie gewährt auch von der See aus einen herrlichen Anblick, indem sie ganz flach erscheint und nur aus dem Mittelpunkte zwei bewaldete Kegel emporschiebt. Wallis fand hier die schönsten Kokosnüsse, die er je gesehen hatte. Die Eingebornen zeigten sich sehr friedlich, milde, ihre Sitten waren die nemlichen, wie die der übrigen Archipel, nur fand man hier, daß jedem die zwei Glieder an dem kleinen Finger der linken Hand fehlten. Noch einige unbedeutende Inseln, vielleicht auch bedeutende, liegen in diesem Meere unentdeckt zerstreut.

3) Der Tongaarchipel oder die Freundschaftsinseln.

Der erste Europäer, welcher die südlichen Gruppen dieses Archipels auffand, war wieder Abel Tasmann. Sein Jahrhundert forderte jedoch Gold und edle Metalle von dem Lande, dem es seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. So geriethen die Tongainseln wieder in Vergessenheit, bis sie Cook 1773 und 77 auf seinen beiden Fahrten gleichsam aufs Neue entdeckte. Seit jener Zeit werden sie nun fleißig besucht und der Spanier Maurelle, Bligh, Edwards, La Peyrouse, d'Entrecasteaux, Labillardiere und Wilson haben sie besucht. Der Britte Mariner hielt sich von 1806 bis 1811 auf der größten Insel dieses Archipels auf. Cook benannte denselben von der guten Aufnahme, die er da gefunden hatte, den Freundschaftsarchipel; der einheimische Name der Haupt-

insel heißt jedoch Tonga. Die Gruppe liegt zwischen 17° 56′ bis 22° 22′ südl. Br. und 198° 43′ bis 203° 40′ L. dehnt sich zwischen dem Fidschi-, Schiffer- und Kermandekarchipel aus und enthält wol über 100 größere und kleinere Eilande. Von ihrer physischen Beschaffenheit sagen wir nichts mehr, als daß sie niedrig sind und zu den flachen Koralleninseln durchweg gehören. Die Produkte sind dieselben, wie auf den übrigen Inseln und einige kleine vulkanische Eilande liefern den Basalt, welcher zu den Geräthen der Eingebornen, die sich ungefähr auf 200000 belaufen, verarbeitet wird. Auch die Menschen gehören zu derselben Familie, welche in Ostaustralien heimisch ist. Ihre Sitten sind sanft, ihre Gemüthsart vortrefflich, und sie sind überhaupt zu den liebenswürdigsten Naturkindern zu rechnen. Da durch den Britten Mariner das Leben dieser Völker etwas genauer bekannt geworden ist, so wollen wir hier einige Züge einschalten.

Als Kleidung tragen sie 6 bis 7 Fuß lange Tücher, welche sie ziemlich malerisch um den Unterleib schlagen und mittelst eines Strickes in Falten so befestigen, daß sie im Fall der Noth einen Theil derselben über die Schulter ziehen können. Oberleib und Füße sind nackt, auch bemerkt man keinen Unterschied der Kleidung weder nach Geschlechtern noch Ständen. Nur für verschiedene Festlichkeiten haben sie auch verschiedene Gewänder, darunter zeichnen sich besonders Schürzen aus, die sehr künstlich mit Sternen aus Kokosfasern durchwebt und mit bunten Federn, Muscheln und Korallen besetzt sind. Könige und Oberhäupter tragen ein Diadem von bunten Federn. Sie schmücken sich mit Halsbändern und Armringen aus Muscheln und Bein zusammengesetzt und sehr künstlich gearbeitet. An den Halsbändern bemerkt man auch eine Art Medaillon aus Perlmutter. Die kostbarsten Halsbänder bestehen aus Haifischzähnen an Schnüren gereiht, so daß die größten in der Mitte, die kleinsten nach beiden Seiten zu stehen kommen, und da sie sehr schön und glänzend polirt sind, so nimmt sich dieser Schmuck auf der dunkelbraunen Haut gut aus. Das Tätowiren ist allgemein und zwar bei den Männern sind alle Theile von 2″ über die Knie, bis über den Nabel hinauf tätowirt. Sie haben verschiedene Muster und Zeichnungen zu diesem Zwecke, die durch eigene Namen unterschieden werden. Auf der Haut eines Europäers nimmt sich die Punktation dunkelblau, auf der des Insulaners aber schwarz aus. Im Kriege tragen diese Völker besondere Kleidung und bemühen sich auch wie die alten Deutschen durch mancherlei Entstellungen dem Feinde Furcht einzuflößen. Rühmenswerth ist die Reinlichkeit

dieser Völker, worauf außerordentlich viel gehalten wird, sowol in Bezug auf ihren Körper, als auch ihre Wohnungen und ihre Kleidung. Die Haut reinigen sie sich und salben sie mit Kokos- und wohlriechendem Sandelöle, die Ohren behängen sie nach Art der Europäer mit schwerfälligen Kostbarkeiten. Statt den riesigen Hexenmaschen tragen jedoch die Mädchen Blumen im Haare, welches letztere bei allen Insulanern mit weniger Ausnahme verschnitten wird.

Ihre Wohnungen bilden ein sehr regelmäßiges Oval und sind eine Art Schoppen, deren Dächer aus Kokosblättern und Rohr bis gegen den Fußboden herabreichen. Die Dächer der Häuptlinge und Priester sind mit den getrockneten Blättern des Zuckerrohrs bedeckt. Herabhängende Matten dienen statt der Fenster und werden nach Bedürfniß auf- und zugezogen. Das Innere dieser Häuser ist durch 6 bis 8 Fuß hohe Flechtwerke oder Zwischenwände in mehre Gemächer abgetheilt. Sie schlafen auf Matten, haben aber kleine Schemel, die ihnen statt Kopfkissen dienen, wie wir solche auch bei den alten Egyptern wahrnehmen. Um die Häuser pflanzen sie gewöhnlich Blumen und Bäume mit wohlriechenden Blüten, wie z. B. die Pompelmußbäume. Die Häuser der Häuptlinge werden von eigens dazu bestimmten Häuserbauern errichtet. Die Begräbnisse der Häuptlinge aus steinernen Gewölben bestehend, werden ebenfalls von eigenen Baumeistern verfertigt. Sie haben auch kleine Festungen, die mit einem Pallisadenwerk umgeben sind, und die Nähe von Neu-Seelands scheint so ziemlich hier eingewirkt zu haben. Eine solche Festung ist entweder viereckig oder rund und mit einer dicken Wand aus Rohr umzäunt, welche durch geradstehende 6 bis 9zöllige Pfosten von der einen Seite zusammengehalten wird. Diese Pfosten sind 10 Fuß hoch und dicke Seile befestigen das 9 Fuß hohe Rohrgeflechte an diese Pallisaden. Es sind 4 größere und 4 kleinere Eingänge daran angebracht, die durch eine Art Zugbrücke von Kokosstämmen gedeckt werden. Über jeder Thür befindet sich hart an dem Äußern der Wand ein 2 bis 3 Fuß weit hervorragender Balkon, auf welchem die Krieger stehen, um Steine dem Feinde entgegenzurollen und Wurfspieße zu schleudern. Eine 6 Fuß hohe Brustwehr beschützt die Balkone, und ein Graben 12 Fuß breit und eben so tief, umgibt die ganze Festung.

Große Sorgfalt verwenden sie auf ihre Pflanzungen, welche regelmäßig abgetheilt, eingehegt und außerordentlich reinlich und fleißig bearbeitet werden. Schweine, Hunde und Hühner machen das

Hausvieh aus, Kokos- und Brotbäume bilden Wälder. Yams und Arum sind nebst Pisang die Hauptnahrungsmittel und endlich die Awa oder Pfefferwurz der Luxus. Daß der Mensch überall ein Thor ist, wird man schon aus mehren gesehen haben; und leider müssen wir auch den Südseeinsulanern etwas sehr Garstiges nachsagen. Obgleich gescheide Leute des lieben Hausverstandes immer zu wenig zu haben vorgeben, so scheint diese Himmelsgabe dennoch den meisten Menschen eine sehr lästige Beigabe zu sein; und da er sie bei aller Begünstigung der Thorheit doch nicht leicht ganz los werden kann, so bemüht er sich wenigstens auf einige Stunden derselben los zu werden. Bei uns hat natürlich die Civilisation gar bedeutende Fortschritte durch Brantwein, Wein, Bier u. s. w. in der Kunst ein Vieh zu werden gemacht. Ganz zurückgeblieben sind indessen die Südseeinsulaner auch nicht. Bei einem so rohen Volke ist jedoch die Lust, ein Vieh zu sein, ein Prärogativ, das nur dem Häuptlinge und Vornehmen zukommt, in welche Zahl auch die Priester miteingeschlossen sind. Das Awagetränk ist hier jenes Nepenthe, welches den Menschen auf einige Zeit von seinem lästigen Mentor befreit. Es wird folgendermaßen bereitet: Die alten Weiber werden requirirt um bei festlicher Gelegenheit einen Haufen Awa oder Pfefferwurz zu kauen und nebst dem Speichel in das königliche Gefäß zu vereinen. Ist die hinlängliche Quantität vorhanden, so wird nun der kostbare Saft ausgepreßt, mit Wasser und Kokosmilch verdünnt, und der Trank ist fertig. Der König und seine Vornehmen im Kreise sitzend empfangen in eigens dazu aus Casuarinaholz sehr künstlich verfertigten Schalen, aus den Händen dieser Heben den Nektar. Jeder Trinker hat eine Anzahl Awabecher; denn nicht zweimal und nicht zwei aus einem Becher trinken sie dieses geilsüßliche, pfefferartige Getränke. Kupfernasen und Rubinen sind zwar nicht die Folgen, dafür aber ist ein Zeichen der Vornehmheit, über und über mit einem weißen Schorf oder Aussatz bedeckt zu sein, und ein Knabe mit 9 Jahren, dem bereits Awatrinken erlaubt ist, zeigt mit adeligem Stolze die ersten Spuren dieses Aussatzes an seiner Haut. Ein tüchtiger Rausch ist eine Nebenbeigabe des Awatrinkers und Triefaugen das sicherste Zeichen, woran man den Häuptling erkennt. Mit lüsternem Neide betrachtet das gemeine Volk die privilegirten Awasäufer, und so ist denn der Mensch überall sich gleich. Das Awasaufen ist auf allen Südseeinseln heimisch, aber nur im Tongaarchipel dürfen auch die Weiber daran theilnehmen.

Der Charakter der Tongaer wird außerordentlich sanft und gutmüthig geschildert. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Seefahrer sind sie das gutherzigste Volk auf Erden. In ihren Kriegen verläugnen sie jedoch den Wilden nicht und so gutherzig der Tongaer sonst ist, macht er sich eben nicht viel daraus, den Feind zu vertilgen, vielleicht auch aufzuessen. Das häusliche Leben des Tongaers ist dagegen friedlich, sanft und edel. Sie achten fremde Sitten und fremde Götter, ehren ihre Häuptlinge und verehren die Eltern. Besondere Achtung und Ehrfurcht genießt das Alter. Auch ihre Kinder erfreuen sich einer rührenden Sorgfalt. Auch Vaterlandsliebe ist ihnen nicht fremd, und wie bei den Guineavölkern ist Wahrheitliebe eine ausgezeichnete Eigenschaft an ihnen, wogegen sie Lügner und Verleumder verabscheuen. Mord wird durch Rache gerechtfertigt, Diebstahl unter einander ist nicht üblich, an Fremden nicht entehrend. Polygamie ist allgemeine Sitte. Das Gesetz der Keuschheit bindet weder den Mann noch die Jungfrau, nur die Gattin. Ehen werden ohne besondere Umstände geschlossen. Der Mann kann seine Gattin mit einem Worte verabschieden, die Gattin sich nicht von dem Manne trennen. Die Mütter sind die uneingeschränkten Erzieherinnen ihrer Kinder, die sie im Fall der Scheidung mitnehmen. Bei den Häuptlingen finden jedoch weitläufige Hochzeitgebräuche statt und Mariner erzählt uns die Vermählung einer Königstochter mit einem Edlen. Die Braut wurde über und über mit Sandelöl besalbt. Bei 40 Ellen feiner Zeuge und Matten wurden um sie gewickelt. Eben so wurde ein kleines Mädchen, das ihr zur Seite stand, verhüllt. Dieser lästige Putz verhinderte sie sogar am Niedersitzen. Vier gleichmäßig gekleidete Jungfrauen begleiteten sie. Sodann ging der Zug zu dem Bräutigam, vor dem sie sich auf dem Rasen niedersetzte. Ein weiß verschleiertes Weib begab sich nun in ein großes Gebäude, wo ein anderes Weib saß, und einen großen Ballen Zeug, ein hölzernes Kopfkissen und einen Korb voll Ölgefäße hielt. Die Verschleierte hüllte sich nun in den Zeug, legte sich auf das Kopfkissen und schien in tiefem Schlaf versunken. Sobald dies der Bräutigam merkte, führte er seine Braut in das Haus und ließ sich zur Rechten der Schläferin nieder. Zwanzig Schweine wurden nun geschlachtet und vertheilt, die Weiber theilten sich in das Öl und das Tuch, worauf die ganze Versammlung das Haus verließ. Der Bräutigam führte seine Braut nun in das für sie bestimmte Gemach, wo sie ihren lästigen Putz abwarf und sich in ihre gewöhnliche Haustracht kleidete.

Abends wurde ein großes Gastmahl ausgerichtet, Awa getrunken, und bei den Fackeln, welche die Männer emporhielten, von Tänzerinnen unter Gesang eine mimische Vorstellung gegeben. Nach diesem trat ein Matabule (Priester) vor, und ermahnte die Braut zur Keuschheit, worauf sich die Gesellschaft nach Hause begab. Ehebruch straft der Mann gewöhnlich an seinem Weibe mit seiner Keule; diese soll jedoch so wirksam sein, daß ihr Gebrauch äußerst selten vonnöthen wird.

Die Tongaer sind von fröhlichem Charakter. Sie lieben daher Musik und Tanz, und mimische Darstellungen, wie auf den Sandwichinseln, sieht man auch hier mit eben so viel Fertigkeit als Ausdruck. Diese mimischen Vorstellungen und Tänze sind verschieden, und jeder Stand, wie auch jedes Geschlecht und Alter hat seine verschiedenen Tänze. Waffenspiele sind ebenfalls gemein unter ihnen. Musikalische Instrumente haben sie mehre. Mittelst eines Instrumentes von 3 bis 6 Fuß Länge aus Bambusrohr und an dem einen Ende geschlossen, bringen sie tiefe Töne hervor, indem sie das Rohr gegen die Erde stoßen. Diese Töne sind nach der Länge des Rohrs verschieden. Ein aufgeschnitztes Bambusrohr wird mit zwei Stäbchen geschlagen und bringt kreischende Töne hervor. Eine Art Pauke nennen sie Naffa, sie besteht aus einem hohlen Block. Das Fangofango ist eine fünflöcherige Flöte, die einen sanften feierlichen Ton von sich gibt und nur bei gewissen Gesängen, Ubi genannt, gebraucht, und mit dem rechten Nasenloch geblasen wird. Die Pansflöte ist auch hier verbreitet, und die Muscheltrompete kennt man ebenfalls. Ihre Gesänge haben verschiedene Benennungen wie bei uns Lieder, Oden, Dithyramben u. dgl. Alle werden mit Tanz begleitet, so wie auch die Bewegung der Waffen und der Ruder an gewisse Gesänge geknüpft ist. Ihre Dichter suchen gewöhnlich die Einsamkeit im Innern der Insel, um sich ihren poetischen Begeisterungen zu überlassen. Ihre Kampfspiele sind nicht ohne Gefahr. Ihre gesellschaftlichen Spiele nicht ohne Geist. An beiden nehmen Männer und Weiber theil. Auch Glücksspiele haben sie mehre. Ihre Sprache ist von der der übrigen Südseeinseln nur als Dialekt verschieden, sanft und wohltönend. Sie zählen nach dem Zehnersystem bis zu einer Million.

Die Stände unterscheiden sich auf den Tongainseln vornehmlich in geistliche und weltliche. Die Geistlichen behaupten von der Gottheit selbst unmittelbar abzustammen, und unterscheiden sich wieder durch verschiedene Abstufungen wie Matabule, Fategehe u. s. w. Sie haben auch Mysterien,

Opfer und Propheten. Weltliche Stände sind zwei Hauptkasten, Edle und Gemeine; aber die Edlen haben wieder verschiedene Abstufungen unter sich. Die Vornehmsten besitzen das Recht des Tabu. Das Volk unterscheidet sich auch wieder in verschiedene Abstufungen, wovon die vornehmsten Muah, die niedrigsten Tuah heißen. Ihre Staatsverfassung hat mit dem malaiischen Lehensysteme große Ähnlichkeit. Die Oberhäupter folgen einander nach dem Rechte der Erstgeburt, und lassen das gemeine Volk für sich arbeiten. Dieses muß schwere Abgaben an Yams, Pisangs und Schweinen den Häuptlingen darbringen, welche hinwieder den König versorgen müssen. Ihre Waffen sind die gewöhnlichen Keulen aus Casuarinaholz, sehr künstlich geschnitzt, Bogen und Pfeile, und zum Angriff der Festungen auch Schleudern. Ihre Piroguen und Kriegskähne verfertigen sie theils selbst, beziehen sie aber auch von den Fidschiinseln, wo sie besser gebaut werden.

Ihre Religion ist einfacher Naturkultus; sie glauben an gute und böse Wesen und ihr Aberglaube ist so ziemlich verwickelt. Ihre Götter, 1300 an der Zahl und darüber, wohnen auf einer entfernten Insel und die Seelen der Matabulen und Muahs, denn der Pöbel oder die Tuah haben keine Seelen, wohnen als Diener bei den Gottheiten. Diese erscheinen öfter in der Gestalt von Eidechsen, Delphinen und Wasserschlangen, um dem Menschen nützlich zu sein. Manchmal fahren sie auch in einen Menschen und theilen ihm dann die Gabe der Prophezeiung mit. Die Atuas und seligen Geister wohnen auf einer Insel, welche viel größer ist als alle andern Inseln zusammengenommen. Die Luft ist mit den lieblichsten Düften erfüllt; herrliche Fruchthaine bieten Überfluß dar, und ersetzen augenblicklich die gepflückten Früchte wieder. Die Wälder sind voll Schweine, die Bäume voll prachtvoller Vögel und beide unsterblich. Nicht einmal die Priester kennen alle Namen der Götter, aber für einige hat man Tempel erbaut, die sich jedoch von den übrigen Häusern nur durch Größe und sorgfältige Erhaltung unterscheiden. Unter die verehrten Götter gehört der Gott des Königs von Tonga, der mehre Tempel besitzt; der Gott der Edlen, des Windes, des Wetters, des Regens, der Ernte, der Handwerke und Künste u. s. w. Mit einem Worte, es ist die ganze Mythologie der Griechen und Römer vorhanden; und sogar die Töchter der Menschen erhalten auch hier von den Göttern öftere Besuche. Der welttragende Riese Atlas ist hier ebenfalls unter dem Namen Muoi bekannt; seine Bewegungen verursachen

Erdbeben. Orakel werden von Priestern ertheilt, treffen sie nicht zu, so schadet dieses eben so wenig den Propheten, als die berüchtigten Orakel von Delphi der Pythia schadeten. Man glaubt, die Götter hätten ihren Entschluß geändert. Die Opfer bestehen aus den Erzeugnissen des Bodens, dann aus Schweinen, aber leider auch aus Menschenopfern. Besonders wüthet dieser Aberglaube unter den Kindern, vermuthlich wird auch hier mit dem Begriff des Kindes der der Reinheit und Unschuld verbunden, und darum sind sie es, welche bei Krankheiten der Häuptlinge, bei Nationalunglücksfällen und andern Gelegenheiten, wo man die Götter erzürnt glaubt, zu Opfern erkieset werden. Dieser unmenschliche Gebrauch findet sich in der Geschichte der Menschheit so weit als diese selbst verbreitet. Daß durch Jungfrauen erzürnte Gottheiten gesühnt wurden, zeigt das griechische Alterthum in mehren Beispielen, als vor Troja u. dgl. Allein selbst das alte Testament zeigt Spuren, daß diese Idee auch den Völkern Asiens nicht fremd war. So gewiß ist es, daß der Mensch durchaus eine unmittelbare Offenbarung und Leitung Gottes bedarf, wenn selbst seine edelsten Gefühle sich nicht verirren sollen. Solche Opfer werden auf Tonga auf eine Art von Altar gebracht, und wie auf den Sandwichinseln, da kein Blut vergossen werden darf, erdrosselt. Dann tragen die vornehmsten Priester und Häuptlinge dieses Opfer in einer allgemeinen Prozession vor die Häuser der Götter und mit emporgehobenen Händen fleht ein Priester laut, daß die Götter das Leben des Häuptlings verlängern, oder nach Umständen ihren Zorn von dem Volke abwenden möchten. Ist dies geschehen, so wird die Leiche des Kindes der Familie zur Beerdigung überlassen. Bei dem Tode eines Häuptlings ist es üblich, daß eine seiner Frauen sich ebenfalls den Tod geben muß.

Im Allgemeinen sind die Tongainsulaner in der Kultur weiter, als selbst die Tahitier oder Sandwichaner zur Zeit der Entdeckung, vorgeschritten. Ihre Sitten und Gebräuche, Religionssysteme und Staatsverfassungen sind unendlich verwickelter und ihre Künste und Bedürfnisse mannigfaltiger. Man findet hier auch noch jene berüchtigte asiatische Unterwürfigkeit. Wer dem Könige naht, wirft sich platt zur Erde und setzt den Fuß desselben auf seinen Nacken. Charakteristisch ist das Gebet, welches der Priester bei Gelegenheit der tödtlichen Krankheit einer Königstochter vor den Göttern sprach, und das wir hier nach der deutschen Übersetzung wörtlich wiedergeben. „Siehe hier den König und seine Häuptlinge versam-

melt und die vornehmsten Matabulen deines Lieblinglandes. Du siehst sie vor dir gedemüthigt, wir bitten dich nicht erbarmungslos zu sein, sondern der Tochter Leben zu schonen um des Vaters willen, der immer ein treuer Beobachter der heiligen Gebräuche war. Ist aber dein Zorn gerechterweise erregt durch irgend ein Verbrechen, dessen einer der hier Versammelten schuldig ist, so flehen wir über den Schuldigen die Strafe zu verhängen die er verdient, und deine Rache nicht auf ein Wesen fallen zu lassen, das gleichsam gestern erst geboren ist! Was uns anlangt, wir wünschen nur um des Königs willen zu leben. Ist seine Familie bedrängt, so sind wir es alle, Schuldige sowol als Schuldlose! Wie kannst du erbarmungslos sein, siehest du nicht unter uns den König, nicht Afa, den Sprößling des alten Tongaer Königsstammes, der nun in Bolotuh ist? Stehen hier nicht alle Tongaer Häuptlinge vor dir in Schmerz versunken? Warum willst du erbarmungslos sein? Habe doch Schonung für den König und erhalte das Leben seiner Tochter."

Wie sehr übrigens die Gewalt des Aberglaubens bereits überhand genommen habe, zeigt sich auch noch daraus, daß, wenn jemand krank ist und alle Gebete nichts helfen, man den Kranken in einen heiligen Ort zu einem heiligen Priester schafft. Hilft auch dieses nicht, so lassen sich die Verwandten ein Glied des kleinen Fingers an der linken Hand abnehmen, was so allgemein ist, daß nur sehr wenige Unverstümmelte zu sehen sind; sogar Kinder sieht man schon mit solchen Verunstaltungen. Bleibt auch dieses fruchtlos, so folgt die Kindererdroßlung.

Krankheiten sind indessen sehr selten unter ihnen; bei äußerlichen Verletzungen wenden sie chirurgische Operationen an, die mitunter sehr gefährlich sind, meistens aber glücklich vollbracht werden. Amputationen werden nicht so künstlich wie bei uns, aber desto glücklicher mit einer scharfen Axt vollbracht. Schröpfen und Aderlassen werden mit Muscheln vorgenommen und man hört nie, daß eine Pulsader getroffen worden wäre. Sie verstehen Geschwulste durch Bähungen zu erweichen und sind überhaupt sehr geschickte Chirurgen. Sowol hier als auf den Fidschiinseln werden die Männer beschnitten. Neben diesem weitverbreiteten Gebrauche sind wir überrascht einen andern zu finden, der nicht weniger weit verbreitet ist, nemlich das Kneten der Kranken. Der Kranke wird besonders bei Magenbeschwerden mit Kokosöl gesalbt und am ganzen Leibe durchgeknetet, ein Gebrauch, den wir unter den Ungarn, Slaven und Polen genau eben so wiederfinden. Bei dem Tode eines Häuptlings

werden viele Feierlichkeiten veranstaltet. Der Leichnam wird durch eine tabuirtė Person gesalbt, in Tücher gewickelt und von den Weibern mit den kläglichsten Tönen beklagt; und zwar so lange, bis er beigesetzt ist. Die Beisetzung der Häuptlinge geschieht gewöhnlich in ein gehauenes Grab, das in Form eines Gewölbes 8 Fuß lang, 6 Fuß breit und 8 Fuß tief in den Berg gehauen wird. Unter den Kopf, die Füße, die Seiten und das Rückgrat werden fünf Steine gelegt. Dem Range des Verstorbenen gemäß ist auch das Leichenbegängniß verschieden. Das Grab des Vornehmsten wird mit schwarzen und weißen Steinen mosaikartig bedeckt. Diese Art zu begraben heißt Falah; das Tutu und Lafa besteht in der Verbrennung des Körpers an verschiedenen Stellen. Das Tugi besteht in einem Abreiben der Haut mit Kokosnußschalen oder einer Flechtenart, die den Todten um die Hand gewunden wird; wo Foa Uluh angewandt wird, bringen sich die Leidtragenden verschiedene Schnittwunden bei zum Zeichen ihrer Trauer, auch ist das Zerreißen der Matten und das Leidtragen durch einen langen Bart üblich. Stirbt der König, so ist natürlich die Trauer allgemein, der Lärm auf der ganzen Insel gräßlich und die Feierlichkeiten am Grabe des Häuptlings dauern durch längere Zeit fort. Abends wird am Grabe Gesang und Trauermusik angestimmt und eine der seltsamsten Ceremonien vollzogen, womit wol je ein gekröntes Haupt geehrt worden ist. Wir sind sehr geneigt, das Ganze für ein Reisemärchen zu halten, führen es jedoch hier an, wie wir es empfangen haben. Bei der Nachtmusik, die dem todten Könige gebracht wird, kommen nemlich 60 Männer an das Grab, die Musik schweigt und den Männern wird befohlen ihre Pflicht zu thun. Diese besteht nun darin, daß sie hinter den Hügel gehen und ihres natürlichen Bedürfnisses sich entledigen. Des folgenden Tages kommen die Weiber um den Unrath hinwegzuräumen, und Abends kommen wieder die Männer um ihre Pflicht zu thun, und dieses Monument wird 14 Tage lang gesetzt. Erst am 16. Tage erscheinen die Männer festlich geschmückt, um mit Blumenkränzen umwunden und in ihren festlichen Kleidern das Denkmal ihrer Liebe aufs Neue und zum letzten Male zu feiern, wo es dann von den Weibern nicht mehr zerstört werden darf. Einen ganzen Monat lang theilen nun die Edlen Lebensmittel an das Volk aus. Die Trauer dauert vier Monate und eben so lange das Tabu. Mit dem gemeinen Tongaer werden natürlicherweise nicht so viele Ceremonien gemacht, sondern derselbe unter ein Wetterdach zur Austrocknung gestellt. Neuern

Nachrichten zufolge sind auch auf diesem Archipel Missionäre nicht nur 1824 angelangt, sondern gaben 1829 bereits erfreuliche Berichte über ihre wahrhaft segenvollen Arbeiten. Eine vernünftige Maßregel ist die Erlernung der Tahitisprache durch die Missionäre. Dadurch verschaffen sie sich leicht Eingang; das wirksame Lesen der h. Schrift wird befördert, und die Neubekehrten werden Gehülfen.

Der Tongaarchipel zerfällt in 5 Gruppen und 3 Eilande, welche dazu gerechnet werden müssen, weil wir sie sonst nicht wüßten, wohin zu thun.

1) Die Gruppe Tonga am 20. Januar 1643 von Tasmann entdeckt, der den einzelnen Inseln die Namen: Middelburg, Amsterdam, Rotterdam u. s. w. beilegte. Diese Gruppe enthält die Insel Tonga, auch Tongatabu, das heilige Tonga genannt. Sie wird von einem Riffe mit 22 kleinen Inselchen umgeben, ist ein flaches dreieckiges Eiland, das sich nicht über 80 Fuß über die Oberfläche der See erhebt. Der Hafen auf der Nordseite, worin Cook landete, liegt unter 21° 8′ 19″ südl. Br. und 202° 24′ L. 30000 Insulaner haben diese Insel durch sorgfältige Kultur in einen Garten verwandelt, Festungen, Königsgräber und Tempel verschönern sie. Sie hat verschiedene Buchten auf allen Seiten. In neuester Zeit haben sich englische Missionäre mit gesegnetem Erfolge auf der Insel angesiedelt. Südlich der großen Insel liegt die kleinere Eoa auch Eua, von Tasmann Middelburg genannt, und mit Tonga durch ein Riff verbunden. Sie ist ziemlich hoch und hat auf der Nordspitze einen guten Hafen. Unter den 20 bis 30 kleinern Inseln, die noch zu diesem Archipel gehören, bemerken wir Pangaimotu unter 21° 7′ 35″ südl. Br. und 202° 26′ 46″ L. Hier war es, wo d'Entrecasteaux seine Sternwarte aufgestellt hatte. Houlaiva, Evaigi und Malleooh sind hübsche Inselchen unter diesem Inselschwarme.

2) Annamoka, auch von Tasmann entdeckt und Rotterdam benannt, unter 20° 15′ südl. Br. und 202° 32′ L. Es ist eine dreieckige Lagunenmotous, eine niedrige Koralleninsel mit ungefähr 2000 Eingebornen. Die Insel ist mit prachtvollen Bäumen von ungemeinem Wuchse bedeckt, mit ihr bilden eine Menge kleiner Koralleninseln eine Gruppe; wir nennen darunter: Annamoka Ette oder Klein Namoka in Süden; Komango in Osten. Komango Ette, gleich daneben Tonnomaga, Fallafajeka, Hungatunga und Hungohapi theils bewohnt, theils völlig öde und nur von Seevögeln umschwärmt.

3) Die Gruppe Kotu, nördlich von der Namokagruppe durch eine 5 Meilen breite Straße getrennt. Die Insel Kotu liegt 19° 58′ südl. Br. und 202° 39′ L., eine niedrige Insel mit einem Korallriffe und 8 kleinen Inseln umgürtet. Nordwestlich von Kotu liegt unter 19° 46′ südl. Br. und 202° 21′ L. das hohe vulkanische Eiland Tofoa. Der Vulkan in der Mitte der Insel ist in beständiger Thätigkeit; er ist zwar nicht hoch, aber schwer zu besteigen. Der Krater hat nur 30 Fuß Durchmesser, speit aber unaufhörlich und ist darinnen den Weibern gleich, die um so reizbarer sind, je kleiner sie sind. Nach der Tradition der Tongaer ist sie der Wohnsitz der Meergötter. Die kleine Insel Kao liegt um 5′ nördlicher, hat ebenfalls einen Spitzberg und ein verbranntes Ansehen, aber gutes Wasser und ist ziemlich bevölkert.

4) Die Happigruppe besteht aus einem ganzen Schock Miniaturinselchen, die kaum 20 bis 30 Fuß über das Meer hervorragen. Manche sind nur $\frac{1}{10}$ Meile groß und alle unter einander durch ein Korallenriff verbunden. Die größte darunter heißt Lefuga und liegt 19° 51′ südl. Br. und 203° 7′ L. Die Bewohner dieser Insel sind äußerst kriegerisch und tapfer, wovon der Spanier Maurelle überzeugt wurde. Er legte nemlich am 29. November 1806 mit seinem Schiffe an, gerieth mit den Eingebornen in Händel, die dann den größten Theil seiner Mannschaft niedermetzelten und sein Schiff wegnahmen. Außer dieser Insel nennen wir noch Wiha, Foa, Mehama, Mangonen u. s. w. Sie wurde von Cook entdeckt und in die Karten niedergelegt.

5) Die Wawaogruppe, von Maurelle 1781 entdeckt und von Edwards 1791 besucht. Die Insel Wawao ist unter den Schockinseln dieser Gruppe die größte und die zweite im ganzen Archipel. Sie liegt 18° 41′ 10″ südl. Br. und 203° 28′ L. und ist ein 9 französische Meilen langes von Nordwesten nach Südosten sich erstreckendes Eiland. Es ist in der Mitte ziemlich hoch, besonders aber im Westen von steilen Riffen und Klippen umgeben. Diese Insel ist die schönste und gesegnetste im ganzen Archipel, zugleich aber auch am besten angebaut. Sie besitzt die besten Häfen unter allen Freundschaftsinseln und ist gegenwärtig die Residenz des Königs aller Tongainseln. Felletoa ist eine sehr starke Felsenveste und Niafu ein heiliger Begräbnißplatz, der viele den Gottheiten geweihte Häuser besitzt. Zu dieser Gruppe gehört auch noch die Insel Hunga im Süden von Wawao, merkwürdig durch eine 60′ hohe Tropf-

steinhöhle, deren Eingang einen Faden tief unter der Oberfläche des Meeres liegt. Eine Menge kleiner Inseln übergehen wir.

Die Insel Amargura liegt isolirt unter 17° 57′ südl. Br. und 202° 14′ L. Sie ist eine hohe Insel, stark bewohnt, aber nicht sehr fruchtbar. Die Insel Ono liegt ebenfalls isolirt und mit einem Korallenriffe umgeben, unter 22° 7′ südl. Br. und 198° 44′ L. Sie wurde 1820 von Bellinghausen entdeckt. Ein fleißiges Völkchen baut das Land, fängt Fische und Perlen und webt weiße Matten. Die südlichste Insel des Freundschaftsarchipels ist die Insel Pylstaart unter 22° 26′ südl. Br. und 201° 30′ L., ein kleines, dürres, nur von Seevögeln bewohntes Eiland.

4) Der Cooksarchipel.

Der nach dem großen Seefahrer, dem die Geographie so unendlich viel verdankt, benannte Archipel, wurde von Cook auf seiner dritten Reise im März 1777 entdeckt und mit dem Namen der Mangea- und Harveyinseln belegt. Krusenstern legte ihm aber den Namen des Entdeckers bei, den der Archipel auch behalten hat. Im Jahre 1823 wurde er vom Kapitän Dibbs und dem Missionär Williams und später von noch einigen Missionären besucht. Die Cooksinseln liegen zwischen 18° 4′ bis 21° 57′ südl. Br. und 214° 19′ bis 219° 38′ östl. L. zwischen dem Tonga- und dem Gesellschaftsarchipel. Der physischen Beschaffenheit nach gehören sie zu den niedrigen Inseln, welche ein Werk der Korallthiere sind, sie sind alle wohl bewachsen, schön, ziemlich gut bevölkert und genießen dasselbe Klima, welches die Fidschi- und Tongainseln haben. Menschen, Sitten, Gebräuche, Religion und Gesellschaftsbande sind dieselben. Wir zeichnen hier folgende aus:

1) Mangea, von Cook 1777 entdeckt und 1823 von Dibbs wieder besucht. Sie liegt 21° 57′ südl. Br. und 219° 34′ L., hat 5 geogr. Meilen im Umfang, ist sehr schön und im Norden dick bewaldet. Ein Damm von Korallriffen umgibt sie, in dem sich jedoch einige Öffnungen befinden. 6 große Thäler sind mit Wicken, Pisang, Taro, Kokos- und Brotfrucht bepflanzt, aber nicht hinreichend, die 1000 bis 1500 Einwohner zu ernähren. Das Volk ist sehr wild und dem Diebstahl ergeben, so daß sie selbst unter einander die Pflanzungen verheeren und daher oft in Hungersnoth gerathen. Die Insel ist unter 5 Häuptlinge getheilt. Die Eingebornen haben 5 Hauptgötter: Ore, Tane, Trahiho, Trahiti und Motoro; dem ersten werden

Menschen geopfert. Sie haben auch Morais. Männer und Weiber dürfen nicht mit einander essen. Ein Stück Zeug um die Lenden befestigt ist ihre ganze Kleidung. Sie verfertigen sehr geschickt Zeuge, steinerne Äxte, Ohrgehänge, schmücken sich mit bemalten Zeugen und prächtigen Kopfbinden aus rothen Korallen. Ihre Sprache ist härter als die der übrigen Insulaner und der neuseeländischen verwandt. Ihre Todten bestatten sie, indem sie selbe von allen Seiten der Insel, auf den höchsten Hügel zusammenbringen. Auf diesem ist ein tiefes Loch, das mit dem Meere in Verbindung zu stehen scheint und dahinein werfen sie dieselben.

2) Raratonga, 1814 von englischen Kauffahrern entdeckt unter 21° 36′ südl. Br. und 218° 1′ östl. L. Nach den Missionären hat der Häuptling Makia das Christenthum angenommen, sich von allen seinen 8 Weibern bis auf 1 getrennt und durch fleißigen Besuch der Missionsschule sich zum Christen gebildet. Sie waren früher Kannibalen und unter 3 Häuptlinge, die sich gegenseitig bekriegten, vertheilt. Menschenopfer wurden ihren Götzen gebracht und mit den Köpfen der Gefangenen die Morais geziert. Jetzt sind diese 7000 Heiden zum Christenthume bekehrt, was folgendermaßen geschah. Der heidnische Theil der Insel zog gegen den christlichen zur Schlacht aus, wurde aber geschlagen und größtentheils gefangen. Die christlichen Sieger handelten christlich an ihren Landsleuten, opferten sie nicht, sondern entließen sie in ihre Heimat. Diese erklärten: sie hätten ihre Köpfe verloren, wären von ihren Göttern betrogen und verlassen und wünschten Christen zu werden. Sie brachten ihre Götzen 14 Stück an der Zahl von 20′ Länge und 6′ Durchmesser in die Mission und legten sie vor den Missionären nieder. Der Häuptling ist ein schöner Mann, eine Art Tameamea. Er hat 8 Söhne und 4 Töchter. Er wohnt in der Mission, die mehre hundert Häuser, darunter 180 nach europäischer Bauart enthält. Das Haus des Königs ist 36′ lang, 24′ breit, geschmackvoll mit bemaltem Zeuge und schönen Muscheln verziert; es enthält 8 Zimmer mit gedielten Fußböden. Ein zweites getünchtes Haus von 38′ Länge und 20′ Breite steht daneben; in diesem speist der König und sein Gefolge wohnt darinnen. Zwei tahitische Lehrer, die 1823 hieher kamen, bewirkten diese vortheilhafte Veränderung. Diese wohnen in einem hübschen Hause, das mehre Zimmer enthält, die mit Bettstellen, Sofas, Lehnstühlen und Tischen ziemlich europäisch möblirt sind. Alle diese Möbel sind von den Eingebornen nach Anleitung ihrer Lehrer

verfertigt worden. Die ganze Insel gleicht einem Garten, sie ist trefflich angebaut, der König und die Vornehmen können bereits sehr gut lesen und schreiben. Vielweiberei ist gänzlich abgeschafft, und allmälig nimmt das Christenthum durchaus überhand. Man ist so vernünftig, jeden Zwang zu entfernen und nur für die Verbesserung des Zustandes der Eingebornen Sorge zu tragen. Dieses hat denn die erwünschte Wirkung, daß wir mit Freuden auf diese christliche Aurora, die kein Bengham befleckt, blicken können.

3) Atui, 20° 1′ südl. Br. und 220° 26′ L. Die Insel ist ziemlich stark bevölkert und die 2000 Menschen sind treffliche Schiffer, verfertigen eine Art kleiner Kähne, die sie sehr gut zu regieren wissen. In der Mitte der Insel auf einem Hügel stehen die Häuser des Häuptlings und der tahitischen Lehrer, die sich hier angesiedelt haben. Das Christenthum hatte bereits große Fortschritte gemacht, da verließ jedoch das Volk die Lehrer, gab ihnen die Bücher zurück und wendete sich wieder zum Götzendienste. Sehr vernünftig ließ man sie frei gehen und erwartet von der Zukunft das Beste. Die Thäler der Insel sind mit Kokos- und Brotbäumen angefüllt. Das Volk ist schön, geistreich und lebhaft. Diebstahl dulden sie nicht und bestrafen ihn sehr strenge. Die Weiber leben in erniedrigender Sklaverei, müssen alle Arbeiten verrichten, und dieses mag das Haupthinderniß des Christenthums sein. Werden jedoch die tahitischen Missionäre vernünftiger als die europäischen sein, und Geduld haben, so wird auch hier wie überall, die Religion der Geduld siegen.

4) Mitiaro, 19° 55′ südl. Br. und 219° 47′ L., eine kleine flache Insel mit einem hübschen Wäldchen in der Mitte, aber dürr und unfruchtbar. Die Einwohner sind etwa 100 an der Zahl und haben das Christenthum angenommen.

5) Mautii vom Kapitän Dibbs entdeckt, 20° 3′ südl. Br. und 220° 13′ L., eine niedrige Korallinsel mit Riffen umgeben, welche durchaus keinen Zugang gestatten. Nicht einmal Boote können nahen. Die einzige Art, wie man auf die Insel gelangen kann, ist, daß man da, wo die Brandung am schwächsten ist, auf die Korallen steigt und auf diesen auf eine sehr beschwerliche Art nach der Insel zwei englische Meilen weit klettert. Die Missionäre fanden hier liebreiche Aufnahme, und die 200 Bewohner haben sich zum Christenthume bekehrt, und an sittlicher Bildung sehr zugenommen.

6) Die Harweyinseln, eine Gruppe niedriger Inseln voll Klippen und schwer zugänglich, die nur 40 Einwohner ha-

ben. Sie liegen unter 19° 8′ südl. Br. und 218° 57′ L. und wurden von Cook am 23. September 1773 entdeckt.

7) Waititate von Bligh am 11. April 1789 entdeckt, liegt unter 18° 54′ südl. Br. und 218° östl. L. Diese flache von einem Riff umgebene Insel wird von ungefähr 1500 Menschen bewohnt. Vor Kurzem waren sie noch Menschenfresser, jetzt sind sie Christen. Die Insel hat viel Geflügel und Pisang, Brotfrucht weniger, aber Ratten desto mehr.

8) Aitutake, ebenfalls zum Christenthume bekehrt. Die Bewohner haben sich bereits weiße Hütten erbaut, desgleichen 144 steinerne Häuser, die alle bequem und mit Möbeln von der Arbeit der Eingebornen versehen sind. Eben so haben sie zum bequemen Anlanden der Schiffe einen 600 Fuß langen und 18 Fuß breiten Hafendamm errichtet.

9) Rimatara, ebenfalls eine neue Entdeckung unter 22° 37′ südl. Br. und 225° 30′ L. Sie zählt bei 150 christliche Einwohner.

Erwähnt muß hier noch werden die Palmerstonsgruppe, eine Reihe kleiner Inselchen durch eine Sandbank verbunden, flach, nicht sehr fruchtbar, von Cook 1774 unter 18° 4′ südl. Br. und 214° 19′ L. entdeckt. Die Mitte bedeckt eine Lagune von einem Korallriffe bekränzt, an dessen Seite sich ein prachtvolles Korallenlager aufgethürmt hat. Kokospalmen gedeihen bereits auf den 9 bis 10 kleinen Eilandchen, welche das Hauptinselchen umgeben.

Südwestlich davon unter 19° 1′ südl. Br. und 210° L., liegt das neue 40 Fuß hohe Sauvageeiland, von der wilden Gemüthsart der Eingebornen so benannt. Es wurde von Cook 1774 entdeckt und 1777 wieder besucht. Es besteht aus einem einzigen Korallenfelsen mit schroffen abenteuerlichen Gestaden. Wie eine Fata Morgana steigt es aus dem Meere empor und zeigt von ferne förmliche Bogen- und Säulengänge. Kokospalmen nähren die wenigen wilden Bewohner.

Wir führen hier auch noch einige zerstreute Inseln dieser Meere auf, als: Rearson, 10° 6′ südl. Br. und 216° 34′ L.; Humphrey, 43′ südlicher und östlicher von beiden die Insel Peregrino; alle drei sind von geringem Umfange, niedrig und bevölkert.

Unter 9° 1′ 35″ südl. Br. und 219° 54′ L. wurden 1788 von Penrhyn die nach ihm benannten Inseln entdeckt, und 1816 von Kotzebue wieder besucht. Es sind sehr schön bewachsene, stark bevölkerte, niedrige Korallenmotous. Die Menschen

gehören zur ostaustralischen Familie, gleichen jedoch den Marquesasinsulanern, sind schlank, von schönem Körperbau, bemalt und tätowirt. — Sie bauen Boote, tragen Faserngürtel als beinahe einzige Bekleidung und sind schüchtern und friedfertig.

Zwischen 9° 57′ bis 16° 46′ südl. Br. und 213 bis 227° östl. L. liegen noch einzeln zerstreut: das Eiland Caroline, Roggewein, die Baumannsgruppe, Flint, Scilly, Mopeha und vielleicht noch andere einzelne Korallenmotous, die mitunter entdeckt, wieder vergessen, doppelt aufgeführt und verwechselt werden. Es wird noch eine geraume Zeit bedürfen, bis man die ganze Zerzausung der Südsee entwirrt haben wird.

5) Der Gesellschaftsarchipel.

Die Societätsinseln bilden jenen großen und inselreichen Archipel, der wol unter allen Ländern der Südsee die meiste Celebrität erlangt hat. Eine Fahrt nach Otahiti, wer macht sie nicht gerne, wenigstens im Geist? Man verbindet auch deswegen mit diesen Inseln den Begriff alles dessen, was die Phantasie aller Zeitalter an die Idee eines Elysiums oder muhamedischen Paradieses geknüpft hat. Die Wirklichkeit übertrifft jedoch auf allen tropischen Südseeinseln selbst die kühnste Phantasie des Dichters bei weitem. Wir haben daher bei den Societätsinseln nur anzumerken, daß sie die Vorzüge mit allen tropischen Inseln des Südozeans theilen. Es ist gewiß, daß schon Magellan durch den Archipel steuerte, ohne jedoch die Hauptinsel selbst berührt zu haben. Auch Quiros berührte 1606 auf seiner Fahrt die Societätsinseln und seine Sagittaria ist gewiß Tahiti. Wir fügen hier im Allgemeinen die Bemerkung bei, daß, wenn wir eine genaue Karte aller Entdeckungen des XVII. Jahrhunderts besäßen, darinnen so ziemlich alles enthalten sein würde, was neuere Seereisen als Entdeckungen in Anspruch nehmen. Da jedoch der Ruhm nur dem gebührt, der seine Erfindungen und Entdeckungen gemeinnützig macht, so geziemt auch der Ruhm der Entdeckung von Otahiti und den Societätsinseln dem Kapitän Wallis, der auf seiner Reise um die Welt am 23. Juny 1767 auf Otahiti landete. Er nannte diese Insel König Georgsinsel, schoß ein paar Hundert Eingeborne mit seinen Kanonen über den Haufen und nahm sodann von der eroberten Insel im Namen seines Königs Besitz. Ein Jahr später landete Bougain-

ville in diesem Archipel und nannte die schöne Insel Tahiti, galanter als sein Vorgänger, Neu-Cythere. Der große Seefahrer Cook durchforschte auf seiner ersten Reise den ganzen Archipel sehr genau und legte die meisten Inseln in die Karten nieder, bei welcher Gelegenheit wir bemerken, daß Cook's unvergleichliches Talent der Küstenaufnahme noch keineswegs gehörig gewürdigt ist. Auf allen seinen Reisen blieb der Societätsarchipel derjenige Erfrischungsort, womit seine ganze Mannschaft für alle Beschwerden, womit diese gefahrvollen Reisen verknüpft waren, sich vollkommen entschädigt hielt. Ja, die Beschreibung davon setzte ganz Europa in eine Art von Paroxysmus und seit ihm ist keine Reise in die Südsee unternommen worden, auf welcher man nicht in Otahiti eingesprochen hätte. Wir erwähnen hier nur James Wilson, obwol zwischen ihm und Cook eine ganze Menge Seefahrer dort war. Wilson brachte jedoch die Missionäre nach Tahiti und somit den Keim der jetzigen Civilisation dieses Archipels. Turnbull, Bellinghausen, Kotzebue, nebst diesen eine ganze Legion Franzosen, Britten und Nordamerikaner haben diesen Archipel fleißig besucht und die Reize des Landes genossen. Den größten Einfluß auf das Schicksal des Landes haben jedoch die Missionäre, und ihnen verdankt man auch so ziemlich die meisten und genauesten Notizen. Der Name Gesellschaftsinseln rührt von Cook her und wurde von diesem freilich nur der Westgruppe ertheilt und erst späterhin in einer weitern Bedeutung genommen. Wir begreifen jetzt unter diesem Namen alle Inseln zwischen 16° 15′ bis 17° 53′ südl. Br. und 225° 18′ bis 229° 28′ östl. L. Den Flächeninhalt des ganzen Archipels nimmt Hassel zu 40 geogr. Quadratm. an, jedoch wohl zu merken, das Wasser nicht mit eingerechnet.

Die physische Beschaffenheit und Gestalt dieser Inseln charakterisiren sich wieder dadurch, daß wir sie durchweg den vulkanischen Eilanden zuzählen. Wäre es erlaubt eine Hypothese aufzustellen, so würden wir sagen: die Urgebirgskette, welche von Asien aus unterseeisch durch den stillen Ozean fortläuft, bildet in Neu-Guinea einen Gebirgsknoten, von welchem aus drei Ketten ausgehen. Die Centralkette wäre das große Urgebirge, welches von Neu-Guinea durch die westaustralischen Inseln bis zum Südkap von Neu-Seeland fortläuft. Eine westliche Parallelkette, im Ganzen niedriger als die Centralkette, verzweige sich in Neu-Holland und ein östlicher Ausläufer, ebenfalls niedriger als die Centralkette, ziehe sich durch die

Salomons-, Heiligengeist-, Fidschi-, Schiffer- und Gesellschaftsinseln bis zum Ostereiland fort, wahrscheinlich eine unterseeische Verkettung mit den Cordilleren selbst herstellend. Es wäre interessant und ein wahrer Gewinn für die Geographie, die Verzweigung der Erdknochen genau zu kennen, und ein möglichst getreues Abbild des Skelets zu besitzen.

In den Societätsinseln erhebt sich das Urgebirge über die See, beinahe zu 4000 Fuß absoluter Höhe in den Äther empor. Der schnaubende Riese, auf welchen Jupiters gewaltige Hand einst die Berge gethürmt hat, spaltete die Urmassen und aus ihnen erheben sich vulkanische Kegel bis zu einer absoluten Höhe von 8000 Fuß. Dieses gilt von Otahiti, welches gewissermaßen den Knoten bildet; die übrigen Inseln sind alle verhältnißmäßig hoch und mit vulkanischen Kegeln besetzt. So wie die Urgewalten der Erde geschäftig waren diese Inseln über den Ozean emporzuheben, so benützten auch sogleich die thätigen Werkleutchen der Natur die Gelegenheit ihre Korallwälle zu thürmen. Daher sind alle diese Inseln mit Riffen umgeben, welche zum Theil als Schutzwehr dienen, theils Häfen bilden und Einfahrten, wo die Schiffe gegen die Stürme der See gesichert sind. Eben so bilden sich auf diesen Korallriffen flache, längliche Inseln, die immer zunehmen, nach und nach sich vereinigen und die Hauptinsel selbst mit der Zeit vergrößern dürften. Um jede der Hauptinseln bildet sich ein solches Motoussystem. Was sollen wir von der Gestalt des Landes sagen? Wenn Bergländer selbst auf dem Festlande erhaben sind, wenn sogar unsere kahlen nordischen Schneeberge zur Verschönerung beitragen, obwol uns bei ihrem bloßen Anblicke schon friert, wo nehmen wir Farben her um den Reiz tropischer Inseln zu malen, die sich aus der unermeßlichen See in den unermeßlichen Äther hinauf gruppiren. Ein 8000 Fuß hoher Berg, der sich mit seinen Nebenästen und Gipfeln senkrecht beinahe aus der Meeresfläche erhebt, ist eben so imposant, als ein doppelt so hohes Gebirge des Festlandes. Ist nun solches Gebirge über und über mit den schönsten Pflanzengestalten bewachsen; dienen die hin und wieder hervorstarrenden schwarzen und verbrannten Felsenwände nur dazu, um die Schattirungen des mannigfaltigen Grün zu heben, beleuchtet das Ganze die tropische Sonne und dient endlich das Meer zum Spiegel: so gestehen wir, daß uns Farben und Pinsel mangeln, um mit Worten einen Gegenstand zu malen, dessen Schönheit und Größe die kühnste Phantasie ent-

muthigt. Und was sind selbst diese kargen Umrisse, die wir hier geben? Können wir auch die einzelnen Schönheiten malen, die stillen, lieblichen Thäler von erquickenden Strömen und Bächen durchadert, vor denen das hochberühmte Tempe seinen Reiz verliert? Oder wollen wir jene Schluchten malen, wo kühne Felsmassen überhangen, die mit Palmen gekrönt das unter Brotfruchtbäumen liegende Dörfchen zu begraben drohen? Oder den flachen Strand, um welchen sich im Hintergrunde die lieblichsten Bergformen amphitheatralisch gruppiren? Oder jene tiefen Baien und Ufereinschnitte, auf denen die zierlichen Kähne der Eingebornen mit tropischen Früchten beladen sich pfeilschnell durch einander bewegen? Und doch ist dieses alles nicht einmal ein Schatten der Wirklichkeit, denn jene erquickende, balsamische lebengebende Luft, welche den athmenden Busen erquickt; jene Blumendüfte, deren ätherischer Reiz das Blut rascher fließen, und die Gedanken und Empfindungen heiterer sich entwickeln läßt; diese tausendfachen Abwechslungen, welche das Auge einsaugt und gesteht, daß es befriedigt sei; endlich die heitern, gutmüthigen und schöngestalteten Menschen mit ihren schlanken Formen und kräftigem Gepräge, mit ihrem heitern Sinne und ihrem Kraftgefühle, wer könnte dieses Alles in ein Bild fassen, und stände ihm auch gleich die Sprache eben so, wie seine Phantasie zu Gebote. Man wirft einen Blick auf diese Tropenwelt, die Last des Nordens fällt uns von der Brust und wir gestehen, wir sind befriedigt!

Wir wollen daher über das Land und die Produkte nur sehr wenig Worte machen und begnügen uns zu sagen: es vereinigt alle Reize des Australozeans. Der flache Strand bestehend aus Korallriffen, an denen sich die Brandung schäumend bricht, ist theils mit vulkanischer Asche, theils mit Schalthiertrümmern ausgefüllt und gewährt herrlichen Kulturboden, ist auch gewöhnlich der einzige, bald schmälere, bald breitere Strich, den die Pflanzungen der Eingebornen bedecken. So angebaut wie die Navigatoren, wo sich die Gärten bis auf die Gipfel der Berge erheben, sind die Gesellschaftsinseln nicht. Auch drängt sich der größte Theil der Bevölkerung auf den flachen Theil der Insel zusammen. Das Innere oder der bergige Theil ist ein tropischer, beinahe undurchdringlicher Wald. Nur hie und da haben sich einzelne Familien mitunter gezwungen durch ihr Schicksal, angesiedelt.

Das Klima wird durch die Lage hinlänglich charakterisirt. Die Winter sind lieblich und schön, die Sommer natürlich heiß

und in manchen Thälern des Innern steigt Réaumur's Thermometer bisweilen auf 34°. Sonst wo die Luft freien Durchzug hat, wirken die Seewinde kühlend ein, und ein ewiger Frühling ist die Folge davon. Das hohe Gebirge zieht die Dünste der Atmosphäre an sich, welche sich hinwieder in starken Gewitterregen entladen. Die tropischen Gewitter sind jedoch ihres Geburtsortes ganz würdig und verläugnen den Charakter der Erhabenheit nicht. Wer die harmonischen Entladungen in diesen Bergen einmal zu hören Gelegenheit hatte, wird den unauslöschlichen Eindruck derselben durch sein ganzes Leben in seiner Seele bewahren. Daß auch gewaltige Stürme das stille Meer durchbrausen und gerade zwischen den Societätsinseln nicht am sanftesten fächeln, braucht nicht bemerkt zu werden.

Die Produkte sind dieselben sowol aus dem Pflanzen- als aus dem Thierreiche, welche wir bei den übrigen Inseln aufgezählt haben. Die mineralischen Schätze kennen wir nicht; daß granitisches Urgestein bis auf 4000 Fuß absoluter Höhe beobachtet worden ist, haben wir schon erwähnt. Daß es auch Metalle gebe, glauben wir voraussetzen zu dürfen; die fortschreitende Civilisation des eingebornen Volkes wird uns dieselben mit der Zeit enthüllen. Neue Produkte hat die europäische Civilisation dem Boden abgerungen, für unsere Cerealien ist bis jetzt kein gedeihlicher Boden gefunden worden; da jedoch, wo ein bewaldetes Gebirge nach allen Abstufungen bis 8000 Fuß ansteigt, wird ihn die Zukunft finden. Erwähnt muß hier werden das berühmte otahitische Zuckerrohr, womit diese Insel die Gaben Europa's gleichsam bezahlt hat. Es ist bereits sowol auf den westindischen Inseln, als in dem Festlande des Äquinoktialamerika eingeführt und droht die übrigen Rohrarten zu verdrängen. Dieses köstliche Rohr zeichnet sich aus durch hellgrüne Farbe, bei weitem höhern Wuchs, dickeres Holz, weitabstehende Knoten und Saftfülle, welche die des gewöhnlichen Rohrs um die Hälfte übersteigt. Die reiche Fülle der Naturgaben macht Otahiti zu einem der vorzüglichsten Erquickungsorte der Schiffer.

Das Interessanteste bleibt jedoch der Mensch. Es ist hier dasselbe Geschlecht, welches auf den übrigen Südseeinseln die herrschende Nation ist. Deutlich erscheint jedoch auch hier ein doppelter Typus, und der Unterschied in der Südsee zwischen Gemeinen und Edlen scheint etwas mehr als Zufall zu sein. Ich möchte annehmen, daß man hier dasselbe Verhältniß findet, dessen wir im XII. Bande dieser Erdkunde auf Madagascar

erwähnt haben; nur scheint hier in den Südseeinseln eine innigere Verschmelzung beider Menschenfamilien vorgegangen zu sein, obwol dadurch keine vollkommne Vereinigung entstanden ist. Bougainville hat sehr Recht, wenn er zwei verschiedene Menschenformen charakterisirt, die jedoch sowol durch Sprache als Sitten, wie auch physische Vermischung in einander verschmelzen. Ein Theil der Bevölkerung bringt Männer hervor, wie unsere deutschen Vorväter; nie unter 6 Fuß, oft aber darüber hoch. Polyklets Kanon war ein Pfuschwerk gegen die ausgebildeten und vollendeten Gestalten dieses schönen Volkes. Es ist unmöglich, ein vollkommneres Ebenmaß der Glieder zu erfinden. Ihre Gesichtszüge sind durchaus europäisch; sie werden in Zukunft bekleidet gehen, breitkantige Hüte werden ihr Gesicht vor den brennenden Strahlen der Tropensonne schützen, und sie werden so weiß sein wie wir. Die Männinnen dieser Männer sind nur ein paar Zoll kleiner, eben so wohlgebildet und wirklich schön. Wallis fand sogar welche mit blonden Haaren; übrigens ist ihr Haar schlicht und schwarz. — Der andere Menschenstamm ist kleinerer Statur, hat krauses Haar und nähert sich offenbar durch dunklere Farbe und Gesichtszüge der Negerart. Sie haben sich jedoch vermischt, wodurch der letztere Stamm offenbar gewonnen hat. Der erstere Stamm war früher im alleinigen Besitz des Grundeigenthums, obwol es scheint, daß der letztere der eigentliche Ureinwohner sei. Man ist so ziemlich darüber einig, daß der sogenannte Adel oder Eristamm, was auch Jeri ausgesprochen wird, später eingewandert sei. Dürfen wir eine Meinung hinzufügen, so ist es die: daß der Urstamm den Ackerbau verabscheute, daher so wie heutzutage noch in dem größten Theil von Afrika Grund und Boden nicht als Eigenthum zu betrachten gewohnt war. Der Jeristamm, welcher später einwanderte, brachte Ackerbau und Kultur mit, bemächtigte sich eben dadurch des Bodens, und als endlich der dunklere Stamm, theils nothgedrungen, theils belehrt, die Vortheile der Pflanzungen einsah, da war überall nichts mehr zu sehen und alles hatte seinen Herrn. Auf diese Weise ist es sehr erklärlich, daß er einem untergeordneten Verhältnisse nicht ausweichen konnte.

In den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes ist seit 1820 eine große und gewaltige Veränderung vorgegangen. Die alten Sitten dieser wollüstigen Schoßkinder der Natur, welche von allen Reisenden mit einer so großen Vorliebe geschildert wurden, haben aufgehört. Die Kindheit dieser Völker ist vorüber, sie

sind in das Jünglingsalter getreten und gehen dem Mannesalter ernst entgegen. Mag ein anderer das Vorübergehen der Vergangenheit beklagen und diejenigen schelten, welche diese Verwandlung hervorbrachten. Wir glauben an eine leitende Vorsehung der Schicksale der Völker; und nicht gewohnt Geister der Vergangenheit aus ihrem Grabe zu beschwören, blicken wir auf die Gegenwart und fassen unparteiisch dasjenige auf, was wirklich ist, mit dem frohen Vertrauen, daß auch die Zukunft erträglich sein werde. Gerne gestehen wir, daß uns die unschuldigen Sitten und die kindlichen Gemüther der Südseeinsulaner gar oft mit einem süßwehmüthigen Gefühle erfüllten. Wir gestehen es, daß das Paradies dieser kindlichen Unschuld sich unserer Phantasie in den lieblichsten Bildern darstellt. Diese zierlich schönen Menschen, die ein langes Leben ohne die drückende Last, welche uns Klima und Bedürfniß auflegt, dahintanzten; ein Volk, dessen Greise noch Jünglinge sind, dessen Leben köstlich war, ohne Mühe und Arbeit zu sein; es ist eine schöne Phantasie. Gewohnt die liebe Natur jedes Stückchen das ihr wohlgefällt, auf sich spielen zu lassen, kam dieses Völkchen den Europäern entgegen. Mit Begeisterung schildert man uns die einfachen Sitten, die wenigen Bedürfnisse, die heitern Nationaltänze; die klassischen Engländer, der gebildete Banks und die beiden Forster sahen hier das Arkadien ihrer Klassiker verwirklicht wieder auferstanden, wiedergefunden! Wären sie verborgen geblieben, so hätten sie wol noch einige Jahrhunderte fort in diesem Zustande verbleiben mögen. Aber mit dem ersten Messer aus der Hand der Europäer war auch der Faden zerschnitten, der sie an die Vergangenheit knüpfte. Es war dem Schwerte des Cherubs gleich, der das Paradies hinter ihnen schloß. Nur das Samenkorn liegt in unserer Willkür, in den Schoß der Erde gefallen folgt es seiner Natur. Um jedoch die Gegenwart gehörig zu würdigen, müssen wir auch die Schattenseite der Vergangenheit betrachten. Es war nicht mehr so ganz jenes Arkadien, welches uns allenfalls eines Wieland's Phantasie zu malen im Stande ist; die Schlange hatte auch hier das Ei des Verderbens gelegt. In dem Busen der Töchter Eva's auf Otahiti war bereits das Feuer der Wollust entbrannt, und was wir oben von den westlichen Archipeln gesagt haben, findet bei den Societätsinseln nicht ganz seine Anwendung. Hier folgte man nicht dem Triebe der Natur, sondern man verkünstelte ihn. Eine eigene Gesellschaft oder Orden hatte sich unter dem Namen der Arreoys gebildet, wel-

che gewiß zu den scheußlichsten Ausgeburten menschlicher Thorheiten gehörte. Dieser Orden bestand darin, daß sich Männer und Weiber, und zwar aus der Klasse der Vornehmern, einweihen ließen, sodann sich dem Müßiggange weihten, zu gewissen Zeiten von Insel zu Insel zogen und der ausschweifendsten und gekünsteltsten Wollust pflegten. Selbst die Oberhäupter nahmen an dieser abscheulichen Gesellschaft theil. Kinder, aus diesen Verbindungen geboren, wurden ohne Erbarmen geschlachtet, denn die Messalinen, wie sie Forster mit Recht nennt, wollten kein Kind erziehen. Selbst der Gram der Väter konnte niemals über eine Entartung siegen, welche im Herzen der Mütter jede sanftere Regung vertilgt hatte. Nehmen wir dazu noch die Menschenopfer, von denen Cook Zeuge war, den abscheulichen Götzendienst, dessen Mysterien mit Entsetzen erfüllen, endlich das Baalspfaffenthum, das bereits drückend auf dem Volke lastete; fassen wir dies alles zusammen, so müssen wir gestehen, daß jene schönen Bilder arkadischer Unschuld eine garstige Kehrseite hatten.

Es war im Jahre 1809, als die ersten Missionäre auf Otahiti landeten. Neben den angeführten Gräueln fanden sie auch noch die verheerende Kriegsseuche auf den Societätsinseln vor. Daß hier Boten des Friedens zu rechter Zeit erschienen, wird uns selbst Herr v. Kotzebue, trotz des grellen Gemäldes, welches er in seinem Vorurtheile gegen das Missionswesen entwirft, selbst zugestehen müssen. Dazumal herrschte König Pomare auf der Insel. Sein Vater König Teu war 1802 als der älteste Greis der Insel verstorben. König Pomare I. behandelte die Missionäre liebreich, widersetzte sich der Einführung des Christenthums gar nicht, verlieh den Missionären Schutz und hatte sich sogar dazu verstanden, den neuen Gott anzuerkennen, wenn die Missionäre auch gegenseitig seine Götter anerkannt hätten. Letzteres ist nun wol eine Zumuthung, die kein christlicher Missionär erfüllen kann noch darf. Die Folge davon war, daß die guten Missionäre unter Pomare II. welcher damals noch Otu hieß, in Folge eines Bürgerkriegs, nach Neu-Holland entfliehen mußten.

Um das Verdienst der Missionäre gehörig zu würdigen, muß man wissen, daß sie hier mit einem stark interessirten und gewaltigen Pfaffenthume zu kämpfen hatten. Um das Heidenthum zu stützen, erfand der Oberpriester das Märchen einer Todtenerscheinung. Er versicherte nemlich den vergötterten Geist Pomare's I. über dem Wasser des Meeres schwebend von

blumiger Glorie umgeben, geschaut zu haben. Dasselbe versicherte auch Pomare's Witwe. Man spottete allgemein der Missionäre, hetzte Hunde und Hähne an einander, wenn sie predigten, höhnte und beschimpfte sie überall; und wie gesagt, nach zwölfjähriger Mühe mußten die Missionäre unverrichteter Sache abziehen. Zu dieser Verachtung, man muß es gestehen, trugen die europäischen Schiffe, welche anlangten, sehr viel bei, indem sie selbst das Volk gegen die Prediger des Evangeliums einnahmen; ja, ein Schwede, der sich auf der Insel aufhielt, rieth sogar dem Könige sie tödten zu lassen. Endlich erschütterte Unglück Pomare's Gemüth; er hatte eine Gemalin, ein sanftes freundliches Weib, das er sehr liebte; sie gehörte aber zu den Arreoys und tödtete alle ihre Kinder. Sie erkrankte und trotz aller Bitten und Ceremonien halfen die Götter nicht; sie starb. Zwei Jahre darauf brach auf Otahiti ein Aufstand aus; der König mußte seine größte Insel verlassen und nach Eimeo fliehen. Freunde und Feinde beschuldigten ihn, wie einst Hiob, der Gottlosigkeit, während er sich doch seines Eifers für die alten Götter bewußt war. Nott der Missionär war daselbst zurückgeblieben; des Königs Gemüth von Unglück erschüttert war jetzt für Belehrung empfänglich. Nott schrieb nach Neu-Holland und die Missionäre kamen zurück. Sie wurden gut empfangen und der König wurde nun ihr eifriger Schüler. Endlich entledigte sich Pomare der Fesseln des Heidenthums, er verlangte getauft zu werden und nahm es gar nicht übel, daß die redlichen Missionäre mit der Taufe so lange zögern zu müssen glaubten, bis der Geist des Evangeliums mit Licht und Wahrheit ihn erfüllt habe. Gegen den Willen der Missionäre ließ er eine geräumige Kirche bauen, fuhr fort mit Eifer sich zu unterrichten; er lernte lesen, und die h. Schrift war sein täglicher Begleiter. Das Beispiel des Königs wirkte um so wohlthätiger, als ihm ein heidnischer Priester zu Hülfe kam, der vor allem Volke die Morai zerstörte, seine Götzen denen er so lange geopfert hatte, heraustrug und öffentlich verbrannte. Man hoffte nun allgemein, die Götter würden den kühnen Frevler augenblicklich vernichten, da jedoch nichts dergleichen erfolgte, so sah denn das Volk, daß diejenigen unmöglich sie beschützen könnten, die sich selbst zu beschützen so ohnmächtig waren. Es meldeten sich daher immer mehre zum Unterrichte und auf der kleinen Insel Eimeo war bald das Heidenthum gänzlich vertilgt, und das Christenthum ohne alle Ge-

walt, ohne alle Verfolgung, auf recht christliche Weise, ganz allein durch Lehre und Unterricht eingeführt.

Ein so glücklicher Erfolg ermuthigte die Missionäre auch auf andere Inseln ihre Thätigkeit zu verbreiten, und bald sah man auf allen Societätsinseln die Gräuel des Heidenthums — denn das waren sie, wenn man auch nicht in der Sprache der Missionäre spricht — ihr Ansehen verlieren und christliche Gemeinden entstehen.

Neue Revolutionen und Kriege, an denen jedoch das Christenthum, wie solches Kotzebue vermuthen läßt, ja sogar offen demselben zur Last legt, durchaus nicht den geringsten Antheil hatte, führten den König nach Otahiti zurück. Das Missionswerk ging indessen durchaus apostolisch ohne alle Gewaltthätigkeit von Statten. Ein wichtiger Jünger des Evangeliums war der Häuptling von Huaheine, Taroari genannt, und Pattii, der oben erwähnte Priester, welcher öffentlich seine Götzen verbrannte. Zur Ehre der Missionäre muß es durchaus gestanden werden, daß diese bei allem was vorging in politischer Hinsicht, sich ganz leidend verhielten, woran sie auch sehr wohl thaten. Als die Zahl der Christen sich mehrte, wurde natürlich das sinkende Heidenthum gegen die neue Lehre höchst erbittert. Nicht alle Priester waren so redlich wie Pattii, der die Reden der Missionäre prüfte und ihrer Wahrheit folgte. Mittlerweile war Pomare abermal vertrieben, von Otahiti nach Eimeo geflüchtet, wurde aber 1815 abermal eingeladen zurückzukehren. Auf dieser Rückkehr begleitete den christlichen König ein zahlreiches Gefolge seiner Glaubensgenossen, darunter viele aus Huaheine, Racatea, unter andern auch Mahine, der König jener Insel und Wahine seine Schwägerin, Schwester von Pomare's Gemalin.

Als die Otahitier das zahlreiche Gefolge sahen, wehrten sie der Landung, Pomare ließ das Feuer nicht erwiedern (denn die Otahiter, so wie die übrigen Societätsinsulaner, sind bereits mit Feuergewehren bewaffnet), sondern zog den Weg friedlicher Unterhandlung vor. Der Erfolg der Unterhandlungen war, daß Pomare landen, sein Eigenthum an sich nehmen und das Vergangene vergessen sein solle. Pomare lebte nun als Christ, und der 12. November 1815 war der Tag, welcher über Otahiti eine neue Ära heraufführte.

Es war Sonntag, die Christen waren zum Gottesdienste versammelt; aus Vorsorge, da man den Heiden nichts Gutes zutrauen konnte, hatte man Wachen ausgestellt. Eben sollte

der Gottesdienst beginnen, als Flintenschüsse fielen und das allgemeine Geschrei: die Feinde! die Feinde! es ist Krieg! die Hymnen unterbrach. Alles wollte sogleich zu den Waffen eilen. Da erhob sich Pomare, gebot Stillschweigen und befahl die Gottesverehrung fortzusetzen, was auch geschah. Die Worte des Evangeliums und das gemeinschaftliche Gebet beruhigten die Gemüther. Nun bewaffnete er seine Krieger, während die Feinde näher anrückten. Pomare ordnete seine Freunde zur Schlacht, nahm seine Maßregeln so gut als möglich, allein, noch war er nicht damit zu Stande gekommen, als die bei weitem überlegene Schar der Heiden über die Christen herfiel. Die Heiden hatten an ihrer Spitze einen tapfern Feldherrn, der Priester des Hauptgötzen Oro Tino, der Oberpriester, hatte einen leichten Sieg verheißen und wirklich drängten sie auch ihre vordern Scharen zurück und brachten sie in Unordnung. Aber das Betvolk, wie es spottweise von den Heiden genannt wurde, hatte an Pomare, seiner Schwägerin Wahine und dem Häuptlinge von Huaheine mächtige Stützen. Da fiel Upufara, der feindliche Anführer und mit seinem Falle entschied sich das wüthende Treffen zu Gunsten der Christen. In dem Augenblicke, wo die Heiden flohen, gebot Pomare Stillstand und Endigung des Treffens. „Es ist genug!“ rief er aus und verbot alle weitere Beschädigung von Personen und Eigenthum. Kein Gefangener wurde mißhandelt, kein Leichnam nach altem Brauch verstümmelt und nie hat ein Sieger seinen Sieg mit mehr Mäßigung gebraucht. Alles, was er that, war die Absendung einer auserlesenen Schar, um Oro's Heiligthum zu vernichten. Ohne Widerstand wurde der Tempel Oro's geöffnet, die Götzen ihrer Gewänder entkleidet, alles den Flammen übergeben; der 6 Fuß lange Oro aber zum Hackblock für Pomare's Küche bestimmt. Da das Volk sich von seinen Götzen verlassen sah, erklärte es dieselben ihres Vertrauens für unwerth und vernichtete sie auf der ganzen Insel. Die Götzen, vor denen so manches Menschenopfer geblutet hatte, bei deren Festen die Jungfrauen gezwungen waren, ihre Jungfrauschaft öffentlich preiszugeben, in deren Namen so viele Kinder gewürgt worden waren, wurden endlich gestürzt.

Bisher wurden die Kriege mit aller Grausamkeit wilder Barbaren geführt. Jeder Besiegte, der nicht entkommen konnte, wurde den Götzen geschlachtet, ihr Eigenthum vernichtet, ihre Kokospalmen durch Abschneiden der Krone getödtet, die Brotbäume umgehauen und so alles der Vernichtung preisgegeben.

Zum ersten Mal fühlte das Volk, daß ein Christ es beherrsche. „Geht nicht nach der kleinen Insel, wohin die Weiber und Kinder geflüchtet wurden, wendet euch nicht ab nach den Dörfern und Feldern, tretet auch nicht in die Häuser, noch verderbt irgendwo etwas; sondern geht schnurstracks auf der Straße fort.“ Dies war der Befehl Pomare's an diejenigen, welche er zur Zerstörung des Götzentempels aussandte. Dieser Befehl wurde von den jungen Christen pünktlich vollzogen und staunend versammelten sich die Besiegten um den menschlichen Sieger. „Männer von Tahiti, folgte ich noch den Sitten meiner Väter, so müßte ich euch alle tödten, oder aus der Insel verjagen; aber das Evangelium Christi, das ich angenommen habe, lehrt mich meine Feinde zu lieben und ihnen zu verzeihen. Darum liebe und verzeihe ich euch.“ Diese Milde, als die erste Frucht der neuen Religion, wie hätte sie nicht die Herzen gewinnen sollen?

Freilich hätten wir gewünscht, daß unblutig die Pflanze des Lebens der Ernte entgegengereift wäre. Allein, da es offenbar ist, daß die Christen nicht der angreifende Theil waren, sondern angegriffen muthvoll die heilige Sache vertheidigten, so kann der hämische Vorwurf, welchen Kotzebue den Missionären macht, diese durchaus nicht treffen. Nie und nirgends haben sich Glaubensapostel würdiger benommen, nie und nirgends hat das Christenthum schönere Früchte getragen und nie und nirgends haben sich die Christen ihres Sieges mit weiserer Mäßigung bedient. Es ist hier ganz anders als auf den Sandwichinseln. Wenn dort ein Bengham seine herrschsüchtigen Plane durchführt, so ist es ganz etwas anderes, als wenn hier auf den Gesellschaftsinseln Humanität und Civilisation mit kluger Umsicht und würdiger Kraft eingeführt werden.

Natürlicherweise hatte die Einführung des Christenthums eine Umgestaltung der Dinge zur Folge. Mit dem Christenthume kehrte auch Civilisation ein. Kotzebue bedauert zwar, daß aus dem muntern Völkchen auf einmal ein ernstes Volk geworden sei. Ihre Gesänge seien verstummt, ihre Tänze verpönt, der heitere Muth und frohe Sinn habe aufgehört. Daß die Heldengesänge bei einem neubekehrten Volke abgeschafft wurden, ist doch wol in der Ordnung, denn in ihnen lebte ja der Geist des Heidenthums in seiner ganzen Stärke, und sollte nicht das Heidenthum aufs Neue zurückkehren und zu neuen Schlachten zwingen, so sehen wir wahrlich kein anderes Mittel, als die schönen christlichen Hymnen an die Stelle derselben zu setzen. So ist man denn voll Widerspruch! Den Missionären in China warf man vor, zu

nachsichtig gegen die heidnischen Gebräuche gewesen zu sein und dadurch das Christenthum verfälscht zu haben. Den Missionären der Gesellschaftsinseln wird nun wieder das Gegentheil zur Last gelegt, und welcherlei Lustbarkeiten bedauert man denn so sehr? Sind es jene barbarischen Menschenopfer und Götzenfeste, wo auf gräßlichen Altären menschliches Gebein dorrte, oder der Kinder mordende Orden jener rasenden Bacchanten, oder jene wollüstigen Tänze, womit sie die Begierden entzündeten und sich selbst unersättlich in deren Befriedigung machten? Wahrlich wenn das Christenthum auch keine andere Früchte gebracht hätte, als die Abschaffung jenes schrecklichen Götzendienstes, der öffentlichen Ausschweifungen und des Diebstahls, so wäre es gerechtfertigt. Aber es hat noch andere Früchte gebracht. Diese Christen forschen in der Schrift, denn sie meinen, sie haben das ewige Leben darinnen. Sie haben die Wahrheit erkannt und diese hat sie frei gemacht. Wir glauben, bedürfte es einer Rechtfertigung, so würde Folgendes hinreichend sein. Bei einer Versammlung in Racatea wurden Kinder öffentlich im Christenthume geprüft. Da tritt ein Greis auf mit weißem Haar und ehrwürdigem Ansehen und spricht: „Ich war ein mächtiger Häuptling; groß war meine Familie; nun bin ich allein übrig; alle starben dem Satan, sie kannten dieses gute Wort nicht, welches ich zu hören aufgespart war. Mein Herz schaut ihnen nach und oft ruft es in mir: o daß sie so früh nicht mehr sind, meine Schuld ist groß; ich bin Vater von neunzehn Kindern, alle habe ich getödtet, nimmer hört mein Herz auf nach ihnen zu verlangen. Jetzt wären sie Männer und Weiber, lernten und kennten das Wort Gottes; aber als ich sie mordete, hielt niemand meine Hand oder sagte: schone ihrer. Niemand sagte: das gute Wort, das wahre Wort ist da, schone deiner Kinder! Darum ist mein Herz traurig und weinet um sie.“

Pomare starb als Christ, nachdem er eine große Kirche erbaut hatte. Es wurde ein Gesetzbuch eingeführt, welches ganz angemessen den Umständen ist. Es verordnet Strafen gegen Kindesmord, Geburtsabtreibung und Todschlag. Lebenslängliche Verbannung nach einer wüsten Insel sind die Folgen einer solchen That; Todesstrafe ist abgeschafft. Der Dieb muß vierfachen Schadenersatz geben, oder abverdienen. Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit wird mit Verbannung bestraft. Gesetze das Eigenthum betreffend sind billig und streng. Wer am Sabbath arbeitet, wird zuerst von der Obrigkeit gewarnt, das zweite Mal muß er 50 Klafter Straßen machen, das dritte Mal eines Feldweges

weit. Eben so wird die Übertretung des sechsten Gebots bestraft, wie überhaupt alle Übertretungen der Kirchenordnung — eine wirklich sinnreiche Methode, die in Europa angewandt, in kurzer Zeit dasselbe mit Eisenbahnen anfüllen würde. In Otahiti ist bereits eine Straße um die ganze Insel herum zu Stande gekommen. Die Strafe für Aufruhr, Verrath, Empörung, ist das erste Mal Verweisung nach seinem Bezirk oder seiner Insel, das zweite Mal eines Feldweges Straße, das dritte Mal Verbannung auf eine wüste Insel. Die beim Übertritt zum Christenthume mehre Weiber hatten, durften sie behalten, aber der Christ darf nicht mehr als eine nehmen; sollte er sich dennoch zur Polygamie verleiten lassen, so wird er vom Kebsweibe getrennt, macht 40 Klafter Straßen, das Weib aber muß für den König eine Anzahl Matten flechten. Ehescheidungen sind nicht erlaubt. Falsche Ankläger verfallen in dieselbe Strafe, die sie dem Beklagten zugezogen hätten. Verführung, Hurerei u. s. w. befördert den Straßenbau. Ein Trunkenbold wird eingesperrt, bis er seinen Rausch ausgeschlafen, und dann mit einem Verweise entlassen; das zweite Mal gehts an Straßenbau und Mattenflechten. Ebenso sind Jagdgesetze vorhanden, die Abgaben geordnet, welche in Naturalien bestehen, das Tätowiren verboten, eine unparteiische Rechtspflege eingeführt und auf solche Art der Grund zu einer wirklichen Civilisation gelegt. Als die Königin Pomare einen Brotfruchtbaum in eines armen Mannes Garten fällen ließ, belangte der Eigenthümer die Königin und diese wurde vor das Gericht geladen. Sie wurde gefragt: „Glaubt ihr, daß es Recht sei einen Baum zu fällen, ohne dazu Erlaubniß zu haben?“ „Es war nicht recht,“ sagte die Königin. Der Kläger wurde nun gefragt: welche Entschädigung er verlange; christlich antwortete dieser: „Wenn die Königin überzeugt ist, daß es nicht recht war, eines Mannes Baum ohne seine Erlaubniß umzuhauen, so wird sie es nicht wieder thun, damit bin ich zufrieden und begehre sonst nichts.“

Daß die Missionäre in großem Ansehen stehen, ist wol natürlich und auch naturgemäß, da über das rohe Volk allezeit der überlegene Geist ordnend die Aufsicht führen muß. Daß sie aber dieses Ansehen nur zum Besten des Volks redlich gebrauchen, das gereicht ihnen gewiß zur Ehre. Sie haben sich keine Güter und Grundeigenthum beilegen lassen, häufen nicht Reichthümer, sondern sind Tag und Nacht beschäftigt Wohlthaten zu verbreiten. Solche Wohlthaten sind die Einführung der Kleidung und wir müssen zur Ehre der Otahiter gestehen, daß sie zuerst ihre

Kinder kleideten, dann ihre Weiber, zuletzt sich selbst. Sie bewogen den König an die Schiffe Lebensmittel nicht anders als für rechtmäßige Geldpreise abzulassen, ein heilsames Verbot für den werdenden Staat, der nun einmal doch das Geld kennen lernen muß. Sie sind Ursache, daß die Weiber sich nicht mehr preisgeben dürfen an die Fremdlinge, und das mag denn zum Theil beigetragen haben, diese zu erbittern. Ebenso haben die Missionäre den Häuserbau eingeführt und man sieht allenthalben niedliche und bequeme Häuser an die Stelle der offnen Schoppen treten. Das Volk ist auch hier seiner Phantasie überlassen, und es verunstaltet die romantisch schönen Inseln gewiß nicht, wenn man aus den Palmengebüschen allenthalben freundliche Wohnungen von mitunter phantastischer Form hervorleuchten sieht. Das Volk folgt hierinnen ganz seiner Laune. Einige sind rund, andere viel- oder viereckig, noch andere oval, manche sind mit Balkonen, Säulengängen, Plattformen u. s. w. versehen. Andere sind in den Schatten der Haine gebaut, andere auf die Klippen am Meere, daß die Brandung darunter tobt. Jeder läßt sich von seinem Gemüthe und seinem Geschmacke leiten, was in diesem Lande eine zauberische Wirkung thut. Die Missionäre haben Schulen errichtet, eine Druckerei angelegt und der König selbst setzte die erste Seite des otahitischen ABC-Buchs. Lesen und Schreiben ist ziemlich allgemein und die Druckerei auf Huaheine versorgt die Insulaner mit Gesetzbüchern, Neuen Testamenten, Gesang- und Religionsbüchern, womit sie vor der Hand gewiß genug haben. Auch im Schiffbau machen sie bedeutende Fortschritte und allenthalben sieht man das Vorschreiten zum Bessern mit Vergnügen.

Seit dem Tode Pomare II., der vor seinem Christwerden durch die Seefahrer zum Trunkenbold gemacht wurde, herrscht der minderjährige Pomare III. unter der Vormundschaft seiner Mutter. Der alte König starb in der Blüte seiner Jahre in Folge des Genusses geistiger Getränke. Er bedauerte oftmals diese böse Leidenschaft, ohne sich ihrer entwöhnen zu können, und oftmals soll er mitten in der Trunkenheit ausgerufen haben: „O Pomare! heute ist dein Schwein würdiger zu regieren als du!“ Neueste Nachrichten melden von einer ausschweifenden jungen Königin, wahrscheinlich der Gattin Pomare III. Sie soll die Liebe ihres Volks dadurch gänzlich verscherzt haben, wodurch sie vor 20 Jahren die Liebe und Bewunderung desselben erlangt hätte: nemlich durch den Versuch die alten unkeuschen und heidnischen Gebräuche wieder einzuführen. Die Erbitterung des Volks

über diese Verletzung der öffentlichen Moral war so groß, daß der Sturz der üppigen Königin unvermeidlich schien.

Von den Societätsinseln sind bereits nach allen Archipeln Ostaustraliens Missionäre ausgegangen und der glückliche Erfolg auf dem Cooksarchipel, so wie dem Tongaarchipel ist an seinem Orte erwähnt worden. Mögen sie fortfahren die wahre Civilisation mit dem Geiste des Christenthums im Bunde, trotz der Scheelsucht der Welt ruhig fortzuwirken. Dieses ist das einzige Mittel, die Kinder der Südsee vor Verderbniß und Ausrottung zu bewahren.

Der Gesellschaftsarchipel wird in zwei Gruppen getheilt: in die östliche und in die westliche. Zur östlichen gehören

1) Otahiti. Was wir in der Einleitung im Allgemeinen gesagt haben, gilt hauptsächlich von Otahiti. Die Insel selbst besteht aus zwei Inseln durch einen Isthmus verbunden. Sie haben beide eine runde Gestalt, nur ist die südöstliche um $\frac{3}{4}$ kleiner als die nordwestliche. Die größere Insel oder Groß-Tahiti hat 3 hohe Piks in der Mitte, um welche herum sich die übrigen Berge strahlenförmig gruppiren. Klein-Tahiti hat ebenfalls einen Pik mit ringsherum gruppirten Bergen. Beide Inseln zusammen mögen etwa 24 Quadratm. Areal enthalten. Korallriffe umgeben sie von allen Seiten; demungeachtet öffnen sich den nahenden Schiffen treffliche Buchten und Häfen. Der berühmteste darunter ist die Matawaibai und der Hafen am Kap Venus, wo Cook auf seiner ersten Reise um die Welt den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtete. Gleich daneben gegen Osten ist der Hafen Papeiti; eine Menge anderer befinden sich auf der Ostseite sowol der großen als kleinen Halbinsel. Thätige Vulkane sind nicht mehr vorhanden, aber überall Spuren von der vormaligen Thätigkeit innerirdischer Gewalten. Bis 4000′ erhebt sich das Urgebirge; der Trachitberg Opureone erhebt sich aber, wie schon gemeldet, auf 8000′ absoluter Höhe. Flüsse stürzen nach allen Seiten mitunter als Sturzbäche und Kaskaden malerisch und befruchtend herab. Der Naturforscher Hoffmann besuchte als Begleiter auf Kotzebue's zweiter Reise einen Alpensee. Nach einer sehr beschwerlichen Bergreise gelangte er in das Thal Wahinia, dessen Boden 1450′ absolute Höhe hat. Senkrechte Granitmassen steigen um das Thal herum noch um 2000′ höher und in diesem Thale liegt der längliche See von einer halben Stunde im Umfange, der seine Wässer von den umliegenden Bergen erhält. Er



Otahiti.

nimmt einen kleinen Bach auf, hat aber keinen Abfluß. Hoffmann fand seine Tiefe am Ufer 11 und in der Mitte 17 Toisen. Dieser See ernährt eine Menge trefflicher Aale und alle Flüsse sind reich an köstlichen Fischen. Die Produkte kennen wir.

Forster gibt der Insel die ungeheure Bevölkerung von 160000 Menschen. Neuere Zählungen durch die Missionäre geben nur 8000, und glaubwürdige Berichte sagen, daß niemals mehr als höchstens 16000 vorhanden waren. Man schreibt die Abnahme fälschlich auf Rechnung des Christenthums, denn seit Einführung desselben hat die Bevölkerung zugenommen, da man keine Kinder mehr mordet, keine Opfer mehr schlachtet und keine Bürgerkriege mehr führt. Daß auf den meisten Südseeinseln, welche seit Cooks Reisen durch europäische Schiffe besucht werden, die Volksmenge abnimmt, hat einen andern Grund. Die europäischen Kanonen haben ganze Inseln entvölkert; die europäischen Geschenke haben Bürgerkriege veranlaßt; die europäische Sittenverderbniß hat Krankheiten und verheerende Seuchen gebracht.

Otahiti wird jetzt in 32 Distrikte getheilt, die wir hier vom Kap Venus gegen Osten hingehend kurz aufzählen wollen. 1) Matawai am Flusse und der Bai gleichen Namens, 17° 29′ 12″ südl. Br. und 228° 2′ L. Der Hafen ist gut, durch acht Monate, aber vom Dezember bis März gefährlich. Er enthält vier Bezirke und sechs kleinere Gebiete. Erstere werden Matteyna, letztere Tie genannt, was mit unsern Herrschaften und Freigütern so ziemlich übereinstimmen mag. Der Distrikt Matawai hat 27 Matteyna und 110 Tie. 2) Whyrupuh mit 4 Matteyna und 6 Tie. 3) Whapianau, 28 Matteyna und 238 Tie, ein großes schönes Thal, durch die ganze Länge der Insel streichend von einem Flusse durchströmt und mit prächtigen Pflanzungen angefüllt. 4) Wharuny, 1 Matteyna und 9 Tie. 5) Hewau, 2 Matteyna und 11 Tie. 6) Hahpahpuneah, 1 Matteyna und 8 Tie. 7) Honuwheia, 3 Matteyna und 28 Tie. 8) Nahnuhnahnuh, 3 Matteyna und 18 Tie nebst dem schönen Basaltberge Pipepi. 9) Otyayni, 2 Matteyna und 22 Tie. 10) Wahahhainah, 4 Matteyna und 53 Tie, von hohen steilen Bergen umschlossen, von denen ein reißender Strom herabstürzt. 11) Wedeah, 42 Matteyna und 167 Tie, ein starker Fluß nebst einem Hafen, vor dem in den Riffen zwei kleine Inseln liegen. 12) Opare, 16 Matteyna und 199 Tie. 13) Tetaha, 12 Matteyna und 130 Tie. 14) Attahuru, 22 Matteyna und 243 Tie, der pittoreskeste

Theil der Insel. 15) Ahahainah, 8 Matteyna und 105 Tie. 16) Paparra, 17 Matteyna und 157 Tie. 17) Attemonu, 2 Matteyna und 24 Tie. 18) Wheiride, 13 Matteyna und 161 Tie. 19) Whairi, 32 Matteyna und 42 Tie. 20) Toahutu. 21) Wyuwa. 22) Matawai. 23) Wiyoula. 24) Ohatabu. 25) Tahappea. 26) Wyote, am Hafen Langarah. 27) Toutora. 28) Attaroa. 29) Owahie. 30) Ahue. 31) Ahnue. 32) Owaheite. Diese zwölf liegen auf der kleinen Halbinsel.

Otahiti enthält bereits 66 christliche Kirchen und Kapellen, viele königliche Gebäude, Schulen für Kinder, über welche zwar Hr. v. Kotzebue spottet, bei denen er aber wenigstens weder der russischen Popen noch ihrer Schulanstalten hätte erwähnen sollen, um wohlweise den Vergleich zu vermeiden; endlich die Gebäude der Missionäre.

2) Maitea, liegt östlich von Tahiti unter 17° 53′ südl. Br. und 229° 25′ L., hat 3 Meilen Umfang, einen hohen Pik und wurde von Wallis Osnabrück genannt. Die Insel ist gut bewohnt, hat treffliche Waldung, Perlmuscheln und einen eigenen Häuptling. Die Tahitier beziehen sehr viele Perlmuscheln von dieser Insel.

3) Tethuroa, 17° 2′ 30″ südl. Br. und 227° 59′ L. Es ist eine Gruppe von 6 bis 7 flachen Eilanden um eine Lagune gelagert. Die Tahitier besuchen diese Inseln des Fischfanges wegen, der sehr ergibig ist; und tauschen von den Bewohnern derselben Kokosöl gegen Schweine, Hühner und Brotfrucht ein.

4) Eimeo, 3 Meilen von Tahiti entfernt, unter 17° 30′ südl. Br. und 227° 29′ L., von Wallis entdeckt. Sie ist ziemlich hoch, urgebirgig mit vulkanischen Piks, hat den trefflichen Hafen Talao auf der Nordseite, ist reich an allen Produkten der Südsee, nur 2 Quadratm. groß, aber die Wiege des Christenthums auf den Gesellschaftsinseln. Die Bewohner haben 16 Kirchen und Kapellen.

5) Tapaonanoa, 17° 38′ südl. Br. und 226° 35′ L., von Wallis entdeckt, gut angebaut, gut bevölkert.

Wir kommen nun zur westlichen Gruppe der Gesellschaftsinseln und finden hier:

1) Huaheine unter 16° 42′ 49″ südl. Br. und 226° 21′ L. Sie wurde von Cook 1769 entdeckt, eine sehr hohe und steile gewaltsam zerrissene Insel. Es muß noch nicht ganz richtig unter dem Boden derselben sein, denn die unterirdische Wärme macht, daß alle Früchte hier um einen Monat früher

als auf den übrigen Inseln reifen. Von der West- und Südseite umgibt die Insel ein ununterbrochenes Korallenriff. Auf der Ostseite ist jedoch eine sehr tiefe Einbucht, welche vielleicht einmal ein Krater nach Art des Kiravea auf OWaihi gewesen sein mag; dadurch ist die Insel in Klein- und Großhuaheine getheilt, welche beide Theile durch einen Isthmus zusammenhängen. Schroffe und gewaltige Felsenmassen umgeben den ganzen Busen; auf der Nordwestseite ist der Hafen Owhärre, wo Cook landete. Die Fruchtbarkeit des Landes übersteigt alle Grenzen. Sie ist auch besser angebaut als Otahiti und künstliche Tarofelder liegen auf den Bergen.

2) Ulietea und Otaha; sie liegen unter gleicher Breite mit Huaheine und nur um 20′ östlicher. Was die Natur zusammengefügt hat, wollen wir nicht scheiden, deshalb führen auch wir beide Inseln mit einem tüchtigen Schock kleiner Koralleninseln zusammen an. Ein Korallenriff umgibt nemlich die ganze Inselgruppe, die übrigens mit den übrigen Inseln gleiche Natur, Schönheit und Produkte hat. Übrigens ist Ulietea nach Tahiti die größte der Societätsinseln und wird in ein paar tausend Jahren, wenn die umliegende Korallenlagune ausgefüllt und beide Inseln vereinigt sein werden, die größte sein. Die Berge sind auch hier ziemlich hoch, die Gestade zerrissen, schroff, aber schamhaft hat die Erde ihre Glieder mit einem schönen Pflanzenteppich umhüllt. Die Leute sind schön, man sagt noch schöner als auf Tahiti.

3) Bolabola, auch Borabora, mit einem tüchtigen Kegelberg, der doppelte Spitze hat. Sie ist ganz klein, liegt ein wenig nordwestlich von Otaha und wird von einem Korallenriffe, das nur einen einzigen Eingang zum Hafen Otea offen läßt, eingefaßt. Eine Menge Inseln liegen im Korallriffe, die sich täglich vergrößern. Einer Sage nach stammen die wilden und kriegerischen Einwohner, wie die Romuliden und die künftigen Tasmanier, von Räubern und Verbrechern ab, welche von den übrigen Inseln theils hieher verbannt wurden, theils selbst hieher geflohen sind.

4) Maurua 16° 25′ südl. Br. und 225° L., eine kleine hohe und von einem unzugänglichen Korallriffe eingeschlossene Insel. Der Kegelberg ist 6 Meilen weit sichtbar. Ein Korallenriff mit einem halb Dutzend Inselchen liegt noch unter 16° 11′ südl. Br. und wird von den benachbarten Eilanden des Fisch-, Schildkröten- und Muschelfanges wegen besucht. Der ganze bisher aufgeführte Societätsarchipel hängt vom Pomare Ta-

hiti's ab, spricht eine Sprache, die sehr weich und wohltönend ist und einen der schönsten Dialekte der Südseesprache bildet. Eine Menge harte Laute, welche ein zartes Ohr verletzen, haben sie nicht, z. B. das C, K, S und P, was uns jedoch nicht so ganz recht einleuchten will, da sie z. B. Poe, Perle, Papa, Fels u. dgl. recht gut aussprechen können. Übrigens sagen's die Herren Reisebeschreiber, mithin muß es wahr sein. Daß man aber unter einem tropischen Himmel, wo die Luft so süß und lieblich ist, zarter als an der Newa spricht, können wir mit gutem Gewissen versichern.

Im Süden der Societätsinseln liegen noch zerstreut: Ohatiroa, ein ganz kleines Inselchen von Cook 1769 entdeckt, unter 22° 27′ südl. Br. und 226° 42′ L. Die Bewohner sind dieselben wie auf den Societätsinseln, scheinen aber in den Künsten etwas weiter vorgeschritten zu sein, als diese vor ihrer Christianisirung. Übrigens wollen sie nichts von den Europäern wissen und jagen sie fort, wenn sie kommen. Südöstlich davon liegt Tubuai, 23° 25′ südl. Br. und 228° 6′ L., von Cook auf seiner zweiten Reise entdeckt. Sie gleichen den übrigen, die Insel ist gut bebaut und hat ziemliche Hügel. Vavitao wurde von Broughton unter 23° 42′ südl. Br. und 230° 18′ L. im Jahre 1791 entdeckt. Die Insel heißt bei den Bewohnern Rawowai, ist ein sehr hohes stark bewaldetes Eiland; das übrige wissen wir schon. Unter 27° 56′ südl. Br. und 233° 17′ L. liegt das von Vancouver 1791 entdeckte Eiland Oporo. Es ist ein sehr hohes bergiges mit zerrissenen Gestaden umgebenes Eiland. Die Bewohner gleichen den Neuseeländern sehr, bauen aber ihr Inselchen sehr gut an und sind zahlreich. Südöstlich liegen noch vier kleine Eilande los Coronados, von Quiros entdeckt, von Carteret wieder besucht und unbewohnt gefunden. Die Vögel sind hier so zahm, daß sie sich mit Händen greifen lassen.

6) Der Archipel der niedrigen Inseln, auch der gefahrvolle Archipel genannt.

Dieser weitläufige unermeßliche Archipel wurde schon von Magellan berührt, später 1606 vom Spanier Quiros; und um unsere Leser so wenig als möglich zu langweilen, sagen wir nur: daß bis auf die neueste Zeit jeder der Weltumsegler hier sein Glück mit Erfolg versucht und durch neue Entdeckungen Lorbeern eingesammelt hat. Man entdeckt auch noch alle Tage ganze Archipele neuer Korallenmotous und eine ziemliche Menge mö-

gen noch zum Theil unentdeckt sein, zum Theil erst in Zukunft auf die Oberfläche des Wassers kommen.

Wir begreifen daher unter der Rubrik der niedrigen Inseln alles, was zwischen 14° 6′ bis 24° 43′ südl. Br. und 228° 15′ bis 240° 50′ östl. L. liegt. Alle Inseln dieses ganzen Archipels sind ausnehmend klein und die größte hat kaum 4 Quadratm. Sie ragen nur einige Fuß hoch über die Wasserfläche hervor und wenn man das rothe Meer mit einem versunkenen Walde vergleicht, so gilt dieses noch bei weitem mehr von diesem Archipel, in dem schon manches gute Schiff seinen Untergang gefunden hat. Der physischen Beschaffenheit wegen verweisen wir auf das, was in der allgemeinen Übersicht des Welttheils gesagt worden ist. Alle Seefahrer vereinigen ihre Stimme um die entsetzlichen Gefahren zu schildern, welche hier den Schiffer bedrohen. Die dreifach gepanzerte Brust Horazens gehört wirklich dazu, um hier auf gebrechlichem Brete eine Fahrt zu wagen. Alle Karten reichen hier nicht aus, denn keine enthält alle Gefahren dieses furchtbaren Meeres und nur ein glücklicher Zufall ist es, welcher den kühnen Schiffer unverletzt hinausführt. Nicht nur Ströme sind es, deren Wuth die Fahrzeuge an den Klippen zerschellt, das Land selbst ist hier unheilbringend, die vielen Inseln und Gefahren verursachen eine solche Menge von Strömungen und Gegenströmungen, daß auch der erfahrenste Seemann sie nicht alle kennt. Das Land ist nur in geringer Ferne sichtbar, da die flachen Inselchen sich kaum einige Fuß über das Meer erheben. Zudem gleichen alle Korallfelsen gothischen Thürmen, die sich aus dem tiefen Meere schroff und zackig emporthürmen; woher denn der Übelstand entsteht, daß nirgends guter Ankergrund zu finden ist. Ein Sturm in dieser Gegend, der ein Schiff befällt, bringt daher demselben unvermeidliches Verderben. Auch öffnet sich kein gastlicher Hafen. Nur wo es gelingt eine Öffnung in die Lagune zu finden, wird Ruhe möglich. Furchtbar brandet allenthalben das Meer an den steilen Riffen und verborgene Klippen drohen augenblickliches Verderben. Wenn sich der Schiffer in andern Meeren durch das Senkblei hilft, so ist diese Vorsicht hier gänzlich unnütz; denn wenige Toisen reichen hin, um das Schiff aus einer unergründlichen Tiefe an eine zerstörende Korallenklippe zu führen. Die Natur dieser Inseln läßt über die Fruchtbarkeit keine allgemeine Bestimmung zu. Ich möchte sagen: je nachdem sie im Entstehen, Wachsen oder der Reife begriffen sind, ist auch ihre Fruchtbarkeit verschieden. Von vulkanischen Erschütterungen sind sie nicht ganz frei, und die über einander gethürm-

ten Korallenblöcke auf manchen Inseln beweisen hinlänglich den unsichern Boden, auf dem sie ruhen. Sie sind die Wände der unterseeischen Piks, welche die vulkanischen Kräfte oft erschüttern. An Produkten aus dem Pflanzen- und Thierreiche sind sie arm, und selbst, wo die üppigste Vegetation prangt, sind die Species nicht zahlreich. Merkwürdig ist gewiß, daß auch hier trotz der Nähe Amerika's weder Pflanzen noch Thiere auf dasselbe hinweisen. Auch die Bewohner der benachbarten Inseln, denn viele sind unbewohnt, gehören dem westaustralischen Menschenstamme an. Sie reden die Sprache der Societätsinseln und sind ihnen den Sitten und Gebräuchen nach ähnlich. Sie haben Kanots, Streitkolben und Lanzen. Da sie nicht so gut genährt sind, wie die Insulaner der hohen Inseln, so stehen sie auch auf einer niedrigern Stufe der Kultur, sind jedoch im Ganzen gutmüthig und sanft.

Der ganze Archipel besteht aus einer Menge einzelner Gruppen, die wir hier, so weit sie uns bekannt sind, wenigstens namentlich anführen wollen. Eine einzige Insel ist, die unsere nähere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, die detaillirte Beschreibung der übrigen würde nur lästige Wiederholung geben. Eben so wenig wollen wir eine Vollständigkeit versprechen, denn der Inseln sind hier etliche Schock. Wir erwähnen also

1) Lasarew, 14° 56′ südl. Br. und 228° 19′ L., 1820 von Bellinghausen entdeckt, ein Lagunenmotous, auf dem man keine Bewohner wahrnahm.

2) Krusenstern, 1816 von Kotzebue unter 15° südl. Br. und 128° 48′ L. entdeckt, ein Lagunenmotous, wo in der Mitte der Lagune eine schöne bewaldete Insel liegt.

3) Fliegeneiland 15° südl. Br. und 229° 7′ bis 230° 17′ L., ein Lagunenmotous, wo sich die Insel um die Lagune wie eine Perlenschnur um den Hals einer schönen Leserin schmiegt. Der Holländer Schouten entdeckte sie am 18. April 1616. Cook hat sie auch besucht und Prinz-Wallisinsel benannt. Roggewein nannte sie die Vesperinsel. Sie ist bewohnt.

4) Aurora, 15° 58′ südl. Br. und 228° 49′ L., von Roggewein 1722 entdeckt, von Turnbull im Schiff Margarethe 1803 wiedergesehen. Diese kleine Gruppe ist von fleißigen Einwohnern bewohnt; ihre Kanots sind außerordentlich künstlich geschnitzt. Sie nähren sich, wie die meisten Bewohner dieser flachen Inseln, größtentheils vom Fischfange, da die Inseln selbst zu wenig Nahrungsmittel liefern.

5) Palliser, ein großer Archipel aus vier Inselgruppen bestehend, von Roggewein 1722 entdeckt; 1773 von Cook besucht und Palliser benannt. Eine Gruppe davon, die nordwestliche, unter 15° 10′ südl. Br. und 230° 40′ L. wurde von Kotzebue die Rurickskette benannt. Die meisten dieser Inseln sind bewohnt, aber die Insulaner sind scheu, kommen nicht an die Schiffe und wehren die Landung. Cook ließ zwar landen auf einigen und Geschenke austheilen, erhielt aber Steinwürfe zum Dank.

6) Greig, eine kleine Gruppe unter 16° 11′ südl. Br. und 231° 7′ L., von Bellinghausen 1819 entdeckt, ist unbewohnt.

7) Waterland, unter 14° 46′ südl. Br. und 231° 56′ L. von Schouten entdeckt, aber in neuerer Zeit nicht wieder gefunden. Nach Schouten ist es ein Lagunenmotous.

8) König Georg-Inseln, zwei kleine Inselgruppen von Byron 1765 unter 14° 37′ südl. Br. und 232° 19′ L. entdeckt. Die Inseln sind wenig fruchtbar aber doch bewohnt. Die Küsten sind steil, haben aber der mannigfachen Stellung und Farben der Korallen wegen ein schönes Ansehen.

9) Rumanzoff, eine kleine Gruppe unter 14° 57′ südl. Br. und 233° 13′ L., von Kotzebue 1816 entdeckt. Eine sehr flache Insel mit einer Art von Korallenwall umgeben; man fand nur niedriges Gesträuch, einzelne Kokos, einige Robben und eine kleine Eidechse, letztere dürfte das größte Räthsel sein.

10) Karlshof, ein Lagunenmotous von Roggewein 1722 unter 15° 20′ südl. Br. und 233° 9′ L. entdeckt.

11) Wittgenstein, unter 16° 1′ südl. Br. und 231° 50′ L., ein langes Riff mit mehren Inseln von Bellinghausen entdeckt; die größte der Inseln ist bewohnt.

12) Miloradovich, 16° 42′ südl. Br. und 232° 10′ L., von Bellinghausen entdeckt.

13) Chain, unter 17° 26′ südl. Br. und 231° 49′ L. von Cook entdeckt; ein langes Riff mit einer Kette von Inseln.

14) Tschitschakow, 16° 52′ südl. Br. und 232° 31′ L., eine Inselkette von Bellinghausen 1819 entdeckt.

15) Sacken, 16° 31′ südl. Br. und 233° 17′ L., durch den vorigen Entdecker niedergelegt. Beide Gruppen sind bewohnt.

16) Adventure, 17° 4′ südl. Br. und 232° 59′ L.; eine kleine von Cook auf seiner zweiten Reise entdeckte Gruppe.

17) Philipps, 16° 24′ südl. Br. und 233° 32′ L.; von

Turnbull 1803 entdeckt, von Bellinghausen später Kutusow benannt.

18) Holt, 16° 12′ südl. Br. und 233° 42′ L., von Turnbull entdeckt, von Bellinghausen Jermoloff umgetauft.

19) Barclay de Tolly, Wolchonsky, Araktschejew, drei Gruppen zwischen 15 und 16° südl. Br. und 136° L. von Bellinghausen entdeckt.

20) Disappointment, die nördlichste Gruppe, 14° 6′ südl. Br. und 236° 29′ L., von Byron 1765 entdeckt. Sie besteht aus einer großen von einer Menge kleinerer umgebnen Insel. Sie sind schön bewaldet, gut bewohnt, aber durch Korallriffe so geschützt, daß Byron nicht landen konnte, wenn ihn auch die Eingebornen nicht mit ihren Keulen zurückgewiesen hätten. Die Bewohner waren völlig nackt.

21) Predpriatie, auf Kotzebue's zweiter Reise unter 15° 58′ 18″ südl. Br. und 237° 29′ 30″ L. entdeckt. Die Insel ist schön bewaldet und bewohnt. Unter schattigen Brotbäumen stehen von Schilf geflochtene Hütten. Sie ist mit einem Korallriffe umgeben und für europäische Schiffe unnahbar.

22) Hordeneiland, 14° 50′ südl. Br. und 236° 42′ L., von Schouten entdeckt; ein Lagunenmotous.

23) St. Quentin, 17° 20′ südl. Br. und 233° 41′ L., eine kleine Gruppe von einem Spanier 1772 entdeckt.

24) Fourneaux, 17° 5′ südl. Br. und 234° 13′ L., eine von Cook entdeckte Gruppe.

25) Nigeri, 17° 42′ südl. Br. und 234° 41′ L., von Bellinghausen entdeckt.

26) Doubtfull, 17° 20′ südl. Br. und 234° 51′ L., von Cook 1773 entdeckt.

27) Bird, 17° 48′ südl. Br. und 234° 19′ L., von Cook 1769 entdeckt.

28) Buyer, drei kleine Gruppen 18° 12′ südl. Br. und 234° 9′ L., von Turnbull 1803 gesehen.

29) Dwogrups, zwei Lagunenmotous 18° 12′ südl. Br. und 235° 12′ L. von Bougainville entdeckt.

30) St. Simon, 17° 24′ südl. Br. und 235° 15′ L. von den Spaniern 1772 gesehen.

31) Moller, 17° 43′ südl. Br. und 236° 52′ L., von Freycinet 1823 entdeckt.

32) La Harpe, 18° 23′ südl. Br. und 236° 45′ L., eine beträchtliche Gruppe, welche eine Lagune einschließt; durch Ka-

pitän Dumont wurde sie uns 1813 näher bekannt. Er landete auf einer der Inseln Philear und unterstützte die Insulaner gegen die Bowinsulaner. Es ging ihnen gerade so und noch ein wenig schlimmer, als Denham auf seinem vorwitzigen Zuge nach Mandara. Sie fielen in einen Hinterhalt und wurden bis auf Dillon und 3 seiner Gefährten alle erschlagen. Dillon und drei seiner Kameraden wurden nur gerettet, indem sie sich auf einen Hügel flüchteten, der so steil war, daß ihnen die Wilden nicht folgen konnten. Sie vertheidigten sich, indem sie viele Insulaner erlegten und retteten sich nur dadurch, daß sie endlich den Priester der Insel erhaschten, mit gespannten Gewehren auf dem Rücken vor sich bis zum Landungsplatze hintrieben, wodurch dieser genöthigt war, mit der Rache des Himmels zu drohen, wenn die Insulaner sich nicht ruhig verhielten. So gelangten sie endlich in ihr Boot, nachdem sie vor ihren Augen gesehen hatten, wie ihre Kameraden in dem glühenden Ofen gebraten wurden. Einen, den sie lebendig gefangen hatten, nahmen sie bei den Füßen, und steckten ihn mit dem Kopfe in eine Wasserquelle, bis er erstickt war. Man hat Ursache, alle diese Insulaner für Kannibalen zu halten, welche gegen die Europäer außerordentlich feindselig gesinnt sind.

33) Los Tange, 18° 47′ südl. Br. und 235° 41′ L. Diese Gruppe wurde von Duperrey 1823 entdeckt.

34) S. Miguel und S. Pawlo, zwei von Quiros gesehene Gruppen, durch neuere Entdeckungen noch nicht bewährt.

35) Gloucester, Margareth, Sant Elmo, Prince Henry, Cumberland, Blighs-Lagoon, Osnabrück, Carisfort, Pfingstinsel sind eine Reihe von Gruppen zwischen 19° 26′ bis 22° südl. Br. und 234° 5′ bis 239° 1′ L. lauter solche flache Motous, theils bewohnt, theils unbewohnt. Eben so Königin Charlotte, Egmont, Los Quadre Facardins, Lanciers, Narcisso, Sevile, Minerva, Clermont-Tonnere, Lord Hood, lauter ebenfalls flache Motousinseln zwischen 18 und 21 südl. Br. und 238 bis 42 östl. L.

36) Die Gruppe Gambier wurde von Wilson 1797 unter 23° 12′ südl. Br. und 242° L. entdeckt. Sie unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie in der Mitte eine hohe spitzige Insel hat, wo Berge vorkommen, die auf 2000′ absol. Höhe ansteigen, bis zum Gipfel sehr gut bewaldet sind und einen angenehmen Anblick gewähren.

37) Die Gruppe Crescent, ein Lagunenmotous und In-

carnation nebst San Juan Baptista, flache Motous zwischen 23° 21′ bis 24° südl. Br. und 238° bis 242° östl. L.

39) Die Pittcairengruppe, von Carteret 1767 unter 20° 2′ südl. Br. und 244° 3′ L. entdeckt. Sie besteht aus einem größern hohen Eilande umgeben von einem Korallriffe mit mehren kleinen Inselchen. Diese Insel hat in der neuesten Zeit einige Berühmtheit erlangt. Als nemlich im Jahre 1803 ein englischer Ostindienfahrer Volgier auf Pittcairen landete, war er nicht wenig überrascht von den Einwohnern so zutraulich begrüßt zu werden. Er fand hier einen Menschenschlag, der schön, freundlich und äußerst sittsam war. Noch größer wurde jedoch seine Überraschung, als er sich im guten Englisch auf christliche Weise begrüßen hörte. Damit hatte es nun folgende Bewandtniß. Im Jahre 1787 wurde Kapitän Bligh nach Otahiti geschickt, um auf dem Schiffe Bounty zum Behuf der Sklavenspeisung auf den westindischen Inseln eine Ladung junger Brotfruchtbäume, Kokospalmen, Yams und anderer nutzbarer Gewächse einzunehmen. Er langte glücklich auf Otahiti an, vollzog seinen Auftrag und nach einem sehr angenehmen Aufenthalte von 5 Monaten war das Schiff mit den verlangten Gegenständen beladen und zur Abreise fertig. Unter den rauhen Seemännern war Bligh einer der unmenschlichsten. Er erlaubte sich die gräßlichsten Mißhandlungen gegen seine Untergebenen und ließ in einem Anfall von Spleen sogar den Steuermann Christian Fletcher körperlich züchtigen. Dies veranlaßte eine Verschwörung unter der Mannschaft. Bligh mit 18 seiner Gefährten wurden in einem offnen Boote der See ausgesetzt, das Schiff genommen und nach Tahiti zurückgeführt. Bligh langte nach einer äußerst beschwerlichen Fahrt und vielen Gefahren auf der Insel Timor bei der daselbst befindlichen holländischen Kolonie an, und von da reiste er nach England zurück. Sein Schicksal hatte ihn nicht gebessert, später Kapitän eines Linienschiffs sah er abermal eine Verschwörung gegen sich ausbrechen und als Gouverneur von Neu-Südwales regierte er so, daß ein allgemeiner Aufstand die Folge davon war. Die Verbrecher auf der Bounty ließen sich nun auf Tahïti nieder. Christian Fletcher, der klügste unter allen, wußte zu gut, daß die englische Regierung ein solches böses Beispiel der Meuterei nicht ungestraft lassen würde. Er stellte daher seinen Gefährten vor, daß man sie gewiß, sobald man in England Kunde erhielt, aufsuchen und zur verdienten Strafe ziehen würde und rieth daher Tahiti zu verlassen und eine andere besser

verborgene Insel aufzusuchen. Nur 8 seiner Gefährten glaubten ihm. Diese 9 Europäer lockten zehn Weiber und 8 Tahitier an den Bord, kappten die Anker und gingen mit der Bounty schnell unter Segel. Nach langem Herumirren gelangten sie auf die Pitcaireninsel. Hier fanden sie Wasser, Holz, einen guten Boden, keine Bewohner und keinen Hafen, weshalb auch ein europäisches Schiff nicht ankern konnte. Hier ließ sich nun die Kolonie nieder. Man ließ das Schiff auf den Grund treiben und scheitern, lud es aus und verbrannte es. Die nützlichen Gewächse, welche am Bord waren, wurden ans Land gebracht, gepflanzt, und bis dahin, als reiche Ernten Nahrung lieferten, mußte man sich freilich etwas kümmerlich mit Fischen nähren. Für die Zukunft war indessen reichlich gesorgt und schon das nächste Jahr lieferte Yams, süße Bataten und ähnliche Wurzeln im Überflusse. Was Fletcher geahnt, das geschah. Ein englisches Schiff landete auf Tahiti, die Verbrecher wurden in Fesseln nach England gebracht und starben daselbst theils im Kerker, theils am Galgen. Aber auch diese Kolonie auf Pittcairen traf ein Unglück. Einer der Engländer, der ein geschickter Schmied war, verlor sein Weib durch einen Sturz von einem Felsen. Er wollte die Insel verlassen, wenn man ihm nicht ein anderes Weib gäbe. Da man seiner bedurfte, so zwang man einen Tahitier ihm sein Weib abzutreten. Über diese neue Ungerechtigkeit wurden die Tahitier so erboßt, daß sie die Engländer überfielen und alle ermordeten, nur Adam, ein Matrose, schleppte sich schwer verwundet in den Wald; die Weiber, welche den Engländern sehr gewogen waren, brüteten Rache, und ermordeten schon in der nächsten Nacht alle Tahitier. Sie sahen, daß ein Leichnam der Weißen fehle, suchten überall darnach und fanden endlich Adam im Walde in einem jämmerlichen Zustande. Sorgfältige Pflege stellte ihn wieder her und alle Weiber vereinigten sich nun um ihn, als den einzigen Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Zärtlichkeit. Adam selbst rühmt von ihnen, daß sie nie einen Zank erregt, oder durch Eifersucht ihn gequält hätten, was wenn es sich so verhält, wirklich beweisen würde, daß, wenn die Weiber auch nicht das schönere, doch gewiß das bessere Geschlecht sind. 1804 war die Kolonie auf 40 Köpfe angewachsen. Andere Nachrichten erzählen wol das Ganze etwas romantischer und verwickelter: die einfache Erzählung Kotzebue's scheint jedoch mehr Glaubwürdigkeit zu besitzen, da Volgier nur den alten Adam als einzigen Überrest der eingewanderten Männer wiederfand. Dieser Patriarch regierte nun seine kleine Kolonie mit sehr viel

Sanftmuth und Geduld. Er verheirathete die Jünglinge sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht hatten, theilte das Land unter sie aus, unterrichtete sie im Christenthume, so weit seine Fähigkeiten reichten, civilisirte sie, so viel immer die Umstände vermochten und war so Vater, Regent und Priester dieser kleinen Kolonie. Ein niedliches Dörfchen mit bequemen Häusern, im Überflusse des Nothwendigen und nicht gefühlten Mangel des Überflüssigen, unschuldig, gut und so fromm, daß ein Fluch eines Matrosen vom Schiffe des Kapitän Bechey sie mit Entsetzen erfüllte, war diese kleine Kolonie auf hundert Köpfe angewachsen. Adam ein ehrwürdiger Greis von 65 Jahren stellte die Kolonie unter englischen Schutz und die Regierung versorgte sie mit Ackergeräth. Auf den Wunsch Adams, der da äußerte, daß seine Kinder noch der Leitung eines gebildeten Europäers bedürften, wurde ein Missionär von Tahiti dahin gesandt. Adam ist seitdem gestorben. Die Kolonie blüht fort von keinem Übel als die Übervölkerung gedrückt, der man durch Auswanderung abzuhelfen beschlossen hat. Mögen diese Adamskinder, obwol auch von einem Sünder abstammend, wenigstens die Unschuld noch lange bewahren, welche die Seefahrer bei ihnen gefunden haben. Interessant ist es aber gewiß hier die Schöpfungsgeschichte im Geßnerischen Style wiederholt zu sehen; und erfreulich, die Civilisation auf den Hauptpunkten des südaustralischen Ozeans im Aufblühen wahrzunehmen. Die erfolgreichen Missionsarbeiten auf den Freundschafts-, Societäts- und Pittcairen-Inseln werden gewiß schneller als man glaubt, das blutige Heidenthum ausrotten.

So eben erfahren wir, daß es mit der Bevölkerung der Pittcaireninsel aus ist, denn sämtliche Bewohner sind aus Mangel an Wasser, nach ihrem mütterlichen Stammlande, Otahiti ausgewandert. Die Idylle hat also ein Ende.

7) Der Mendanaarchipel.

Die unter diesem Namen begriffenen Inseln erstrecken sich von 7° 37′ bis 10° 25′ südl. Br. und 237° 16′ bis 238° 40′ L. Die südlichste Gruppe derselben entdeckte der berühmte Mendana und nannte sie las Marquesas de Mendoca im Jahre 1596. Im Mai 1791 entdeckte der Nordamerikaner Ingraham die nördlichen Inseln, welche er Washingtonsinseln nannte. Sie wurden später von dem Britten Brown 1792, von Wilson 1797 und von Krusenstern 1804 besucht. Späterhin, so wie dazwischen kamen auch andere Schiffe dahin.

Die Inseln dieses Archipels gehören zu den vulkanischen Inseln, deren Piks sich bald mehr, bald weniger in die Luft erheben. Sie sind stark bewaldet, fruchtbar, gut bewässert, die Gestade mit Korallenklippen umgeben; im Ganzen bieten sie denselben lieblichen Anblick der meisten Südseeinseln dar. Näher gelegen dem Äquator sind sie natürlicherweise sehr heiß, bei einer mittlern Temperatur von 25° Réaum. Seewinde kühlen indessen auch hier das Land und bewahren es vor tropischen Miasmen. Die Produkte der Südsee kennt man bereits. Das Pflanzenreich scheint ärmer als auf den Societätsinseln zu sein, was wol daher rühren mag, daß auch die Regen seltener sind. Die Brotfrucht soll sehr schmackhaft sein, Kokos, Pisangs, Yams, Arum, Bataten, Zuckerrohr, eine Art Äpfel, mehre Schminkbohnen, Kürbisse, Kresse, Portulak, der Papiermaulbeerbaum, die Casuarina, der Bambus und die sorgfältig gepflegte verderbliche Pfefferwurz gedeihen hier ziemlich gut. Vom Casuarinenbaum merken wir noch an, daß er in der Südsee für die Lebenden das Eisen, für die Todten die Cypresse vertritt. Er wird nemlich über die Gräber gepflanzt und eignet sich durch seine herabhängenden Äste mit den langen haarähnlichen Nadelbüscheln sehr wohl dazu. An Vierfüßern hat man hier die zwei weitverbreitetsten, den Hund und das Schwein nebst der Ratte. Schöne Taubenarten und Tropenvögel, eine Gecko- und Eidexenart, Schildkröten auf den unbewohnten Klippen in Überfluß, Fische und die unermeßliche Menge des Seegeziefers beleben reichlich genug die Schöpfung, welche unter den Tropen nirgends todt ist.

Die Einwohner, welche natürlicherweise keine statistischen Tabellen besitzen, sind jedoch ziemlich zahlreich, von außerordentlicher Schönheit und einer Pracht des Gliederbaues, der freilich ein ganz anderes Ebenbild Gottes vorstellt, als die verschnürten Drahtpuppen unserer Hauptstädte. Forster spricht mit jugendlicher Begeisterung und dem Blicke eines geübten Kunstkenners von diesen herrlichen Gestalten. Sie sind ziemlich licht gefärbt, besonders die Weiber; die Männer sind dunkler, was jedoch von ihrer Tätowirung und dem Einreiben mit dunkeln Farben herrührt. Wie in der ganzen Welt sind auch hier die Weiber minder schön, alle haben jedoch ein munteres Ansehen, schöngebildeten Kopf, ovales Gesicht, volle Muskeln, funkelnde Augen, herrliche Zähne, gekräuseltes Haar, und sind von einer Gesundheit, die man nirgends so ungetrübt antreffen dürfte. Weder der Aussatz noch die Elephantiasis hat man wahrgenommen. Alle gehen beinahe ganz nackt. Ein schmaler Gürtel von

Maulbeerrinde und eine kleine Matte über den Schultern dient als Festschmuck. Eine Krone aus schwarzen Federn, eine Binde aus Perlmutter, auch ein Ring von weichem, weißen Holze dienen als Hauptschmuck. Hals- und Armschmuck sind auch gebräuchlich. Sie tragen einen kleinen Knebelbart, das Haar in zwei Hörnern aufwärts gebunden, Schweinszähne werden überall als Schmuck angebracht, das Tätowiren vertritt hier die Kleidung. Die Weiber sind nur mit einem Gürtel, von dem ein Stück Zeug herabhängt, nicht der Ehrbarkeit oder der Bekleidung wegen, sondern nur aus Mode umgürtet. Sobald sie ins Wasser gehen, legen sie auch diesen Schmuck ab. Dagegen putzen sie sich auch wol mit einer Schürze von grünen Blättern, mit welchen sie auch auf das Schiff Krusenstern's kamen, was sich jedoch die Ziegen auf dem Schiffe zu Nutze machten und eine gewaltige Verheerung anrichteten. Die Haut reiben sie sich mit Kokosöl täglich ein, mit diesem salben sie auch das Haar. Sie sind außerordentlich lebhaft, im Schwimmen und allen Wasserkünsten vorzüglich geübt. Dabei werden sie übermäßig beschuldigt, außerordentlich wollüstig zu sein. Sie kennen weder Zurückhaltung noch Scham. Ihre Nahrung besteht aus den Erzeugnissen des Bodens, den sie ziemlich gut anbauen, dem Ertrage des Fischfangs und der Schweinezucht. Auch der Kannibalismus ist ihnen nicht fremd. Zu lange Trockenheit bringt oft Hungersnoth hervor, wo dann alles Eßbare aufgesucht wird.

Die Wohnungen sind sehr einfach und bestehen aus einem Schoppen mit Blättern gedeckt, dessen Wände aus Flechtwerk bestehen. Der einfache Hausrath ist in einem besondern Gemache aufbewahrt. Eben so ist die Schlafstelle abgesondert. Aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes, so wie aus andern Baumrinden verstehen sie Zeuge zu bereiten und Matten zu flechten. Faserige Stoffe zu Flechtwerk zu benutzen ist eine Kunst, die auf Erden so ziemlich überall hin verbreitet ist, wo es Menschen gibt. So wie wir in Afrika Milchkörbe zierlich geflochten gefunden haben, so finden wir im Australozeane künstlich geflochtene Körbe der verschiedensten Art und Form, deren Zierlichkeit wol alles übertrifft, was unsere Korbflechter nur immer vermögen. Dasselbe gilt auch von den Thongefäßen und dem Schnitzwerk in Holz, Bein und Perlenmutter. Je geringer die Zahl der Künste ist, je mehr die Natur selbst ihre Ausübung fordert, desto fleißiger werden sie ausgebildet. Die Civilisation lenkt die Industrie der Menschen auf die Ausbildung höherer Industriebedürfnisse. Dadurch werden die einfachen niedrigen Handgriffe den höheren untergeord-

net, woraus denn die Erscheinung sich erklärt, daß bei den rohen Völkern der geringe Hausrath den sie besitzen, sich durch Schönheit und Eleganz vor ähnlichen Geräthen der civilisirten Welt vortheilhaft auszeichnet. Auch auf den Mendanainseln sind die Streitkolben, Speere, Schleudern, Gefäße u. dgl. mit vieler Kunst und Geduld gearbeitet. Als Zeitverkürzungen werden verschiedene Spiele erwähnt, welche wie bei allen Völkern ohne Kultur aus Waffenspielen, Gesängen, Tänzen u. dgl. bestehen. Seltsam genug sollen sie sehr gute Stelzenläufer sein; wie diese sonderbare Kunst hieher kommt, ist schwer zu erklären. Wir glauben indessen nicht sehr gegen die Wahrheit zu verstoßen, wenn wir den Besuch eines holländischen Schiffes als Urheber annehmen. Verfassung und Religion scheint dieselbe zu sein, welche auf den übrigen Inseln wahrgenommen wird. Im Ganzen steht das Volk auf einer niedrigern Stufe der Kultur, als auf den Societätsinseln. Da jedoch die Otahiter sich die Verbreitung des Christenthums sehr angelegen sein lassen, so werden auch sie bald in den Kreis australischer Civilisation eingeschlossen sein.

Der Archipel wird in zwei Gruppen getheilt: 1) in die Marquesasgruppe, zu welcher Fatuiwa, Motane, Taowate, Ohiwaoa und Fetuwu nebst einer Menge kleiner Korallenklippen gehören. Auf unsern Karten nehmen diese Inseln auch manchmal ihren Platz unter dem Namen Madalena, Pedro, Christina, Dominica und Hood ein. Sie sind alle vulkanischer Natur mit Korallenklippen umgeben, gut bewaldet und überhaupt schön. Einen vulkanischen Ausbruch hat man jedoch noch auf keiner beobachtet. Alle liegen zwischen 9° 17′ und 10° 25′ südl. Br. und 238° 23′ bis 239° 8′ östl. L.

2) Die Washingtonsgruppe, auch Revolutionsinseln benannt, darunter sind Uapoa, eine bergige stark bewaldete Insel mit fruchtbaren Thälern; die Mitte, der Pik genannt, erhebt sich zuckerhutförmig hoch in die Luft und konische Berge umlagern ihn. Ein spitzer hoher Felsen auf der Südwestküste heißt der Obelisk. Südöstlich liegt Lincoln, von der vorigen Insel durch einen schmalen Kanal getrennt und sehr flach. Uahuga mit flachen Hügeln besetzt, die östlichste der Washingtonsgruppe, so wie Nukahiwa die größte ist. Sie ist außerordentlich gebirgig, zerrissen, und pittoresk. Diese nackten Felsen, die zum Theil unzugänglich sind, schließen fruchtbare Thäler ein. Von den Bergen sollen schöne Kaskaden herabstürzen, darunter eine 2000 Fuß hoch (?) Gute Häfen haben die

Europäer hier gefunden nebst einer wackern Bevölkerung, die Krusenstern auf 18000 Seelen, wol überschätzt. Die Insel ist in 6 Distrikte getheilt, deren jeder einen eigenen Häuptling hat. Die zwei Brüder sind zwei kleine Inselchen, auch Motawaty genannt, nordwestlich von Nukahiwa; sie sind unbewohnt und werden nur des Fischfangs wegen besucht. Ingraham nannte die eine Black-Isle, die andere Franklin. Wir halten diesen Namen, den schönsten, den die Geschichte kennt, an einer unbewohnten Insel für entweiht. Hiau und Fatunhu sind ebenfalls zwei kleine Inseln, die nördlichsten des Archipels.

8) Zerstreute Inseln.

Zwischen den bisher geschilderten Inseln und der Westküste von Amerika dehnt sich ein ungeheurer Wasserspiegel aus, auf welchem bisher nur sehr wenige kleine Inseln entdeckt worden sind. Eine kleine Laguneninsel will King 1819 unter 24° 26′ südl. Br. und 249° 49′ L. entdeckt haben. Eine eben solche hat Edwards 1791 unter 24° 40′ 30″ südl. Br. und 252° 49′ L. auf unsern Karten niedergelegt. Ein drittes hohes Eiland unter 26° 36′ 15″ südl. Br. und 271° 44. L. wurde von dem Spanier Sala y Gomez im Jahre 1793 entdeckt. Es ist ein vulkanischer Felsen, der sich sattelförmig aus dem Meere erhebt. Eben so will man einen kleinen Archipel unter 32° südl. Br. und 249° östl. L. im Jahre 1775 gesehen haben. Alle diese Klippen und Laguneninselchen sind meist nackt und nur von Schildkröten und Phoken bewohnt. Anders verhält es sich mit

der Osterinsel. Diese wurde schon von dem Seeräuber Davis 1687 entdeckt; 1721 von dem Holländer Roggewein besucht. Der Spanier Gonzales nahm sie 1770 für Spanien in Besitz; 1774 landete Cook auf ihr, eben so 1816 der Seefahrer Kotzebue. Sie liegt unter 27° 5′ 30″ südl. Br. und 267° 74′ östl. L. und mag etwas mehr als eine geographische Quadratm. Oberfläche enthalten.

Die kahle Osterinsel oder Waihu, wie sie die Eingebornen nennen, erhebt sich mit breitgewölbtem Rücken, dreieckig aus den Wellen empor. Es ist eine vulkanische Insel, berüchtigt wegen ihres dürren Ansehens; nach Chamisso sollen sich in ihr die Umrisse der Sandwichinsel O Waihi, im Kleinen gleichsam wiederholen. Indessen ist der Boden elend und dürre, und unbegreiflich bleibt es, welch ein Schicksalssturm die Menschen, die übrigens, was schon der Name ihrer Insel beweist,

der australischen Familie angehören, auf diese unwirthbare Klippe verschlagen hat. Kein einziger Baum auf der ganzen Insel erreicht die Höhe von 10 Fuß. Dennoch hat die Noth gelehrt den dürren Boden anzubauen, um demselben Ernten an Kartoffeln, Pisangs, Zuckerrohr u dgl. abzugewinnen. Das Vorhandensein dieser Früchte würde auf eine Kolonie schließen lassen, wenn freiwillige Auswanderung nach einem entlegenen Felsen denkbar wäre. Wir glauben daher, daß verschlagene Boote, die in ihre Heimat nicht mehr zurückkonnten, hier gelandet haben, und klugerweise den Vorrath an Lebensmitteln der Erde zur künftigen Ernte anvertrauten. Brotfrucht und Kokosnüsse fehlen ihnen. Da sie keine Bäume besitzen, so bestehen ihre Kanots theils aus angeschwemmtem Holze, welches die See von Zeit zu Zeit an ihren Ufern auswirft, theils aus kleinen künstlich zusammengefügten Stücken einheimischer Bäumchen. Das einzige Hausthier ist das Huhn und das Meer muß wol den Mangel an Nahrung größtentheils ersetzen. Indessen ist dieses Völkchen nicht ohne Industrie, sie treiben ihren Feldbau mit großer Einsicht, bauen Hütten auf einer Grundlage von Lavasteinen aus Schilf, haben Matten aus Zuckerrohr. Sie haben aber auch steinerne Wohnungen, die aus Lavablöcken aufgeführt sind. Merkwürdig sind ihre Morai; diese sind aus Steinen erbaut, welche eine viereckige bis 80′ lange und 12′ breite, oben flache Masse bilden. Auf diese sind kolossale steinerne Bildsäulen aufgestellt, die den altegyptischen nicht ganz unähnlich sind. Unter denselben ist meistentheils eine Höhle, die als Begräbnißplatz dient. Eben so fand man bei ihnen auch geschnitzte menschliche Figuren aus Holz von solchen Holzarten, die auf der Insel nicht vorkommen. Aus der Mühe, welche auf die Einrichtung der steinernen Bildsäulen verwendet werden mußte, den unvollkommenen Werkzeugen, die sie besitzen und den fremden Holzarten schlossen manche, daß vor den jetzigen Bewohnern, eine andere Menschenart auf einer höhern Stufe der Civilisation hier gehaust haben müsse. Wir sind nicht der Meinung, des Menschen Kraft und Geist überwindet alle Schwierigkeit, das Meer aber, welches fremdes Holz für Kähne auswarf, lieferte wol auch das Holz für ihre Schnitzereien, und gerade diese scheinen uns zu beweisen, daß auch die Bildsäulen von ihren Händen herrühren.

Ihren Sitten und Gebräuchen nach sind sie ganz dieselben, wie die übrigen Australier. Auch ihre Religionsmeinungen sind ihnen ähnlich. Ihr dürftiges Land gewährt ihnen nicht Stoff genug zur Kleidung, daher sind sie, einige Matten ausgenommen,

ganz nackt. Das weibliche Geschlecht ergab sich ohne Umstände den landenden Seefahrern, und als man merkte, daß auf diese Art Geschenke zu erlangen seien, brachten sogar Väter ihre Töchter mit Gewalt. Sonst ist das Volk gutmüthig, fleißig und arbeitsam. 1808 landete ein Nordamerikaner und mißhandelte dieses arme Volk, indem er nach einem mörderischen Kampfe 12 Männer und 10 Weiber raubte und sie nach Massafuero als eine Kolonie zum Behuf des Robbenschlags raubte. Sobald die Männer jedoch ihrer Bande sich entledigt fühlten, stürzten sie sich sämtlich in das Meer. Ein ähnlicher Menschenräuber landete 1809 auf dem amerikanischen Schiffe Albatros; und so sind selbst auf dieser, ins Meer hingeworfenen Klippe die armen Menschen nicht sicher vor Ihresgleichen.

Jemehr Ungerechtigkeiten sich jedoch die sogenannten civilisirten Völker gegen ihre der Natur noch getreuern Mitmenschen in dieser Hemisphäre erlauben, mit desto größerer Theilnahme blicken wir auf die glücklichen Civilisationsversuche, wovon wir überall die Keime erblicken. Noch einmal ganz Australien überschauend, sehen wir bereits auf so vielen Punkten die christliche Religion und das Evangelium ihr Panier entfalten, daß wir nicht zweifeln, es werden nur wenige Jahrzehende noch erforderlich sein, um allenthalben durch den großen Ozean die beglückenden Lehren zu verbreiten. Und da Christenthum und Civilisation trotz aller Mißbräuche, die böse Menschen davon machen, stets Hand in Hand gehen; so sind wir überzeugt, daß auch die australische Menschheit dem Gesetze des Vorwärtsschreitens getreu aufblühen werde zu einem zweiten, einem größern Griechenlande. Diese Insulaner sind die natürlichen Vermittler zwischen Westamerika und Ostasien, wie es einst die Griechen im Mittelmeere zwischen Europa und Asien waren. Kraftvoll, wie die Natur die sie umgibt, sind die australischen Völker, und wird ihr beschränkter Geist zum höhern Leben erwacht sein, wird ihr kraftvoller Arm das Steuerruder des Dreimasters führen lernen, werden ihre reichen Flotten von begeisterten Schiffern geführt sein: dann wird das stille Meer erfüllt werden von dem lauten Jubelrufe glücklicher Völker!

Register
über das Gemälde von Australien.

A.

Seite

Abdom Ins. 149
Admiralitäts-Insln. . . 159
Adventure Ins. 385
Agana 268
Agat 268
Agrigan Ins. 266
Aguigan Ins. 267
Ahahainah, Distrkt. . . . 380
Ahedoo oder Hidoos, Dstrkt. 328
Ahnue Distrkt. 380
Ahue, Distrkt. 380
Airds, Bzrk. 99
Aitutake Ins. 362
Albatroßpoint, Bucht . . 248
Alcyon Ins. 270
Alin Ins. 149
Allamaguan Ins. 267
Allen Ins. 175
Amallikala Ins. 278
Amargura Ins. 359
Ambrym Ins. 193
Amsterdam Ins. 357
Anachoreten Insln. . 159, 160
Anataxan Ins. 267
Anderson- o. Henderson Ins. 269
Andoa Ins. 336
Anira Ins. 270
Annamoka Ins. 357
Annamoka Elte Ins. . . 337
Annaton Ins. 195
Api Ins. 193
Appin, Bzrk. 99
Araktschejew, Ins. . . . 386
Arau, Inselgruppe . . . 149
Archipel der niedrigen Ins. 382
Arigua 268
Arfak-Gbge. 146
Argyle, Prov. 100
Arimoa, Ins. 149
Armuths-Bai 248

Seite

Arnheems-Land 43
Arnheims-Land 126
Arno, Ins. 300
Arrositis, Inselgruppe . . 298
Arrond, Inselgruppe . . 147
Arsaciden, Ins. 177
Arthur, Inselgruppe . . . 303
Aruvig, oder Errupue, Inselgruppe 286
Asan 268
Assumption, o. Songsong Ins. 266
Atowai, Towi, Otowi, Ins. 334
Attahuru, Distrkt. . . . 379
Attaroa, Distrkt. 380
Attemonu, Distrkt. . . . 380
Atui, Ins. 361
Aucklands-Insel 251
Aucklands-Inselgruppe . . 251
Augusta 125
Aur, Inselgruppe 300
Aurora, Ins. . 183, 190, 384
Australland (Neu-Holland) Ins. 39
Autocha, Ins. 247

B.

Babel, Ins. 117
Babel Thou-ub 278
Ballade-Bai 202
Ballade, Hafen 202
Ballabea, Ins. 202
Ballspyramide, Ins. . . 122
Bank du Naufrage, Klippe 303
Banks-Insel . . 117, 184, 190
Halbinsel 250
Banks-Straße 41
Barbados, Ins. 398
Barclay de Tolly, Ins. . 386
Bare, Ins. 248

Seite

Bargo, Wald 100
Barington, Brgbg. 180
Barlos, Jnſ. 270
Barragorang, Thal . . . 100
Barthelemy, Jnſ. . . 191, 193
Bartholomão, Jnſ. . . . 297
Bartholomäus-Jnſeln . . 188
Baß-Fluß 102
Baß-Straße . . 41, 101, 117
Batanta, Jnſ. 148
Bathurſt, See 101
Stadt 103
Battang, Jnſ. 148
Batterie-Jnſel 117
Baumanns-Jnſeln . 342, 363
Baxos de Candellaria, Jnſln. 178
Beaupré, Jnſ. 202
Beelang, Jnſ. 149
Bellona, Jnſ. 178
Bellonariff, Klippe . . . 203
Berrier, Jnſ. 48
Biamis, Jnſ. 148
Bird. Jnſ. 386
Blakburne, Jnſ. 122
Blakhead, Jnſ. 248
Blanche oder White, Jnſl. . 149
Blauen, Brg. 103
Bligh-Jnſeln 336
Blighs-Lagoon, Jnſ. . . . 387
Blink-Bai 249
Bolabola od. Borabora, Jnſ. 381
Bonaparte- oder Spencers-
Buſen 42
Bonaparte-Archipel 43
Bona Viſta, Jnſ. 170
Bonvouloir, Jnſ. 164
Bory, Jnſ. 288
Boscaver, Brgbg. 180
Boscawen oder Cocos, Jnſ. 347
Botany-Bai 92
Botany-Jsland, Jnſelgruppe 203
Bougainville, Jnſ. 174
Bauguine, Jnſ. 202
Bouka, oder Miſon, Jnſ. . 174
Bounty, Jnſelgruppe . . . 251
Braedalban, Thal 101
Brett, Brgbg. 246
Bridgewater, Brgbg. . . . 42
Jnſ. 176
Brighton 116
Brikfieldshof 97
Brisbane-Strom . . . 46, 105
Briſtol, Jnſ. 251
Brogniart, Jnſ. 288
Broken-Bai 92
Bronus-Jnſeln 302
Brownsrange, Jnſ. . . . 297
Bruſſel, Jnſ. 164
Buache, Jnſ. 123
Berg 289
Buckingham, Grafſchaft . 114
Buntuman 146
Buyer, Jnſ. 386
Bygar, Jnſ. 298
Byron, Jnſ. 164, 303
Vorgebirg 180
Byrons-Straße . . . 156, 158

C.

Calderona de Apra, Hafen 268
Calinaſſe, Jnſ. 343
Calverts, Jnſelgruppe . . 302
Cambaceres, Halbinſel . . 42
Camden, Prov. 99
Campbell, Thal 101
Campbelltown 99, 116
Canning, Fl. 43
Cantahilda, Hafen . . . 267
Cap Alexander, Brgbg. . . 175
Cap Anna, Brgbg. . . . 154
Cap-Barren-Jnſel 117
„ Bovell, Brgbg. . . . 248
„ Buller, Brgbg. . . . 154
„ Byron, Brgbg. . . 41, 57
„ Campbell, Brgbg. . 250
„ Colnet, Brgbg. . . . 202
„ Comfot, Brgbg. . . 176
„ Cornvallis, Brgbg. . 175
„ Cretin, Brgbg. . . . 147
„ der guten Hoffnung,
Vorgebirg 146
„ Deverd, Brgbg. . . . 202
„ Dori, oder Dorreri,
Vorgebirg 146
„ Duſejour, Brgbg. . . 43
„ Eſt, Brgbg. 247
„ Farewell, Bgb. . 249, 250

	Seite
Cap Flattery, Vrgbg.	41
„ Freycinet, Vrgbg.	176
„ Gloucester, Vrgbg.	154
„ Goulvain, Vrgbg.	202
„ Henlow-Hunters, Vgb.	176
„ Houny, Vrgbg.	146
„ Howe, Vrgbg.	41
„ Jeris, Vrgbg.	42
„ Kermandek, Vrgbg.	147
„ Kidnapper, Vrgbg.	248
„ Koamoro, Vrgbg.	250
„ l'Esperance, Vrgbg.	176
„ Leuwin, Vrgbg.	122
„ Lookoud, Vrgbg.	41
„ Marsch, Ins.	176
„ Moria van Diemen, Vorgebirg	249
„ Mornon, Vrgbg.	41
„ Murat, Vrgbg.	43
„ Nepean, Vrgbg.	176
„ Northumberland, Vgb.	42
„ Nuits, Vrgbg.	42
„ Orford, Vrgbg.	154
„ Palliser, Vgb.	248, 154, 247
„ Pitt, Vrgbg.	176
„ Pleasant, Vrgbg.	176
„ Quiros, Vrgbg.	189
„ Rodney, Vrgbg.	129
„ St. Georg, Vrgbg.	157
„ Sandy, Vrgbg.	41
„ Saunders, Vrgbg.	250
„ Steffens, Vrgbg.	154, 249
„ Tonnere, Vrgbg.	202
„ van Diemen, Vrgbg.	43
„ Venus, Vrgbg.	378
„ Walsh, Vrgbg.	129, 147
„ Weymuth, Vrgbg.	41
„ Wilson, Vrgbg.	41
„ York, Vrgbg.	41
Carisfort, Ins.	387
Caroline, Ins.	363
Carolinen, oder die neuen Philippinen, Inseln	271
Carpentaria, Busen.	42, 126
Carteret-Bai	156
Carteret, Vrgbg.	180
Carteret, oder Malayta, Ins.	177
Carterets Turtle-Bai	157
Castlepoint, Vrgbg.	248
Cavalles, Inselgruppe	246
Cave, Ins.	158
Cerisy, Ins.	288
Chabrol, Hafen	289
Chain, Ins.	385
Chamisso, Ins.	288
Charles-Hafen	247
Charlotte, Ins.	303
Charlottenbank, Ins.	340
Charlottenkap, Vrgbg.	202
Charlottensbank, Sandbank	183
Charlotten-Sund	249
Chasbobas, Ins.	298
Chatham, Ins.	251
Chendy, Ins.	182
Chesterfieldriff, Klippe	203
Choiseul, Ins.	174
Christiana, Ins.	393
Cittak, Inselgruppe	287
Clarke, Ins.	117
Clarence-Inseln	342
Clarenceplain, Distrikt	115
Clermont-Tonnere, Ins.	387
Clyde, Fl.	117
Coal, Fl.	107, 115
Cocos, oder Boscawen, Ins.	347
Coffins, Inselgruppe	270
Cokburn-Sund	123
Fluß	105
Colnet, Vrgbg.	202
Colwil, Vrgbg.	247
Commerson, Ins.	160
Commodopapa, Ins.	308
Contrarieté, Ins.	203
Cook, Ins.	43, 303
Cooksarchipel	359
Cooks-Fluß	103
Cooks-Straße	248
Coopers-Insel	269
Coriba, Ins.	149
Cornwallis, oder Gaspart Rico, Inselgruppe	298
Cox, Fl.	46
Crescend, Inselgruppe	387
Crozers, Berg	289
Culpa	115
Cumberland, Prov.	92
Cumberland, Ins.	387

Seite
Curtis, Jns. 251
Curura 278

D.

Dalrymplehafen 116
Dampiers-Archipel 149
Dampiers-Bai 43
Dampiers-Straße . . 129, 148
Daniels-Inseln 302
Darling-Fluß 105
Deboyne, Jns. 164
Delivrance, Jns. 164
Denis, Jns. 158
D'Entrecasteaux, Inselgruppe 163
D'Entrecasteaux-Straße . 129
Deptfordriffe, Klippen . . 203
Derwent, Fl. 107
Diamant-Berg 331
Diemens-Land 126
Dirk-Hartik, Jns. 43
Disappointment, Jns. . . 182
Disappointment, Inselgruppe 386
Discuido, Jns. 266
Dominica, Jns. 393
Dorreri 146
Doubtfull, Hafen 250
Doubtfull, Jns. 386
Dreihügeleiland, Jns. . . 193
Dschibby, Jns. 148
Dublon, Jns. 288
Duffs-Inselgruppe . . . 182
Durand, Jns. 203
Durous, Jns. 161
Dusky-Bai 206, 250
Dwikenhamstriften, Ebenen 103
Dwogrups, Inseln 386

E.

Eap, Inselgruppe 279
Ecueil Rosetta, Jns. . . . 251
Eddinston, Brgbg. 107
Edels-Land 43, 126
Edgecombe, Berg 247
Edgecumbe, Jns. 181
Edinglassin, Ebenen . . . 103
Egmedie, Jns. 299

Seite
Egmond, Berg 216
Egmond, Jns. 387
Eilu, Jns. 298
Eimeo, Jns. 380
Eintrachts-Land . . . 43, 126
Eirik, Jns. 299
Eriklithu, Jns. 278
Elat, Jns. 287
El Horno, Jns. 160
Elisabeth, Jns. 160
Eliseriffe, Klippen . . . 203
Emu-Ebenen 103
Emu-Ford 99
Emu-Plains 99
Emung, Jns. 278
Engano, Jns. 149
Entry, Jns. 248
Eoa, Eua, Jns. 357
Eregup, Jns. 299
Erroman, Jns. 195
Erromango, Jns. 194
Errupue, oder Arupig, Inselgruppe 286
Erzbischofs-Inselgruppe . . 269
Evaigi, Jns. 357
Eye, Jns. 148

F.

Falati, Jns. 287
Fallafajeka, Jns. 357
Fallao, Jns. 286
Fansowe, Jns. 346
Fanning, Jns. 291
Farallon, Jns. 267
Farallon de Pajaros, Jns. 266
Farruelap, Inselgruppe . 286
Fatang, Jns. 288
Fatunhu, Jns. 394
Fatuiwa, Jns. 393
Fausse 123
Feare, Jns. 203
Feis, Jns. 281
Felletoa 358
Fetuwu, Jns. 393
Fichten-Insel 203
Fidschi-Insel 336
Fisch, Fluß 103
Fischer-Jns. 270

Seite

Fischer-Inseln 292
Inseln, od. Pescadores 302
Fischermannskap, Vrgbg. . 146
Flattpoint, Vrgbg. . . . 248
Fliegeneiland, Ins. . . . 384
Flindersbank, Klippe . . 203
Flint, Ins. 363
Flindersland 42
Foa, Ins. 358
Foulpoint, Vrgbg. . . . 146
Foulweatherkap. Vrgbg. . 250
Fourneaux, Ins. 386
Fourteenplain, Distrikt . . 115
Foveaux, Straße 250
Freemantle 125
Freundschafts-Inseln, oder Tongoarchipel 347
Friendschippcap, Vrgbg. . 174
Furneauxgruppe, Insln. . 117

G.

Gag, Ins. 148
Galera, Ins. 177
Gambier, Inselgruppe . . 387
Gammenseiland, Ins. . . 148
Gannet, Ins. 248
Garret, Ins. 158
Gaspart Rico, oder die Cornwallis-Inselgruppe . 298
Geelving-Bai 146
Geographen-Bai . . 43, 122
Georgetown 116
Georgia, Ins. 176
Georgien, Fl. 92
Georgs-See 101
Gesellschaftsarchipel . . . 363
Geudiehaut, Ins. 288
Gilbertsarchipel 303
Givry, Ins. 288
Glashaus-Bai 41
Glocester 115
Gloucester, Ins. 187
Goede Hoop, Ins. . . . 347
Goede Hoop, Vrgbg. . . 140
Gorés-Bai 256
Goulwein, Ins. 164
Gower, Ins. 177
Gowershafen 157

Seite

Graf Sandwich, Hafen . . 191
Grampus, Insln. 269
Grantsland 42
Greig, Inselgruppe . . . 385
Grose 97
Groß-Tahiti, Ins. . . . 378
Grüne, Ins. 177
Guadalcanar, Ins. . . . 176
Guaham, Ins. 268
Guguan, Ins. 267
Guilberts-Insel 340
Gulimazao, Ins. 287

H.

Hahnenkamm, Fels . 148, 344
Hahpahpuneah, Distrikt . 397
Haien-Bai 43
Haking-Bai 92
Hall, Ins. 303
Hama Kua, Distrikt . . 329
Hamilton 217
Hammond, Inselgruppe . 176
Hanaruro Stadt, Fluß . . 331
Hanaruro, Hafen 313
Hanum 268
Happi, Inselgruppe . . 358
Haras Ins. 149
Hardu - Ins. 158
Hardyarchipel, Inselgruppe. 177
Harrington 115
Harwey-Insln. 360
Hastings-Fluß . . . 46 105
Hawkes-Bai 248
Hawkesbury, Fluß . . 46, 92
Heilige Geist-Archipel . . 183
Heilige Geist-Ins. . . . 188
Hewau, Distrikt 379
Henderville Ins. 303
Henderson - oder Anderson-Ins. 269
Hermiten Insln. . 160 . 159
Hiau Ins. 394
Hichinbrook Ins. 193
Hiro, Distrikt 328
Hobarttown 114
Hoffnungsfels Ins. . . . 251
Hognislandsgruppe Ins. . 118
Hogolen-Ins. 279
Hogolen-Inselgruppe . . 288

Seite

Holt Jns. 386
Homebusch 97
Honuwheia Dstrkt. 379
Hood Jns. 393
Hopper Jns. 303
Hordeneiland Jns. 386
Horn Jns. 340
Horns-Jns. 342
Houaf Jns. 288
Houlaiva Jns. 357
Howe Jns. 121
Howes-Inselgruppe 177
Howland Jns. 303
Huaheine Jns. 380
Hummok-Bai 176
Humphrey Jns. 362
Hunga Jns. 358
Hungatunga Jns. 357
Hungohapi Jns. 357
Hunter-Fluß 102; Bai . . . 92
Hunters-Bucht 155; Jns. 177
Hüon-Busen 147; Fl. 107;
Jns. 202
Hurd 303

J.

Jackson-Bai 92
Jakawa 101
Jaury Staat 146; Jns. . . 149
Ibbetson, Inselgruppe . . 302
Jericho 117
Jermoloff Jns. 386
Jerusalem 117
Jerusalemsplain, Dstrkt. . 115
Jesus-Jns. 342
Jesus Maria Jns. 160
Ihe Jns. 148
Ika-na-Mawi Jns. 245
Illawara 99
Illaworra-Bai 92
Immer Jns. 195
Incarnation Jns. 388
Insel-Bai 246
Insel-Bai, große 175
Joanet Jns. 164
Jobie, Jns. 149
John Hall Jns. 288
Jopaine, Staat 146
Jordan, Fluß 189

Josep Bonaparte-Golf . . 43
Jros Jns. 288
Jrromanga Jns. 194
Isabella Jns. 175
Isabella Esterna, Hafen . 176
Isle des Contrariétés, Jns. 176
Isle des Lepreux, Jns. der
Aussätzigen 190
Isle du Golfe, Jns. . . . 176
Isles Françaises, Jnsln. . 155

K.

Kaimu 327
Kairua 327
Känguruh-Jns. . . . 42, 118
Kao Jns. 358
Karlshof Jns. 285
Kaskaden-Bucht 206
Kau oder Kaaoo Dstrkt. . 327
Kaven, Inselgruppe . . . 299
Ka-Wai-a Belle See . . . 328
Kawaroa 327
Kea Berg 309
Kents, Inselgruppe . . . 118
Keppels-Jns. . . . 342, 347
Keppels-oder Swalow-Jns. 181
Kermadeke-Jnsln. 251
Keth, Jns. 278
King Jns. 118
Kings Jns. 102
Kingsmill Jns. 303
Kingstafelland, Ebene . . 103
King Williamskap, Bgb. . 147
Kipokipo Bai 330
Kitt Jns. 270
Klein Namoka Jns. 357
Klein-Tahiti Jns. 378
Kohala Distrikt 329
Kokos Jns. . . 157, 177. 346
Kona Distrkt. 327
König Georg Jns. 385
König-Georgs-Sund . . . 42
Königin Charlotte Jns. . 387
Königin Charlottenvorland
Brgb. 159
Kornwallis-Jns. 270
Kororatiki 246
Kotu Inselgruppe, Jns. . 358
Kowakowa Fluß 246

Seite			Seite
Krauhou	327	Los Caimanes Jns.	177
Kronen=Jns.	150	Los Coronados Jns.	382
Krusenstern Jns.	384	„ Minos Jns.	160
Kuhweide=Fluß	99	„ Naios Jns.	335
L.		„ Negros Jns.	160
		„ Quadre Farcardius Jns.	387
La Billardiere Berg	164	„ Reyes Jns.	160
La Boudeuse Jns.	161	„ Tange Jns.	387
Lachlam Fluß	46	Louisiade=Archipel	161
Lacrosse Jnsln.	43	Loyalty Jns.	202
La Guerta Jns.	181	Lysiansky Jns.	270
Lagurfanes Jns.	298	**M.**	
La Harpe Jns.	386		
Lammas, Berg	165	Macaulay Jns.	251
Lamurzec Jnselgruppe Jns.	287	Mac=Clues=Bucht	130
Lanciers Jns.	387	Mac=Cluers=Einfahrt, Bai	146
Langarah Hafen	380	Macquarie Fluß 46 107;	
Lapremiere Vue Jns.	175	Jns.	251
La Recherche Jns.	181	Macquariehafen	46
Lasarew Jns.	384	Macquarie Jnselgruppe	251
Laughlan Jnsln.	164	Macquarienplain, Distrkt.	115
Launcestown	116	Madalena Jns.	393
Lautschuran	146	Magellanische Jnsln.	269
L'Averdi Brgb.	174	Maitea Jns.	380
Leagh Fluß	107	Maiwulla Jns.	336
Lebert, Jns.	202	Malabrigen Jnsln.	269
Le Gras Jns.	174	Malayta oder Carteret Jns.	177
Lefuga Jns.	358	Malleooh Jns.	357
Legrand Jns.	164	Mallicollo Jns. 183,	191
Le Grant Moulineau Berg	147	Manafain	148
Leigh Jns.	157	Manaswary Jns.	149
Lele Jns.	289	Mandamy, Staat	146
L'Enfant perdu Jns.	342	Mangea Jns.	359
Leschenault	123	Mango Jns.	266
Lestrois Soeurs Jnsln.	176	Mangonen Jns.	358
Leuwins=Land	42	Mannig=Straße	174
Ligiey Jns.	299	Mansingham	146
Lincoln Jns.	393	Mansuary Staat	146
Lione Jns.	346	Marengo Bgb.	42
Liptrop Brgb.	42	Margareth Jns.	387
Liverpool	97	Mariane Jns.	175
Lomand Berg	107	Marianen Jnsln.	153
Londonderry Prov.	103	Maria van Diemen Brgb.	246
Looker Jns.	270	Marlars Jns.	303
Loots Weib, Felsen	269	Marquesas=Gruppe	393
Loowty=Berg	42	Marotai, Marokai Jns.	330
Lord Hood Jns.	387	Martens Jns.	270
Lord Howe=Jns.	181	Masmapi Jns.	149
Lord=Mulgrave Archipel	292	Massacre=Bai	345

Seite
Matawai - Bai 378, Distrkt. 379, 380
Matelots Insl. 279
Mathew Insl. 203
Mathias-Insl. 159
Matis Insl. 161
Mauna Insl. 345
Mauna Noa Fl. 331, Ort . 334
Maurua Insl. 381
Mausolee Insl. 157
Mautii Insl. 360
Mauwi oder Mowee Insl. . 329
Mediuro Insl. 300
Melville 118
Mehama Insl. 358
Mendana Bgb. 180
Mendana Archipel . . . 390
Merigo 268
Merkurs-Bai 247
Merrigong - Range Berge . 99
Middelburg Insl. 357
Middleton Insl. 175
Middletons-Insl. 122
Mille Insl. 300
Miloradovich Insl. . . . 385
Minerva Insl. 387
Misoi Insl. 149
Mison oder Bouka Insl. . 174
Mispalu Insl. . . . 146, 149
Mistacker-Bai 250
Mitiaro Insl. 360
Moa Insl. 149
Mogmug Inselgruppe, Insl. 281
Molineaux Hafen 250
Moller Insl. 386
Montague Insl. 193
Monte Bello Insl. 43
Mopeha Insl. 363
Morberrih See 246
Moreton - Bai 46, 105
Morokini, Morotine Insl. . 308
Morotai Insl. 308
Morotine, Morokini, Insl. 308 330
Morotine, Mudoranu Insl. 335
Morry Staat 146
Motane Insl. 393
Motawaty Insl. 394
Moturva Insl. 247

Seite
Moulin Insl. 202
Mount Warning Brg. . . 41
Mowna Kea Brg. . . . 528
Mudoranu, Morotine Insl. 335
Mulgrave Insln. 302
Mungmung 268
Murray Insl. 176
Murrumbidgee Fl. . . . 47
Muwe, Mawi, Mowe Insl. 308

N.

Nahnuhnahnuh Distrkt. . 379
Naire Insl. 176
Namu, Inselgruppe . . . 302
Napoleonsland 41
Narajan 268
Narcisso Insl. 387
Naturalistenkap, Bgb. . . 122
Nautile Insl. 303
Navigators od. Schiffer-Insl. 340
Navichi Insl. 336
Necker Insl. 335
Nelsons-Brg. 114
Nepean Fl. 46
Nepean Insl. 121
Neu - Britania Insl. . . . 154
Neu-Britannien 150
Neu-Caledonien 195
Neue - Insln. 177
Neue Philippinen oder die Carolinen, Insln. . . . 271
Neu-Guinea, Insl. 127
Neu Hannover, Insl. . . 156
Neu-Holland-Insl. . . . 39
Neujahrs - Insln. . . 118, 298
Neu-Irland, Insl. 156
Neu-Nantukett, Insl . . . 203
Neu-Seeland 203
Neu - Süd - Wales . . . 72
Newcastle 102
Newtown 114
Niafu. 358
Niedrige Insln. 161
Nigeri Insl. 386
Nigoli, Inselgruppe . . . 281
Nimphe Insl. 149
Norfolkplains 116
Nord-Head, Landspitze . . 93
Nordkap, Insl. 245

Seite

Nordöstlicher Australarchipel 153
Norfolks-Ins. 121, 246
Northumberland und Durham, Provinz 102
Nuanu, Thal 331
Nühau, Onehow, Ins. . 308
Nühau, Onichau Ins. . . 334
Nuits-Land 42, 126
Nukahiwa Ins. 393

O.

Oachu, Wahu Ins. 308
Odtia, Inselgruppe 299
Offak 148
Ohatabu, Distrkt. . . . 380
Ohatiroa Ins. 382
Ohiwaoa Ins. 393
Ojolawa Ins. 344
Olot Ins. 299
Onihau, Nühau Ins. . . . 334
Onehow, Nühau Ins. . . 308
Ono Ins. 359
Opare, Distrkt. 379
Oponu Ins. 347
Oporage 247
Oporo Ins. 382
Oppen-Bai 250
Opureone, Brg. 378
Orageise Ins. 159
Oraibilipu 286
Oraison, Ins. 158
Oranai, Ins. 308
O'Ranai oder Ranai, Ins. 330
Orangerie-Busen 162, Hafen 163
Oranswary, Staat 146
Orehua, Orehowa, Ins. . 308
Orehua, Orehoo, Ins. . . 334
Ormed Ins. 299, 300
Ortega Ins. 176
Orulong Ins. 276, 278
Osnabrück Ins. 387
Ostaustralien 252
Oster-Ins. 394
Ostkap, Vgb. 146
Otaha Ins. 381
Otahiti, Ins. 378
Otyayni Distrkt. 379
Otway, Vgb. 42
Oudot Ins. 288

Seite

Owaheite, Distrkt. . . . 380
Owahie, Distrkt. 380
O'Wahu, Wahu, Ins. . . 330
O Waihi, Hawaii, Owyhee, Ins. 308 327
Owharre, Hafen 381
Owyroko, Distrikt. . . . 330

P.

Pago 268
Pagou Ins. 266
Pagu 181
Palliser, Inselgruppe . . 385
Pally Ins. 148
Palmerstons Inselgruppe . 362
Pandorenriff, Sandbank . 383
Pangaimotu Ins. 357
Panjang Ins. 149
Pannak Brg. 246
Paoo Ins. 336
Paoom oder Paum Ins. . 193
Paparra, Distrkt. 380
Papeiti, Hafen 378
Papuas, die 139
Papusland, Ins. 128
Paramata 97
Parazo Ins. 266
Parguins-Ins. 270
Paru- oder Peru-Ins. . . 269
Passage-Insln. 117
Passe des Français-Straße 249
Patoa-Bai 330
Patrikplains, Ebene . . . 103
Patterson-Fluß 102
Pearl Ins. 270
Pedro Ins. 393
Pelelew Ins. 278
Pelew-Inselgruppe . . . 276
Pellud Ins. 278
Pentecoste Ins. 183
Peregrino Ins. 362
Perl-Fluß 331
Peron Halbinf. 43
Perth 116, 125
Peru- oder Paru-Ins. . . 269
Pescadores od. Fischer-Insln. 302
Pescaros Ins. 335
Petersham 97
Pfingst-Ins. 387

Seite
Pfingſteiland (*Pentecoste*) Inſ. . . . 191
Philipps Inſ. . 385, 121, 102
Pieſan Inſ. . . . 146
Piapis 148
Piquelao Inſ. . . . 286
Pik d'Etoile Inſ. . . 183, 190
Pilar Bgb. . . . 107
Pinai Inſ. . . . 146
Pipepi Brg. . . . 379
Piſe Inſ. . . . 288
Piton Inſ. . . . 335
Pitt, Inſ. . . . 303, 182
Pittcairen Inſelgruppe . . 388
Plenty-Bai . . . 247
Pocoke Brgb. . . . 246
Point-Antipode Inſelgruppe 251
Pointe Escarpée . . . 43
Pola Inſ. . . . 343
Polliard Inſ. . . . 270
Poor-Knights Inſ. . . . 247
Part Eſſington . . . 105
Port Jackſon . . . 92
Portland Brgb. . . . 107
Portlands-Inſln. . . 158, 159
Port Macquarie . . . 105
Port Philipp, Bai . . . 42
Port St. Vincent, Hafen . 202
Praslin Hafen . . . 175, 159
Prince Henry Inſ. . . . 387
Port Stephens . . . 121
Predpriatie Inſ. . . . 386
Princeſſa Inſ. . . . 176
Prinz Walliskap Brgb. . 202
Puc Inſ. . . . 287
Puna oder Poona Diſtrkt. . 327
Pundi Inſ. . . . 160
Pylſtert Inſ. . . . 359

Q.

Query Inſ. . . . 181
Queſſant Inſ. . . . 164

R.

Radakkette Inſelgruppe 292 298
Ralf-Bai . . . 108
Ralik Inſln. . . . 292
Ralikette Inſelgruppe . . 302
Ranai oder O'Ranai Inſ. . 330

Seite
Rangahu . . . 246
Raoul Inſ. . . . 251
Raratonga Inſ. . . . 360
Ravak Inſ. . . . 148
Rawdons-Inſ. . . . 105
Rawarai Inſ. . . . 382
Rearſon Inſ. . . . 362
Recherche-Sund . . . 42
Recifs des Français, Klippe 203
Reconnaiſſance Inſ. . . . 202
Renard Inſ. . . . 164
Rennel Inſ. . . . 178
Revenge-Straſſe . . . 148
Revolutions-Inſln. . . 393
Riche-Inſ. . . . 150
Richmond . . . 99, 115, 117
Rimatara Inſ. . . . 362
Rimski Korſakoff . . . 302
Roa, Berg . . . 309
Roca Partida Inſ. . . 335
Rockspoint Inſ. . . . 250
Roncador . . . 178
Ronde Inſelgruppe 336; Inſ. 164
Rook Inſ. 134; oder St. Roche Inſ. . . . 155
Roxburg, Prov. . . . 103
Rota oder Zarpana Inſ. . 267
Rotuma Inſ. . . . 337
Rotterdam Inſ. . . . 357
Ruac Inſ. . . . 288
Ruib Inſ. . . . 148
Rumanzoff Inſelgruppe . . 299
Rumanzoff Inſ. . . . 385
Runaway Brgb. . . . 247

S.

Sable Inſ. . . . 203
Sacken Inſ. . . . 385
Saguan . . . 268
Salomons Inſln. . . . 164
Salvador Fl. . . . 189
Salvatti Inſ. . . . 148
Salz-Fluß . . . 46
San Bernardo Inſ. . . 342
San Elmo Inſ. . . . 387
San Juan Baptiſta Inſ. . 388
San Lorenzo Inſ. . . 266
S. Miguel Inſ. . . . 387
S. Pawlo Inſ. . . . 387

Seite

St. Aignan Ins. 164
» Anna Ins. 176
» Augustin 303
» Barthelemikap Bgb. . 147
» Christoval Ins. . . . 176
» Charles Ins. 176
» Gabriel Ins. 160
» Georgs-Strasse 156; Kanal-Bai 157
» Jago-Bai . . . 183, 189
» Jean Ins. 175, 176
» Ignatio de Agana . . 268
» Joseph od. SaypanIns. 267
» Katharina Ins. . . . 176
» Miguel Ins. 160
» Paul Ins. 176
» Peter Ins. 298
» Philipp-Bai 189
» Piere Ins. 175
» Quentin Ins. 386
» Rafael Ins. 160
» Roche oder Rook Ins. 155
» Rose Ins. 347
» Simon Ins. 386
» Thomas Ins. 335
» Vincent- oder Josephinen-Busen 42
Sandi Bai 246
Sandwich Ins. 158, 194, Insln 303
Sandy Ins. 202
Sanna, ... 268
Santa Cruz Ins. 180
Santa Cruz-Archipel 178, 180
Sarigan Ins. 267
Satahuel Ins. 287
Sauvageeiland Ins. . . . 362
Saypan oder St. Jos. Ins. 267
Scarborough Ins. 303
Schatz-odr. Treasuryislands-Insln. 174
Schauturuh Ins. 247
Schouten Ins. 149
Schwanen-Fluß 43
Scilly Ins. 363
Sesarge Ins. 176
Sesarpa, Berg 165
Sevile Ins. 387
Shephert Ins. 193

Seite

Shoal Fl. 92
Schortland Ins. 174
Schwanen-Fluß 46
Shoalhafen-Fluß 101
Siang Ins. 148
Siena Ins. 268
Simson Ins. 303
Sisipa Ins. 148, 177
Slape Ins. 146
Snares, Klippen 250
Societäts-Insln. 393
Solanders-Ins. 250
Solitary Ins. 342
Sorell 115
Spencers-oder Bonaparte-Busen 42
Squalli oder Sturm-Ins. . 159
Staffa 115
Steffens Insln. 161
Stewarts-Insln. 178
Stierling 43
Stuart Ins. 250
Sturm-oder Squalli Ins. 159
Styx Fl. 117
Süd-Ins. 270
Süd-Head, Landspitze . . 93
Südkap Brgb. . . . 107; 250
Südwestkap Brgb. . . . 107
Sugarloafpoint Bucht . . 248
Surprise Ins. 202
Swalow-oder Keppels-Ins. 181
Sweert Brgb. 159
Swift Ins. 270
Sydney 93

T.

Tafel-Berg 107
Tafelkap, Brgb. 248
Tahappea Distrkt. . . . 380
Tahoora, Taura Ins. . . 308
Tahura, Tahoora Ins. . . 335
Tahurawa, Tauroa Ins. 308 330
Talao Hafen 380
Tamaipoenamoo Ins. . . 249
Tamar Fl. 107
Tamatam Ins. 288
Tamatapapa Ins. 308
Tanna Ins. 194
Taowate Ins. 393

Seite
Tapaonanoa Jnſ. 380
Tasman-Fluß 116
Tasmanien 102 106
Tasmanns-Bai 249
Tasmanshead, Vrgb. . . 107
Tasmanspik Bai 107
Taumago Jnſ. 183
Taura, Tahoora Jnſ. . . 308
Tauroa, Tahurawa Jnſ. 308 330
Tawai, Towi Jnſ. . . . 308
Tegi Jnſ. 298
Temo Jnſ. 298
Tetaha, Diſtrkt. 379
Tethuroa Jnſ. 380
Themſe Fl. 117
Thule Jnſ. 278
Tinian Jnſ. 267
Tiam Jnſ. 299
Tierra del Eſpiritu ſanto-od. heil. Geiſt Jnſln. . . . 188
Toahutu, Diſtrkt. . . . 380
Tobual Jnſ. 300
Tofoa Jnſ. 358
Togadoo-Bai 247
Tolaga-Bai 248
Toll Jnſ. 288
Tomiay Jnſ. 148
Tonga Tongatabu Jnſ. . 357
Tongaarchipel oder Freundſchafts-Jnſln. . . 347, 357
Tonnomaga Jnſ. 357
Torre Jnſ. 43
Torrell Jnſ. 288
Torres-Straße . . . 129, 147
Torua Jnſ. 299
Toutora, Diſtrkt. . . . 380
Towaihe-Bai 313
Towi, Atowi, Atowai Jnſ. 334
Towi, Tawai Jnſ. . . . 308
Traitorshead, Vrgb. . . . 194
Tranzit Jnſ. 270
Treaſures-Jnſ. 182
Treaſuryislands oder die Schatz-Jnſln. 174
Trevanion, Hafen 180
Trial-Bai Fluß 105
Trobriand Jnſ 163
Tſchitſchakow Jnſ. . . . 385
Tubuai Jnſ. 382
Tucopia Jnſ. 182
Tumaresk 102
Tunas Jnſ. 266
Tuquas Jnſ. 287
Turnagain Vgb. 248
Turtle-Jnſ. 337
Tyrowai-Bai 313

U.

Uahuga Jnſ. 393
Ualan Jnſ. 288
Udirik Jnſ. 298
Ulatan Jnſ. 287
Ulea Jnſelgruppe 286
Uloa Jnſ. 335
Ulietea Jnſ. 381
Uliewire 286
Ulimaroa (Neu-Holland) Jnſ. 39
Uloe Jnſ. 287
Umata 268
Uracas Jnſ. 266
Uru Jnſ. 148

V.

Vandiemensland 106
Vandola Jnſ. 160
Vangeron, Hafen 246
Vanikoro Jnſ. 181
Vasquez Jnſ. 251
Vavitao Jnſ. 382
Vela Jnſ. 266
Vera Cruz, Hafen, . . . 183
Verat Jnſ. 336
Verräther-Bai 247
Villa Pitti 268
Viti- oder Fidſhiarchipel-Jnſln. 335
Vogel-Jnſln. 299
Voglerö-Bai 42
Volkano Jnſ. 181
Vulkane die, Jnſln. . . . 269
Vulkano, Jnſ. 155
Vyemattih 246

W.

Wahahhainah-Diſtrikt . . 379
Wahinia Thal 378

	Seite
Wahmadua, Distrkt.	330
Wahu, O'Wahu Jns. 330,	308
Waigiu Jns.	147
Waihu Jns.	394
Wai-Kea Bai	328
Wairama Fluß	328
Wairuku Fluß	328
Waititate Jns.	362
Wallis-Jns. 342,	157
Wallisplains Stadt, Ebene	103
Walpole Jns.	203
Wammoriswari	146
Warbasseri	146
Wariapy Staat	146
Warmassime Staat	146
Waropaine Staat	146
Washingtons-Gruppe	393
Waterland Jns.	385
Waujau	334
Wawao Jnselgruppe	358
Wedeah Distrkt.	379
Weia Kea Fuß	328
Weinachts-Hafen	299
Whairi, Distrkt.	380
Welle Jns.	164
Wellington-Berg	114
Willingtons-Ebenen	101
Thal	104
Werthernport	118
Wessel Jns.	150
Westaustralien	127
Westermountains Berg	107
Westernport	101
Westkap, Vrgb.	250
Westmoreland, Prov.	103
Whapianau Distrkt.	379
Wharuny Distrkt.	379
Wheiride, Distrkt.	380
White oder Blanche Jns.	149
Whyrupuh, Distrkt.	379
Wilberforce	99
Wilhelm Fluß	43
Williams-Fluß	102
Windsor	98
Wisa Jns.	358
Wittgenstein Jns.	385
Witts-Land 43,	126
Wiyoula, Distrkt.	380
Wolchonsky Jns.	386
Wombatbrusch Wald	100
Wony Jns.	149
Woodle Jns.	363
Woodypoint, Bucht	248
Wopimi Staat	146
Wororay Berg	309
Worowau Berg	327
Wykaddy	246
Wyotte Distrkt.	380
Wytanghi Fluß	246
Wyuwa, Distrkt.	380

Y.

	Seite
Yams-Bai	335
Yay Jns.	279
Ysselug Jnselgruppe	280
Yo Jns.	148
York 117; Berg 103; Jns. 155, 342; Halbinsel	42
Yorks-Bucht	116

Z.

	Seite
Zarpana oder Rota Jns.	267
Ziegen-Jnsln.	299
Zwey Brüder-Jnsln	394
Zweihügeleiland, Jns.	193

Verzeichniß der Kupfer zu diesem Bande.

	Seite
Sydney	92
Hobartstown	114
Bai Carteret auf Neu-Irland	156
Gräber der Kinder auf den Salomonsinseln	174
Tonga Tabu	358
Otahiti	378

Übersicht des ganzes Werkes:

Schütz's allgemeine Erdkunde

in 30 Bänden.

Band I. und II. Geschichtliche Übersicht der Erdkunde und ihrer Fortschritte durch Entdeckungsreisen, Schiffahrt und Handel. Von W. Tielcke.

„ III. — VI. Gemälde von Asien. Mit 23 Kupfern. Von J. G. Sommer.

„ VII. — X. Gemälde von Amerika. Erster und zweiter Theil mit 9 Kupfern von J. G. Sommer. — Dritter und vierter Theil mit 11 Kupfern von G. A. Wimmer.

„ XI. und XII. Gemälde von Afrika. Mit 12 Kupfern. Von G. A. Wimmer.

„ XIII. und XIV. Gemälde der österreichischen Monarchie. Von Blumenbach. Erster und zweiter Theil mit 10 Kupfern.

„ XV. Gemälde der preußischen Monarchie mit 5 Kupfern. Von E. W. v. Schlieben.

XVI. Gemälde der deutschen Bundesstaaten. Von E. W. v. Schlieben. Erster Theil mit 5 Kupfern.

„ XVII. Gemälde der deutschen Bundesstaaten. Von E. W. v. Schlieben. Zweiter Theil. — Gemälde des Königreichs der Niederlande (Holland). Von Neigebaur. Mit 5 Kupfern.

„ XVIII. Gemälde von Spanien und Portugal. Mit 6 Kupfern. Von A. Wolf.

„ XIX. Gemälde von Frankreich. Von J. G. Fr. Cannabich. Erster Theil mit 5 Kupfern.

„ XX. Gemälde von Frankreich. Von J. G. Fr. Cannabich. Zweiter Theil. — Gemälde von Belgien. Von Neigebaur. Mit 5 Kupfern.

„ XXI. Gemälde der Schweiz. Mit 5 Kupfern. Von Neigebaur.

„ XXII. und XXIII. Gemälde Italiens, Malta's und der Jonischen Inseln. Mit 11 Kupfern. Von Neigebaur.

„ XXIV. Gemälde von Großbritannien und Irland. Mit 5 Kupfern. Von A. Grünes.

„ XXV. Gemälde von Scandinavien (Schweden, Norwegen, Dänemark). Mit 5 Kupfern. Von Neigebaur.

„ XXVI. und XXVII. Gemälde von Rußland und Polen, und dem Freistaat Krakau. Mit 10 Kupfern von J. G. Fr. Cannabich.

„ XXVIII. Gemälde der österreichischen Monarchie. Von Blumenbach. Dritter Theil. Mit 6 Kupfern.

„ XXIX. Gemälde der europäischen Türkei und Griechenlands. Mit 6 Kupfern. Von G. A. Wimmer.

„ XXX. Gemälde von Australien. Mit 6 Kupfern. Von G. A. Wimmer.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Allgemeine Übersicht von Australien . . . 21

I. Neuholland 39

II. Westaustralien 127

1. Neu-Guinea 127
2. Neu-Britannien 150
3. Der Archipel Louisiada 161
4. Die Salomonsinseln 164
5. Der Archipel von Santa-Cruz . . . 178
6. Der heil. Geistarchipel 183
7. Neu-Caledonien 195
8. Neu-Seeland 203

III. Ostaustralien. 252

A. Nördlicher Australarchipel. . . . 253

1. Die Marianen 253
2. Die magellanischen Inseln 269
3. Die Carolinen oder neuen Philippinen . . 271
4. Die Radakkette nebst den Ralik- und Fischerinseln und Lord Mulgrave's Archipel . . . 292
5. Die Sandwichinseln 303

B. Südlicher Australarchipel . . . 335

1. Der Viti- oder Fidschiarchipel 335
2. Die Navigators- oder Schifferinseln . . 340
3. Der Tongaarchipel oder die Freundschaftsinseln . 347
4. Der Cooksarchipel 359
5. Der Gesellschaftsarchipel 363
6. Der Archipel der niedrigen Inseln. . . . 382
7. Der Mendanaarchipel. 391
8. Zerstreute Inseln 394

Verbesserungen in diesem Bande.

Seite	Zeile		statt	lies
2	10	von oben	nach vom	atlantischen,
—	11	—	nach vom	stillen und
5	9	von unten		einen zweyten Habak.k
24	17	von oben	Kugel	Kegel
29	2	von unten	Belew	Pelewinsel
37	13	—	Yava	Awa
69	8	—	fer	der
	eine Zeile weiter oben:		deißt	heißt
	noch eine Zeile weiter oben:		Eines	eines
112	20	von oben	eine Null auszulöschen	
130	6	von oben	Mac=Clues	Mac=Cluers
151	17	—	au	auf
228	13	von oben	ihr	sein
278	14	—	ihre	seine
338	9—10	—	die= er	die= ser
351	16	von unten	lüstige	lästige
352	15	—	Dithyramben	Dithyramben
278	3	von oben	statt: einen so großen Unterschied macht; lies: so groß ist.	
